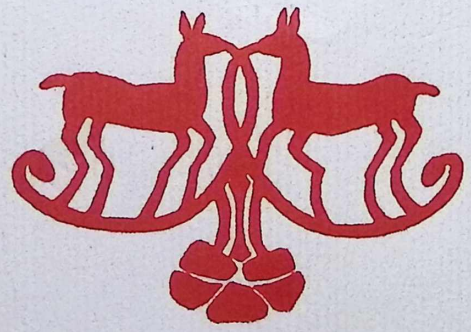
Martin Wähler

Thüringische Volkskunde



Eugen Diederichs Verlag

Martin Wähler

Thüringische Volkskunde



Eugen Diederichs Verlag Jena

Mit 142 Abbildungen und 2 Karten

Buchausstattung: Max Thalmann

1.–3. Tausend
Copyright 1940 by Eugen Diederichs Verlag
Jena. Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

Inhalt

Vorwort mit einem Überblick über die Geschichte der volkskundlichen Forschung in Thüringen 9

I. Die Bildung des thüringischen Stammes 17
1. Umfang des Begriffes Thüringen. 2. Die Bewohner Thüringens in vorgeschichtlicher Zeit. 3. Die Bewohner Thüringens in geschichtlicher Zeit.

II. Die politische und kulturelle Entwicklung Thüringens 58
Staatliche Organisation seit 300 n. d. Z. Kirchliche und rechtliche Gliederung. Geschichtliche Einheit. Mittelpunkte des geistigen und künstlerischen Lebens.

III. Die soziale Schichtung der thüringischen Bevölkerung 69
Bauern. Wäldler: Olitätenhändler, Holzarbeiter, Zapfensteiger, Köhler, Holzverarbeiter, Schnitzer, Flößer; Heimarbeiter: Schiffchenschnitzer, Tuschkastenmacher, Puppenkleidnäherinnen, Drücker, Maskenmacher, Glasarbeiter und -bläser, Christbaumschmuckhersteller, Augenmacher, Glasspinner. Porzellanarbeiter. Töpfer, Kleineisengewerbler. Gewehr- und Büchsenmacher. Schieferarbeiter. Wirtschaftlicher Aufschwung auf dem Thüringer Walde. Metallarbeiter. Tuchmacher und Handweber. Zeißianer. Bergarbeiter. Kleinbürger.

IV. Siedlungsweise und Bevölkerungsbewegung 96
Haufendörfer, Gutsweiler, Straßen-, Gassen- und Reihendörfer, Rundlinge, Einzelhöfe, Wüstungen. Entwicklung des thüringischen Dorfes. Dorfgerichtsplätze. Gemeinschaftsbesitz. Dörfliche Gruppen. Auswanderung und Bevölkerungsbewegung.

V. Wohnweise 120
Hausformen in Dorf und Stadt. Hausschmuck und -inschriften.

VI. Volksnahrung 143
Kuchen. Kartoffelkloß. Spottname „Heringsnasen". Speisenordnung. Rostbratwurst. Gebildbrote.

VII. Volkskunst und Volkstracht 160
Bild und Sinnbild. Plastik. Spielzeug. Wahrzeichen. Hausrat. Tracht.

VIII. Volkssprache 174
Mundart. Namensbildung. Haus-, Spitz-, Schimpfnamen. Ortsneckereien. Vergleichende Redensarten und Sprichwörter. Skatausdrücke. Fremdwörter. Volksrätsel. Gelegenheitsdichtung.

IX. Volksmusik und Volkslied 233
Schellengeläute. Volksinstrumente. Singgelegenheiten. Volksliedgut nach den Liedgattungen. Kinderreime, -spiele und -lieder. Das thüringische Volkslied „Ach, wie ist's möglich dann". Kennzeichnende Züge des thüringischen Liedes. Volkstanz.

X. Volksglaube 281
Teufel. Drachen. Hexen. Binsenschnitter. Geisterglaube. Einmauerung von Kindern und Tieren. Feuersegen. Nagelsteine. Schleifrillen und -näpfchen. Gestirne. Vorzeichen. Wetterprophezeiungen. Hundertjähriger Kalender. Wetterberge. Träume. Orakeltage. Kartenlegerinnen. Pythia des Weltkrieges.

XI. Volksmediziniſcher Glaube und Brauch 318
Verhältnis des Volkes zur Krankheit. Natürliche Heilweiſe mit Heilpflanzen. Magiſche Heilweiſe. Kohlenſchöpfen. Meſſen des Kranken. Krankheit als ſelbſtändiges Weſen. Übertragung. Verknotung. Das Verhältnis des Kranken zum Volksheilkundigen.

XII. Brauchtum und Glaube im Lebenslauf 346
Glaube und Religion. Geburt und Taufe. Schuleintritt. Schulentlaſſung. Hochzeit. Tod und Begräbnis. Nachrufe.

XIII. Sitte und Brauch im Jahreslauf 402
Weihnachten und Neujahr: Weihnachtsbaum, Pyramide, Klingeltag, Weihnachtsfeuer, Beſcherung, Neujahrsſprüche, Dreikönigsſingen. Vorfrühlingsbräuche: Lichtmeß, Niſteln am Peterstag, Faſenacht, Hutzelfeuer, Gregoriusfeſt, Eiſenacher Sommergewinn, Brautball. Oſtern: Oſterfeuer, -waſſer, -ei, -baum. Zuſammenfinden der Jugend. Aprilſcherze. Frühlingsbräuche im Mai und zu Pfingſten: Walpurgisabend und Maifeuer. Ramſchelfeſt in Hayn. Maibaum. Maienſpiele. Flurbegehungen. Der Zug vors Korn in Großengottern. Handwerkerfeſte und Herrenpartien. Pfingſtfeſt. Pfingſtlaube. Pfingſtbraut. Jägerprinz und Jägermädchen in Thüringenhauſen. Kranzſtechen. Queſtenfeſt. Queſtenberge. Schoßmaier im Kreiſe Mühlhauſen. Laubmann. Froſchfeſt in Thürungen. Steckenpferdreiten in Molſchleben. Reiterſpiele. Kuhſchwanzfeſt in Eisfeld. Brunnenfeſte in Mühlhauſen und Langenſalza. Buzelfeſt in Mörla. Naumburger Kirſchfeſt. Heiratsmärkte. Lappenſchießen in Kettmannshauſen. Kirmſen um Himmelfahrt. Ablaßfeſt in Thamsbrück. Heringsfeſt in Arlesberg. Schäfertanz. Sommer und Ernte: Sommerſonnwende. Johanniskranz und Roſentopf. Johannisfeſt in Schöten. Jahresfeſte der Zünfte. Roſenfeſte. Marientag in Schwerſtedt. Erntebrauchtum. Ernteumzug in Sömmerda. Erntefeſt. Kirmſe: Zwiebelkirmes in Weimar. Kirmes in Mühlhauſen. Kirmesſchaukel. Kirchweih in Brotterode. Herbſt und Winter: Schlachtfeſt. Martinstag in Erfurt, Nordhauſen, Schleuſingen. Andreastag. Nikolaustag. Brauchtum der Handwerker: Studentiſche Depoſition. Feierſtunde der Induſtriearbeiterſchaft.

XIV. Der thüringiſche Stammescharakter 502
Raſſiſche Einſchläge. Lebensraum. Folgen der Blutmiſchung. Aufgeſchloſſenheit und Beweglichkeit. Ausgleichende Haltung. Muſikalität. Proteſtierender Zug. Erzieheriſche Begabung. Bedeutung des Spieles. Lyrik und Lebensphiloſophie. Sprachſchöpferiſche Befähigung. Einigende Kraft. Herz Deutſchlands.

Belege und Anmerkungen 527

Stichwortverzeichnis 545

Vorwort

Volkskunde ist Kunde vom Leben des Volkes und zwar besonders von seinem geistig-seelischen Leben. Die geschichtlichen, kulturellen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten sind immer Grundlage alles geistig-seelischen Seins und werden deshalb zur Begründung herangezogen. Der Wissenschaftscharakter der Volkskunde verlangt mit Recht, daß die einzelnen Erscheinungen des heutigen Lebens als Niederschläge einer älteren Kultur verstanden werden. Die geschichtliche Betrachtungsweise allein ermöglicht die Erkenntnis, seit wann und warum das Leben und Wesen des Volkes oder irgendeiner anderen völkischen Gemeinschaft, wie z. B. eines Stammes, so ist, wie es sich jetzt zeigt, und was von diesem gegenwärtigen Leben auf germanischem Grunde erwachsen, also uns wesensgemäß oder wesensfremd ist. Die geographische Betrachtungsweise kann bei der Beschränkung auf den Raum des thüringischen Stammes nur in maßvollen Grenzen angewandt werden. Es sei hier zur Ergänzung auf den auch für Thüringen bedeutsamen deutschen Volkskunde-Atlas hingewiesen.

Im übrigen wird ein Wirklichkeitsbild des heutigen thüringischen Stammestums erstrebt. Nietzsches Wort machen wir zu dem unsrigen: „Was den Menschen rechtfertigt, ist seine Realität... Um wieviel mehr wert ist der wirkliche Mensch, verglichen mit einem bloß gewünschten, erstrebten, erstunkenen und erlogenen Menschen? Mit irgendeinem idealen Menschen?" Alfred Bäumler, der den Begriff „politische Wissenschaft" enger, als es vielfach geschieht, gefaßt wissen möchte, sieht die völkische Wirklichkeit als Grundlage der politischen Erziehung an, wenn er (Politik und Erziehung, 1937, S. 46) sagt: „Die Volkskunde, die das Volk nimmt, wie es ist, gehört zu den Wissenschaften, die wir vorzüglich ehren." Nur wer das Wirklichkeitsbild des thüringischen Stammeslebens in der Gegenwart mit allen Licht- und Schattenseiten kennt, kann den Stamm zu dem Ziel hin erziehen, das als Ideal vorschweben mag. Unter Gegenwart wird in diesem Buche das Jahrzehnt 1929–1939 verstanden, unter der thüringischen Landschaft im allgemeinen der Gau Thüringen, der das Land Thüringen, den Regierungsbezirk Erfurt und den Kreis Schmalkalden umfaßt.

Das Bild des thüringischen Stammes, das von seinem Leben im folgenden gezeichnet wird, baut sich in erster Linie auf eigenen Beobachtungen auf. Als geborener Thüringer kenne ich den Thüringer und habe dazu ganz systematisch auf zahlreichen Wanderungen und Fahrten Kreis für Kreis und darin wieder Ort für Ort vom Südharz bis nach Südthüringen, von der Rhön bis zum osterländischen Kreis Altenburg besucht, so daß es kaum eine Siedlung zwischen Harz und Thüringer Wald gibt, die ich nicht kennengelernt hätte.

Vor allem habe ich aber mit den dort heimischen Menschen die Verbindung aufgenommen und mir ein Bild von dem vielgestaltigen Leben und den Äußerungen des thüringischen Stammestums in den einzelnen Bezirken verschafft. Die Ortsangabe, die ich meinen Darlegungen vielfach in Klammern beigefügt habe, soll im allgemeinen nicht sagen, daß die betreffende Erscheinung nur dort zu finden wäre, sondern sie soll die Überprüfung meiner Ergebnisse ermöglichen. Änderungen, wie sie gerade in der Gegenwart, der Zeit eines ganz gewaltigen Umbruches auf wirtschaftlichem, sozialem und geistigem Gebiete vorkommen, werden nicht selten zu verzeichnen sein. Für Mitteilung solcher Wandlungen, auch der kleinsten, bin ich dankbar. Durch mein dienstliches Wirken zunächst in Thüringen, dann aber auch im Südwesten, Nordosten und Nordwesten Deutschlands und durch die sich einem Volkskundler ganz von selbst aufdrängenden Vergleiche der verschiedenen Menschenschläge und ihrer Äußerungen in den verschiedenen Stammesgebieten glaube ich meinen Blick nicht nur geweitet, sondern auch für die wesentlichen Eigenarten so geschärft zu haben, daß ich, dank des gewonnenen Abstandes, gegen Einseitigkeiten und Engigkeiten in der Beurteilung des eigenen Stammestums gefeit bin.

Zu wiederholten Fahrten durch das thüringische Stammesgebiet haben mich dann vor allem die Antworten der thüringischen Lehrerschaft im Lande Thüringen und im Regierungsbezirk Erfurt auf den volkskundlichen Fragebogen, die zwischen 1927 und 1932 von dem damaligen Leiter der thüringischen Beratungsstelle für Heimatschutz und Denkmalpflege, Herrn Regierungsrat Fritz Koch, und mir als dem damaligen Leiter der thüringischen Landesstelle für den deutschen Volkskunde-Atlas ausgegeben wurden, veranlaßt. Besonders für die Kapitel 4, 5 und 8 bin ich diesen mehr oder minder umfangreichen, mehr oder minder wertvollen Berichten der thüringischen Lehrerschaft zu großem Dank verpflichtet, da sie mich manchmal auf Äußerungen und Formen hingewiesen haben, die nur dem viele Jahre Ansässigen bekannt oder sichtbar sein können. Ich habe aber die mir auf diesem Wege zugeleiteten Angaben meist persönlich nochmals an Ort und Stelle überprüft.

Mit Rücksicht auf die Zeitlage habe ich an der ursprünglich viel umfangreicheren Ausarbeitung zahlreiche Streichungen vorgenommen und vor allem die Abschnitte gekürzt, über die schon Darstellungen vorliegen, wie z. B. über die thüringische Volkskunst und die thüringischen Trachten. Alle anderen Kapitel versuchen die wesentlichen Seiten des volkstümlichen Lebens der Thüringer zu schildern und zu begründen, und zwar ebenso bei der Arbeit wie bei der Feier. Bei der bewußten Beschränkung auf die volkskundliche Seite der Äußerungen des Volkslebens, die mich in diesem Buche die Erscheinungen meist nur insofern erörtern ließ, als sie für die thüringischen Menschen etwas aussagen oder für sie etwas bedeuten, habe ich alle rein altertumskundlichen Fragen beiseitegelassen. Zum Teil finden einige Kapitel, wie z. B. Haus und Hof, Sage, Erzählung und Volksdichtung, demnächst eine

besondere und zwar weiter reichende Behandlung, wobei auch das Bild der alten thüringischen Volkskultur noch stärker hervortreten soll. Bei der Anführung der Schriften habe ich keineswegs Vollständigkeit erstrebt, sondern nur das brauchbare und wichtige Schrifttum genannt. Bei meinen Ausführungen habe ich mich so schlicht und so deutsch wie möglich auszudrücken versucht, um auch dem fachlich nicht vorgebildeten Leser das volle Verständnis zu ermöglichen. Das vorliegende Buch war bei Ausbruch des Krieges im September 1939 abgeschlossen.

Eine thüringische Volkskunde ist bisher noch nicht geschrieben worden. Sooft thüringische Sagen zusammengestellt worden sind, so wenig hat sich ein Forscher an das gesamte volkstümliche Leben der Thüringer herangetraut. August Witzschel hat im 2. Teile seiner „Kleinen Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatkunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen" (Wien 1878), S. 155–342, Stoff zu Aberglauben, Sitten und Bräuchen ausgebreitet, aber mit Beschränkung auf West- und Nordthüringen und ohne jede Verarbeitung. Die Schwierigkeiten sind in der früheren politischen Zerklüftung und dem Geiste der Kleinstaaterei, der auch die wissenschaftlichen Aufgaben meistens auf die Fürstentümer beschränkte, begründet. Ferner hat Fritz Regel das 2. Buch seines Geographischen Handbuches „Thüringen" (Jena 1895) den Bewohnern gewidmet. Auch hier fehlt dem Vielerlei, das planlos, mehr zufällig von hie und da zusammengetragen worden ist, das einigende Band.

Da man „Land und Leute" auch früher richtig in ihrem wechselseitigen Verhältnis zusammen sah, hat die volkskundliche Betrachtung ihren Platz in mancher „Landes- und Volkskunde" der thüringischen Kleinstaaten gefunden, z. B. bei Georg Brückner, Landeskunde des Herzogtums Meiningen. Meiningen 1853; in des gleichen Verfassers Volks- und Landeskunde des Fürstentums Reuß j. L. Gera 1870; bei Berthold Sigismund, Landeskunde des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt. Rudolstadt 1862/63 und bei anderen.

Schon im 17. und 18. Jahrhundert haben einige Forscher in Thüringen der Kunde vom Volke Beachtung geschenkt, als diese Sicht in die Tiefenschicht des Volkes noch ganz ungewöhnlich und als „Lebensnähe" eine unbekannte Zielstellung war.

In Jena nahm sich vor allem der Rechtsgelehrte und Professor Dr. Adrian Beier (1634–1698), der Sohn des als Geschichtsschreiber bekannten Archidiakonus M. Adrian Beier (1600–1678)[1], nach der Mitte des 17. Jahrhunderts der Erforschung des Handwerks an, indem er das Zunftwesen und den Gerichtsbrauch der Handwerker, den Zunftzwang und vor allem die einzelnen Stufen zur Meisterschaft allgemein und, was wir als besonders wertvoll empfinden, aus der lebensvollen Kenntnis thüringischer Verhältnisse heraus behandelte. Für die namentlichen Bezeichnungen der Handwerksverrichtungen und die umgehenden zünftigen Redensarten gibt es für das 17. Jahrhundert kaum eine bessere Quelle als Adrian Beier. Vor ihm hatte

schon in Jena J. V. Bechmann mit zwei Werken dem Handwerk sein Interesse zugewandt: De Jure Tribuum Vulgo Zünfte und Innungen der Krahmer und Handwercksleute. Jena 1669, und Opifices et Literatos Clancularios, Vulgo Pfuscher. Jena 1744 (spät. Aufl.). In einer Geschichte der Handwerkskunde und damit auch der sozialen Volkskunde verdient Adrian Beier an bevorzugter Stelle genannt zu werden. Von seinen auch volkskundlich bedeutsamen Werken seien hier genannt:

Tyro Opificiarius der Lehr-Jung. Jena 1688 (1682[1]).

Boethus Opusculorum Juridico Fabricensium der Handwercks-Gesell. Jena 1685.

Magister Prudentiae Juris Opificiarii Praecursor ... der Meister bey den Handwercken. Jena 1692 (1685[1]).

Tractatus de origine speciebus et interpretatione iuris opificiarii. Von Handwercksrecht und Gewohnheiten. Jena 1686.

De Manufacturiis. Von denen Waaren, welche mit der Hand gemacht werden. Jena 1744[1].

De Jure Prohibendi. Von der Zünffte-Zwang, ed. Fr. G. Struve. Jena 1721 (1687[1]).

De Collegiis Opificum. Von der Handwercks-Zünffte-Wesen und sonderbarem Gerichtsbrauch. Jena 1688.

De Conviciis Opificum. Von Schelten der Handwercker. Jena 1689.

De Varii Generis Instrumentis cum maxime Opificum occasione. Vom Handwercks-Zeuge. Jena 1691.

De Officinis et Tabernis Opificum. Von Werckstätten und Krahm-Laden der Handwergs Leute. Jena 1692.

De Artificibus Palatinis. Von Hofe-Handwerckern. Vratislaviae 1692.

Allgemeines Handlungs-, Kunst-, Berg- und Handwercks-Lexicon. Herausgegeben v. Fr. G. Struve. Jena 1722.

De domesticis Opificum. Von Meisters Söhnen. Jena 1695.

Der Altenburger Gymnasialkonrektor Friedrich Friese[2] (1668–1721) behandelte 1703 die bäuerliche Bevölkerung seiner Heimat: „Historische Nachricht von denen merkwürdigen Ceremonien derer Altenburgischen Bauern, wie sie es nemlich bei Hochzeiten, Heimführung der Braut, Gesinde-Miethen, Beerdigungen, Kleidung und Tracht, wie auch mit ihrer Sprache gemeiniglich zu halten pflegen, dabei zugleich gewiesen wird, wie einige Ceremonien anderer Völker mit solchen ziemlich übereinkommen und was man darbey für nützliche Meditationes haben könne. Leipzig 1703." Der städtischen Bevölkerung, insbesondere dem Handwerkerstande mit ihrem Glauben und Brauch, widmete er von 1705–1716 20 Abhandlungen unter dem Gesamttitel „Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politica", schließlich noch „Ceremonial und Privilegia derer Trompeter und Pauker". Offenbar ist Friese von seinen akademischen Lehrern in Leipzig, wo er selbst eine Zeitlang Dozent war, für seinen Stoff und die volkskundliche Betrachtungs-

weiſe gewonnen worden. Er hat außerdem als erſter Fragebogen ausgegeben, um ſeinen Stoff zu ſammeln.

In Jena bearbeiteten um dieſelbe Zeit Studenten volkskundliche Themen unter dem Einfluß des Theologen Johann Caſpar Zeumer, der aus Sachſen ſtammte, in Nachbarorten von Jena Pfarrer war und mehrere volkskundliche Abhandlungen über das Jahresbrauchtum, natürlich als Kind ſeiner Zeit in theologiſcher Betrachtungsweiſe, verfaßte, wie z. B.:

Bacchanalia Christianorum, vulgo: das Carneval. Jena 1699.
Ignem Johanneum, vulgo: das Johannis-Feuer. Jena 1699.
Diem viridum, vulgo: Grüner Donnerstag. Jena 1700.

Johann Heinrich Kindervater aus Kelbra in der Goldenen Aue ſchrieb, von Zeumer beraten: Laetare, vulgo: der Todten-Sonntag. Jena 1701. Da Kindervater auf einigen Exemplaren der Diſſertation als autor, nicht als bloßer respondens Zeumers benannt iſt, muß er, was man bisher überſehen hat, als Verfaſſer angeſehen werden.

Auch Chriſtian Heinrich Brömel, Pfarrer in Marlishauſen bei Arnſtadt, hat in ſeiner Abhandlung „Feſt-Tänze der erſten Chriſten und darauf erfolgte alte und neue Mißbräuche bei den S. Johannis-, Veits-, Eliſabeths- etc. Tänze, auch ſchändtliche Greuel derer heutige Tänze, auf die Sonn- und Feſt-Tage. Jena 1701" bei aller theologiſch-moraliſierenden Haltung wichtige Einblicke ins Volksleben vermittelt.

Von der Geſchichte der Volkskunde bisher unbeachtet, hat in Thüringen ferner der aus Erfurt ſtammende Theologe und Pädagoge Chriſtian Gotthilf Salzmann[3] in Schnepfenthal das Volksleben aller Schichten, der Bauern, Kleinbürger, Gelehrten, Fürſten und Proletarier in kritiſch-pädagogiſcher Einſtellung in den Kreis ſeiner Erörterungen gezogen. Salzmann könnte als genialer Fortſetzer der Beſtrebungen Friedrich Frieſes und als bedeutſamer Vorgänger W. H. Riehls gewertet werden, wenn er ſich zuſammenhängend über alle dieſe Fragen ausgeſprochen hätte. Aber für ihn ſtand das Pädagogiſche ſo im Vordergrunde, daß er, unſyſtematiſch wie er war, die ſoziale Lebenswirklichkeit und die geiſtig-ſeeliſche Haltung der ſtändiſchen Gruppen nur zum Unterbau für ſeine pädagogiſchen Romane und Abhandlungen benutzte. Das weitſchichtige Material ſeiner Beobachtungen des Volkslebens liegt verſtreut vor in den dickleibigen Jahrgängen ſeiner Schnepfenthaler Zeitſchrift „Der Bote aus Thüringen" (1788–1811), in ſeinen Romanen „Conſtants kurioſe Liebesgeſchichte und ſonderbare Fatalitäten, ein Buch für das Volk, beſonders für Handwerksburſchen". Leipzig 1791/93; „Carl von Carlsberg oder über das menſchliche Elend". Roman in 6 Bänden. Leipzig 1783/88; in ſeiner Abhandlung „Über die Erlöſung der Menſchen vom Elende". 2 Bände. Leipzig 1789/90.

Ebenſowenig zuſammenhängend hat die aus der Mark ſtammende, in Thüringen aber heimiſch gewordene Marthe Renate Fiſcher[4] (1851–1925) das thüringiſche Volksleben, beſonders den Volksglauben bearbeitet, wiewohl

sie, wie sonst niemand vor ihr, den thüringischen Aberglauben in seiner starken Wirkung und machtvollen Ausbreitung erkannt und in ihren thüringischen Romanen und Erzählungen das thüringische Volksleben wirklichkeitsgetreu und lebensnah dargestellt hat, wie z. B. in „Die aus dem Drachenhaus", „Die Blöttnertochter", „Toska baut", „Die kleine Helma Habermann", „Das Patenkind" und in anderen Romanen.

„Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" hat sich 1885 namenlos „ein thüringischer Landpfarrer" (Gebhardt in Molschleben bei Gotha) tief und eindringlich geäußert wie bisher niemand in ganz Deutschland. Das von Gebhardt gezeichnete Bild hat auch heute noch weithin Geltung, da er viele dauernde Einstellungen und Glaubenshaltungen thüringischer Bauern, die nur von der Arbeit am Boden her zu verstehen sind, erkannt und aufgedeckt hat. Freilich scheint mir Gebhardts scharfes Auge zwar die Wirklichkeit erfaßt zu haben, nicht aber die volle Wahrheit, die nur das Auge der Liebe sieht, die mit den anderen und nicht über ihnen lebt. Es fehlte ihm die Ehrfurcht vor den metaphysischen Hintergründen und die Gehaltenheit in der Darstellung, die Marthe Renate Fischer als Dichterin eigen waren.

Die vortreffliche Waldfrau Luise Gerbing (1855–1927 in Schnepfenthal), die neben kulturgeschichtlichen Abhandlungen „Die Flurnamen des Herzogtums Gotha und die Forstnamen des Thüringer Waldes zwischen der Weinstraße im Westen und der Schorte (Schleuse) im Osten. Jena 1910" verfaßte, errichtete sich mit dem liebevoll geschriebenen und gut bebilderten Buche „Die Thüringer Trachten in Wort und Bild. Erfurt 1925" ein dauerndes Denkmal.

Als wissenschaftlicher Systematiker auf volkskundlichem Gebiete erweist sich der in Erfurt geborene Germanist Oskar Schade (1863–1906), der im „Weimarischen Jahrbuch" 1854 „Volkslieder aus Thüringen" veröffentlichte und besprach, dann aber, weit über Thüringen hinausgreifend, daselbst 1856 „Vom deutschen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied" und über die Urform handwerklichen Verbandsbrauchtums ebenda 1857 „Über Jünglingsweihen. Ein Beitrag zur Sittenkunde" schrieb.

Der einer thüringischen Familie entstammende Ludwig Erk und der aus Willerstedt (Kr. Weimar) gebürtige Franz Magnus Böhme, die in ihrer dreibändigen Liedersammlung „Deutscher Liederhort" die bedeutsamste deutsche Volksliedersammlung schufen, haben leider dem thüringischen Volksliede keine besondere Beachtung geschenkt.

Für Südthüringen sind außer Georg Brückner noch zu nennen: August Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg im Meininger Oberland, Weimar 1858, und B. Spieß, Volkstümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen, Wien 1869. Des Eichsfeldes hat sich angenommen Karl Wüstefeld, Eichsfelder Volksleben, Duderstadt 1919, und Aus der eichsfeldischen Heimat, Duderstadt 1925.

Das gesamte thüringische Volkstum, wie es sich im Laufe der Geschichte entwickelt hat, verlangt eine geschlossene Betrachtung. Trotz aller Ver-

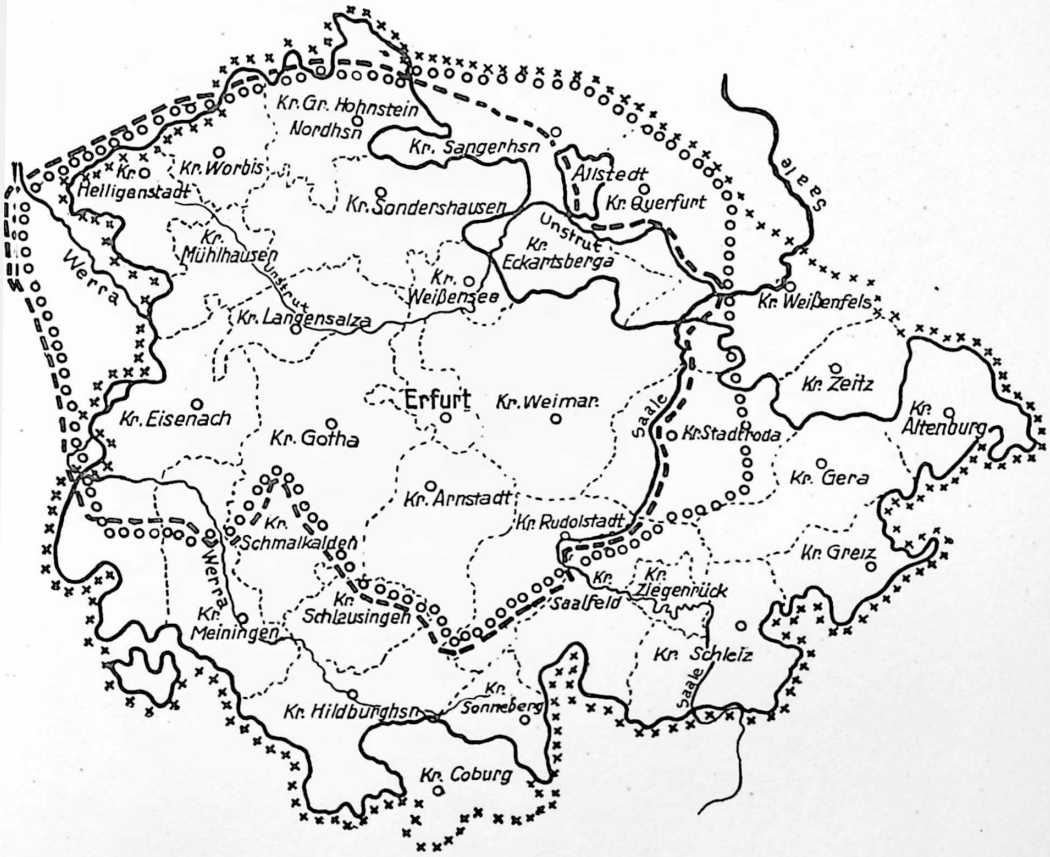
mischung gerade im Herzland Deutschlands liegt genug ausgeprägte Eigenart der Thüringer vor, um eine thüringische Volkskunde zu rechtfertigen. Es kommt uns nicht darauf an, den gesammelten Stoff vollständig darzubieten – eine zu starke Häufung von Beispielen würde mehrere Bände nötig machen – sondern bloß darauf, Bezeichnendes herauszugreifen, um an diesen ausgewählten Beispielen die thüringische Stammesart zu kennzeichnen. Die meisten Angaben über das thüringische Volkstum im volkskundlichen Schrifttum der Gegenwart stammen aus den Sammlungen, die vor mehr als 60 Jahren vorgenommen wurden und keineswegs mehr geeignet sind, den gegenwärtigen Bestand des Brauchtums und das Wirklichkeitsbild des volkstümlichen und sozialen Lebens erkennen zu lassen. Schon wegen dieser im allgemeinen nicht mehr zutreffenden Zeichnung thüringischen Stammestums ist eine thüringische Volkskunde eine dringliche Notwendigkeit.

Schließlich bleibt mir noch die angenehme Pflicht zu erfüllen, den Herren, die mich durch Beratung in einzelnen Fragen oder durch Hilfe beim Korrekturlesen unterstützt haben, herzlich zu danken: in ganz besonderem Maße dem Vorsitzer der Thüringischen Historischen Kommission Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Flach; ferner dem thüringischen Landesleiter der Reichsschrifttumskammer Herrn Fritz Fink, dem Leiter des Thüringischen Volksliedarchivs Herrn Oberlehrer Hartenstein, Herrn Oberschulrat Dr. Kürsten, Herrn Landeskonservator Dr. Mundt, Herrn Dr. H. J. Niehoff, Herrn Ministerialrat Stier, der mir seit Jahren die Durchführung der umfangreichen und zeitraubenden Vorarbeiten erleichtert hat, Herrn Professor Dr. R. Unger, dem Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. und nicht zuletzt meiner Frau, der dieses Buch gewidmet sei.

Dem Herrn Thüringischen Ministerpräsidenten Marschler, der in seiner Eigenschaft als Thüringischer Minister für Volksbildung durch einen geldlichen Zuschuß die reiche Bebilderung des Werkes ermöglicht und ihm auch sonst jede Förderung zugesagt hat, danke ich ehrerbietigst dafür.

Der thüringische Stamm war wegen der hier vorliegenden besonders großen Schwierigkeiten bisher der einzige deutsche Stamm, der keine volkskundliche Bearbeitung gefunden hatte. So sei denn die Lücke in der deutschen volkskundlichen Forschung geschlossen und der erste Versuch einer gesamtthüringischen Volkskunde, die das Volksleben nach dem Vorbild W. H. Riehls „ganz aus dem Vollen" zu fassen sucht, gewagt und möge als solcher von den Lesern beurteilt werden! Verbesserungsvorschläge und Anregungen zur weiteren Ausgestaltung der thüringischen Volksforschung werde ich aus dem Leserkreise dieses Buches gern entgegennehmen.

Martin Wähler



Thüringen

——— Gaugrenze

×××× Kulturgrenze

ooooo Sprachgrenze der Thür. Mundart i. e. S. nach Hertel-Kürsten

– – – Stammesgrenze um 1000 n. d. Z.

I. Die Bildung des thüringiſchen Stammes

1. Umfang des Begriffes Thüringen

Thüringen iſt keine klar abgrenzbare Landſchaft, nach Weſten und Nordoſten liegt ſie offen da. Ihr Umfang wird deshalb von den Geographen verſchieden angegeben. Im Laufe der Geſchichte wandelt ſich das Gebiet, das als Thüringen angeſehen wird. Demnach iſt Thüringen kein geographiſcher, ſondern ein geſchichtlicher Begriff[1]. Thüringen ſtellt das Gebiet des thüringiſchen Stammes dar, der lange Zeit in dem Raum zwiſchen Thüringer Wald und Harz, Werra und Saale eingeengt war, dann aber über dieſe Grenze nach Oſten und Süden hinauswuchs. Schon im 9. Jahrhundert wird in den Chroniken und Lebensbeſchreibungen – z. B. der Lebensbeſchreibung der heiligen Liutberga, der Legende des heiligen Bonifatius, den Quedlinburger Annalen – Thüringen durch den Thüringer Wald und Harz begrenzt, und zwar ſcheidet der Harz Sachſen und Thüringen. Urkundliche Einzelbelege ermöglichen uns, die Nordgrenze ſehr genau, faſt Ort für Ort, zu ziehen[2]. Danach gehörten zu Thüringen das obere Eichsfeld, Walkenried, Benneckenſtein, ſogar Botfeld auf der Höhe des Harzes, der alſo die Grenze gebildet hat; weiter zog ſich die Nordgrenze von Stolberg über Großleinungen, Wallhauſen bei Sangerhauſen, am Sachsgraben und an der Helme entlang bis Artern, von hier die Unſtrut abwärts bis zu ihrer Mündung, gegenüber Naumburg an der Saale. Indeſſen galt ſpäter immer – ſüdlich der bisherigen Harzgrenze – der Talweg der unteren Unſtrut und der kleinen Helme als Nordgrenze, wie viele Urkunden beweiſen und die Zehntverzeichniſſe der Klöſter Fulda und Hersfeld und die Archidiakonatsregiſter von Mainz und Halberſtadt beſtätigen. Das Gebiet ſüdlich der Unſtrut unterſtand kirchlich dem Erzbistum Mainz, nördlich davon dem Bistum Halberſtadt. Wahrſcheinlich iſt dieſe Grenzziehung darauf zurückzuführen, daß die erſt ſpäter von Walkenried aus mit Hilfe flämiſcher Siedler entwäſſerte Sumpfebene zu beiden Seiten der mittleren Unſtrut und Helme ein viel ſtärkeres Hemmnis für den Verkehr von Nord und Süd bildete als die Gebirge und Höhenzüge.

Im Weſten geht die Grenze, wie ſchon im 10. Jahrhundert nachweisbar iſt, über das Ohmgebirge, durch das Eichsfeld, unterhalb Witzenhauſen über die Werra auf den Meißner zu, ſüdlich über den Finkenberg und den Seuling, dann biegt ſie zurück zum Werraknie unterhalb Vacha, folgt zunächſt wieder dem Fluß, ſteigt dann ſüdwärts an der Ulſter bis Borſch und wendet

sich im scharfen östlichen Bogen über die Rhönberge Bayer und Bleß quer über das Feldatal wieder der Werra zu. An der Rosamündung führt die Grenze zwischen der Schmalkalde und Truse hinauf zum Rennsteig des Thüringer Waldes. Vom Heuberg an war der Rennsteig nach Südosten zu längere Zeit trennende Grenze. Aber der Thüringer Wald ist niemals ganz Völker- und Stammesscheide gewesen. Wo der Gebirgszug flacher und breiter ist, war in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit Übergangsgebiet, und so ist auch im Laufe der Geschichte ein großes Stück südlich des Thüringer Waldes zu einem Bestandteile Thüringens geworden. Dasselbe gilt für die spätere Zeit auch für die Gebiete östlich des Oberlaufes der Saale, die in der fränkischen Zeit die Grenzlinie zwischen dem fränkischen und slawischen Reich bildete[3].

Wir müssen also gerade nach Süden und Osten zu über das grob umgrenzte Gebiet hinausgreifen, wie es eben die Geschichte getan hat; das heißt, wir ziehen das gesamte Land Thüringen mit dem preußischen Thüringen bis zur angegebenen Nordgrenze in den Kreis unserer Erörterungen. Wir beschränken uns also nicht ausschließlich auf das zum Gau Thüringen zusammengeschlossene Gebiet, sondern greifen bisweilen auf die Kreise Eckartsberga und Weißenfels südlich der Unstrut über.

Die Frage, was Thüringen sprachlich bedeutet, kann vom wissenschaftlichen Standpunkt noch nicht sicher beantwortet werden. Jedenfalls hängt die Antwort mit von dem Urteil über die germanische Bevölkerung ab, von der im folgenden die Rede ist.

2. Die Bewohner Thüringens in vorgeschichtlicher Zeit

Seit wann ist Thüringen von Menschen besiedelt? Nach genauer Prüfung der Funde aus der Vorgeschichte[4] gehört Thüringen zu den am frühesten besiedelten deutschen Gauen und ist ältester Kulturboden. In der diluvialen Eiszeit mit starken klimatischen Schwankungen siedelten in Thüringen zwischen Taubach und Weimar-Ehringsdorf Menschen, die zur Neandertal-Rasse gehörten. Ihnen folgten unsere nordischen Ahnen, deren Kulturzeugnisse besonders in Ostthüringen zu finden sind. Als diese in Thüringen seßhaft geworden waren, brach aus dem „thüringischen Kulturkreis" das nordrassische Urvolk der Arier in den enteisten Norden Deutschlands als Jäger und Nomaden auf und dehnte sich auf weiten Wanderungen über ganz Europa aus. Aus diesem kämpferischen Volke, das aus Thüringen kam, und den Erbauern der Großsteingräber in Niederdeutschland ging schließlich zwischen 5000 und 2000 v. d. Z. das Germanentum hervor.

In der jüngeren Steinzeit, die zeitlich ungefähr bis 2000 v. d. Z. reicht und gegenüber der älteren einen erheblichen Fortschritt der Siedlerkultur

aufweist, muß Thüringen bedeutend dichter bewohnt gewesen sein als vorher, wenn man nach den Funden aus dieser Zeit urteilen darf. Denn die Zahl der in Thüringen gefundenen Steinbeile, Hämmer, Hacken und ähnlicher Geräte ist ganz gewaltig, sie verrät uns zugleich das Blühen der Steinwerkzeugindustrie. Die Menschen selbst hatten sich kulturell ganz erheblich entwickelt. Sie waren im allgemeinen aus wandernden Nomaden seßhafte Viehzüchter und Ackerbauer geworden, wie die steinernen Pflugscharen von 30 bis 40 cm Länge beweisen. Die vom Südosten her eingedrungenen Bandkeramiker bauten schon Gerste und Weizen an und wohnten in großen Gemeinwesen zusammen. Das Errichten der gewaltigen Steinplattengräber, wozu doch das Bewegen und Heben großer Lasten gehört, setzt ein Zusammenwirken vieler Menschen zu einem gemeinsamen Zweck, ein Gemeinschaftsleben voraus; und wo sich mehrere dem Willen eines beugen, da setzen wir die ersten Keime staatlicher Ordnung an.

Durch Ackerbau, Viehzucht und hier und da Fischfang schafften sich diese neusteinzeitlichen Thüringer ihren Lebensunterhalt und hatten dadurch auch Gelegenheit, ihre Kräfte nach allen Richtungen hin zu entfalten. Wie überall, so zeichnet auch in Thüringen diese Neusteinzeit-Leute ein lebhafter künstlerischer Sinn aus, der sich namentlich in der Keramik geltend macht. Die Frauen dieser Zeitepoche webten mit Weberschiffchen aus Bein und Holz, nähten mit Nähnadeln aus Hirschhorn oder Bein und mahlten das Getreide auf Handmühlen; Funde außerhalb Thüringens deuten darauf hin. Die neusteinzeitliche Periode hat jedenfalls sehr lange gedauert, eine ganze Reihe Kulturen, die nach der Keramik genannt sind, sind in ihr vertreten, teilweise sogar in Thüringen entstanden, teilweise mit größerem oder geringerem Erfolg eingeführt.

Gegen Ende der Jungsteinzeit drangen schließlich nach Thüringen noch von Südosten her Volksgruppen ein, die zur dinarischen Rasse gehörten, und schützten ihre Siedlungen durch Anlage von Höhenburgen. Wahrscheinlich suchten sie hier Kupfervorkommen, sie führten jedenfalls zuerst kupferne Beile, Dolche und andere größere Gegenstände aus diesem Metall in Thüringen ein.

In der folgenden Bronzezeit (2000–800 v. d. Z.) finden wir vielfach Spuren menschlicher Ansiedlung auf den neusteinzeitlichen Kulturstätten; die Funde verteilen sich auf ein weiteres Gebiet. Neben zahlreichen Gräbern mit zunächst noch bestatteten, dann meist verbrannten Leichen finden sich auch bereits einige Urnenfelder. An die Stelle der Gußbronze tritt dann die getriebene Bronze, und damit beginnt die Zeit der Einwirkung südlicher Kulturen. Diese Einwirkungen der Hallstattkultur (nach Hallstatt im Salzkammergut genannt) machen sich im südlichen Vorlande des Thüringer

Waldes stärker geltend als im Norden. Daß ein Teil der Bronzestücke auf dem Handelswege eingeführt wurde, beweist eine große Zahl von Massenfunden.

Die Bewohner Thüringens in der Bronzezeit waren neben Illyriern (2000–500 v. d. Z.) vor allem Kelten (1800 v. d. Z.–0), die am Schlusse dieser Periode mit den Germanen in einer Linie, die vom Harz (Quedlinburg) über Aschersleben, Eisleben, Querfurt nach Halle–Merseburg geht, um die Vorherrschaft rangen. Dieser Kampf wurde seit ungefähr 800 v. d. Z. längere Zeit unentschieden geführt, wie die Funde beweisen, die den Übergang von der wenigstens vorwiegend von den Kelten geübten Erdbestattung zur germanischen Leichenverbrennung bezeugen. Kelten arbeiteten in den Thüringer Bergwäldern bis in ziemliche Höhenlagen hinauf. Zwischen dem 5. Jahrhundert und dem Beginn der Zeitrechnung wurden die Kelten jedoch allmählich von den Germanen nach Süden und Westen über die Donau und den Rhein zurückgedrängt. Um die Mitte des ersten Jahrtausends v. d. Z. wurde das Eisen das am meisten gebrauchte Metall.

Die vorwiegend nordrassischen keltischen Teurier, in deren Männergräbern sich eiserne Lanzenspitzen und Hiebschwerter fanden, während in den Frauengräbern reicher Bronzeschmuck, besonders Broschen, schwere Hals- und Armringe geborgen wurden, machten Thüringen auch mit der Töpferscheibe bekannt (400 v. d. Z.). Der Brauch der Leichenbestattung hielt sich in dieser Zeit namentlich in Südthüringen, wo die keltischen Teurier vorläufig den Ansturm der germanischen Sweben aushielten. Auf diesen Widerstand, der bis zur Zeitrechnung hin geleistet wurde, deuten die großen Befestigungen hin, die sie im Lande südlich und westlich des Thüringer Waldes vom hohen Basaltkegel des Ochsen bei Vacha bis zur Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberge bei Römhild errichteten: aus unbehauenen Steinen fügten sie hier feste Trockenmauern. Wieweit der Orlagau und Südthüringen germanischen und illyrischen Einwirkungen (von Sachsen her) ausgesetzt waren, bedarf noch der genaueren Klärung. Zu Beginn der Zeitrechnung war Thüringen sicherlich germanisiert.

Ihre vorgeschichtlichen Wohnstätten hatten die Bewohner Thüringens wahrscheinlich in der Hauptsache auf demselben Boden, wo wir auch die Orte der älteren geschichtlichen Zeit finden. In Thüringen also siedelten sie auf den Anhöhen und Abhängen von Hügelgruppen, welche zu beiden Seiten der Fluß- und Bachniederungen liegen, auf den Hügelketten an der Gera, Unstrut und Ilm, der Finne, Hainleite, Schrecke. Charakteristisch ist, daß sie nie in den Flußniederungen selbst wohnten, was seine Erklärung in der ehedem sumpfigen Beschaffenheit des Zentralbeckens findet. Das Überschwemmungsgebiet wurde stets vermieden. Daraus geht hervor, daß die

alten Bewohner Thüringens keine Pfahlbauer gewesen sind wie die steinzeitlichen Siedler an den Schweizer Seen; im Gegenteil, sie bevorzugten einen festen Untergrund, allerdings in der Nähe von stehendem oder fließendem Wasser. In der frühgeschichtlichen Zeit werden aber die Wohnstätten auch nicht in den dicht bewaldeten Bergen gelegen haben. Der Harz ist sicherlich ganz unbewohnt gewesen. Auf den waldigen Höhen wurden nur die großen Wallburgen angelegt, von denen besonders auf der Hainleite, Finne und Schmücke, auf den Bergen des Eichsfeldes und auf den Ausläufern und Vorsprüngen des Harzes zahlreiche und ausgedehnte Reste gefunden worden sind. Sie mögen z. T. dauernde militärische Bedeutung gehabt haben, vorzugsweise dienten sie aber sicherlich als Fliehburgen, als Zufluchtsstätten, die in Kriegszeiten von den Bewohnern der Umgegend aufgesucht wurden. Deshalb lagen sie gerade an schwer zugänglichen Punkten, abseits von den Stätten des eigentlichen Lebens. Die kleinen Ringwälle sind vielleicht Beobachtungsposten gewesen. Die Wallburgen verdanken ihre Entstehung bereits einer verhältnismäßig späten Zeit, den Jahrhunderten vor und nach der Zeitrechnung, während ihre Benutzung wahrscheinlich bis in die Zeit der Merowinger und Karls des Großen hineinreicht. Als ihre Erbauer müssen schon durchweg germanische Stämme angesehen werden. Später haben die Bewohner auch ihr Teuerstes, ihre Heiligtümer, an diesen sicheren Orten aufbewahrt und dort ihre religiösen Feste gefeiert, so daß sie auch zu Kultstätten wurden. Einige entwickelten sich auch zu bedeutenden Gerichtsplätzen; so wurde die Tretenburg (zwischen Gebesee und Tennstedt) ein hoher Sitz des Landgerichts für Thüringen bis zum 12. Jahrhundert.

Die Germanen besiedelten Thüringen von Nordosten her, d. h. sie gingen im Saale- und Elstertale aufwärts bis zum Rande des Gebirges und zogen von der mittleren Saale in einem breiten Streifen nach der Unstrut, an den nördlichen Zuflüssen nach dem Harz, an der Gera aufwärts nach dem Thüringer Wald. Den nach der oberrheinischen Tiefebene abziehenden Sweben folgten in Thüringen kurz vor der Zeitrechnung ostgermanische Wandalen und irminonische Hermunduren, deren Graburnen mit eisernen Waffen reich ausgestattet sind, wie die Ausbauten des Männerfriedhofes von Großromstedt (Kr. Weimar) beweisen.

3. Die Bewohner Thüringens in geschichtlicher Zeit

Die Thüringer sind kein germanischer Urstamm, der von vornherein als Einheit ins Licht der Geschichte getreten ist. Sie sind vielmehr aus Teilen germanischer Volksstämme schon früh, wahrscheinlich im 3. Jahrhundert n. d. Z. zusammengewachsen. Freilich werden sie uns erst um die Mitte des 5. Jahrhunderts erstmalig genannt. Aber welchem Stamme ihre Vorgänger,

die ersten germanischen Bewohner Thüringens in der geschichtlichen Zeit angehören, ist schwer zu bestimmen. Früher wurden die Thüringer nach Namensform und Ausbreitungsgebiet als die unmittelbaren Nachkommen der Hermunduren angesehen. Inwieweit diese überlieferte Meinung, die im letzten halben Jahrhundert wieder stark angefochten und erschüttert worden ist, in den geschichtlichen Quellen begründet ist, soll in kurzer Übersicht vorurteilslos geprüft werden.

Es sind nur kärgliche Nachrichten, die wir von den Hermunduren und ihrem Geschick bei spätgriechischen und römischen Geschichtsschreibern haben. Kurz vor der Zeitrechnung werden sie uns genannt in Strabos geographischem Werke (VII, 290); nach ihm siedeln die Hermunduren mit den Langobarden jenseits der Elbe. Als dann im Jahre 5 n. d. Z. des Kaisers Augustus Stiefsohn Tiberius auf seinen germanischen Feldzügen nach Osten vordrang, fand er die Langobarden am linken Ufer des Stromes, ungefähr in der heutigen Altmark, auf dem rechten Ufer noch Semnonen und Hermunduren. Nach Velleius Paterculus (II, 107) bildete also im Jahre 5 n. d. Z. die Elbe[5] die Westgrenze der Hermunduren. Ungefähr 40 Jahre später, als Strabo sein Werk nochmals überarbeitete, trug er die inzwischen eingetretenen Änderungen ein: wie die Langobarden sind nun auch die Hermunduren über die Elbe gegangen und haben sich westlich des Stromes angesiedelt.

Aber schon vor der Zeitrechnung, zwischen den Jahren 7 und 3, wies der römische Feldherr Domitius Ahenobarbus, der einen Zug nach der Elbe unternahm, den Hermunduren Wohnsitze auf dem eben von den Markomannen verlassenen Gebiete an (Cassius Dio LV 10 a). Das heißt, Teile des hermundurischen Stammes zogen südwärts, wahrscheinlich das Elbetal aufwärts, und setzten sich am Erzgebirge und Frankenwald, besonders im Maingebiet, fest. Die Markomannen suchten sich, diesem Druck nachgebend, eine neue Heimat in Böhmen. Beide Stämme kamen bei ihrer Nachbarschaft in enge Beziehungen zueinander. Ja, es gelang dem Markomannenkönig Marbod bald, mit den anderen Swebenstämmen auch die Hermunduren seinem Reich einzuverleiben. Wahrscheinlich haben die Hermunduren, die sich von der Entscheidungsschlacht im Teutoburger Walde ferngehalten hatten, als Gefolgsleute Marbods an der innerdeutschen Entscheidungsschlacht teilgenommen, die zwischen Marbod als Führer des östlichen Deutschlands und Arminius als dem des Nordwestdeutschen Bundes im Jahre 17 ausgefochten wurde. Arminius siegte, und so mußte der Markomannenkönig auf jeden Einfluß in Nordwestdeutschland verzichten und ihn dem Cherusker überlassen. Im Markomannenreiche (Böhmen) errangen allmählich die Hermunduren die Königskrone; als bedeutender Stamm und Erbe des Marko-

mannenreiches drangen sie auch über das Erzgebirge nach Böhmen und Mähren vor.

Im Jahre 58 n. d. Z. tauchen nach Tacitus (Annal. XIII, 57) die Hermunduren an der Werra auf. Hier stießen sie mit den Chatten zusammen. Der hitzige Kampf, der in einem heiligen Haine mit salzreichen Quellen ausgefochten wurde, verlief zuungunsten der Chatten. Die Hermunduren nahmen Besitz von den ersehnten wichtigen Salzquellen, die, wie Kirchhoff[6] höchstwahrscheinlich macht, bei Salzungen an der Werra liegen und noch heutzutage reichen Ertrag geben. Ob diese Hermunduren südlich des Thüringer Waldes in den fruchtbaren Tälern des Mains und seiner Nebenflüsse und der oberen Werra oder nördlich des Thüringer Waldes westwärts vorgestoßen sind, das verrät uns keine geschichtliche Quelle[7]. Nach der Angabe des Tacitus, die er in seiner um 98 n. d. Z. verfaßten Germania (c. 41) macht, unterhielten die Hermunduren an der Donau eifrige Handelsbeziehungen zu den Römern. Wir treffen die Hermunduren also nach den literarischen Quellen im 1. Jahrhundert n. d. Z. im heutigen Sachsen, Böhmen, Bayern und schließlich in Westthüringen. Wieweit sie sich in einem geeinten Reiche nach Süden und ebenso nach Norden in das eigentliche Thüringen hinein ausgedehnt haben, ist strittig, da den Quellen keine bestimmte Angabe zu entnehmen ist. Wir sind nur auf Kombinationen, auf Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten angewiesen. Die vorgeschichtliche Forschung glaubt auf Grund der Funde annehmen zu dürfen, daß die Hermunduren schon in der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. d. Z. von der Elbe her über die Saale nach Thüringen eingedrungen sind, wiewohl nach der Zeitrechnung der Schwerpunkt des Hermundurenreiches auch nach den Grabfunden, wenigstens vorübergehend, in Sachsen, nicht in Thüringen, gelegen zu haben scheint.

Als Bewohner Thüringens in der Frühzeit kommen noch die Cherusker in Frage. Wahrscheinlich haben sie um den Beginn der Zeitrechnung auch mindestens das westliche Thüringen innegehabt. Denn nach Cäsar (bellum gallicum VI 10) trennte im Jahre 53 v. d. Z. die silva Bacenis die Sweben von den Cheruskern. Unter diesem waldigen Grenzgebirge, das als natürliche Mauer aufsteigt, kann nur die Hohe Rhön, die mit ihren Ausläufern zwischen Fulda und Werra bis zum Meißner sperrend wirkt, verstanden werden, zumal die Gegend von Fulda noch im frühen Mittelalter silva Boconia heißt, woraus im 18. Jahrhundert Buchenau, Buchau geworden ist. Demnach hätten die Cherusker das Gebiet östlich der Rhön und der nördlich auslaufenden Bergzüge bis zum Weserbergland besiedelt. Daß sich die Cherusker bis zur Saale oder Elbe ausgedehnt hätten, sagt keine Quelle. Da sie die Römer aber auf ihren Feldzügen um die Zeitrechnung fast regelmäßig vom Niederrhein her angriffen und diese Angriffe nach Osten richteten,

müſſen die Cherusker ihr Hauptgebiet doch an der mittleren Weſer nördlich des Harzes gehabt haben. Nach dem Tode ihres Führers Armin († 21), des Siegers im Teutoburger Walde, ſchwand die Bedeutung und Macht der Cherusker überhaupt ſehr raſch. Mit der kriegeriſchen Tüchtigkeit ging die räumliche Ausdehnung zurück. So werden ſie ſich vor der Mitte des 1. Jahrhunderts n. d. Z. auch vor den weſtwärts drängenden Hermunduren zurückgezogen und die ſüdlichen Ausläufer ihres Intereſſengebietes in Weſtthüringen geräumt haben. Die Hermunduren, die ſich in dieſer Zeit nach Süden und Südweſten ſtark ausgedehnt hatten, werden dann wohl auch vom heutigen Sachſen aus weiter nach Weſten vorgedrungen ſein und Thüringen beſetzt haben. Wahrſcheinlich hängt das Vorhandenſein der thüringiſchen Bevölkerung in einigen Teilen weſtlich der Werra, im ſogenannten Salzbogen bei Salzungen, im Ringgau und in der Germarmark, mit dem ſiegreichen Vorſtoß der Hermunduren gegen die Chatten zuſammen[8]. Daß es ſich bei den hermunduriſchen Vorſtößen in die verſchiedenen Gebiete um Unternehmungen eines einheitlichen Reiches gehandelt habe, darf allerdings als ausgeſchloſſen gelten. Wie in Böhmen, Mähren und ſüdwärts bis zur Donau der Hermundurenkönig Vibilius als ein Nachfolger Marbods ein eigenes Staatsgebilde ſchuf, ſo mögen andere hermunduriſche Heerführer im Maintal und nördlich des Thüringer Waldes neue politiſche Gebilde geſchaffen haben. Auch dieſe Staatengebilde der Hermunduren ſind im 2. Jahrhundert wieder verſchwunden. Denn in dem großen geographiſchen Werke des Alexandriners Ptolemäus wird für das Ende des 2. Jahrhunderts der Name des Hermundurenſtammes nicht mehr erwähnt. Dagegen ſiedelten in den Gegenden, die nach Tacitus einſt Hermunduren bewohnten, Stämme mit anderen Namen: nördlich des Erzgebirges Kalukonen, ſüdlich davon die Bajochämen, nördlich vom Böhmer Wald die Teuriochämen und in der Maingegend nach der Donau hin die Turonen. Die beiden letzten ſind ſicherlich Teile der Hermunduren geweſen, ihr Name erinnert überdies in der Hauptſilbe an das ſie einſt einende Volk. In anſprechender Weiſe hält Devrient[9] dieſe kleinen Stämme für Reſte des einſtigen großen Hermundurenſtammes, der, auch als Reich, unter dem Wellenſchlage der nordgermaniſchen Wanderung am Erzgebirge zerſchellte, damals, als Alanen, Burgunden, Allemannen und Wandalen durch dieſes Gebiet kamen und dieſe kleinen Stämme mitnahmen. Zum letzten Male erwähnt die Hermunduren im 4. Jahrhundert der Gote Jordanes (de rebus Getarum 22) in Böhmen, wo ſich von ihrer politiſchen Herrſchaft im 1. Jahrhundert der Name am längſten erhalten hat. Dann werden auch ſie von der germaniſchen Wanderung fortgeſchwemmt und vergeſſen.

Von den Wanderungen und Verſchiebungen der germaniſchen Volks-

ſtämme, wie wir ſie vom 3. bis 6. Jahrhundert in ganz Deutſchland beobachten, blieb auch Thüringen nicht verſchont. Neue Elemente kamen herein und friſchten das germaniſche Blut der alten ſeßhaften Bewohner auf. Von der ſächſiſchen Oberlauſitz her drangen ſeit der Mitte des 3. Jahrhunderts die oſtgermaniſchen Burgunden bis nach Weſtthüringen vor. Die wichtigſte Zuwanderung erfolgte von Norden her durch Angeln und Warnen. Wahrſcheinlich durch den Vorſtoß nordöſtlicher Germanen veranlaßt, erſchienen im 2. Jahrhundert links der Elbe die ſchleswig-holſteiniſchen Angeln und rechts des Stromes die ihnen auch in der Heimat benachbarten Warnen. Ptolemäus zeigt uns in ſeinem geographiſchen Werke, wie ſie ſich damals zwiſchen Langobarden und Semnonen geſchoben und ſich von der Unterelbe her bis zur unteren Saale hin ausgebreitet haben. Die Angeln kamen von Schleswig her, wo noch heute die kleine Landſchaft Angeln zwiſchen Schlei und Flensburger Förde auf dieſes Volk hinweiſt, zogen über die Lüneburger Heide ſüdwärts, dann in die Landſtriche an der unteren Saale, der Unſtrut und ihrer Nebenflüſſe. Der Gau Engelin (Engelhêm = Angelnheim), der an beiden Seiten der mittleren Unſtrut am Südabhange der Hainleite, Schmücke und Finne liegt, mit den Dörfern Kirch-, Holz-, Feld- und Weſterengel, erinnert hier ebenfalls an die neuen Siedler, ebenſo im Geratale Angelhauſen bei Arnſtadt und Angelrode bei Plaue. Die Warnen kamen aus Holſtein – im mittleren Holſtein verdankt ihnen die Warnitz (Warnaes im 13. Jahrhundert) ihren Namen – breiteten ſich über Mecklenburg aus, wo außer dem Flüßchen Warnow mehrere Ortsnamen, wie Waren, Warin, Warnitz, Warnow und Warnikow, an ſie erinnern. Ptolemäus kennt die beiden Stämme nicht mehr in Schleswig-Holſtein, ſie haben den Marſch nach Süden ſchon angetreten.

Die Angeln unterwarfen ſicherlich ſeit 250 n. d. Z. die Hermunduren und gründeten zwiſchen deren Siedlungen eine große Menge neuer Höfe und Dörfer. Die Warnen oder Variner, wie ſie die Römer nannten, ſaßen beſonders gedrängt am rechten Ufer der unteren Saale, alſo zwiſchen Elbe und Saale. Im Jahre 805 zog ein Heer aus Sachſen super Werinofeld et Demelcion und weiter über das Erzgebirge nach Böhmen; im nächſten Jahre marſchierte Karl der Große mit ſeinem Heere auf einem Feldzuge gegen die Sorben von Thüringen über die Saale durch das Guerenaveldo. Im nordöſtlichen Teile Thüringens alſo, wo noch Warnſtedt bei Alsleben an der Saale, Bernburg (Werinoburg) in Anhalt, vielleicht auch Wernsdorf bei Teuchern und ein zweites zwiſchen Zeitz und Gera und Wahren (Warin) bei Leipzig auf ſie hinweiſen, müſſen die Warnen geſeſſen haben. Wenn auch keine geſchriebene Quelle von der Einwanderung der beiden Stämme und ihrer Verſchmelzung mit den ſeßhaften Germanen zu den Thüringern berichtet, ſo müſſen wir

doch sicher mit dieser Bewegung rechnen. Das Bewußtsein hiervon ist jedenfalls im Volke wach gewesen; denn die Volkssage[10] der Thüringer erzählt mit aller Bestimmtheit, daß die Thüringer einst aus ihren Sitzen an der See durch die Sachsen vertrieben wurden, darauf südwärts zogen und sich im mittleren Thüringen festsetzten, aus dem sie die früheren Bewohner, angeblich die Wenden, vertrieben.

Außerdem bieten uns die Ortsnamen mit ihren Nachsilben, wie noch genauer dargelegt wird, eine gute Stütze für diese Ansicht. Abgesehen davon, daß auf die Angeln als thüringische Siedler die schon genannten Orte, wie Angelroda, Angelhausen u. a., hinweisen, schreibt man mit gutem Grunde die Siedlungen, die mit dem Suffix leben gebildet sind, den Angeln zu. Da Ptolemäus Mitte des 2. Jahrhunderts die Wohnsitze der Angeln ans linke Ufer der Elbe verlegt, wo die Endung leben beinahe ausschließlich herrscht, hat man guten Grund, diese Nachsilbe als ein Kennzeichen anglischer Bevölkerung anzusehen, worauf ja auch ihr Auftreten in England, dem Lande angelsächsischer Reiche, hinweist. Vom Rande der Lüneburger Heide aus zieht sich eine „lebenstrotzende" Reihe solcher Dörfer bis über den Südabhang des Thüringer Waldes hin. Sie fallen jedem Reisenden auf, der von Neuhaldensleben über Oschersleben – Wegeleben – Aschersleben – Sandersleben südwärts fährt, und ganz dicht trifft er sie zwischen Erfurt, Gotha, Stadtilm: Ringleben, Andisleben, Walschleben, Elxleben, Bischleben, Waltersleben, Rudisleben u. a.

Die Angeln und Warnen haben mit den alten Siedlern, den Hermunduren und den Resten der um den Beginn der Zeitrechnung in Westthüringen siedelnden Cheruskern, den neuen Stamm der Thüringer gebildet, frühestens gegen Ende des 3. Jahrhunderts, spätestens um die Mitte des 4. Jahrhunderts. Dieses neue Reich erstreckte sich vom Thüringer Wald bis zur Ohre im Norden und zur Elbe im Osten. Nach einer Bemerkung des Geographen von Ravenna (IV, 25) soll es sich sogar nach Süden bis zur Donau ausgedehnt haben[11], die Nachricht Eugipps (de vita Sev. c. 27, 31), daß ums Jahr 480 Thüringer Passau geplündert und Lorch bedroht hätten, würde dazu passen. Freilich ist damit nicht gesagt, daß alle diese Gebiete auch dauernd zum Thüringer Königreich gehört hätten. Es wird sich bei der Einnahme des Platzes Passau wahrscheinlich nur um einen zeitweiligen Außenposten der Thüringer gehandelt haben. Im 6. Jahrhundert waren hier die Bayern uneingeschränkte Herren, die Oberpfalz aber war im 5. Jahrhundert noch ganz mit Urwald bedeckt; ob das Maingebiet jemals thüringisch war, bleibt bei der Dürftigkeit der Quellen zweifelhaft. Fest steht, daß das Thüringer Königreich in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens im Norden weit über die heutige Sprachgrenze hinausreichte, daß es das Harzgebiet und

die Magdeburger Börde umfaßte. Die Gegend zwischen Oker, Ohre und Elbe–Saale wurde noch lange als Gau Nordthüringen bezeichnet. Zu Anfang des 6. Jahrhunderts ist Thüringen zu begrenzen: im Süden durch den Thüringer Wald, im Norden wahrscheinlich durch eine Linie, die von der Oker über Helmstedt bis zur Ohre geht, im Westen durch eine Linie, die von der Werra übers Eichsfeld mit Einschluß des Harzes bis zur Oker reicht, im Osten schließlich durch die Elbe–Saale, wenn wir die Warnen, solange sie selbständig waren, ins Gebiet zwischen der mittleren Saale, Elbe und Havel verweisen.

Auf die Stammesbildung der Thüringer deutet die Überschrift des um 802 oder 803 aufgezeichneten Rechts der Thüringer hin, die da lautet: Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum, auf deutsch: Recht der Angeln und Warnen, das heißt der Thüringer (oder: soweit sie in Thüringen sitzen). Freilich, wieweit die Warnen von Anfang an mit der Gesamtheit ihres Stammes die politische Einigung gefördert haben, muß zweifelhaft bleiben.

Wie sind nun aber die Einwanderer, die sich mit den alten Siedlern vermischten und diese beherrschten, zu dem Gesamtnamen „Thüringer" gekommen?

Die Erklärung wird erschwert durch die verhältnismäßig späte Erwähnung der Thüringer in einer historischen Quelle. Flavius Vegetius Renatus[12], der eine Schrift über die Pferdeheilkunst verfaßt hat, nennt sie zwar, aber seine Schrift gehört nicht in den Anfang des 5. Jahrhunderts, sondern ins 12. oder 13. Jahrhundert. Das erste sichere Zeugnis von den Thüringern gibt der Bischof Apollinaris Sidonius[13], ein Dichter um die Mitte des 5. Jahrhunderts; nach ihm haben auch Thüringer dem Hunnenkönig Attila nach Gallien Gefolgschaft geleistet.

Es besteht nun die Möglichkeit, den Volksnamen von dem Gemeinschaftsgebiet, welches das führende Geschlecht oder die herrschende Sippe bewohnte, abzuleiten. Das tut E. Förstemann[14], wenn er die Thüringer mit dem Flüßchen Thyra, das aus dem Stolberger Tal kommt, die Goldene Aue östlich von Nordhausen durchfließt und in die Helme mündet, und schließlich mit der an der Thyra liegenden Siedlung Thürungen (1010 Dierungun) in Verbindung bringt. Er bemerkt hierzu: „Wende mir niemand ein, es sei unpassend, ein großes Volk von einem kleinen Flusse zu benennen; ich bin überzeugt, daß unsere meisten und ältesten Volksnamen zunächst nur von ganz kleinen Gebieten ausgehen und sich erst infolge geschichtlicher Ereignisse weiter verbreiten." Denkbar ist es, daß durch einen Führer, der an der Thyra über eine größere Genossenschaft gebot und die politische Einigung anderer mitteldeutscher Landschaften mit diesem Gebiete herbeigeführt hat, der anfangs auf einen kleinen Gau beschränkte Name auf das geeinigte

mitteldeutsche Gebiet übertragen worden ist. Wilhelm Schoof[15] weist auf das sich häufig findende Grundwort Dorn, Dörr, Dor, Doer, Duer, Dar(n) hin und sieht auch für Thüringen (Doringen, Döringen) den Zusammenhang mit diesem alten Gemarkungsnamen, dessen Grundbedeutung „Gemeindewiese, Gemeindeweide" gewesen sei, gegeben.

Nach Much[16] gehen die Thüringer, genau so wie die Böhmen, die Nachkommen der keltischen Bojer sind, auf den keltischen Stamm der Teurier zurück, die „eins sein dürften mit den Teurisci (später Taurisci) in Noricum, die dorthin wahrscheinlich um 400 v. d. Z. einwanderten und früher leicht im Süden des Harzes gesessen haben können". Eine ganz unwahrscheinliche Konstruktion! Teurii deutet Much als „junge Stiere" oder „Auerstiere" (die Cherusker als „junge Hirsche"). Werneburg[17] denkt gar an die bei Cäsar genannten Thulingi(!) an der schweizerischen Thur im Thurgau südlich des Bodensees, zumal da viele Ortsnamen Anklänge an thüringische bieten; im benachbarten alemannischen Siedlungsgebiet Vorarlbergs bei Bludenz liegt heute noch das Dorf Thüringen. Es darf nicht wundernehmen, daß an der schweizerischen Thur ähnliche Ortsnamen zustande gekommen sind wie im mitteldeutschen Thüringen, das ja auch noch in einem niederrheinischen Gau Thüringen seine Parallele hat. Wohl noch im 4. Jahrhundert sind Thüringer mit Sachsen zusammen nach den Niederlanden gezogen und haben, zunächst unter römischer Oberhoheit, ein Reich begründet, das mehrfach bezeugt ist. Der Bestand dieses Landes der Thoringer auf der linken Rheinseite ergibt sich auch aus der fränkischen Ursprungssage bei Gregor von Tours (II, 9). Ludwig Schmidt[18] nimmt an, daß das in geringschätzigem Ton abgefaßte Schreiben des Königs Theoderich an die Heruler, Warnen und Thoringer nicht an die Thüringer in Mitteldeutschland, sondern an den thüringischen Stammesteil in den Niederlanden gerichtet wurde, da dort auch Heruler und Warnen neben Thoringern nachgewiesen seien.

In sprachliche Spielerei artet es aus, den Stamm tur von tar = wagen abzuleiten, wie es noch Fritz Regel[19] tut, und die Thüringer demnach als die Kühnen anzusprechen. Mit der gleichen Berechtigung könnte man sie, da im Sanskrit tur–as (adj.) schnell bedeutet, als die Söhne der Schnellen deuten.

Gewöhnlich bringt man Thüringen mit den Hermunduren zusammen. Diese werden in den literarischen Quellen nach der Mitte des 1. Jahrhunderts n. d. Z. zum ersten Male erwähnt, als sie im Jahre 58 mit den Chatten die Salzschlacht schlagen. Durch die mangelhafte literarische Bezeugung für das thüringische Gebiet veranlaßt, haben sich im Anschluß an Historiker des 18. Jahrhunderts Werneburg und Devrient gegen die Ableitung der Thüringer von den Hermunduren ausgesprochen. Nach ihnen sind die Thüringer ein neues Volk, das sich aus verschiedenen kleineren Stämmen gebil-

det hat, ganz so wie etwa früher die Franken, Sachsen und Schwaben und etwas später die Bayern. Sie weisen mit Recht darauf hin, daß die besseren Handschriften nicht Thuringi, sondern Toringi[20] haben. Die Nachsilbe „inge" ist im deutschen Eigennamen häufiger zu finden, sie bezeichnet die Abstammung. Die Edelinge sind die Nachkommen, die Abkömmlinge oder Sprößlinge der Edeln, die Karlinger die Nachkommen Karls. Die Thoringe wären demnach die Abkömmlinge Thors, die Söhne des südgermanischen Donar. Thor war der Nationalgott der nordgermanischen Völker, zu denen Angeln und Warnen gehörten. Wir hätten uns den Vorgang folgendermaßen zu erklären: Als sich die Cherusker den Angeln anschlossen oder von diesen unterworfen wurden, da beschworen beide Völker einen dauernden Bund auf Thors Heiligtum. Durch diesen Eid fühlten sich die beiden Stämme zur nationalen Einheit der Thoringer verbunden. Diese Erklärung, die Devrient[21] gibt, hat etwas Bestechendes für sich durch die Analogie mit der jetzt allgemein dem Namen der Alemannen gegebenen Deutung als Eidgenossen. Schwierigkeiten macht hierbei nur die Tatsache, daß der nordische Göttername Thor in Mitteldeutschland nicht in der Form Donar erscheint, ebensowenig im Angelsächsischen, woran wegen des anglischen Bestandteiles der Bevölkerung gedacht werden könnte, da er hier auch Thunor heißt. Das o in Thoringi statt Thuringi bei den spätrömischen Schriftstellern kann auf die griechische Form *Θόριγγοι*, die Prokop aus dem Gotischen übernommen hat, zurückzuführen sein. Denn die Goten ließen u vor r in o übergehen (z. B. das gemeingermanische burg im Gotischen baurgs, gesprochen borgs).

Auch die von Tacitus[22] mit den Angeln, Warnen und anderen zusammen genannten Reudigner kommen nicht in Betracht. Denn wenn auch die formale Möglichkeit bestände, daß durch Umstellung (Metathesis) aus den Reudigni Deurigni = Thüringer geworden seien, so ist doch geschichtlich gar nicht zu verstehen und daher ganz unglaublich, daß sich die Stämme, die sich politisch zu den Thüringern zusammenschlossen, nach einem Stamme genannt hätten, der sonst gar nicht erwähnt wird, also unbedeutend gewesen sein muß.

Bemerkt sei noch, daß die heutige Schreibweise Thüringen mit th eigentlich unberechtigt ist. Das frühalthochdeutsche th wandelte sich wahrscheinlich schon im 9. Jahrhundert zu d. Die allgemeine, im Mittelalter herrschende Form ist Düringen oder Döringen; noch Ernst der Fromme zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hat so geschrieben. Offenbar haben Humanistenkreise die lateinische Schreibweise Thuringia als die bessere, vornehmere wieder eingeführt und die volkstümliche, lautgesetzlich berechtigte Schreibweise Düringen verdrängt.

Der Name Thüringen ist mit einem Male in der Geschichte da. Da uns

die Quellen für die Zeit der Bildung des Thüringer Stammes vollständig im Stich lassen und uns erst später nur über die Beziehung Thüringens zu anderen Staaten, aber nichts über das innere Werden berichten, sind wir nur auf Vermutungen über die Entstehung des Namens angewiesen. Vorläufig können wir noch nicht einmal eine der Möglichkeiten zur Wahrscheinlichkeit erheben. Abzulehnen ist jedenfalls die sprachliche Zusammengehörigkeit von Thuringi und Hermunduri, die schon bei Jakob Grimm[23] schwere Bedenken auslöste und auch von dem Göttinger Germanisten Edward Schröder[24] bekämpft wird. Seiner nicht weiter begründeten Ablehnung fügt Schröder den bezeichnenden Satz hinzu: „So sicher die Hermunduren (genau so wie die Cherusker!) Erminonen waren, so sicher waren jene Thüringer, denen die lex Angliorum et Werinorum h. c. Thuringorum noch in karolingischer Zeit galt, Ingväonen." Aber gerade weil die Gelehrsamkeit nicht imstande ist, ein untrügliches Urteil zu sprechen, ist die volksetymologische Erklärung üppig ins Kraut geschossen. Als köstlichste Probe führe ich an, was einer dieser Volksetymologen in der Hildburghäuser „Dorfzeitung"[25] schreibt: „Es ist mir gelungen, durch Ortsvergleichung den geheimnisvollen Namen Thüringen auf die einfachste Weise zu enträtseln. Er bedeutet immer eine Ortsbezeichnung, und zwar solche Orte, welche an drei sich verbindenden Wasserläufen liegen und das adverbiale Zahlwort ‚thür' oder ‚thir' = drei, was wir gleichfalls noch lebendig im englischen thirteen (dreizehn) haben. Also Thir–rinn=gen. Thüringen i. e. dreier Rinnen Gau, und damit ist gleichzeitig der verlorengegangene ursprüngliche geographische Begriff dieses schönen Gaues sehr klar und deutlich wieder ans Licht gebracht: das Land an dem Zusammenfluß der Unstrut, Ilm und Saale." Vor solcher überwältigenden Einfachheit der Beweisführung und Deutung, die alle Einwände niederwuchtet, beugen wir lächelnd das Haupt.

Das Thüringer Reich, von dem wir erst in den letzten Jahrzehnten seines Bestehens Genaueres hören, ist im Jahre 531 durch die Franken vernichtet worden. Jedoch gelang ihre Niederwerfung nur dem vereinten Angriff der Franken und Sachsen[26]. Die Streitmacht des Thüringer Königs Hermanfried wurde einmal in einer entscheidenden Schlacht auf offenem Felde, wahrscheinlich in der Ebene von Mühlhausen=Langensalza, dann nochmals vernichtend beim Rückzug über die Unstrut bei Scheidungen geschlagen; Hermanfrieds Bruder Berthar, der über Thüringen nördlich der Unstrut regierte, wurde von Chlotar, dem Bruder des Frankenkönigs Theuderich, mit Hilfe von 8000 sächsischen Söldnern völlig besiegt. Damals war Weimar der Mittelpunkt des thüringischen Reiches und die Residenz seiner Könige. Die Thüringer südlich und nördlich der Unstrut kamen nach der Niederlage unter fränkische Herrschaft. Die Sachsen, die Chlotar Hilfe ge=

leiſtet hatten, ſiedelten ſich im nordthüringiſchen Gebiet zwiſchen Oſtharz und Saale an; Platz war genug für ſie da, da das Land durch die Franken ſtark verwüſtet und entvölkert war. Als im Jahre 568 26000 waffenfähige Sachſen mit dem Langobarden Alboin, der ſicherlich durch ihr Gebiet kam, nach Italien auswanderten, ſetzten die Franken in die dadurch entvölkerten Striche bald Schwaben[27] und andere Völkerſchaften ein. Die Schwaben ſiedelten ſich im Norden zwiſchen Bode, Saale, Schlenze und dem Unterharz an, mehr nach Süden zu Frieſen. Die Frieſen kamen aus derſelben Richtung wie die Schwaben, vielleicht direkt oder indirekt durch das Vorrücken der Slawen zum Auszug veranlaßt. Schwäbiſche Koloniſten wurden auch weiter ſüdlich angeſiedelt. Schwabhauſen ſüdlich von Gotha und Großſchwabhauſen ſüdöſtlich von Weimar weiſen darauf hin. Die Erhebung der Warnen[28] im Jahre 595 ſchlugen die Franken mit ſtarker Hand nieder, ſo daß angeblich wenige vom Warnenſtamme übrigblieben. So wurde auch das Gebiet zwiſchen der unteren Saale und Elbe der fränkiſchen Provinz Thüringen einverleibt.

Die Sachſen, die mit Alboin uneins geworden waren, kamen 573 in ihr früheres Gebiet, in dem nunmehr die Schwaben ſaßen, zurück. Da ſie übermäßige Anſprüche ſtellten, kam es zum Kampf, in dem die Sachſen unterlagen. Die Reſte der Sachſen durften im Lande bleiben, wurden nun aber den Schwaben untertänig. Die ganze Gegend wurde ſchwäbiſch, wie noch der Schwabenſpiegel ſpäter bezeugt. Um 700 machten ſich die Sachſen, die offenbar erſtarkt waren und ſich infolge der fränkiſchen Bedrückung in Thüringen mit den übrigen Stämmen verbündeten, unabhängig vom Frankenreich. Wenn auch der Nordſchwabengau von Pipin 748 wieder ans Frankenreich gebracht wurde und unter Karl dem Großen zur thüringiſch-ſorbiſchen Mark gehörte, ſo hat dieſe doch nicht Sachſen, ſondern Oſtfranken verwaltet. Der Sachſenkönig Heinrich I. eignete ſich die fränkiſchen Beſitzungen in Thüringen an und wurde Herzog von Thüringen genannt. Erſt in dieſer Zeit, ſeit 908, wurde Thüringen nördlich der Unſtrut, das einſt unter den Karlingern ein Teil des fränkiſchen Gebietes und Grenzmark gegen die Slawen geweſen war, mit Sachſen vereinigt, und zwar in engerer Weiſe als das übrige, ſüdliche Thüringen. Der Sachſenname für die ehemals nordthüringiſchen Gebiete (Provinz Sachſen) datiert alſo erſt ſeit Anfang des 10. Jahrhunderts und iſt weiter haften geblieben. Sächſiſches Recht und ſächſiſche Sprache nördlich der Unſtrut mögen freilich auf die ſächſiſche Anſiedlung nach dem Untergang des Thüringer Königreichs im Jahre 531 zurückgehen.

Die Franken, die ſich hauptſächlich ſüdlich des Thüringer Waldes ſtärker anſiedelten, legten im Norden gern ihre Siedlungen an Punkten mit gutem

Verkehr oder glänzender Verkehrslage an, so daß sich später ihre Dörfer zu Städten von einer gewissen Bedeutung entwickeln konnten. Es seien nur Frankenhausen, Sondershausen, Sangerhausen, Nordhausen, Mühlhausen, Waltershausen, Witzenhausen genannt. Die Franken leiteten aber später auch die großartige Kolonisation und Besiedlung der Wald- und Sumpfgebiete ein, sie drangen selbst ins Eichsfeld vor und zogen für die Entsumpfung des Landes Flamen oder Holländer hinzu. Diese bereiteten mit den Zisterzienser Mönchen den wirtschaftlichen Aufschwung im Gera- und Helmetale vor; das letztere verwandelten sie bekanntlich in eine „Goldene Aue". Die Dörfer Flemmingen bei Naumburg und Altenburg, Flemmsdorf und Flemmingsthal reden wie der Höhenzug Fläming noch eine deutliche Sprache von flämischer Besiedlung. In Erfurt haben solche Flamen oder genauer Friesen, wie sie urkundlich im Jahre 1221 bezeugt sind, höchstwahrscheinlich das Geratal zu kolonisieren begonnen und so den Aufschwung der Landwirtschaft, vor allem des Gemüsebaues, angebahnt.

Indessen waren von Osten her slawische Horden, Wenden oder Sorben genannt, eingefallen. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts waren sie im heutigen Freistaat Sachsen und heutigen Ostthüringen; von hier drangen sie bis an die Saale, an einigen Stellen sogar bis über diesen Fluß vor. Im Jahre 623 werden sie uns zum ersten Male als Grenznachbarn[29] der bis zur Saalelinie sitzenden Germanen genannt. In Thüringen hielt der Herzog Radulf, von dem wahrscheinlich Rudolstadt seinen Namen hat, treue Wacht an der Saale. Als er sich aber mit seinen merowingischen Herren verfeindete, machte er sich, nunmehr wohl mit den befreundeten Sorben verbündet, im Jahre 640 zum selbständigen Herrscher Thüringens[30]. In den Jahrzehnten nach 640 hat Radulf vielleicht zum Dank für die gewährte Waffenhilfe einzelne Teile Thüringens westlich der Saale den Wenden zur Besiedlung freigegeben. Da die nach den Bodennamen als wendisch anzusprechenden Siedlungen westlich der Saale, die Einhard noch für den Ausgang des 8. Jahrhunderts als Grenze zwischen Thüringern und Sorben angibt[31], sich nur in der Nähe dieses Flusses finden, sonst aber nur zwischen deutschen Orten zerstreut auftreten, kommt eine selbständige Besiedlung Thüringens durch die Wenden westlich der Saale nicht in Frage. Von der Saalfelder Gegend zogen Sorben in größeren Scharen im Rinnetal aufwärts, von Blankenburg nach Arnstadt, dem alten Längwitzgau, und ließen sich hier von den deutschen Grundherren ansiedeln. Wie die Hersfelder und Fuldaer Besitzverzeichnisse aus dem 9. und 11. Jahrhundert beweisen, sind Wenden in deutschen Dörfern wie auch in rein wendischen Kleinsiedlungen bis übers Werratal hinaus nach Westen zu angesiedelt worden, und zwar ganz verstreut zwischen rein deutschen Siedlungen. Sie werden als Kriegsgefangene

bei den häufigen Grenzkriegen von den deutſchen Herren mitgeſchleppt und als Hörige da angeſetzt worden ſein, wo im Hochwaſſer- und Sumpf- oder in dem noch zu rodenden Waldgebiet Arbeitskräfte gebraucht wurden. Zum größeren Teil ſind ſie aber, vom 7. bis zum 12. Jahrhundert von den deutſchen Grundherren gerufen, als Arbeiter ſo verwandt worden wie in den letzten Jahrzehnten die Polacken von den Rittergütern[32].

Wenn auch in ſpäterer Zeit neue deutſche Stämme in größerer oder geringerer Zahl nicht weiter nach Thüringen eingewandert ſind, ſo hat doch der Verkehr, der im Mittelalter aufblühte, auf den großen, das Herzland kreuzenden Heer- und Handelsſtraßen natürlich auch Beſtandteile anderer Stämme und Völker ins Land gebracht, wie es ja bei dem neuzeitlichen Verkehr etwas Selbſtverſtändliches iſt. Ich erinnere nur an die franzöſiſchen Refugiés in einigen Städten, z. B. Hildburghauſen, Jena, Weimar, Apolda.

Der Verſuch, ſogar Zigeuner in Friedrichlohra, dem 1774 von Friedrich dem Großen gegründeten Weberdorf im Kreiſe Nordhauſen, anzuſiedeln, iſt trotz alles Bemühens und großer finanzieller Aufwendungen (1830 bis 1837) vollſtändig geſcheitert. Das Erziehungshaus für die Zigeunerkinder dient jetzt als Schulhaus. Die Tatern, wie ſie im thüringiſchen Volksmund genannt werden, erwieſen ſich mit ihren Kindern als untaugliche Erziehungsobjekte und zogen bei ihrem Wandertrieb das unſtete Leben in der Welt einem feſten Wohnſitz vor.

Die familiengeſchichtliche Forſchung weiſt an einzelnen Beiſpielen die Abkunft manchen Geſchlechtes aus Ungarn, Italien, Rußland, den Niederlanden, der Türkei und anderen Ländern nach. Aber dieſes fremde Blut hat ſich ohne alle nachhaltigen Wirkungen mit dem thüringiſchen vermiſcht.

Wann die einzelnen Ortſchaften in Thüringen gegründet ſind, iſt nicht leicht zu ſagen; in den meiſten Fällen muß auf ein beſtimmtes Jahr überhaupt verzichtet werden, da ſolche beſtimmten Angaben, aus denen man die Gründungszeit auch nur annähernd erſchließen könnte, ſo gut wie ganz fehlen. Die früheſte Erwähnung eines Ortes hängt ja von Zufälligkeiten ab und beweiſt nichts weiter, als daß der Ort zu der betreffenden Zeit ſchon vorhanden war. Erſt vom ausgehenden 8. Jahrhundert an erhalten wir urkundliche Nachrichten hierüber; ſie liegen vor in den Beſitzverzeichniſſen der Klöſter Fulda und Hersfeld, dem ſog. „Breviarium des Lullus" und einem anderen, reichhaltigeren Zehntverzeichnis über den Hosgau und das Frieſenfeld im nördlichen Thüringen.

Weiter als dieſe ſpäten Zeugniſſe, aus denen die Unterſchiede zwiſchen früher oder ſpäter Entſtehung der ſchon zahlreich vorhandenen Siedlungen nicht hervorgehen, führt uns die Ortsnamenforſchung[33], die, wenn ſie im Zuſammenhang mit dem geſamten Namenbild der Landſchaft betrach-

tet wird, uns bestimmte siedlungsgeschichtliche Aufschlüsse gibt und die historische Schichtung der Ortsnamen erkennen läßt[34].

In die vorgermanische, keltische Zeit ist mit Bestimmtheit kein thüringischer Ortsname zu setzen. Eisenach, 1144 Isenacha genannt, könnte am ehesten, wie die rheinischen Orte auf acum, zu den keltischen Siedlungen gezählt werden, zumal derselbe Ortsname im Trierischen vorkommt. Edward Schröder[35] hält auch die Ableitung der Rhön und Finne aus dem Keltischen für möglich.

Für Thüringen hat der Siedlungsgeograph Schlüter, der im großen und ganzen Arnolds System beibehalten, Arnolds 3 Abschnitte aber in 6 geteilt hat, 6 Perioden der Besiedlung angegeben:

1. bis 300 n. d. Z.: in dieser Zeit sind die Ortschaften entstanden, die endigen auf aha, affa, lar, loh, mar, tar und zusammengesetzt sind mit ide (idi) und stedt.

2. von etwa 250—531: Ortsnamen mit den Nachsilben leben und ingen.

3. von 531–800 (fränkische Kolonisation): Ortsnamen auf hausen, heim, dorf, bach, feld.

4. von etwa 650–900: sorbische Siedlungen.

5. von 800–1300: Siedlungen auf rode, hain, hardt, winkel, auch feld, riet, berg, burg, eck, stein.

6. Neuzeit: Gewerbliche und industrielle Neugründungen.

Älteste Siedlungen sieht man in den Ortschaften mit ganz einfachen Namen – nicht Personennamen – und ihrer Zusammensetzung mit den Grundwörtern aha = Wasser, Fluß oder wohl in der älteren Form affa, mit lar = Stätte, Niederlassung, mit loh = Lichtung, mit tar = Stock, Baumstamm und mit mar = stehendes Wasser, Sumpf oder auch Quelle. Heute heißen die Orte meist etwas anders; ihre ursprüngliche Namensform ist natürlich immer nach Möglichkeit festzustellen. Als Beispiele seien genannt Gotha: Gothaha; Falken südlich von Treffurt: Falkenaha 1143; Grabe östlich von Mühlhausen: Grabaha 997; Bretleben bei Artern: Bretlaha; aber Eisenach: Isenacha 1144. Rosoppe bei Ershausen an der hessischen Grenze: Roscaffa. Friemar, Geismar, Görmar, Horsmar, Keßlar, Pleismar an der Unstrut, Themar, Wechmar, Wichmar, Weimar: Orte, die an einem stehenden Wasser oder an einer Quelle entstanden sind. Bücheloh: Siedlung an der Buchenlichtung. Burschla bei Treffurt: Brusloho, ursprünglich zurückgehend auf Burstlôhun = bei dem Borstwäldchen; lôhun = Dativ pluralis; Borst ist eine Sumpfpflanze. Dorla südwestlich von Mühlhausen: Dornelohen. Langula: Langelo. Gossel südwestlich von Arnstadt: Guslo(hen). Lohra: Lare. Ar ist häufig zu er, ern (era) geworden, z. B. bei Fahner, Heßler, Häseler, Göttern, Eichern, Kelbra, Helbra.

Das den Chatten eigentümliche, auch in Niederdeutschland bekannte lar erscheint nur im Westen Thüringens vereinzelt, besonders im Eisenacher Oberlande: Motzlar, Geblar, Buttlar. Effelder – Epheldern, zusammenhängend mit ahd. apaldar: Siedlung am Apfelbaumstamm.

Zu dem ältesten Bestand gehören ferner die Ortsnamen auf ide (idi): Tilleda – Dullide (Tullide); Sömmerda – Sumeride; Cölleda – Collide; Kirch-, Holz-, Feld-, Westerengel im Kreis Sondershausen – Engli und Englide; Engerda im Kreis Rudolstadt – Engride und Ingredi; Felchta sw. von Mühlhausen – Felichide; Remda – Remidi; Apolda – Apolde (wie im Volksmunde). Die Siedlungsnamen auf stedt, stadt sind mit Ausdrücken zur Bezeichnung der Lage oder Beschaffenheit des Ortes zusammengesetzt und damit von vornherein als alt gekennzeichnet. Sie sind ziemlich gleichmäßig über das Land verbreitet, auch in Holstein, Niedersachsen mit Ausnahme Westfalens bekannt, gehören also wohl größtenteils der ersten germanischen Bevölkerung an. Uhlstädt z. B. bezeichnet die Siedlung am Uhlsbach, Dienstädt Siedlung am Den(a)bach; Arnstadt – Arnstete.

Als um 250 die Angeln und Warnen in Mitteldeutschland einrückten und den thüringischen Stamm mit den hier siedelnden Germanen bildeten, haben die Siedlungen, die mit den genannten Grundwörtern zusammengesetzt sind, bestanden. Die Warnen sind nur für den nordwestlichen Teil des alten Thüringen, das heutige Anhalt, urkundlich bezeugt, werden also wahrscheinlich kein besonders nahes Verhältnis zu dem Gesamtstamm der Thüringer gewahrt haben. Nicht den Warnen, wie vorgeschichtliche Forscher im Anschluß an eine Abhandlung von Seelmann[36], trotz Schlüters[37] treffenden Einwendungen dagegen, noch immer häufig behaupten, sondern vielmehr den Angeln sind die Siedlungen auf leben, die zum größten Teil im 3. Jahrhundert entstanden sind, zuzuschreiben. Von Norden her erstrecken sie sich bis zum Thüringer Land, in der Magdeburger Börde und zwischen Unstrut und dem Thüringer Wald treten sie häufig auf, ganz gedrängt zwischen Erfurt, Gotha und Stadtilm. In der Thüringer Landschaft sind einschließlich der Wüstungen ungefähr 170 leben-Siedlungen gezählt. Da sich südlich des Thüringer Waldes nur 6 leben-Siedlungen finden, kann der anglische Einfluß dort nur sehr gering gewesen sein, wenn es sich, was wahrscheinlicher ist, nicht überhaupt um ein Produktivwerden dieser leben-Bildung in späterer Zeit für den Süden handelt. Denn wenn auch die Angeln, deren Wanderweg vom unteren Elbegebiet nach Thüringen durch diese Namenbildungen auf leben noch heute deutlich erkennbar ist, diese Art der Ortsnamen zuerst in Thüringen eingeführt haben, so ist selbstverständlich die Bildung aller mit diesem Suffix gebildeten Siedlungen keineswegs nur ihr Werk. Nicht-anglische Bewohner Thüringens haben ihre Siedlungen bald ebenso

gebildet. Das Suffix „leben" wird mit ziemlicher Sicherheit auf ahd. leiba = Überbleibsel, Hinterlassenschaft zurückgeführt, bezeichnet also ursprünglich das Erbe der Väter, das Sondereigen. Im ersten Teil der Ortsnamen sind gewöhnlich Bezeichnungen von solchen Personen enthalten, welche die betreffenden Besitzungen ihren Söhnen und Nachkommen hinterließen. Ortsnamen mit dieser Endung kommen in Südschweden (löf, leff), in Dänemark, Jütland, Schleswig (lev), auf niederdeutschem Gebiete (im Mittelalter -levo, -levu, -leva, -leve) und auf hochdeutschem (-lebo, -leba, -leiba, -leibe; erst später die pluralische Dativform -leiben, -leuben, -leben) vor. Als thüringische Beispiele seien genannt: Olbersleben (Kr. Weimar), in der mundartlichen Form für das 1306 bezeugte Albrech(t)sleiben; Albert = Albrecht. Rudisleben (Kr. Arnstadt) – Rudolfisleyben; Bischleben (Kr. Gotha) – Biscovesleben, wobei ersichtlich wird, wie das Volk bei dreigliedriger Zusammensetzung das mittlere Glied ausgestoßen hat. Die leben-Orte liegen fast durchweg in der Ebene, und zwar auf den besten Böden, sind darum auch nur in ganz seltenen Fällen wüst geworden. Name und Lage der Dörfer zeigen, daß die Angeln als herrschende Schicht von den fruchtbaren Ländereien Besitz ergriffen und hier ihre Leute ansetzten.

Zu den alten Bildungen gehören, ohne daß eine genauere chronologische Abgrenzung gerade hier möglich wäre, die Siedlungen auf i n g e n oder u n g e n, die im eigentlichen Thüringen häufiger vorkommen, besonders aber im Helme- und Werratal stark vertreten sind, z. B. Oberröblingen, Einzingen, Mohrungen, Bennungen, Thürungen, Groß- und Kleinleinungen; dann im Werratal Breitungen, Heringen, Gerstungen, Salzungen, Schwallungen, Wasungen, Meiningen. Man darf das Suffix ingen im Sinne von Zugehörigkeit zu etwas deuten. Thürungen ist also Siedlung in der Nähe des Thyra-Baches, Mellingen (Meldingen 1221, ursprünglich vielleicht Madelingen) Ort an der Madel; Bennungen Siedlung am Fenn = Sumpf; Heldrungen Ort am Helderbach; Gerstungen Ort an den Gerstenfeldern; Wasungen Ort am Werra-Wasen; Scheidungen (Scidinge[n]) und Schiedungen (westlich von Nordhausen) Siedlungen an der Grenze (ahd. sceid = Grenze). Im Gegensatz zu Süd- und Südwestdeutschland hat Thüringen unter der großen Zahl der ingen(ungen)-Orte nur sehr wenige, in denen im ersten Glied ein Personenname zu vermuten ist. Die patronymische Erklärung für die ingen-Orte läßt uns eigenartigerweise gerade in dem Lande, dessen eigener Name so gebildet zu sein scheint, im Stich. Viel häufiger ist hier die Ableitung von Gewässernamen. Um Sippensiedlungen kann es sich in Thüringen also nicht handeln; die Verhältnisse liegen ganz anders als in Oberösterreich, den bayrischen und alemannischen Landen. Das ingen-Suffix ist auch hier und da in Thüringen produktiv geworden; Liebergen (Kr. Arnstadt), 1106 Leyberga,

1240 und 1495 Libergen, ebenso heute in der Mundart, ist erst 1387 zum erstenmal in der heutigen amtlichen Form Liebringen nachweisbar. Das Dorf hat seinen Namen an das benachbarte Ober- und Niederwillingen und Behringen angeglichen. Das Suffix ungen, das wir häufiger nördlich der Unstrut und im Eichsfeld haben, als niedersächsisch anzusprechen, geht nicht an. Von Anfang an finden wir die ingen- und ungen-Formen nebeneinander. Festigkeit hat offenbar nicht bestanden. Ursprünglich scheint das ingen-Suffix vorgeherrscht zu haben; denn viele der späteren ungen-Namen haben diese Form erst angenommen. So hieß Breitungen an der Werra 933 Bretinga, 1183 Breitingen, ebenso die Wüstung Breitungen östlich von Nordhausen 961 Bretinge, 1516 Breytingen; Gratzungen nördlich von Bleicherode Gracinge 1184; Scheidungen an der Unstrut Scidinge, Wennungen südöstlich von Nebra an der Unstrut Wenninge. Salzungen an der Werra heißt in der dortigen Mundart, die bekanntlich über viele Jahrhunderte die alte Aussprache festhält, Salzinge. Auf der anderen Seite stellen wir freilich gelegentlich auch die Umwandlung von ingen bei Namen mit ungen fest: Die Stadt Meiningen erscheint in Akten von 1597 und 1608 und in gleichzeitigen Drucken wiederholt als Meinungen, wahrscheinlich in Angleichung an die benachbarten Orte Wasungen, Schwallungen, Breitungen. Da auch im niedersächsischen oder thüringisch-niedersächsischen Grenzgebiet die ingen-Orte häufig sind, kann das ungen-Suffix also nicht mit dem niedersächsischen Stamm in Verbindung gebracht werden.

Nun ist es aufgefallen, daß in Thüringen die Ortsnamen auf leben gerade dort am häufigsten auftreten, wo sie auf ingen fehlen, und umgekehrt. In dem Teilgebiet zwischen Helme, Unstrut und Wipper z. B. ist die Klasse ingen gar nicht vertreten, dagegen finden sich gerade in diesem Viertel die meisten Namen auf leben. Für dieses Verhältnis des gegenseitigen Ausschließens, das bei den übrigen Ortsbenennungen Thüringens nicht zu bemerken ist, findet Schlüter nur die Deutung, daß die Orte beider Namensklassen von zwei verschiedenen Stämmen ungefähr gleichzeitig gegründet worden sind. Auf welchen Stamm diese Siedlungen auf ingen und ungen zurückgehen, läßt sich nicht bestimmt sagen. Schlüter vermutet, daß es die Sweben gewesen sind, die ja bei ihrer Wanderung langsam durch Thüringen zogen. Von ihren früheren Wohnsitzen im heutigen Brandenburg und den benachbarten Gebieten, die sie Ende des 2. Jahrhunderts verließen, wo sie teilweise auch noch als „Nordschwaben" zurückblieben, sind sie durch Thüringen und zwar durch das Helmetal, soweit es gangbar war, nach Westen gezogen und dann südwärts am Südwestrand des Thüringer Waldes entlang im Werratal nach Süddeutschland gewandert. Dort sind sie das Hauptvolk des Bundes der Alemannen geworden, hier im langobardisch-alemannischen

Lande treffen wir auch ihre Siedlungen mit dem Suffix ingen wieder häufiger. Diese Meinung ist wohl etwas einzuschränken. Auf irgendeine größere Gruppe muß die Bildung der Siedlungsnamen auf ingen zurückgeführt werden. Es ist durchaus möglich, daß es die Sweben gewesen sind, die bei dem Durchzug zurückbleibende Scharen abgegeben haben können. Aber alle diese ingen- und ungen-Siedlungen mit den durchziehenden Sweben in Verbindung zu bringen, erscheint bei der Ausdehnung dieser Namensklasse nicht angängig. Sweben können den Anstoß zu dieser Ortsnamenbildung gegeben haben; dieses Suffix ist dann jedoch produktiv geworden wie andere auch. Nur handelt es sich in Thüringen nicht, wie in Süd- und Südwestdeutschland, um Sippensiedlungen.

Nach dem entscheidenden Siege der Franken über die Thüringer im Jahre 531 setzt die Einwanderung der Franken in Thüringen ein. Auf sie weisen noch heute nördlich und südlich der Unstrut Orte, die mit dem Namen des Volksstammes zusammengesetzt sind, hin, wie z. B. Frankenhausen, Frankenberg, Frankenthal, Frankendorf, Frankenau, Frankenhain, Frankenrode; ferner Geschwenda (man ließ den Wald für die Besiedlung schwinden), Gesäß = Niederlassung, Gehofen, Ilversgehofen, Münstergehofen (Wüstung bei Erfurt), Orte, mit der Vorsilbe ge gebildet, wie sie hauptsächlich in fränkischen Landen üblich sind. Den Franken vornehmlich sind ferner die Siedlungen mit dem Suffix hausen, oft abgekürzt sun oder sen oder s, zuzuweisen. Die hausen-Bildung ist den Franken und unter diesen den Hessen eigentümlich. Von Hessen aus ist sie wahrscheinlich nach Thüringen und allen anderen Gebieten Deutschlands weitergetragen worden. Auch die Zahl der Ortschaften auf hausen ist groß. Wie schon bemerkt, gehören dieser Klasse ziemlich viele Städte an, während die Siedlungen mit den Suffixen leben, ingen oder ungen und stedt wenig größere Orte im Vergleich zu ihrer Gesamtzahl aufweisen. Es waren diese fränkischen Siedlungen militärische Stützpunkte der fränkischen Macht und hatten wirtschaftlich-kolonisatorische Bedeutung. Es ist wiederum nicht so zu verstehen, als ob alle hausen-Siedlungen von Franken gegründet worden seien, sondern so, daß die unter fränkischem Einfluß stehenden Siedler in dieser Zeit der fränkischen Eroberung Thüringens diese Namensbildung bevorzugt haben. Viele von den hausen-Namen sind mit Eigennamen verbunden, wie es bei Waltershausen, Dankmarshausen, Sangerhausen (St. Georg), Herleshausen (Herlich) offenbar ist. Oft ist auch hausen zu sen verkürzt wie in Jüchsen (Gohusa 758, Juchisa 827) oder gar zu „s". Gebesee (Kr. Weißensee) hat gar nichts mit einem See zu tun, wie das benachbarte Kreisstädtchen Weißensee, das einst zwischen zwei Seen lag, sondern ist als Gebisen und Gebise (um 800) (abgekürzt aus Geb[e]hausen) ursprünglich festgelegt. Noch J. H. v. Falckenstein,

Historie von Erfurth (Erfurt 1739, S. 716) gibt die Form Gebsen. Der Volksmund führt uns auch ohne die urkundlichen Belege auf die richtige Fährte, denn er spricht nur von Gébĕsĕ (e kurz), nicht von Gebesee! Das Volk sagt in der thüringischen Mundart noch heute für (Rieth) Nordhausen: Nurdsen, für Stockhausen: Stocksen. Heinrichs (Kr. Schleusingen) kann aus „(zum) Heinrichshaus" entstanden sein, wie Wahns (Kr. Meiningen), früher Wanes, aus „zum Wan(frid)haus". Eckardts (Kr. Meiningen) wird 1183 villa Eckeriches, 1360 „zu dem Eckerichs" genannt, also vollständiger „zu dem Eckerichshaus". Dagegen hat Eckardtshausen (Kr. Eisenach) nichts mit einem Eckerich oder Eckardt zu tun, da es früher Ockershusen (Otker aus Ottokar) und in der Mundart auch später noch Öckerschhusen hieß. Doch ein gelehrter Schreiber oder Aktenmensch hat es für nötig gehalten, den mundartlichen Befund zu deuten, leider nur falsch [38].

Es ist dagegen auch möglich, daß bei dieser Gruppe von Ortsnamen wie Bernhards, Helmers (Helmeriches), Dietlas (Tutelins), Metzels, Möckers die Nachbarn, die doch die Namen gegeben haben, sagten: wir gehen zu Bernhards, zu Helmers, wobei sie nicht an das Haus, sondern an die Familie, die Leute des Bernhard dachten; dann wäre das auslautende s kein Genitiv-s, sondern ein Plural-s. Beides geht nebeneinander her. Ans Haus hat man aber sicher gedacht bei Ortsnamen mit anlautendem m, wie z. B. Mörla (Kr. Rudolstadt), das entstanden ist aus „am Erla (ha)" = Merla = am Erlenwasser; Melpers über Malbrechts aus „zum Albrechts (haus)", wobei also das Anfangs-m vom auslautenden m in „zum" im Eigennamen hängen geblieben ist. Mellenbach wäre als im oder am Ellenbach (Ilm = Ulmbach) zu erklären. Mebritz bei Dermbach hieß noch um 1700 Meberts (zum Eberhards); Möckers (Kr. Meiningen), bezeugt als „zum Öckers" (zum Ottokars Haus), 1382 als Wüstung Ockers; Meimers (Kreis Meiningen) = zum Einbrechtshaus; Mäbendorf (Kr. Schleusingen), 1206 Ebendorf geschrieben, 1555 Mebendorf; Mallendorf bei Eckartsberga = im alten Dorf. Der thüringische Volksmund kennt heute noch viele solcher Verschmelzungen, z. B. sagt er für Eichicht (Kr. Saalfeld) und Eicha (Kr. Hildburghausen) Mäch = im Eichicht, Manger = am oder auf dem Anger; Rā = (an der) Aue (bei Saalfeld).

Fränkische Kolonisatoren mögen auch vielfach den Anstoß für die Bildung der Ortsnamen auf heim, dorf, bach und feld gegeben haben. Von den dorf-Namen ist in Thüringen die Hälfte wüst geworden, von den bach-Namen ein Drittel. Da die Siedlungen inselartig auftreten und vielfach schon in ziemlich bergigem Lande vorkommen, liegt die Vermutung nahe, daß die Franken und späteren Siedler hier eben nur kolonisiert haben. Selbstverständlich hat sich diese Tätigkeit über eine längere Zeit erstreckt, wahrscheinlich vom

6. bis 12. Jahrhundert. Natürlich ist dann mit der fortschreitenden allgemeinen deutschen Kolonisation auch die dorf-, bach-, feld-Bildung bei der Namengebung nach Osten getragen worden, ohne daß die Franken die Träger dieser Bewegung gewesen wären. Infolgedessen kann die Gründung der mit dorf, bach und feld zusammengesetzten Siedlungen weder in Thüringen noch in den anderen deutschen Landen ohne weiteres einem bestimmten Stamme zugewiesen werden. Die Lautumstellung, wie man sie in niederdeutschen Ortsnamen auf drup und drop oft findet, zeigt Ohrdruf, das in Wilibalds Schrift „Das Leben des H. Bonifatius" noch Orthorpf (Dorf an der Ohre) heißt.

Die h e i m-Bildungen mögen in die erste Zeit der Frankenherrschaft gehören, wenn sie nicht gar in die vorhergehende Periode einzuordnen sind. Denn die Ortsnamen auf heim sind gemeingermanisch. Sie sind wie die hausen-Siedlungen Einzel- und Gruppensiedlungen und bezeichnen in Thüringen zumeist die Lage. Auf die Bewohner oder den Besitzer weist mit Sicherheit kein Name hin, außer Frankenheim in der Rhön. Wo die heim-Namen nur vereinzelt auftreten und durch einen Appellativus bestimmt werden, werden sie in der Regel ihr Entstehen der Überlegung, meist bewußter Wahl verdanken. Vor allem gilt das für die kleine, in sich durch Angabe der Himmelsrichtungen abgestimmte Gruppe von Namen, die deutlich mit Absicht gewählt wurden und vielfach als jüngere grundherrliche oder fiskalische Siedlungen aufzufassen sind. Im Traditionskodex des Klosters Fulda vom Jahre 812 wird uns als Schenkung an das Kloster verzeichnet[39]: villa Ostheim, Sundheim et Erpiu et Mitilesdorf (auch Mitilesheim genannt). Es gibt nun heute noch je 1 Nordheim in folgenden 3 Bezirken des Grabfeldgaues zwischen Meiningen und Fulda:

1. An der Fulda, einem Nebenfluß der Werra, liegt Kaltennordheim, südlich davon Kaltensundheim (Sund = oberdeutsch Süd), westlich von Kaltensundheim Kaltenwestheim, zwischen beiden letzteren Mittelsdorf.

2. Nur wenige Stunden südlich folgen in der thüringischen Exklave: Nordheim, dicht südwestlich Sondheim vor der Rhön, östlich von diesem Ostheim vor der Rhön.

3. Östlich von Mellrichstadt (Unterfranken) begegnen wir nochmals Nordheim und Sondheim.

Außerdem gehört zur 2. Gruppe in der thüringischen Rhön-Exklave eine Wüstung Westheim, im 8. Jahrhundert Uuesthûs genannt. Auch zur 3. Gruppe gehört ein untergegangenes Dorf Westheim. An dieser Zusammenstellung fällt die planmäßige Benennung der Orte nach der astronomischen Lage auf. Die Ortsnamen stehen im wechselseitigen Verhältnis, keiner ist allein für sich denkbar. Weiter erstaunt, daß diese Namen auf einem ver-

hältnismäßig kleinen Raume nur wenige Stunden voneinander getrennt vorkommen und die Bestimmungsbeiwörter nüchtern, geradezu schematisch gewählt sind. Es bleibt kein anderer Schluß übrig, als daß alle diese Rhönorte bis auf Mittelsdorf, das ja in der ersten Reihe als späteste Siedlung entstanden sein muß, ungefähr gleichzeitig benannt worden sind. Nur ein einheitlicher Wille kann hier maßgebend gewesen sein, höchstwahrscheinlich ein fränkischer Grundherr oder Verwaltungsbeamter.

Ebenso haben wir in der Goldenen Aue, eine Stunde südlich von Nordhausen, ein Sundhausen. Aus der ältesten Geschichte Nordhausens – um 1290 ist die Rede von einem castrum imperiale apud Nordhusun dirutum – geht hervor, daß eine alte Königsburg aus der fränkischen Zeit den Mittelpunkt für die Benennung abgegeben hat. Nördlich des Königshofes und der Königsburg entstand der Name Nordhausen, südlich von der alten Burg Sundhausen. Letzteres ist zudem als altes Königsgut bezeugt.

Noch ein anderes Beispiel weist auf diese bewußte fränkische Namengebung hin. Wir haben in Thüringen 3 Orte namens Trebra: 1. zwischen Nordhausen und Kindelbrück, 2. auf dem uralten Heer- und Handelswege am Südfuß des Harzes bei Bleicherode, 3. an der alten Königstraße über Erfurt nach der mittleren Saale: Ober- und Niedertrebra südwestlich von Sulza an der Ilm. Außerdem finden wir denselben Namen nach Bethge als königliche villae mit curtes in Westfalen, an der Lippe, im Rhein-Mainwinkel. Der Taufpate mag das Darmstädter Tribur, der Urahne ein salisch-fränkisches Tribur gewesen sein. Wir sehen also gerade an diesem Beispiele, daß die Namengebung in diesen Fällen ganz bürokratisch von Beamten vorgenommen worden ist. Das ist nicht auffällig in der karlingischen Zeit, wo neben landwirtschaftlicher Buchführung ein allgemeiner Preistarif aufgestellt, zahlreiche Runderlasse und Dienstanweisungen ausgegeben wurden (capitulare de villis). Diese Gruppe der Siedlungen ist mit anderen Typenorten (Westhausen, Mittelhausen, Lengfeld, Stockheim, Hochheim, Talheim) also sicher den Franken zuzuweisen, zumal da sie auch als Königsgut bezeugt sind.

In planvoller Weise eroberten und besiedelten die Franken das Land[40]. Sie besetzten zunächst die in das Land führenden Straßen und festen Punkte mit Herrenhufen an diesen Straßen (die sog. curtes), zogen die Ödländereien zur Ackerbebauung und Waldnutzung ein, ergriffen, wenn das Ödland nicht herrenlos war, zum Teil mit Gewalt davon Besitz, indem sie es eben für herrenlos erklärten. Nach fränkischer Rechtsanschauung war nämlich alles unbewohnte und unbesetzte Land Eigentum des Königs. Dazu gehörten neben den Wäldern auch die Sümpfe, die ja ebenfalls oft die Rolle von Grenzsäumen übernehmen mußten. So war die Helme-Niederung nachweisbar größtenteils Reichsgut, als die Zisterzienser von Walkenried daran gingen, sie

urbar zu machen. Bei ihren Königshöfen – dem Könige als Vertreter des Staates gehörte das neue Land – legten die Franken mit Vorliebe Mühlen an. Die Anlage von Wassermühlen, deren Technik sie ihrerseits von den Römern übernommen hatten, trugen sie auch nach Thüringen hinein. So hat ja die Stadt Mühlhausen, deren Wahrzeichen die Mühlhaue ist, ihren Namen sicher auch von den fränkischen Mühlen erhalten.

Bei ihrer Kolonisation, die sie im eroberten Thüringer Lande vornahmen, überschritten die Franken vielfach schon die alten Waldgrenzen, welche die älteren Siedler abgehalten hatten. Sie breiteten sich besonders auf dem Eichsfelde, das aber schon in vorchristlicher Zeit eine starke germanische Besiedlung von Osten und Süden her erfahren haben muß, wie die alten Siedlungen auf idi, mar, loh und aha beweisen, und auf der Finne aus und machten auch den Versuch, in das Sumpfgebiet einzudringen. Insofern bereiteten sie die große Innenkolonisation vor, die in den folgenden Jahrhunderten (800 bis 1200) durch Roden der Wälder, durch Urbarmachen sumpfigen Landes so gute Erfolge brachte. Die Siedlungen, die mit den Silben rode, reuth, gereuth, gehau, lichte (z. B. Lichtenau, Lichtenhain), hardt, hain (heim), winkel, feld, brunn, born u. a. zusammengesetzt sind, sind zum größten Teile Früchte dieser Arbeit. Die Ortsnamen auf born, die in Thüringen viel häufiger sind als die auf brunn, sind zum Teil sehr alt, zum Teil jüngeren Datums. Häufig ist die alte (fränkische) brunn-Form durch den thüringischen Volksmund in eine born-Form umgewandelt worden. Ob Pfuhlsborn westlich von Camburg (Pholesbrunen im 8. Jahrhundert) und Sonneborn bei Gotha (Sunibrunno im 11. Jahrhundert) mit den aus den Merseburger Zaubersprüchen bekannten altgermanischen Gottheiten Phol und Sunna in Verbindung zu bringen sind, ist sehr fraglich. Näher liegt es, Pfuhlsborn, wie Apolda, von pool, angels. pul, pol = Sumpf, Pfütze, slaw. pole = Feld abzuleiten. Reinhardsbrunn (Kr. Gotha), mundartlich Reinersborn, hieß 1332 schon Reynhersborn; der Name ist also richtiger auf Reginherisbrunno (1108) als auf Reginhardesbrunnen zurückzuführen. Das thüringische born statt des fränkischen brunn hat das Volk trotz aller amtlichen Schreibweise über die Jahrhunderte treulich bewahrt. Zugleich zeigt dieses Beispiel (Reynhersborn), daß dem Volksmund die elliptische Bildung (Auslassung des mittleren Gliedes im Ortsnamen) früher so erwünscht war wie heute.

Die Orte auf rode, röden, gereut, besonders in Oberfranken und in der Oberpfalz gebraucht, und gehau sind oft nach dem Grundherrn genannt, z. B. Friedrichroda, Farnroda (Faro), Berterode (Bernwart), Volterode (Baldo = Baldwin), Hucherode (Hugo), Arnsgereut (Arno), Gerhardsgereuth (1181 Gerhartisgerute), Gottfriedsberg (1331 Gotvardesgherute, 1486 Gottfriedesgereuth), Hattengehau und Wolfmannsgehau. Bei man-

chen der reden- und ried-Siedlungen braucht nicht an die Urbarmachung von feuchten Niederungen gedacht zu werden, sondern an Rodungen von sumpfigem Waldgelände (ohne Riedgras), z. B. bei Tränkenried (Wüstung bei Christes im Kreise Schleusingen) = die Rodung an einer Tränke, bei Bickenriede und Dachrieden (897 Dachrede) und Eigenrieden bei Mühlhausen, wahrscheinlich auch bei Walkenried am Harz (1132 Walkreden). Der Wechsel von roda, röden und rieth ist deutlich zu beobachten bei Billroda (Kr. Eckartsberga), das 1148 als Bilrieth und 1180 als Billreden bezeugt ist. Ziegelrode hieß früher Mechtelrode (Mechtildis, die Tochter des letzten 1312 gestorbenen Grafen von Rabenswald) und ist, da mit einem Frauennamen zusammengesetzt, eine späte Gründung.

Für die Entsumpfung weiter Talstrecken reichte die Kenntnis und das Geschick der germanischen Siedler, die hier mit Wenden arbeiteten, aber nicht aus; deswegen zogen deutsche Fürsten, meist angeregt durch die Zisterziensermönche, Flamen[41] heran. Ihnen ist es gelungen, das Tal der Helme, wo nur Sumpf und Riet war, um die Mitte des 12. Jahrhunderts in eine „Goldene Aue" umzuwandeln. Allerdings sind ihre hier angelegten Siedlungen nicht von langem Bestand gewesen, viele sind eingegangen, sind Wüstungen geworden. Nach der Überlieferung hat Kaiser Konrad I., wohl angeregt von dem 1129 gegründeten Kloster Walkenried, die Flamen bald nach 1144 ins Tal gerufen. 1179 war die Kolonisation des oberen Niets, von Nordhausen bis Kelbra, vollendet. Unter Kaiser Friedrich I. begann man dann 1188, unter Leitung des Walkenrieder Klosterbruders Jordan, mit der Urbarmachung des Unterriets, von Brücken bis zur Mündung der Helme. Im oberen Riet sind Elre und Horne bei Heringen, Langenrieth, das noch 1375 stand, 1445 aber als Wüstung bezeichnet wird, und Vorrieth bei Görsbach verschwunden. Sie wurden von den hohensteinschen Grafen, in deren Besitz sie als Reichslehen waren, niedergelegt und die Bewohner in die hohensteinschen Orte Berga, Heringen und Görsbach verpflanzt. Auch Crimderode und Berungen erhielten flämischen Zuzug; wahrscheinlich auch Lappe bei Berungen, dessen Flur nach dem Wüstwerden zum Klosterhof Berungen kam, und Rosperswenden, wo außer den Flamen auch Wenden saßen. Vertriebene Flamen zogen ins Landgrafenriet bei Weißensee und gründeten hier 2 neue Dörfer: Rieth und Scherndorf. Im Unterriet, wo ursprünglich 30 bis 40 flämische Familien gesessen haben mögen, wurde Weidenhorst nach dem Wüstwerden zu Wallhausen geschlagen, Lorenzenrieths († 1400) Flur kam zu Edersleben und Oberröblingen. Bestehen geblieben sind nur Martinsrieth mit ursprünglich 6, Katharinenrieth mit ursprünglich 12 Gehöften und Nikolausrieth, letzteres nach dem flämischen Lieblingsheiligen benannt. Die Gehöfte dieser Flamendörfer sind durchaus fränkisch gebaut, nur haben sie

noch bei der Lage ihrer Marschhufen eine Ausfahrt auf der Rückseite nach dem Hufenlande. Bis 1849 walteten noch die alten flämischen Schulzen ihres Amtes; neben der Fluranlage und den flämischen Bezeichnungen in den alten Flurregistern deuteten noch im 19. Jahrhundert der flämische Kirchgang, die Erbregelung und die freie Schulzenwahl auf die Selbstverwaltung der Flamen in diesen geschlossenen Dörfern hin.

Flemmingen bei Naumburg, 1161/81 zum erstenmal genannt, ist zwischen 1127 und 1147 begründet worden, hat sich dann mit dem nahe gelegenen Tribun vermischt. Das gleichnamige Flemmingen bei Langenleuba (Kr. Altenburg), Flemmsdorf und Flemmingsthal verkünden ebenso die flämische Besiedlung und Kolonisation deutlich in ihren Namen. Wahrscheinlich ist den Flamen, die nicht immer von den Friesen und Holländern zu scheiden sind, auch gelungen, das Geratal zwischen Arnstadt und Erfurt zu entsumpfen und dadurch den wirtschaftlichen Aufschwung Erfurts mitvorzubereiten; 1221 werden Frisii peregrini, d. h. wohl Friesen, die vor der Stadt angesiedelt waren, in Erfurt urkundlich bezeugt.

Auch Angehörige anderer deutscher Stämme sind von den Franken in Thüringen angesetzt worden. Ob Sachsa, Sachsenburg, Sachsenhausen bei Weimar ihre Namen von den Sachsen haben, die den fränkischen König Chlotar bei der Eroberung Thüringens 531 Hilfe geleistet hatten und sich ansiedeln ließen, oder an Sachsen, die unter den Karlingern verpflanzt wurden, erinnern, läßt sich nicht sagen. Ansiedlung von Schwaben beweisen Dörfer wie Schwabhausen bei Ohrdruf und bei Jena und Schwabsdorf bei Weimar.

Stark *hessische* Bevölkerung ist auf und an der Finne[42] im Kreise Eckartsberga zu verzeichnen, da die urkundlichen Namen von Bächen und Wasseradern der Finne aus dem Westen, besonders aus Hessen stammen: der Kocherbach, jetzt fälschlich Kochelbach, der im Spielberger Dorfteich entspringt; der Werrabach, der aus dem Hassenhäuser Dorfbrunnen kommt und von den Bewohnern farblos Weidenbach genannt wird; die Hasel und Losse sind auch rechte Nebenflüsse der Fulda; der Wiebach ein Nebenfluß der Schmalkalde; der Steinbach ein Zufluß der Werra; die Biber ein linker Nebenfluß der Kinzig. Auf Hessen weist auch der Lißbach hin. Die neuen Siedler haben die Namen der alten Heimat einfach in die neue mit herübergenommen, während Hattenhausen als Hessensiedlung sicherlich von den benachbarten Siedlern diesen Namen bekommen hat. Dagegen hat nichts mit hessischem Einfluß Haßleben (zwischen Erfurt und Greußen) zu tun, da es als Hachsteineslebe, Hastenelebe, Hastingesluben 1308 bezeugt ist und wohl zum Personennamen Haste oder Hasting gehört; ebensowenig der Hessegau nördlich der Unstrut; ihn hat Robert Holzmann[43] einwandfrei als Hosgau, d. h. Hochseegau erwiesen.

Außer den Sachſen, Schwaben, Frieſen, Heſſen, die von den Franken in Thüringen angeſiedelt wurden, ſind aber noch Angehörige eines anderen Stammesteils nach Thüringen geholt worden, die Sorben[44]. Noch bevor die Franken den Anfang mit ihrer weiteren Koloniſation im Inneren Thüringens machten, waren von Oſten her ſlawiſche Horden, Wenden oder Sorben, eingefallen. In den oſtthüringiſchen Dörfern Serba und Serbitz iſt ihr Name feſtgehalten worden. Daß Wenden als Hörige und auch als Freie vielfach in Thüringen nach dem 1. Jahrtauſend angeſiedelt worden ſind, wird keineswegs nur aus den Bodennamen erſchloſſen, ſondern iſt urkundlich gut bezeugt.

In den Hersfeldern und Fuldaer Beſitzverzeichniſſen werden uns häufig die zinspflichtigen Dörfer Thüringens mit beſonders angegebener Zahl der wendiſchen Bewohner aufgeführt, auch zum Teil als Freie und Halbfreie erwähnt. Es fällt auf, daß gerade um das kurmainziſche Erfurt herum die ſog. Küchendörfer, die für die Erfurter Klöſter den Küchenbedarf lieferten, als villae Slavorum, z. B. Dittelſtedt, Daberſtedt, Melchendorf, dann Hochheim, Bindersleben, Bechſtedt (=Wagd), Ermſtedt, Windiſchholzhauſen, auch Tonndorf ſtark mit Wenden beſetzt waren; ebenſo um die freie Reichsſtadt Nordhauſen[45] herum die Dörfer Steinbrücken, Aſcherswenden (wüſt), Neinzelrode (w.), Bielen, Windehauſen, Othſtedt (w.), Bechersdorf (w.), Libez (w.), Tütchenwende, Görsbach, Tilleda, Breitungen, Limbach, Buchholz, Hattendorf (w.) und Urbach.

Die Wenden wohnten als friedlich angeſiedelte Hörige mit in den deutſchen Siedlungen, aber abgeſondert in ihren Gaſſen, worauf die windiſchen oder wendiſchen Gaſſen, z. B. in Weimar, Zeitz, Heiligenſtadt, Großbrembach (Kr. Weimar), Allſtedt, Cannawurf (Kr. Eckartsberga) vielfach mit Agidienkirchen, hinweiſen. Bei ſtärkerer Vermehrung wurden ſie dann außerhalb des deutſchen Dorfes in einem beſonderen Dorfe angeſetzt, wie z. B. in „Buttſtädt in den Wenden", in dem heutigen Stadtteile von Auma, der den Namen „das wendiſche Dorf" trägt, dann in Wenigenauma, in Kleinbrembach, Kleinballhauſen, Wünſchenſuhl u. a. Denn bei mehreren der Klein-Dörfer in Thüringen läßt ſich noch urkundlich die Wandlung der Namen in der Weiſe belegen, daß ſie zunächſt mit Windiſch-, dann mit Wenigen und ſchließlich mit Klein zuſammengeſetzt ſind. Kleinballhauſen (Kr. Weißenſee) z. B. erſcheint 1128 als Windeſchen Balenhuſen; 1400 heißt es Wenigenbalenhuſen, 1514 Kleinballhauſen, und zwar bis 1690 im Wechſel mit Wenigenballhauſen, ſeit 1692 nur noch Kleinballhauſen. Daß „Windeſchen Balenhuſen" das wendiſche Ballhauſen neben dem deutſchen Dorfe Großballhauſen iſt, beweiſt der Zuſammenhang, in dem es genannt wird: es iſt die Rede vom Slawenzehnt, der von den dort wohnenden Slawen erhoben

wird. Auch bei Windiſch-Schwabhauſen = Kleinſchwabhauſen, Wenigen-Vargula = Kleinvargula und anderen Orten iſt wendiſche Bevölkerung urkundlich bezeugt. Ein Teil der Orte iſt ſprachlich auf dem früheren Stande ſtehengeblieben, wie Windiſchholzhauſen bei Erfurt oder, mundartlich beeinflußt, Wünſchenſuhl (Kr. Eiſenach), das um 1330 als Windiſchen Sule und noch 1558 als Windiſchen Sula bezeugt iſt. Andere haben die zweite Entwicklungsſtufe bewahrt, wie Wenigenauma, Wenigenlupnitz (Kr. Eiſenach). Daß der Entwicklungsprozeß noch nicht abgeſchloſſen iſt, beweiſt in dem Städtchen Sömmerda die Antwort einiger Kinder, die ich fragte: „Wo geht der Weg nach Wenigenſömmern ab?" Zunächſt ſchienen ſie mich nicht zu verſtehen und ſchüttelten den Kopf, dann antworteten ſie nach kurzer Beſinnung: „Nach Kleinſömmern geht's da hinaus." Der Volksmund iſt alſo auch hier mit der Form „Kleinſömmern" für „Wenigenſömmern" weiter gegangen, als die amtliche Feſtſetzung der Ortsnamenform geſtatten möchte.

Natürlich ſind auch mehrere Klein-Dörfer, wie z. B. Kleinroda (Kr. Altenburg) und Kleingeſchwenda (Kr. Saalfeld), ſpätere Gründungen und haben nichts mit ehemaliger wendiſcher Siedlerſchaft zu tun. In Thüringen und dem thüringiſchen Koloniſationsgebiet iſt „wenigen", wenn es in Verbindung mit Orts- und Flurnamen vorkommt – urſprünglich wohl als falſche Deutung durch fremde Schreiber oder Amtsperſonen – häufig für „windiſch(en)" oder „wendiſch" getreten. Die wenſche (wendiſche) Gaſſe wurde leicht im Volksmunde zur wenjen Gaſſe (Wenigengaſſe), der wendiſche Markt zum Wenigemarkt. Es iſt kaum eine andere Erklärung möglich, als daß die aus anderen Landſchaften ſtammenden Kleriker das, was ſie von den Thüringern hörten, nicht auf ſein Herkommen prüften, ſondern daß ſie bei ihren ſchriftlichen Aufzeichnungen das von ihnen gehörte „wenig(en)" ins Lateiniſche als parvum oder minus (sc. forum) übertrugen und ſomit eine Umdeutung vornahmen. Dieſe drängte ſich ihnen um ſo mehr auf, als dieſe wendiſchen Nebenſiedlungen tatſächlich auch weniger = kleiner waren als die deutſchen Hauptdörfer. Die Thüringer hielten ſich, wie die windiſchen Gaſſen und wendiſchen Nebenſiedlungen beweiſen, im Mittelalter zunächſt vom fremden Volkstum fern; die Kleriker ſcheinen den völkiſchen Gegenſatz um ihrer miſſionariſchen Beſtrebungen willen am eheſten überbrückt zu haben.

Auf wendiſche Bevölkerung weiſt ferner deutlich die Zuſammenſetzung des Ortsnamens mit den Beſtandteilen „Wenden, Winden" hin, wie z. B. Poppenwind bei Eisfeld, Nahewinden bei Stadtilm, Etterwinden (Kr. Eiſenach), Wolferſchwenda (979 Wolfhereswinidon) bei Greußen. Burgwenden und andere mit wenden zuſammengeſetzte Ortsnamen können freilich auch auf die Grenze deuten, wo der Pflug gewendet werden mußte.

Viele von den Dörfern, die angeblich „ſlawiſche" Namen tragen, auf itz

und itzsch endigen, wie z. B. Zeutsch, Goldiţz, Prießnitz, Zscheiplitz, und Dörfer mit ganz deutsch klingendem Namen, aber einst „slawischer" Form, wie Nebra (Neviri), Krölpa südlich von Naumburg (Chrolpe, Kralup) u. a., sind sehr wahrscheinlich eher entstanden als die, die sofort deutsche Namen bekamen. Ihre Siedlungen liegen selten in natürlich geschütztem oder an sich fruchtbarem Gelände, vielmehr meist in solchem, das durch Überschwemmungen gefährdet oder durch Entsumpfung dem Wasser abgewonnen war, oder auf hügeligem, das entwaldet war und nur bei anstrengender Arbeit reichlichen Ertrag brachte.

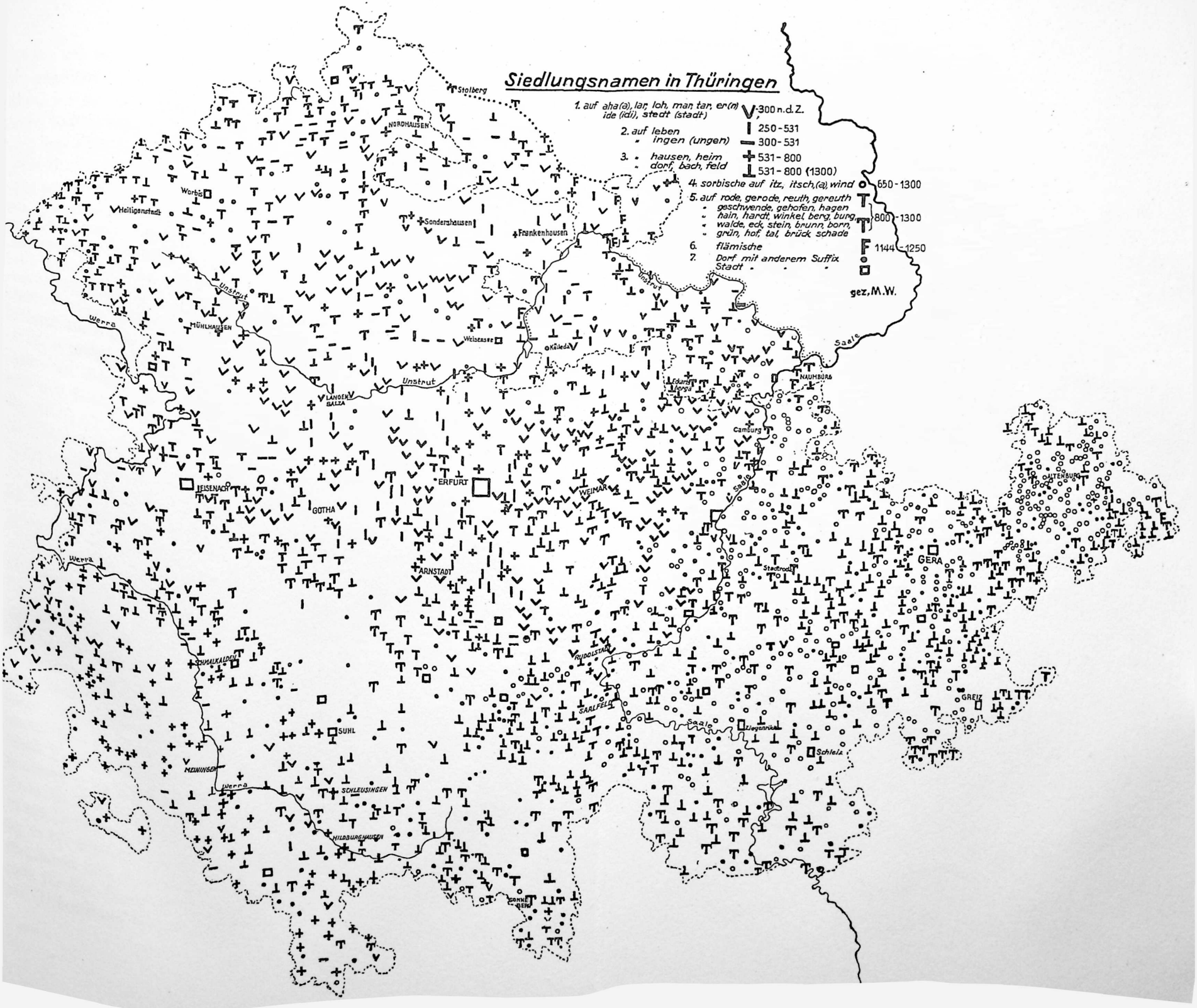
Nur die ursprüngliche Form des Ortsnamens kann uns hier sicheren Aufschluß geben. Goldisthal im oberen Schwarzatal hieß 1607 Kolitzsch und 1712 Kolitzthal. Durch die dort vorgenommenen Goldwäschereien in der Schwarza ist der alte (slawische) Name verdrängt, der neue dem 1712 bezeugten angeglichen worden. Gerade bei der Frage, welche Ortsnamen als slawisch anzusprechen sind, ist größte Vorsicht geboten; das auslautende itz ist kein Beweis für den slawischen Charakter. So ist Mebritz (Kr. Eisenach), das um 1700 Meberts geschrieben wurde, sicherlich aus „zum Eberhards(Haus)" entstanden, wobei zu beobachten ist, daß der Auslaut des mit der Präposition verbundenen Artikels (m) mit dem folgenden Eigennamen verschmolzen ist. Deshalb darf Mebritz trotz der Endung itz nicht als wendische Gründung angesprochen werden, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte; ebensowenig Großenlupnitz (Kr. Eisenach), das als Lupence (lateinisch Lupentia 779) vor 900 belegt ist und wahrscheinlich erst unter dem Einfluß der in Wenigenlupnitz angesiedelten hörigen Wenden die diesen angenehmere und bequemere Form auf itz erhalten hat[46]. Käßlitz (Kr. Hildburghausen) hat die itz-Endung, über viele andere Formen hinweg, auch erst viel später angenommen; denn 1157 hieß es Chadisulze, Kadesulz, Keisesulz, 1317 Kesewig, 1490 Keßholz. Taugwitz (Kr. Eckartsberga), auch als Docwitz überliefert, entpuppt sich als Abkürzung aus Dagobertsvic, Kalbitz (Kr. Eckartsberga) lautet urkundlich Calwize. In den letzten beiden Formen steckt das lateinische vicus = Dorfsiedlung.

Zu den sprachgeschichtlichen Kenntnissen sind für jeden einzelnen Fall historische Untersuchungen und oft auch Erkundung der geographischen bzw. geologischen Gegebenheiten der betreffenden Gegend notwendig. Fehlt diese Kenntnis, so kommen leicht so falsche Erklärungen zustande wie bei Horba (Kr. Rudolstadt), das mit ahd. horo, horaw = Sumpf und ahd. aha = Wasser, also Sumpfwasser, zusammengebracht wurde, obwohl Horba auf einem schmalen Bergrücken liegt und der Volksmund wegen der Wasserarmut bis zum Bau einer Wasserleitung, die nach dem Weltkriege erfolgte, spottete: „In Horbe trät mer's Wasser im Korbe." Ein Blick auf die geologische Karte hätte die

germanische Ableitung als falsch und sofort die Ableitung vom slawischen horb(ol) = Hügel, Erhöhung als richtig erkennen lassen müssen.

Die Ansiedlung von Sorben westlich der Saale im eigentlichen Thüringen muß im ganzen als unbedeutend angesetzt werden; größere Zahlen wendischer Siedler, wie in Gerstungen (173), Haina (120), Lupnitz (78), Rohr (75), sind wohl Ausnahmen. Die in den Zehntregistern aufgeführten Zahlen und die urkundlichen Zeugnisse wendischer Abgaben geben uns jedenfalls ein zuverlässigeres Bild als die unsicheren Ableitungen der wandelbaren Orts- und Flurnamen. Wenn auch die Grabungsfunde hie und da wendische Ansiedlung bestätigen, so wird man doch noch weitere Ergebnisse der Grabungstätigkeit abwarten müssen, ehe Endgültiges gesagt werden kann.

Die stammliche Zusammensetzung der Thüringer nur aus den Ortsnamen abzuleiten, verbieten schon ihre mannigfachen Wandlungen in den verschiedenen Jahrhunderten. Eine Festigkeit der Ortsnamenformen ist also lange nicht in dem Maße, wie man es bisher angenommen hat, zu beobachten. Man nahm als selbstverständlich an, die Gründer der Orte hätten die Namen selbst gegeben und sie seien dauernd in Geltung geblieben. Dem ist nicht so. Zumal in der älteren Zeit können die Ortsnamen, besonders in ihren Suffixen, nicht fest gewesen sein, sie nahmen bald das eine, bald das andere Suffix an. Entscheidend bei der Namengebung für die Siedlungen – ebenso wie für die Familien – waren nicht die Bewohner dieser Siedlungen, sondern die Nachbarn in den herumliegenden Dörfern. Wenn die Überlegung bei den in Frage stehenden Ortsnamen eine Rolle gespielt hätte, wie etwa später bei alten Dörfern, die umgetauft wurden – das Dorf Sauerborn wurde umgetauft in das wohllautende Bad Liebenstein oder Erffa in Friedrichswerth (Kr. Gotha) – dann hätten wir bei der Mehrzahl der Namen nicht die immer wiederkehrenden typischen Namen. Das Namenbild eines Kreises wurde erst im Laufe der Zeit durch die Erfahrung bekannt und klar, es kamen einige Gruppen auf leben oder ingen oder stedt oder heim in bestimmten Gegenden zur Vorherrschaft und wurden fest. Daß sich Eckardtsleben im Kreise Gotha findet, Eckardts im Kreise Meiningen und Eckardtshausen (wenn auch richtiger Ockershausen) im Kreise Eisenach, obwohl das zweite ebenso die hausen-Form hätte annehmen können, erklärt sich nur aus dem Brauche, der in der jeweiligen Gegend geübt wurde. Eckardtsleben liegt zwischen Herbsleben, Merrleben, Henningsleben, Wiegleben, Bufleben, Molschleben; Eckardts als nördlicher Vorposten zwischen Klings, Wahns, Mehmels, Metzels, Möckers; Eckardtshausen an der von Süden nach Norden führenden und mit hausen-Orten besetzten Heerstraße südlich von Eisenach. In der ersten Zeit der Ansiedlung können also zwei Namensformen für denselben Ort bestanden haben, urkundlich freilich ist das nur bei einer kleinen Zahl von Orten nach-

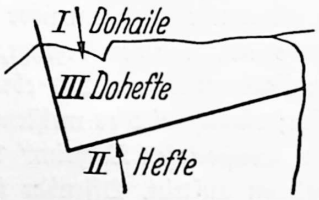

Siedlungsnamen in Thüringen
1. auf aha(a), lar, loh, man, tar, er(n) ide (idi), stedt (stadt)
-300 n.d.Z.
2. auf leben
ingen (ungen)
250-531
300-531
3. hausen, heim
dorf, bach, feld
531-800
531-800 (1300)
4. sorbische auf itz, itsch,(a), wind
650-1300
5. auf rode, gerode, reuth, gereuth
geschwende, gehofen, hagen
hain, hardt, winkel, berg, burg,
walde, eck, stein, brunn, born,
grün, hof, tal, brück schade
800-1300
6. flämische
7. Dorf mit anderem Suffix
Stadt
1144-1250
gez. M.W.
Stolberg
NORDHAUSEN
Worbis
Heiligenstadt
Sondershausen
Frankenhausen
Unstrut
Werra
MÜHLHAUSEN
Weißensee
Kölleda
Saale
NAUMBURG
LANGENSALZA
Camburg
ERFURT
EISENACH
GOTHA
WEIMAR
Stadtroda
GERA
ARNSTADT
RUDOLSTADT
SAALFELD
Ziegenrück
Schleiz
GREIZ
SUHL
MEININGEN
SCHLEUSINGEN
HILDBURGHAUSEN
SONNEBERG

weisbar und nur bei den älteren Namen. Die späteren Doppelformen, die hier angeführt werden können, sind eigentlich nur Nachklänge des anfänglichen, vor der karlingischen Zeit herrschenden Schwankens. Großvargula an der Unstrut hieß früher Hochheim. Der Traditionskodex von Fulda (vor 765) sagt klipp und klar: villa Fargaha (sonst richtiger Fargahala) que prius Hochheim vocabatur, d. h. das Dorf Vargula, das früher Hochheim genannt wurde[47]. Thangelstedt bei Blankenhain hieß noch 1841 Saufeld. Im allgemeinen waren in der vorkarlingischen Zeit nur die Auslautsilben, die Suffixe, schwankend. Es wurde schon erwähnt, daß Mitilesdorf (Mittelsdorf in der thür. Rhön) auch Mitilesheim genannt wurde; Deuna 1162 Dunede; Büchel ursprünglich Buchilide; Sömmern früher Sömmeringen; Böhlscheiben 1364 Belschyberge; Tiefengruben bei Kranichfeld 1119 Diephenburnen. Das Dorf Haina (Kr. Gotha), das während des 12. Jahrhunderts allein 120 Wenden zählte, hat sicherlich unter slawischem Einflusse die auf a endigende Form zuungunsten der alten Form Hagen (1170) angenommen. Sogar noch 1516, in einem Verzeichnis thüringischer Geistlicher, wird das heutige Espenfeld bei Arnstadt als Espenwalt und das heutige Elgersburg als Elgersdorf angegeben. Wie Liebergen in Angleichung an die benachbarten Dörfer Ober- und Niederwillingen und Behringen die Form Liebringen erhalten hat und Bernoteshagen (1249), zwischen Wernshausen, Helmers, Urnshausen gelegen, zu Bernshausen geworden ist, so beobachten wir bei den drei Orten Thaleben (Steinthaleben, Wasserthaleben und Holzthaleben im Kr. Sondershausen) einen Wandel von Dalem über Thalheim zu Thaleben. Thaleben ist 1205 und 1309 als Dal(e)hem bezeugt, 1258 als Thalheim, dann auch als Thalleuben; Wasserthaleben 1247 ebenfalls als Dalem, 1417 als Talheym bei Greußen; danach wird es meistens Wasserthaleben geschrieben, im Gegensatz zum „Wasserlosen Talheim" 1324, das erst im 16. Jahrhundert als Holzthaleben auftritt. Offenbar ist in der Schreibweise der drei Talheim-Dörfer eine Angleichung an die benachbarten leben-Dörfer vorgenommen worden, wiewohl es sich hier bloß um ein scheinbares Suffix leben handelt. Denn in diesem Falle ist die Angleichung rein mundartlich zu erklären, wie mir aufging, als ich die Leute dort sprechen hörte. In der Mundart spricht man nämlich Wasserthaleben und Wasserthalheim in gleicher Weise: Wasserdaläm. Ob Thalheim die ursprüngliche Form ist, ist nicht als unbedingt sicher anzunehmen, obwohl sie eher bezeugt ist als Thaleben; denn die älteste ist Dal(eh)ēm, und diese ist auch heute noch die in der Mundart gebrauchte. So schlägt die Mundart die Brücke von der Gegenwart über 7 Jahrhunderte zu der Vergangenheit; zugleich ist der Beweis für ihre Dauer und ihre Unvergänglichkeit erbracht. Wahrscheinlich ist die (l)eben-Form bei den drei Orten Thalheim – Thaleben erstmalig in

löblichſter Abſicht von einer Kanzlei, die die mundartliche Bezeichnung „läm" nur bei „leben" kannte, angewandt und der Nachwelt in dieſer Schreibweiſe überliefert worden.

Nun hat die Dialektgeographie, der wir auch für die Ortsnamenforſchung viel verdanken, durch die kartographiſche Feſtlegung erwieſen, daß zwei ſinnverwandte Worte nicht unmittelbar nebeneinander ſtehen, ſondern daß die beiden Namensgebiete manchmal getrennt ſind durch ein drittes, in dem ſich Beſtandteile der beiden erſten verſchiedenen Gebiete zu etwas Neuem verbunden haben. Die Mundartenforſchung[48] hat z. B. ergeben, daß die Ausgußmündung eines Gefäßes im Gebiete I, in dem die Orte Gehren, Möhrenbach, Ohrenſtock, Elgersburg, Arlesberg liegen, Schnepfe genannt wird, in dem Gebiete II zwiſchen Schleuſingerneundorf, Frauenwald, Veſſer und Schmiedefeld Ziepf und in dem dazwiſchenliegenden Gebiete III zwiſchen Stützerbach, Manebach, Gehlberg die Form Schniepf entſtanden iſt, eine Form, die nur als Kontamination, als Kreuzung aus Schnepfe und Ziepf gedeutet werden kann.

Oder nehmen wir noch die Bezeichnungen für die Hagebutte. Sie iſt im Gebiete I – Heinrichs, Suhl, Heidersbach, Goldlauter –: Dohaile, im Gebiete II – Lengfeld, Fiſchbach, Schleuſingen, Hinternah –: Hefte, im dazwiſchenliegenden Gebiete III – Altendambach, Hirſchbach, Veſſer, Frauenwald –: Dohefte.

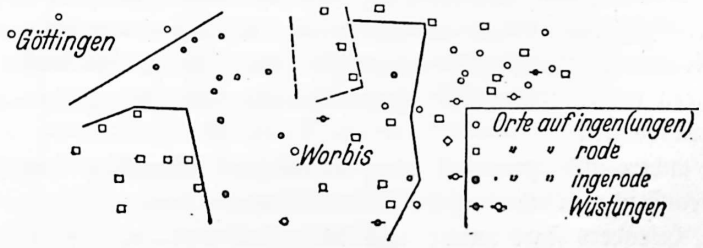




Dieſes Verfahren kann ohne weiteres auf die Ortsnamen übertragen werden. Es haben in Nordthüringen, am Südhang des Harzes, die Ortsnamen auf ingerode den Forſchern viel Kopfſchmerzen gemacht. Sie ſchreiben der Einwanderung von mehr als 600 Nordalbingiern mit ihren Familien, die Helmbold in ſeiner Slawenchronik I 26 bezeugt, entſcheidende Bedeutung zu. Da nun Elbingerode nordalbingiſchen Urſprungs ſei, werden auch die anderen auf ingerode ausgehenden Siedlungsnamen, die ſich vor allem ſüdweſtlich und nordweſtlich des Harzes finden, auf dieſe nordalbingiſche Einwanderung zurückgeführt. Wie die Karte lehrt, iſt die ingerode-Form als Kontamination, als Kreuzung der rode- bzw. gerode- und ingen- bzw. ungen-Siedlungen zu verſtehen und als ſolche produktiv geworden. Wenigſtens

wird sie als solche zustande gekommen sein und dann Verbreitung gewonnen haben.

Wenn den beiden Hauptverbreitungsgebieten der ingerode-Siedlungen einige Namen gemeinsam sind, nur in verschiedener Form – z. B. Wülferode und Wülfingerode –, so muß hier wieder auf das Schwanken der Nachsilben und Formen hingewiesen werden. Pfafferode bei Mühlhausen hieß 1246 Phaffinrode, 1300 Phaffingerode. Clapperode, das schon 1285 als solches erscheint, heißt 1174/75 noch Clappincherode. Ebenso Eggerode im Unterharz 965 Eginiskisrod, 1150 Enigeroth, 1311 Evingerode, 1499 Elveryngerode; Wülfingerode vor 1495 Wolffinrode, 1595 Wolffingerode. Es handelt sich also gar nicht um eine besondere ingerode-Form, sondern ursprünglich um eine gerode-Form. Denn Pfaffin, Cuning, Kerlin, Wolfin sind Genetivformen und mit rode oder gerode verbunden. Cuningerode ist eine Rodung oder ein Gerode der Leute des Königs, Kerlingerode eine Rodung der Leute eines Karl, Pfafferode eine Rodung der Leute eines Pfaffen, Wolfingerode eine Rodung der Leute eines Wolf[49].



Außerdem zeigt eine Zusammenstellung der verschiedenen Namensformen das Überwiegen der ingen-Suffixe gegenüber den ungen-Suffixen der früheren Zeit. Die zeitliche Entstehung der ingerode-Formen ist nach den rode-Siedlungen anzusetzen, wenn dabei auch bei dem häufigen Schwanken gerade dieser ingerode-Siedlungen, die vielfach auch mit der rode-Form auftreten, kein Schluß auf die Entstehung des Ortes gezogen werden darf. Die Siedlungen sind oft über die Jahrtausende, von der Steinzeit an, benutzt worden; Eroberer und fremde Eindringlinge haben manchmal die bisherigen Bewohner vertrieben, aber die gut gewählte Siedlung beibehalten, nur der Name hat eine Wandlung erfahren. Diese Beständigkeit der Orte gegenüber der Veränderlichkeit der Ortsnamen verlangt Beachtung.

Nach den Wenden sind in den folgenden Jahrhunderten keine fremden Siedler in nennenswerter Zahl nach Thüringen geholt und hier angesiedelt worden. Die Zeit der Wanderungen war schon lange vorher vorbei. Aber der Verkehr, der im Mittelalter aufblühte, führte auf den Thüringen kreuzen-

den Heer- und Handelswegen natürlich auch Bestandteile anderer Stämme und Völker ins Land, wie es ja bei dem neuzeitlichen Verkehr etwas Selbstverständliches ist. Dadurch wird jedoch das alte Bild von der Bevölkerungszusammensetzung, das ungefähr bis 1300 skizziert ist, nicht verwischt.

Eine Ausnahme machen natürlich die Städte und Industrieorte. Gerade wegen der Bodenfunde ist noch eine Reihe neuer Orte im Thüringer Wald entstanden, und zwar waren besonders Schwaben[50] unter Heranziehung von Böhmen diejenigen, die mehrfach Glashütten im holzreichen Thüringer Wald bauten und den Grund zu den späteren Siedlungen legten. So entwickelten sich aus Glashütten im Laufe der folgenden Jahrhunderte die Bergdörfer Langenbach (1525), Gehlberg (1646), benannt nach der gelb oder „gehl" blühenden Johannisblume, Arnica montana, die dort auf dem „gehlen Berge" in Massen wächst, Stützerbach (1648), Neustadt a. Rennsteig (1698). Schmiedefeld am Rennsteig, am Eisenberg gelegen, wird mit dem Eisenhammer in der Besser 1406 zum erstenmal genannt. Heidersbach wurde erst 1708 von den Friedrichrodaer Tuchhändlern als Bleichort angelegt, wie überhaupt viele Orte im mittleren Thüringer Wald erst nach dem Dreißigjährigen Kriege als Siedlungen für Gewerbetreibende und für die aufkommende Industrie emporgeblüht sind. Die Namen dieser späten Siedlungen tragen keinen besonderen Charakter, sie sind gebildet wie die Orte der Rodezeit.

Viele andere und gerade die durch Rodungen auf weniger fruchtbarem Boden entstandenen Siedlungen sind in Thüringen zu 40–45% wüst geworden, besonders stark im 14. und 15. Jahrhundert, nicht durch Kriege, sondern durch die keineswegs lohnende Bearbeitung des Bodens. Oft erinnern nur noch die Flurnamen an diese ehemaligen Dörfer. Die Bewohner dieser verlassenen Orte zogen in Nachbardörfer und in die sich bildenden Städte. Die ehemaligen Dorfstellen erscheinen dem nächtlichen Wanderer meistens als „nicht geheuer". Nur vereinzelt sind alte Wüstungen, wie z. B. Schöndorf bei Weimar und Coppanz bei Jena, im 18. Jahrhundert wieder besiedelt worden. Habichtsbach bei Neuhaus am Rennsteig wurde erst gegen 1903 abgebrochen, weil die Einwohner gar zu sehr wilderten. Aus demselben Grunde verschwand um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Dorf Lütsche bei Oberhof. Der Vorgang des Ortsnamenschwundes dauert aber auch in der Gegenwart noch an. Wie im 16. Jahrhundert die 20 Siedlungen um Steinbach-Schweina bei Bad Liebenstein, die im Jahre 1310 in Verbindung mit der dortigen Eisengewinnung und -verarbeitung genannt werden, zu drei größeren Orten zusammengeschmolzen sind, so sind jetzt alle die Höfe und Orte, die früher einzeln im oberen Schwarzatal als Ölze, Oberhammer, das Gründchen, Masserbrück bestanden, zur Gemeinde Ölze zusammengefaßt

worden; mit der Zeit werden ſich die alten Ortsnamen verlieren. Allerhöchſtens werden die Namen der gerade in thüringiſche Städte vielfach eingemeindeten Dörfer bald nur als Stadtteilbezeichnungen weiterleben.

Daß Umtaufen von Orten mit voller Abſicht vorgenommen und dadurch neue Ortsnamen aufgekommen ſind, iſt ſchon erwähnt worden. So hat Teichmansdorf (1462) von der über dem Dorfe liegenden Burg den Namen Ehrenſtein (Kr. Rudolſtadt) erhalten. Der Ort am Fuße der Burg Liebenſtein, der nach der Heilquelle urſprünglich Sauerborn hieß, hat erſt im 19. Jahrhundert den Namen Liebenſtein angenommen. Wie das Dorf Warte (1266) nach einer dem heiligen Gangolf geweihten Kirche den Namen St. Gangloff (Kr. Stadtroda) erhalten hat, ſo das Dorf Erffa durch das 1677 vom gothaiſchen Herzog Friedrich erbaute Barockſchloß Friedrichswerth dieſen Namen. Unter dem Einfluß der Mundart ſind ungewollte Änderungen von Ortsnamen vorgekommen; z. B. bei Utzberg (Kr. Weimar), das nur aus der urſprünglichen Form Wutensberc (um 1170 = Wotansberg) zu verſtehen iſt, genau ſo wie bei Guthmannshauſen bei Buttſtädt aus Wutinshauſen (noch 1255), wobei Wotan allerdings nicht bloß Götter-, ſondern vielleicht auch Perſonenname war. Prößdorf (Kr. Altenburg), früher Brösdorf, hat ſich als mundartliche Kurzform für Ambroſiusdorf durchgeſetzt, wie der Vorname Hans für Johannes oder Börries für Liborius.

Der Volksmund ſetzt den Artikel vor den Ortsnamen noch häufig da, wo urſprünglich ein Bach- oder Talname den Ortsnamen beſtimmt hat; z. B. ſagt man in Eiſenach: Wir gehen in die Ruhl (nach Ruhla), oder wir gehen in die Mosbich (nach Mosbach), da Bach, Beche, Bich weſtlich der Saale weiblich empfunden wurde, alſo als „die Bach". Ebenſo ſagt man: „Wir fahren in die Goldlauter" (bei Suhl) oder „in die Veſſer" (bei Schmiedefeld am Rennſteig).

Die Ortsnamen ſind häufig aus Flurnamen[51] erwachſen. Sie reichen oft bis in die Siedlungszeit zurück und künden von dem Leben, das ſich in der Flur abgeſpielt hat und heute nur noch im Namen feſtgehalten iſt. Sie geben den Namen eines Beſitzers, die Beſchaffenheit oder das Ausſehen des Landſtückes an. Ein Teil dieſer Vornamen iſt in den Flurkarten und Flurbüchern oder Flurläufern feſtgelegt, der weitaus größere lebt nur in mündlicher Überlieferung, ſchwindet aber vielfach nach der Zuſammenlegung der Grundſtücke wieder aus dem Gedächtnis.

Als typiſch für Berg- und Hügelbezeichnungen in Thüringen ſeien genannt: Hauk, von Nordthüringen und dem Eiſenacher Kreis über den Thüringer Wald hin bis nach Südthüringen gebraucht; Hök in Nordthüringen, beſonders in gothaiſchen Dörfern. Die Hauks und Höks ſind vielfach als vorgeſchichtliche, alſo frühbeſiedelte Stätten erwieſen worden. Höckel beſon-

ders in der Arnstädter Gegend, Biel(er) in Nord- und Mittelthüringen vereinzelt; Bühl in Mittel- und Südthüringen; Hubel besonders in Fluren des Schleizer Oberlandes; Höckübel, zusammengesetzt aus den beiden gesonderten Bezeichnungen, bei Ronneburg (Kr. Altenburg). Die Hänge, die als Wiesen benutzt werden, heißen Leiten, im Hildburghäuser und Sonneberger Kreis auch Rangen.

Nach der Ergiebigkeit und Art des Bodens sind genannt: Schmalzwiese, Hungerborn; Hungerberg dagegen manchmal der Ort, auf den das Vieh nachts hingetrieben wurde und wo es ungefüttert blieb; sonst nannte man ihn Nachtfleck. Leimgrube = Lehmgrube, Melm (sandig), Sandberg, der Seich (manchmal auch = Sieche) = nasser Boden; Flattig (Unflat). Karrn (z. T. Kären = Roggen, z. T. mhd. kar = Schüssel) = zur Weide nutzbare Talmulde. Die goldene Hufe. Roter Hund (Land mit rotem Ton, das schwer zu bearbeiten ist). Winter- und Sommerseite, in der kalten Küche (Winterseite); die kalte Else.

Auf die Rodung weisen hin: Rod, das nahe Rödlein, das Gereuth (fränkisch) Stockach, Brand, Brandäcker, das neue Land, der Asch (leichte Erde). Der Ascher ist vielfach auch der Ort, wo die Seifensieder ihre Pottasche bereiteten. Lau(g)e deutet ebenfalls auf das Pottaschesieden hin; die braune Brühe, die aus den Laugensäcken auf den Boden tropfte, nannte man Lauge oder Laue.

Frühere Kulturen verraten: Hopfgarten, Weingarten, Safransgebreite (immer Ausnahmen), (Flachs-)Röste, auch Rosen, Rüsse, Röse, Riesen im Kreise Saalfeld. Rappteller oder Rappsteller hat mit Raps nichts zu tun, sondern ist wahrscheinlich die Grasstelle in einer nassen Mulde, die den Armen zum beliebigen Raffen überlassen wurde.

Nach der Form: Bratwurst, Kuchenecke, Kuchenschüssel, der Klingelbeutel, das Schildchen, Schlumphose, Pumphose, Fiedelbogen, Sackpfeife, Taubenhals, Gänszagel, Kühzagel, Brustlatz, Hosenäcker, Bettzieche, Zwerchäcker (= Queräcker), Gernäcker, Kerbe.

Mit geschichtlichen Tatsachen und Stammessagen hängen zusammen: Schwedenschanze, Franzosenweg, im Frankental, Wenigental = Wendental, Stockheimer König, überm Königstuhl. Die Kindelbrücker Abfindung. Hinter der Tatergasse (Tataren, Zigeuner), Judenrieth.

Auf Gerichtswesen und -verfassung weisen hin: Streitfleck, am Diebsteig, Gerichtsfleck, das Gericht, das Evangelium, auf der Ave Maria, wo den Delinquenten vor der Hinrichtung noch einmal Gelegenheit geboten war, das Evangelium zu hören oder ein Ave Maria zu beten; Goldberg = Galgenberg, Fegefeuer, Malberg, der Rote Mantel (am Goldberg, in der Nähe des Galgentales!). Leisebiel oder Läuseberg (oft in vorgeschichtlicher Zeit

beſiedelt) hat man wegen der Nähe von alten Gerichtsſtätten mit dem Gericht zuſammenbringen wollen, wo man den Worten des Richters zu lauſchen hatte. Vielleicht iſt die Beziehung zu mhd. luzen = heimlich lauern richtiger, ſo daß es Höhen waren, die für den Signaldienſt in Betracht kamen. Der Bann, die (Herren-) Gewalt, der Urfried, ein Stück, das beſonderen rechtlichen Schutz genießt.

Auf alte Grenzen beziehen ſich: die Mark, als Marktweg oft mißdeutet, die deutſche Marke, die wendiſche Marke, der Markgraben, der Landgraben, die Landwehr (mundartlich: an der Lamper), das Ort, alſo das Mordfleck = am Ortfleck (Ort = Artland), das Mal, mhd. mal = Grenzſtein, Grenzzeichen, Malberg, das Elend, (mhd. ellende = anderes Land, Ausland), am Gebück, im Geknicke. Vor allem auch Sorge, das mit mhd. zarge = Rand, Saum, Grenze zuſammenhängt und gerade in Thüringen vielfach auch als Orts- und Straßenname verwandt iſt. Die ſo bezeichneten Flurſtücke oder Straßen liegen immer an einer alten Flur- oder Stadtgrenze, z. B. in Altenburg, Gera, Erfurt, Ilmenau.

Kirchliche und kultiſche Zuſammenhänge deuten an: Die Sieche, für das Siechenhaus auch das Leproſorium, das heilige Land (für Pfarrer und Klöſter), heiliger Berg, ſaure Gotteswieſe, wüſte Kirche, Mönchsgewende, Pfaffenlehne, Pfaffena...kerbe oder die Arſchte, Oſterborn, wo die Frauen und Mädchen das Oſterwaſſer zu holen pflegen, Weihbrunnen eine Vertiefung bei der Stadt Königſee, wo die Kinder zu Oſtern mit Eiern ſpielten. Das Himmelreich, das aber nichts mit dem Pfarrland zu tun hat, ſondern als hochgelegenes Land im Gegenſatz zur Hölle = Hohle ſteht.

Nach Perſonen genannt: an der Antonie, auf der Petersgebind, die lange Grete, die Annenrieds, auf der Veitſottel.

Nach Ständen und ſoziologiſchen Geſichtspunkten: Amtmanns Acker, Edelmannsberg, Grafenäcker, die Liedenäcker, am Liedegraben (fürs Glockenläuten), der Zickmantel, nach den Zeugwebern genannt, der bunte Mantel, das Badsbrunnfleck, für den Unterhalt der Badeſtube gegeben, das Ebersfleck, meiſtens dem Bäcker gehörig, der den Zuchteber zu halten hatte, ebenſo die Bullenwieſe, Hengſtwieſe für den Halter des Stieres oder Hengſtes.

Nach Bäumen und Tieren ſind genannt: Lindich, auf dem Lindei, auf dem Stöckei (die ei-Formen beſonders in Nordthüringen), Tännich, Ibenhain, Iberg (Eibenberg), Vogelherd, Wolfsgrube, Eulengeſchrei. Der Hurentiegel im Steinheider Forſt klingt nicht ſchön, entpuppt ſich aber in den alten Forſtakten als Horntiegel, eine Fundgrube für Geweihe, die ſich hier Hirſche und Rehe abſpießen.

Auch die kleineren und kleinſten Maßeinheiten ſind in Thüringen oft in Flurnamen vertreten, z. B. die Dreigerte, die Striegel, die Gelänge, die

Doppelſchritte, die Rutenſtücke. Die kleinſten und ſchmalſten Stücke werden Strieme, Sieme oder Nöſel genannt, gewöhnlich aber Striegel. In Mittelthüringen[52] zwiſchen Erfurt und Arnſtadt galt früher folgendes Maßſyſtem:

1 Striegel	war 6	(kleine) Schritte	breit	(ungefähr	3,75 m)
1 Sottel	„ 2	Striegel	„ (	„	7,50 m)
1 Gelänge	„ 2	Sottel	„ (	„	15,00 m)
1 Gebreite	„ 2	Gelänge	„ (	„	30,00 m).

Es handelt ſich nicht um ein Flächenmaß, ſondern um ein Breitenverhältnis. Im allgemeinen wurde ein Gelänge als 4–5 m breit angeſehen; daß aber auch andere Bewertungen, wenn auch ſcherzhafterweiſe, im Volksmunde vorkamen, das beweiſen die Flurnamen: die breiten Gelänge und das Strumpfbandgebreite.

Die Schwaden oder Geſchwaden ſind Gemeinde-Wieſenſtücke, die ungefähr einen Senſenhieb (Schwaden) breit ſind. Ein Gehren iſt ein Ackerſtück in der Form eines Dreiecks (Ger) oder Trapezes, das ſich meiſt als Eckſtück der Geſamtflur an der Grenze der Nachbarflur, nicht im Innern befindet. Querchfelder oder Querlinge heißen die Acker, die quer zu den übrigen Plänen geackert ſind. Der erſte Querling heißt das „Gewende", ein ganzes Flurquartier „die Geſchrote". Die thüringiſche Flur war immer in drei Teile geteilt: das Winter-, Sommer- und Brachfeld.

Die Namen der größten Flüſſe in Thüringen ſind: Saale, Werra, Unſtrut, Helme, Gera, Ilm und im Oſten die Orla, Elſter und Pleiße. Sie ſind bis auf die Pleiße und Orla germaniſchen Urſprungs. Die Saale deutet auf die einſt berühmten und geſuchten Salzlager bei Halle hin. Die Selke (Salica) am Südharz trägt die niederdeutſche Verkleinerungsform für Sälchen, die kleine Saale. Die Werra hieß früher Weſer (Uuiſaraha 933), galt alſo als Hauptfluß der Weſer, erſt 1014 wird ſie zum erſten Male Werraha genannt. Aber wir finden denſelben Namen als Veſſer im Thüringer Wald nochmals als Nebenbach der Nahe, dieſe fließt in die Schleuſe, dieſe wiederum in die Werra. Den ſicher einſt ſtärkeren Bach Veſſer hat man früher, als man im 10. Jahrhundert Bergbau dort betrieb, als Quellbach der Weſer-Werra angeſehen. Veſſer, Weſer, Werra iſt auf Grund der indogermaniſchen Wurzel v(e)is = fließen als „Waſſerlauf" zu erklären[53]. Die Unſtrut[54] (Unſtrode 994, Unſtruth 1120) iſt wohl als une strude = großer Sumpf = Wald (silva valde paludosa) zu deuten. Edward Schröder[55] vermutet, daß die Unſtrut im Oberlauf früher einen beſonderen Namen, Eichiſa, geführt hat, wovon Eichsfeld, entſprechend dem Ohmfeld, Leinefelde, Ruſtefelde, Birkenfelde, abgeleitet iſt. Ebenſo hat wahrſcheinlich die Gera urſprünglich

im Oberlauf und zwar im Laufe der Apfelſtädt, die als Quellfluß der Gera angenommen wurde, da ſich an ihr und für ſie einige Male der Name Erfa findet, den Namen Erf(iſa) geführt, ſo daß Erfurt ohne weiteres als (fränkiſche) Furtſtadt an der Erf zu deuten wäre. Die Hörſel (Hurſila) iſt als Verkleinerungsform von Horſa = Rößlein anzuſehen. Unweit von ihr, an der oberen Unſtrut, liegt Horsmar, in dem wahrſcheinlich ein früherer Name dieſes Unſtrutteiles, der Horſa, erhalten iſt. Die Helme (Helmana) darf als rauſchender Fluß (hel = hallend, rauſchend, mana verwandt mit lat. manare = fließend) gedeutet werden. Die Zorge (vielleicht = Stauwaſſer) zählt Wilhelm Seelmann[56] zu den älteſten Flußnamen des Harzes. Die Ilm iſt das mit Ulmen beſtandene Waſſer. Die Pleiße wird von Mucke als ſorbiſch gedeutet und mit pilza, in metathetiſcher Form pliza (Waſſer = ſchlüpfriges, verſumpftes Waſſer) zuſammengebracht. Die ſich bei Bleicherode vereinenden Unſtrutzuflüſſe Bode und Wipper (Wipper = wippendes, raſch fließendes Waſſer) laſſen vermuten, daß die Nordſchwaben Widukinds, die zwiſchen den zur Saale gehenden Flüſſen Wipper (ſiebenmal im altthüringiſchen Reiche vorkommend) und Bode im Oſten des Harzes ſaßen, zwiſchen 525 und 580 dieſe Namen mitgebracht haben, wenn es nicht ſchon vielleicht ein Jahrtauſend eher durch die erſten germaniſchen Siedler geſchehen iſt. Die Namen der Flüſſe können über den Einfluß der Stammesteile, die ſich mit anderen zu den Thüringern verbunden haben, mehr ausſagen als die Flurnamen, jedoch weniger als die Ortsnamen.

In Thüringen haben ſich alſo im Laufe der Geſchichte folgende Völker bzw. Stämme nachweiſen laſſen[57]:

I. das ariſche Urvolk von 4000–500 v. d. Z.,
II. die Illyrier von 2000–500 v. d. Z.,
III. die Kelten von 1800–0,
IV. die Germanen von 700 v. d. Z. bis 911 n. d. Z.:
1. Cherusker von 700 (?) v. d. Z. an,
2. Sweben (Stämmegruppe) von 400 v. d. Z. an,
3. Wandalen von 50 v. d. Z. an,
4. Hermunduren von 0 an,
5. Angeln und Warnen von 250 n. d. Z. an,
6. Burgunden um 300 n. d. Z.

} Aus dieſen Stämmen bildeten ſich die Thüringer um 300.

Mit den Thüringern verbanden ſich ferner andere Stammesteile:

Franken von 531 an,
Niederſachſen von 531 an,
Heſſen, Frieſen, Nordſchwaben u. a. Stammesſplitter von 531 an,
Sorben von 623 an,
Flamen von 1144 an.

II. Die politiſche und kulturelle Entwicklung Thüringens

Die Thüringer haben ihre politiſche Beſtimmung weniger ſich ſelbſt gegeben, als von außen, von Fremden empfangen, ſie ſind immer mehr Objekt als Subjekt der Geſchichte, der politiſchen Geſtaltung geweſen.

In der ſtaatlichen Organiſation können folgende Perioden unterſchieden werden:

1. Königreich Thüringen (etwa 300–531). Thüringen erſtreckte ſich von der Ohre-Niederung nördlich Magdeburg bis zum Thüringer Wald.

2. Thüringen fränkiſche Grenzmark 531–911.

Nach dem Siege der Franken über die Thüringer im Jahre 531 überließen die Franken ihren Verbündeten, den Sachſen, das Gebiet nördlich der unteren Unſtrut und Helme (Nordthüringen), ohne daß ſie auf die Beſiedlung dieſes nordthüringiſchen Gebietes verzichtet hätten. Seit dieſer Zeit iſt der fränkiſche Einſchlag in der thüringiſchen Bevölkerung ziemlich ſtark. Denn die Franken überſchritten den Thüringer Wald bald im öſtlichen Teil und in der Mitte und ſetzten ſich auf den Päſſen und an vielen nordthüringiſchen Punkten von ſtrategiſcher und verkehrswirtſchaftlicher Bedeutung dauernd feſt. Natürlich iſt der fränkiſche Einſchlag in der thüringiſchen Bevölkerung weſtlich der Saale bedeutend ſtärker als der geringe ſlawiſche, der keine feſtſtellbare Kulturkraft entwickelt hat; auch öſtlich der Saale hat die offenbar nicht ſehr zahlreiche wendiſche Grundbevölkerung in der zweiten fränkiſchen Koloniſationsperiode einen ſtarken Zuſchub von thüringiſchen und fränkiſchen Siedlern erhalten. Der Gegenſtoß der Germanen ſetzte ſchon in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts mit der Eroberung des Orlagaues ein. Infolgedeſſen iſt es nicht verwunderlich, daß Thüringen in dieſer Zeit dem oſtfränkiſchen Herzog in Würzburg unterſtellt war. Ein Stammesherzogtum hat ſich, trotz mancher Anſätze dazu, in Thüringen nicht wie in anderen Stämmen ausgebildet.

Die Grenzen Thüringens ums Jahr 1000 zeigen Thüringen als kleineres Landſchaftsgebiet als zur Zeit des thüringiſchen Königreichs, wo es bis zur Ohre-Niederung im Norden gereicht hatte.

3. Thüringen vereinigt mit dem Herzogtum Sachſen 911 bis ungefähr 1075.

Die ſächſiſchen Ludolfinger hielten über 100 Jahre lang Nord- und Südthüringen zuſammen, und zwar beherrſchten ſie von ihren Pfalzen an der Unſtrut und Helme beide Länder. Die Unſtrut verlor damals für längere Zeit ihren Charakter als Grenzfluß wie bald darauf die Saale, ſie wurde

mit den Pfalzen Memleben und dann Allſtedt für die Geſtaltung des deutſchen Schickſals entſcheidend. Dieſer loſen Vereinigung Thüringens und Sachſens iſt es zum guten Teil zuzuſchreiben, daß der ſächſiſche Herzog Heinrich I. zum deutſchen Könige gewählt wurde. Die Lockerung zwiſchen beiden Gebieten ſetzte unter Otto III., dem religiöſen Schwärmer, ein. Der von dem geſamten thüringiſchen Volk zu ſeinem Herzog gewählte Markgraf Ekkehard, der ſeine Markgrafſchaft in der thüringiſchen Mark an der oberen Saale geſchaffen und die Feſtung Meißen erobert hatte, hätte Thüringen wohl als Stammesherzog einen können, er wurde aber im Jahre 1002 ermordet. Auch die bedeutende Stellung des Grafen von Weimar-Orlamünde mit ausgedehntem Beſitz reichte für eine Übernahme der Führung in Thüringen nicht aus. Durch mangelnde dynaſtiſche Einigung verlor alſo Thüringen um die erſte Jahrtauſendwende den Zuſammenhalt. Eine neue politiſche Zuſammenfaſſung erhielt der thüringiſche Stamm durch die Landgrafſchaft.

4. Landgrafſchaft Thüringen 1130–1247.

Die ludowingiſchen Landgrafen errangen vor anderen Herren, die damals Territorien bildeten und darin fürſtliche Landeshoheit entfalteten, eine Vorrangſtellung. Neben ihnen behaupteten freilich die Henneberger und Schwarzburger Grafen und andere Herren ihre Selbſtändigkeit.

Der Landgraf war Vorſitzender des Landfriedensgerichtes und zwar königlicher Oberrichter in der Provinz Thüringen. Urſprünglich erſter Graf unter gleichen, wurde er Reichsfürſt. Die thüringiſchen Landgrafen entſtammten einem fränkiſchen Geſchlecht vom mittleren Main, ſie waren alſo fränkiſch wie auch andere Herrengeſchlechter in Thüringen, z. B. die Lobedaburger, die im 12. Jahrhundert zu beiden Seiten der Saale ihre Herrſchaft begründeten. Die Landgrafen hatten ihre wirtſchaftlichen Grundlagen in ihrem Hausgut Schauenburg bei Friedrichroda, in ihren Gefällen aus der Gerichtsbarkeit und dem Geleitsrecht auf den Thüringer Straßen.

Zur Landgrafſchaft Thüringen gehörte zunächſt: Weſtthüringen im Hörſelbogen, Burg Eckartsberga, Stadt Sangerhauſen, die Neuenburg bei Freyburg an der Unſtrut, die ehemals goſeckiſchen Beſitzungen im Hosgau, die Vogtei über Reinhardsbrunn, Jechaburg und Goſeck an der Saale.

Als territorialer Zuwachs kam zur Landgrafſchaft:

1137 gewann der 1. Landgraf durch ſeine Verheiratung mit der Erbtochter der Grafen von Gudensberg eine anſehnliche Gütermaſſe in Heſſen, ſo daß außer Gotha und Eiſenach auch Marburg eine landgräfliche Beſitzung war.

1170 Creuzburg an der Werra.

1176 Tenneberg.

1180 die ſächſiſche Pfalzgrafſchaft.

Dagegen waren Erfurt, Heiligenſtadt, die Vogtei Dorla und andere Orte

im Eichsfeld mainzisch und wirkten als Außenposten des fernen Erzbistums Mainz „später geradezu als ein Sprengkörper im thüringischen Stamm".

Als das Landgrafenhaus in Thüringen ausstarb, fiel die Landgrafschaft an den Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin.

5. Thüringen unter den Wettinern 1248–1918.

Die Erwerbung Thüringens durch die Wettiner bedeutete für das Land einerseits eine Lösung von den bestehenden Beziehungen insofern, als Hessen selbständige Landgrafschaft wurde und altthüringisches Stammland zwischen dem Meißner und der Werra mit den Städten Allendorf und Witzenhausen zur hessischen Landgrafschaft geschlagen wurde, andererseits eine Neuorientierung nach Osten insofern, als das thüringische Mutterland mit seinem östlichen Kolonisationsgebiet wieder enger verbunden wurde.

Wenn auch gegen Ende des 13. Jahrhunderts vorübergehend noch einige andere Gebiete, wie z. B. die Pfalzgrafschaft Sachsen, Sangerhausen (1370 zurück) und die Neuenburg an der Unstrut (1333 zurückgefallen), Thüringen verlorengingen, so machten die Wettiner weitere Erwerbungen im eigentlichen Thüringen an der Saale und Unstrut. Ferner wurden mit Thüringen vereinigt fränkische Gebiete südlich des Thüringer Waldes:

1353 die Pflege Coburg mit den Städten Coburg, Neustadt, Sonneberg, Schalkau, Rodach,

1374 die hennebergischen Ämter Hildburghausen, Heldburg, Eisfeld, Ummerstadt,

1400 das Amt Königsberg in Franken,

1555 Römhild; Ostheim. Kaltensundheim an der Rhön.

Nördlich des Thüringer Waldes:

1366 das Amt Wachsenburg, das für den Übergang über den Thüringer Wald wichtig war.

Im Westen:

1402 das Amt Gerstungen an der Werra, das durch Kauf vom Stift Fulda erworben wurde, während sich das Gebiet des Stiftes Fulda im Westergau vollständig von Thüringen löste.

Indessen faßte auch eine fränkische Dynastie, deren Territorium sich von der fränkischen Saale bis zum Rennsteig, von der Rhön bis zum Frankenwald erstreckte, nördlich des Waldes Fuß: die Grafschaft Henneberg erwarb 1343 Ilmenau.

Die Wettiner teilten ihre Länder wie Privatbesitzungen wiederholt. Es bildeten sich vier Hauptteile heraus: Meißen, Osterland, Thüringen und die fränkischen Erwerbungen südlich des Waldes.

Die Ostgrenze dieses Teilgebietes „Thüringen", das sich nördlich des Thüringer Waldes von Eisenach an nach der Saale zu erstreckte, verlief seit

1382 etwa auf der Waſſerſcheide zwiſchen Ilm und Saale von Bergſulza bis in die Gegend von Remda. Erſt ſeit 1445 – nach einer Teilung – wurden die weſtlichen Teile des Oſterlandes zu Thüringen gezählt: Jena, Kahla, Orlamünde, Saalfeld; rechts der Saale Weißenfels, Camburg, ferner Eiſenberg, Weida, Triptis, Auma, Ziegenrück uſw.

Querfurt, ein magdeburgiſches Lehen, fiel zwar 1496 an das Erzſtift, wurde aber während des Dreißigjährigen Krieges im Frieden zu Prag 1635 wieder kurſächſiſch und damit mit Thüringen verbunden.

An weiteren Territorialveränderungen ſind bemerkenswert:

1542 kam Meiningen von Würzburg durch Tauſch an Henneberg; 1583 an die Wettiner,

1583 Schmalkalden an die Landgrafſchaft Heſſen-Kaſſel,

1660 der Kreis Schleuſingen-Suhl an die Albertiner, der Reſt des hennebergiſchen Landes an die Erneſtiner,

1802 übernahm Preußen die mainziſchen Beſitzungen in Erfurt und im Eichsfeld, dazu die freien Reichsſtädte Mühlhauſen und Nordhauſen,

1815 wurden die ehemals fuldaiſchen Bezirke Dermbach und Geiſa zu Sachſen-Weimar geſchlagen; ferner von Kurheſſen das Amt Frauenſee und Teile der Ämter Vacha und Friedewald und die Gerichte Völkershauſen und Lengsfeld,

1866 wurde Schmalkalden, Ilfeld, die bayriſche Exklave Kaulsdorf bei Saalfeld preußiſch. Dieſer Gewinn Preußens in Thüringen hatte die Wirkung, daß Preußen die ſtärkſte thüringiſche Macht wurde, weil die thüringiſchen Einzelſtaaten keinen engeren Zuſammenhalt kannten.

Kirchlich war Thüringen ſeit dem vergeblichen Verſuch des Bonifatius, in Erfurt ein Bistum zu errichten, dem Erzbistum Mainz unterſtellt, aber Thüringen nur bis zur unteren Unſtrut- und Helmegrenze. Nordthüringen, das nördlich dieſer Flüſſe gelegene Gebiet, gehörte nach einer Regelung Karls des Großen zum Bistum Halberſtadt. Die territorialen Veränderungen, ſoweit ſie einen Übergriff der Dynaſtien auf Stücke ſüdlich und nördlich der Unſtrut betreffen, hatten auf die kirchliche Grenzziehung keinen Einfluß. Wenn auch Erfurts kirchliche Vormachtſtellung durch die Gründung des Bistums Zeitz-Naumburg (968—1029), wodurch der Schwerpunkt immer weiter nach Oſten verlegt wurde, eine Einbuße erlitt, ſo blieb doch die kirchliche Gerichtsbarkeit der Kirchenprovinz Thüringen mit dem „Gericht der roten Türe im Erfurter Dom" in Erfurt. Dieſe Kirchenprovinz Thüringen deckte ſich keineswegs mit der Landgrafſchaft oder dem wettiniſchen Lande Thüringen; ſie griff einerſeits auf heſſiſches und niederſächſiſches Gebiet über, andererſeits wurde ſie an der mittleren Unſtrut und mittleren Saale nach Oſten zu durch die Kirchenprovinz Magdeburg eingeengt. Mit der Re-

formation zerbrach natürlich die kirchliche Einheit Thüringens, soweit sie bis dahin bestand.

Ein einheitliches Stammesrecht, das für ganz Thüringen Geltung erlangt hätte, hat es nie gegeben; denn das alte „Stammesrecht der Angeln und Warnen, d. h. der Thüringer", war, wie es scheint, nur im unteren Saalegebiet mächtig. Das fränkische Recht herrschte im Süden und Westen des Thüringer Waldes, das sächsische in Nordthüringen. Im Mittelalter erlangte dann der Sachsenspiegel nördlich des Thüringer Waldes allgemeine Anerkennung, wenigstens bei der bäuerlichen Bevölkerung und im Ritterstande.

Die Rechtsentwicklung der deutschen Städte ist vom 13. bis zum 15. Jahrhundert von politischen, wirtschaftlichen und geographischen Einflüssen abhängig gewesen. Es bildeten sich bestimmte Gruppen von Stadtrechten, die sich aus der Bewidmung mehrerer Städte mit dem Rechte einer Stadt, eines sogenannten Rechtsmittelpunktes, ergaben. Soweit der Stand der Forschung schon eine Überschau gestattet, läßt sich in kurzer Zusammenfassung folgendes sagen: Im Stadtrecht standen sich nahe die Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen, das zugleich Oberhof für Frankenhausen, Greußen a. d. Helbe und Sondershausen war. Über diese Gruppe hatte zwar Goslar die Zuständigkeit eines Oberhofes, aber mit Goslarer Recht sind diese Städte nicht beliehen worden. Das Eisenacher Stadtrecht ging auf landgräfliche Verleihung zurück. Eisenach wurde deshalb als Haupt- und Oberhof der landgräflichen Städte in Thüringen anerkannt; seinem Rechte folgten Gotha mit Jena und Orlamünde, später auch mit Ohrdruf und Arnstadt, die zunächst hersfeldisches Recht gehabt hatten; Weißensee mit Weimar, Waltershausen, Langensalza, Thamsbrück, Tennstedt, Kindelbrück, Kölleda, Sömmerda, Rastenberg. Das bischöfliche Naumburg geriet später, wie wahrscheinlich auch der Orlagau, unter den Einfluß des magdeburgischen Rechtes und wurde Oberhof für ein engeres Gebiet in Thüringen. Auch Altenburg, das vom Kaiser Friedrich I. sein Stadtrecht erhalten hatte, wurde dem Oberhof Goslar zugewiesen, wiewohl sein Recht von Magdeburg beeinflußt wurde. Altenburg war zugleich Oberhof für Schmölln und Crimmitschau in Sachsen. Gera schwang sich gleichfalls zum kleineren Oberhof empor. Das Schweinfurter Stadtrecht dehnte sich von der fränkischen Saale bis ins Werratal über Meiningen, Wasungen, Coburg und von da über Ummerstadt, Heldburg, Römhild, Themar, Hildburghausen, Eisfeld, Schleusingen, Sonneberg u. a. Städte aus. Schmalkalden hatte sein Recht vom hessischen Gelnhausen bezogen; Vacha, Salzungen, Stadtlengsfeld und Geisa von Fulda. Daß sich Erfurt mit seiner „Willkür der stat zu Erforte" von 1306 nicht zum selbständigen thüringischen Rechtsmittelpunkte entwickeln konnte, hat seine Bindung an Mainz verhindert.

Wie schon gesagt wurde, trat lange Zeit der Name Thüringen hinter der

Bezeichnung Sachſen etwas zurück. Der Grund liegt in der dynaſtiſchen Verbindung des Landes mit Sachſen. Denn ſeitdem die Wettiner den Titel „Herzog von Sachſen" führten, griff der Sachſenname auch auf Thüringen über. Freilich verſchwand der Landſchaftsname Thüringen keineswegs ganz. Denn auch die ſächſiſchen Herzöge wurden noch ausdrücklich in die Landgrafſchaft Thüringen als in ein beſonderes Reichslehen eingeſetzt. Als jedoch der wettiniſche Beſitz 1485 unter die Brüder Ernſt und Albert geteilt wurde und zwar in einer unnatürlichen Grenzziehung, die bis in die Gegenwart hinein verhängnisvoll nachwirkt, da ging Thüringen als politiſche Einheit vollſtändig unter. Der Name trat in der amtlichen Sprache ganz zurück; in den diplomatiſchen und literariſchen Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts begegnet er uns nur für das albertiniſche Gebiet an der Unſtrut. Es war infolgedeſſen auch nicht verwunderlich, daß im Jahre 1512 bei der Kreiseinteilung Deutſchlands Thüringen überhaupt verſchwand und daß mit Rückſicht auf die wettiniſche Herrſchaft in Oberſachſen und Thüringen nun von einem „oberſächſiſchen Kreiſe" die Rede war. Dazu gehörten jetzt auch die von den Wettinern erworbenen Beſitzungen in Südthüringen, während die Grafſchaft Henneberg beim fränkiſchen Kreiſe verblieb. Seit 1815, als die thüringiſchen Gebiete im nördlichen Thüringen mit anderen Ländern zur Provinz Sachſen vereinigt wurden und die ſächſiſchen Herzogtümer im heutigen Lande Thüringen führend waren, drängte der Sachſen-Name den Thüringen-Namen nicht nur im Ausland, ſondern auch bei den rein ſtaatlich denkenden Deutſchen ſtark zurück. Nur die Kulturkraft Thüringens, die an das thüringiſche Stammestum anknüpfenden Sammlungen wie „Thüringen und der Harz", unterhaltende und belehrende Blätter mit den volkstümlichen Namen „Thüringiſche Vaterlandskunde", „Thüringiſches Magazin", „Thüringiſcher Volksfreund" und thüringiſche Sagenbücher kündeten Gebildeten und ſchlichten Leuten des Volkes immer wieder von Thüringen und hielten den Namen Thüringen im wachen Bewußtſein, freilich Thüringen meiſt nur im alten, engeren Sinne für die Lande zwiſchen Harz und Thüringer Wald, Saale und Werra.

6. Im Jahre 1920 ſchloſſen ſich, nachdem die thüringiſchen Fürſten 1918/19 auf ihre Throne verzichtet hatten, die 8 thüringiſchen Einzelſtaaten zum Lande Thüringen zuſammen und verhalfen dem Namen auch wieder zu politiſcher Kraft. Das preußiſche Drittel Thüringens blieb freilich damals draußen.

7. Der vom Nationalſozialismus 1933 geſchaffene Gau Thüringen umfaßt das Land Thüringen und den preußiſchen Regierungsbezirk Erfurt. Damit iſt ungefähr das, was durch die gleiche Stammesart zuſammengehört, was ſich durch gemeinſame geſchichtliche Schickſale verbunden weiß und was eine kulturelle Einheit darſtellt, zuſammengeſchweißt worden.

Über alle Teilungen der Ernestiner hinweg war ein dauernder Gegenstand der Gemeinsamkeit und auch ein kultureller Mittelpunkt die 1558 gegründete Universität Jena geblieben, ebenso das Hofgericht der Ernestiner in Jena. Ein Ausgleich der Justizinteressen trat neuerdings insofern ein, als das für die thüringischen Staaten gemeinschaftliche Oberlandesgericht in Jena auch für die preußischen Kreise Ziegenrück, Schleusingen und Schmalkalden zuständig wurde, während der Kreis Sondershausen zum Landgerichtsbezirk Erfurt gehört und demnach dem Oberlandesgericht Naumburg untersteht. Auch der hessische Kreis Schmalkalden ist in Zoll- und Steuersachen dem thüringischen Verbande angeschlossen.

Trotz aller territorialen Zersplitterung und Wandlung des politischen Begriffs Thüringen hat sich doch die Stammesgemeinschaft der Bevölkerung zwischen Harz und Thüringer Wald erhalten. Der Thüringer Wald ist aber keineswegs mehr als Stammesscheide wie im 1. Jahrtausend, sondern vielmehr als das Knochengerüst Thüringens anzusprechen. Wie die thüringischen Herrscherhäuser südlich und nördlich dieses Kammgebirges ihre Gebiete hatten, wie die Industrie auf beiden Seiten des Waldes die gleiche ist, so ist auch die gesamtthüringische Bevölkerung in ihrem Grundstock thüringisch und fränkisch. Rein begrifflich ist das Wesen des Stammes ebensowenig festzulegen wie das Wesen des Volkes. Ausschlaggebend ist vor allem das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Wille, zusammenzugehören.

Eine geschichtliche Einheit bilden die zum Gau Thüringen vereinigten Gebiete des Landes Thüringen und des Regierungsbezirkes Erfurt, ferner vom Regierungsbezirk Merseburg-Halle die Kreise Eckartsberga, Zeitz, die Stadt Naumburg und in etwas loserem Zusammenhang auch die Kreise Weißenfels, Sangerhausen und Querfurt nördlich der Unstrut. Der hessische Kreis Schmalkalden, der rings von thüringischem Gebiet umgeben ist, ist durchaus thüringisch. Mag auch durch die mehrhundertjährige Verbundenheit des Kreises mit Hessen, allein schon durch die vielfach aus Hessen hineingeschobene Beamtenschaft, ein gewisser hessischer Einschlag in die Bevölkerung gekommen sein, der Grundstock der Bewohner ist nicht hessisch, sondern thüringisch.

Neben der geschichtlichen Einheit ist es vor allem die kulturelle Einheit, welche die Landschaft Thüringen zusammenhält und abgrenzt gegen die Nachbargebiete. Thüringen ist unleugbar eine deutsche Kulturprovinz. Mag auch die Kultur nicht immer und nicht überall als Volkskultur, sondern als Hochkultur, die „von oben" kam, anzusprechen sein, so hat sich doch vielfach die Geistigkeit so befruchtend auf das Volk ausgewirkt, daß die im Volke schlummernden Fähigkeiten auf Grund dieser Anregung und Förderung von oben erst recht zur Entfaltung kommen konnten.

Ein Kennzeichen der thüringischen Kultur ist der Umstand, daß nicht ein

Mittelpunkt, sondern eine ganze Reihe zu nennen sind. Statt Einheit nehmen wir Vielheit, betonte Mannigfaltigkeit wahr. Das hängt natürlich mit der Kleinstaaterei zusammen, letztlich mit der durch Hügel- und Höhenzüge reich gegliederten Landschaft überhaupt.

Als Mittelpunkte des geistigen und künstlerischen Lebens in Thüringen seien folgende genannt:

1. Der Thüringer Landgrafenhof auf der Wartburg bei Eisenach zwang unter Landgraf Hermann um 1200 die geistigen Führer Deutschlands in seinen Bann. So ziemlich alles, was geistige Bedeutung hatte, gab sich auf der gastlichen Wartburg ein Stelldichein. Wolfram von Eschenbach, den fränkischen Ritter aus dem Ansbachischen, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Veldeke, der seine Enëit auf der landgräflichen Feste Neuenburg an der Unstrut vollendete, die edelsten Sänger Deutschlands in jener Zeit lud Hermann, in sicherer Erkenntnis ihrer Genialität, an seinen Hof und verknüpfte so die thüringische Wartburg mit der ersten großen Blüte der deutschen Dichtung. Hier war Lebensgenuß, zu dem die Kunst untrennbar gehörte, der oberste Grundsatz menschlicher Haltung. Sie stand im seltsamen Gegensatz zu der ganz kirchlich gebundenen Frömmigkeit des Volkes, die schon zwei Jahrzehnte später ihren hohen Ausdruck in dem Wirken der Heiligen Elisabeth, der thüringischen Landgräfin, und einen Niederschlag in dem Spiel von den fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen fand. Dieses geistliche Schauspiel, eine Art Streitschrift der Dominikaner, ist thüringischen Ursprungs. Einige Jahrhunderte lang fand gerade das geistliche Schauspiel in Hessen und Thüringen seine besondere Pflege.

2. Erfurt war eine der ältesten Städte Deutschlands östlich des Rheins und nördlich des Mains, ein Mittelpunkt der geistlichen und geistigen Kultur. Der äußere Ausdruck dafür ist die aus dem Willen der Bürgerschaft geborene Gründung der Universität im Jahre 1392. Um 1300 fand die deutsche Mystik ihren hauptsächlichsten Künder in dem Thüringer Mönch und Prior des Erfurter Predigerklosters Meister Eckehart, der dem Geschlechte derer von Hochheim angehörte und wahrscheinlich in Tambach um 1260 geboren ist. Als das größte religiöse Genie Deutschlands vor Luther hat er das Tiefste und Innerlichste über Religion ausgesprochen, was überhaupt in Worten zu sagen ist, und zwar mit schärfster Logik im herrlichsten Deutsch, das seine sprachschöpferische Fähigkeit für die seelische Welt der Deutschen wundervoll offenbart.

Dann wurde Erfurt um 1500 ein Mittelpunkt des deutschen Humanismus, das die bedeutendsten Gelehrten Deutschlands und viele Kämpfer gegen den Romanismus anzog, so daß Eobanus Hessus Erfurt als Sitz der Musen preisen konnte: „Erfurt strahlte im Ruhm der Wissenschaften, vor

allen Städten Deutſchlands trug es im Wettkampf die Siegespalme davon."

Da ſich Luther an der Erfurter Hochſchule das wiſſenſchaftliche Rüſtzeug für ſeine Lebensaufgabe holte und im Erfurter Auguſtinerkloſter die ſchweren Seelenkämpfe ausfocht und die für ſein Lebenswerk grundlegenden und innerlich entſcheidenden Jahre erlebte, wurde Erfurt auch die Geburtsſtadt der Reformation. Hier hielt man das Banner der geiſtigen Freiheit gegen dogmatiſche Gebundenheit hoch. In Luther aber, dem fränkiſchen Thüringer, kamen alle ſeeliſchen Kräfte zu einem wundervollen Zuſammenklang: Phantaſie, Gemüt, Verſtand und Wille. Seine Muſikalität in Sprache und Ton und ſeine ſprachſchöpferiſche Fähigkeit mag man aus dem Thüringiſchen erklären, ſeine kräftige Derbheit und biedere Ehrlichkeit aber aus dem Fränkiſchen.

Ende des 17. und im 18. Jahrhundert fand vor allem die in Thüringen wurzelnde Muſik eine bedeutſame Pflege durch die genialen Tonſchöpfer Heinrich Schütz, der in Köſtritz bei Gera geboren iſt, und das Geſchlecht der aus dem gothaiſchen Wechmar ſtammenden Bache, die in Erfurt, Eiſenach, Arnſtadt, Gehren, Ohrdruf, Weimar, Mühlhauſen, Ruhla u. a. thüringiſchen Orten wirkten.

3. Gotha. Wie das Leben zur Minneſängerzeit um 1200, vom Landgrafen angeregt, beſonders von Landfremden, um 1500 im Erfurter Humanismus von heſſiſchen und thüringiſchen Gelehrten getragen war und wie es ohne Verbindung mit dem Volksleben war, ſo ging es auch dem reichen Geiſtesleben im 18. Jahrhundert an den Thüringer Höfen. Am ſtärkſten tritt es in Erſcheinung am gothaiſchen Hofe, wo Luiſe Dorothea ganz im Banne der franzöſiſchen Aufklärung, beſonders Voltaires, ihren Kreis bildete.

Im Volkhaften wurzelten nur die aus Thüringen ſelbſt ſtammenden und die Stammesart verkörpernden Geiſter, wie Meiſter Eckehart, Luther, Francke, die Bache, der Erfurter Rudolf Zacharias Becker, der in Gotha die „Nationalzeitung der Deutſchen" herausgab und für eine engere Verbindung der deutſchen Stämme eintrat.

4. Erfurt unter Dalberg. Der Thüringer Riedel, Profeſſor an der Univerſität Erfurt, ſetzte ſich für Wielands Berufung nach Erfurt ein. Dieſer fand einen großen Hörerkreis und begeiſterte Verehrung, z. B. bei Wilhelm Heinſe aus Langewieſen, einem Vorläufer der Dichter des klaſſiſchen Zeitalters. Heinſe bekannte: „Mein guter Geiſt zeigte mir den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland – hier kann ich nicht weiter ſchreiben..." Der Statthalter Dalberg verſammelte in ſeinen „Aſſemblées" nicht nur die geiſtig aufgeſchloſſenen Erfurter Kreiſe, ſondern konnte auch oft Gäſte aus Weimar und Gotha begrüßen.

5. Weimar unter Carl Auguſt. Mit Wielands Berufung nach Weimar

1772 an den Hof Anna Amaliens wurde das kleine Weimar Mittelpunkt des deutſchen Geiſteslebens, der deutſchen Kultur überhaupt. Wie auf der Wartburg um 1200 und in Erfurt um 1500 fanden ſich um 1800 wiederum die bedeutendſten deutſchen Geiſtesheroen in Thüringen zuſammen: neben Wieland und Schiller aus Schwaben der Oſtpreuße Herder, der Rheinfranke Goethe, der allerdings auch thüringiſches und heſſiſches Bluterbe aufweiſt. Daneben in zweiter Reihe: der phantaſievolle Muſäus, der muſikaliſche Einſiedel, der kaufmänniſch begabte Bertuch aus Thüringen und Knebel aus Franken.

6. Jena. Nachdem Jena eine Zeitlang die das 19. Jahrhundert beſtimmenden Philoſophen Fichte, Schelling, Hegel beherbergt hatte, war es für einige Jahre um 1800 der Mittelpunkt der Romantik. Es fanden ſich hier zuſammen: die Gebrüder Schlegel, Tieck, Brentano, Hardenberg (von Weißenfels herüber), der Naturphiloſoph Wilhelm Ritter, der Norweger Steffens, Gries u. a.

7. Weimar unter Carl Alexander um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Für die Höhe der bildenden Kunſt, die in der nachklaſſiſchen Zeit des 19. Jahrhunderts beſonders gepflegt wurde, ſeien nur die Namen der in Weimar ſchaffenden Künſtler genannt: der Thüringer Friedrich Preller, Genelli, Graf Kalkreuth der Ältere, Böcklin, Lenbach, Begas, Hagen, Gleichen-Rußwurm, Olde, Ludwig Hoffmann, van de Velde.

Den muſikaliſchen Kreis beherrſchte Franz Liſzt. Richard Wagners Werke faßten zuerſt hier in Weimar feſten Fuß.

Damit ſind nicht ſämtliche Kulturſtätten Thüringens genannt. Alle die kleinen, längſt wieder verblichenen Reſidenzen, die durch die erneſtiniſchen Teilungen für Jahrzehnte geſchaffen waren, haben in ihren Schlöſſern und Burganlagen noch etwas von dem barocken Geiſte der Zeit, ob wir nach dem reichen Coburg oder den beſcheideneren Städtchen Hildburghauſen, Römhild oder Markſuhl oder nach Weißenfels ſchauen. Nur hingewieſen ſei zum Schluß auf die Minneſängerhöfe der Henneberger, auf das Ziſterzienſerinnenkloſter Helfta bei Eisleben, das einmal Mittelpunkt des geiſtigen, myſtiſchen Lebens war, damals, als ſich Mechthild von Magdeburg und edle thüringiſche Frauen, wie Gertrud und Mechthild von Hackeborn und Mechthild von Wippra, dorthin zurückzogen; ſchließlich auch auf das ſüdthüringiſche Dichterheim Bettenburg und den Muſenhof Löbichau im Altenburgiſchen, wo der junge Körner eine Zeitlang weilte; in der Gegenwart auf den Kreis des Nietzſche-Archivs in Weimar und die Wartburg-Maientage.

Die beſondere Bedeutung Thüringens mit ſeinem ausgleichenden Charakter liegt unbedingt darin, daß es zu allen Zeiten neuen Geiſtesbewegungen eine Heimat für ihre gedeihliche Entwicklung bei pfleglicher Betreuung bot.

Das war zur Zeit Hermanns auf der Wartburg, in Erfurt zur Zeit des Humanismus und der Reformation, in Gotha zur Zeit der Aufklärung, in Weimar-Jena seit der klassischen und romantischen Zeit bis auf den heutigen Tag der Fall. Es sei aus dem letzten Jahrhundert nur daran erinnert, daß in Jena die Burschenschaft gegründet wurde, daß in der Zeit der Demagogenverfolgungen und des nationalen Aufschwungs Männer wie Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes, und der Historiker Karl Biedermann in Weimar Aufnahme fanden, sowie Gustav Freytag in Gotha, daß sich Fritz Reuter am Fuße der Wartburg niederließ, daß in der Universität Jena neben Eucken ein Haeckel lehrte, daß 1933 hier der erste Lehrstuhl für Rassenforschung begründet wurde.

Wenn die Kunst im weitesten Sinne in Thüringen eine besondere Pflege gefunden hat, so war das in erster Linie den Fürsten zu danken. War schon Schmalkalden in den 6 Jahrzehnten vor dem 30jährigen Kriege ein Mittelpunkt der dramatischen Kunst in der Form geistlicher und weltlicher Volksschauspiele unter den hennebergischen Fürsten und hessischen Landgrafen, namentlich bei Gelegenheit des jährlichen Hirschessens, gewesen, so bildete die Gründung des 1. Hoftheaters unter Eckhof in Gotha 1775 einen bedeutsamen Wendepunkt. Weimar wurde dann unter Goethe der Ausgangspunkt der klassischen Schauspielkunst, und auch heute verkörpert das „Deutsche Nationaltheater" in Weimar die allbekannte thüringische Theaterkultur. Georg II. gestaltete in Meiningen das Schauspiel zu einem in allen Teilen vollendeten Kunstwerk und stellte sein Können durch die 1874 begonnenen meiningischen Gastspiele unter Beweis. Nicht weniger verkündete den Ruhm thüringischer Musikalität die Meininger Hofkapelle unter ihren Kapellmeistern Hans Bülow, Fritz Steinbach, Wilhelm Berger, Max Reger. Und die anderen Hofkapellen in Weimar, Sondershausen (mit den vielgerühmten Lohkonzerten), Altenburg, Rudolstadt und schließlich besonders Gera hielten mit schönstem Eifer und Erfolg diese Tradition fest und riefen auch die städtischen Kapellen in Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen zum Wetteifer auf. Freilich, wenn eine Kunst auf Widerhall angewiesen ist, so ist es die Musik. Die Leistungen dieser Hofkapellen fanden das rechte Echo in der allzeit musikfreudigen und musikverständigen Bevölkerung, die auch ihrerseits reiche Anregung und geschmackliche Förderung gewann. Denn die musikalische Begabung äußert sich, wie wohl sonst nirgends, in dem Vorhandensein von Musikkapellen, die in kleinen Städten und Dörfern von Laien gebildet sind und sich nicht bloß auf Marschmusik beschränken, sondern Konzertmusik pflegen. Die Thüringer Wäldler und die Eichsfelder, unter denen Heinrich Werner das Goethesche „Sah ein Knab' ein Röslein stehn" vertonte, zeichnen sich hier besonders aus.

III. Die soziale Schichtung der Thüringer Bevölkerung

Im Gau Thüringen, der 15486,16 qkm groß ist, wohnen rund 2,5 Millionen Menschen. Nach der Zählung vom 17. 5. 1939 entfielen auf das Land Thüringen 1713849, auf den Regierungsbezirk Erfurt 636595 und auf den Kreis Schmalkalden 51883 Personen. Die Bevölkerungsdichte (Einwohnerzahl je qkm) betrug im Land Thüringen damals 149,7, im Regierungsbezirk Erfurt 175,4, in Großdeutschland 136,4. Der Gau Thüringen ist also weit stärker besiedelt als Großdeutschland im ganzen. Die Frauen nahmen im Gau Thüringen 50,6%, in Großdeutschland 51,2% der Bevölkerung ein[1].

Die Altersgliederung sah am 31. 12. 1933 wie folgt aus:

	Land Thüringen	Reg.-Bez. Erfurt
Unter 15 Jahren	24,7%	24,6%
Im Alter von 15 bis unter 65 Jahren	67,5%	67,7%
Im Alter von 65 Jahren und darüber	7,8%	7,7%

Im Lande Thüringen waren 1933 von 100 Männern 48,1 ledig, 48,1 verheiratet, 3,4 verwitwet, 0,4 geschieden[2].

Wie in Thüringen viele deutsche Stämme zusammengetroffen sind und eine neue Einheit von ausgleichender Kraft gebildet haben, wie hier die Einflüsse verschiedener Klimagebiete insofern festzustellen sind, als das ozeanische Klima in der Rhön und am Südwestabhang des Waldes Jahresniederschläge bis zu 950 mm hervorruft, von Osten her aber das kontinentale Klima zeitweilig spürbar wird, so treffen sich hier im weiten Flachlande und in der abwechslungsreichen Mittelgebirgslandschaft auch Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe in enger Verzahnung. Die wirtschaftliche Gliederung Thüringens war nach der Zählung[2a] von 1939 folgende:

	Reich	Land Thüringen	Reg.-Bez. Erfurt
Land- und Forstwirtschaft	19,1%	17,2%	17,3%
Industrie und Handwerk	40,3%	48,1%	44,6%
Handel und Verkehr	15,4%	12,3%	14,9%
Öffentl. Dienst und private Dienstleistung	9,8%	8,8%	9,9%
Häusliche Dienste	2,1%	1,7%	1,7%
Selbständige Berufslose	13,3%	11,9%	11,6%

Die soziale Gliederung war 1939 folgende:

	Reich	Land Thüringen	Reg.-Bez. Erfurt
Selbständige	16,9%	15,3%	14,6%
Mithelfende Familienangehörige	10,3%	11,5%	11,8%
Beamte	7,0%	6,1%	7,0%
Angestellte	13,0%	11,5%	12,7%
Arbeiter	52,8%	55,6%	53,9%

Thüringen ist also Industrieland und steht hinsichtlich der Arbeitsintensität nach den Industrierevieren Westdeutschlands, Sachsens und Schlesiens an führender Stelle unter den deutschen Wirtschaftsgebieten.

Die soziale Schichtung der Bevölkerung wird sowohl in der Landwirtschaft wie in der Industrie und im Gewerbe durch den Typ der Klein- und Mittelwirtschaft beherrscht. Während im Jahre 1933 im Reich 11,4% der Beschäftigten in Industrie und Handwerk auf Betriebe mit mehr als 1000 Gefolgschaftsmitgliedern fielen, waren es im Lande Thüringen nur 5%. Die durchschnittliche Belegschaft eines Betriebes der Kleineisenindustrie im Kreis Schmalkalden betrug nur 4—5 Leute. Im Arbeitsamtsbezirk Suhl, der rund 120 000 Einwohner umfaßt, wurden allein in der Metallwarenindustrie 2800 Betriebe gezählt! Das handwerkliche und industrielle Leben tritt in den feinsten Verzweigungen hervor. Durch die überlieferte Standortgebundenheit der Unternehmungen und die Herstellung hochwertiger Erzeugnisse, welche Facharbeiter verlangen, ist Thüringen auch vor einem wurzellosen Industrieproletariat bewahrt worden.

Die Industrie ist über ganz Thüringen verteilt. Eine Massierung in wenigen Orten kennt man nicht.

Während die Metallindustrie durch Waffenfabrikation und Schreibmaschinenherstellung in Suhl, Zella-Mehlis, Sömmerda und Erfurt, durch Fahrzeug- und Wagenbau in Eisenach und Gotha, Werkzeug- und Maschinenfabrikation in Erfurt, Ruhla und Ostthüringen, durch Nähmaschinenherstellung in Altenburg und Saalfeld vertreten ist, beschränkt sich die feinmechanische und optische Industrie auf die Hauptstandorte in Jena und Ruhla (Uhrenfabrikation).

Die Eisenerzgewinnung, die einst die Metallindustrie um Schmalkalden, Suhl, Zella-Mehlis und Ruhla hervorrief, hat ihre frühere Bedeutung längst eingebüßt; heute werden Eisenerze nur noch in der Umgebung von Saalfeld (Hochöfen und Walzwerk der Maximilianshütte in Unterwellenborn mit Gruben in Schmiedefeld und Großkamsdorf) verhüttet. Trotzdem hat sich eine ausgedehnte Maschinenindustrie — fern von Kohle und Eisen — nördlich und südlich des Thüringer Waldes entwickelt, besonders in Ruhla, Waltershausen, Ohrdruf, Ilmenau, Saalfeld, Schmalkalden, Suhl, Schleusingen. Der Altenburger Bezirk, der ins mitteldeutsche Braunkohlenrevier hinein-

ragt, fördert zwar Braunkohle, die hier im Tage- und Tiefbau gewonnen und teilweiſe in Schwelereien und Mineralölwerken verarbeitet wird, aber dieſer Gewinn von Braunkohle am Oſtrande Thüringens erklärt keineswegs die reiche Induſtrie in Thüringen, die ſich trotz der Entfernung von Steinkohlenlagern und des Fehlens eines Waſſerweges entwickelt hat. Die Induſtrialiſierung iſt allein auf Konto der Bewohner zu ſetzen. Ihre Veranlagung und ihr Charakter ſind entſcheidend für dieſe Entwicklung geweſen: die Wendigkeit und geiſtige Beweglichkeit, ihr Fleiß, ihre Erfindungskraft, ihr Phantaſiereichtum, die ewige Formſuche, die nie geſtillte und ſtillbare Sehnſucht nach Einheit und Ganzheit, die den Unternehmern in gleicher Weiſe wie den Arbeitern eigen ſind. Denn wenn auch die meiſten Induſtrien in der Zeit entſtanden ſind, da die notwendigen Rohſtoffe dazu noch vorhanden waren, ſo haben ſie ihren größten Aufſchwung doch erſt erfahren, als dieſe Quellen längſt verſiegt waren und die Rohſtoffe teilweiſe aus der Ferne, aus fremden Erdteilen und auf langem, koſtſpieligem Wege herangebracht werden mußten. Trotz Unrentabilität des Kleinbetriebes und langer Arbeitsdauer hielten z. B. die Nagelſchmiede im Kreiſe Schmalkalden an der ihnen vertrauten Arbeit feſt. Die ſchöpferiſche Kraft des alteingeſeſſenen Arbeiterſtammes allein hat die Induſtriezweige an ihren alten Standort gefeſſelt.

Großbetriebe wie Zeiß und Schott in Jena ergänzen ihre Belegſchaft vorwiegend aus Jena und der nächſten Umgebung. Und dann iſt ein beſonderes Kennzeichen Thüringens, daß die kleinen und großen Gewerbe, wie die Spielwaren- und Glasinduſtrie, nicht, wie beſonders im Norden, nur in Städten betrieben werden, ſondern in zahlreichen Dorfſiedlungen; auf den Höhen des Thüringer Waldes reiht ſich ein Heimarbeiterdorf ans andere. Die Bodengebundenheit dieſer Arbeiter und kleinen Gewerbetreibenden hat darum ein Abſinken in maſſentümliche Anſchauungen verhindert; das ſtammestümliche Moment tritt immer noch ſtark und ſtolz hervor. Der Anteil der landwirtſchaftlichen Bevölkerung beträgt gegenüber einem Reichsdurchſchnitt von 21% im Lande Thüringen 17,9%, im Regierungsbezirk Erfurt 20,2%, im Kreis Schmalkalden nur 12,2%. Dagegen entfallen auf Induſtrie und Handwerk im Lande Thüringen 47,7% der Bevölkerung gegenüber einem Reichsdurchſchnitt von 38,8%. Im Jahre 1935 betrieben noch 18% nichtlandwirtſchaftlich Erwerbstätige Landwirtſchaft im Nebenberuf, und vielfach arbeiten Induſtriearbeiterfrauen noch weiter in der Landwirtſchaft mit. In ländlichen Siedlungen unter 200 Einwohnern wohnten im Lande Thüringen faſt 44% der Bevölkerung, gegen 35,6% im Reich. Und auch in der einzigen Großſtadt, die der Gau Thüringen aufweiſt, in Erfurt mit 166 661 Einwohnern (1939), tritt die Induſtriearbeiterſchaft für den Beſucher nicht ſo

hervor wie in den Industriestädten des Westens oder des benachbarten Sachsen, etwa in Zwickau, Plauen, Chemnitz.

Ganz deutlich zeigt sich die Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit Thüringens auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete. Ganz kurz seien die verschiedenen sozialen Schichten in Thüringen skizziert.

Der thüringische Bauer ist ein Mittel- und Kleinbauer. Nur da, wo die Landschaft ins Norddeutsche Tiefland übergeht, vor allem im Kreis Altenburg, Sondershausen und im preußischen Thüringen, gibt es eine Reihe von Bauern, deren Güter sich mit manchem Rittergut Nordostdeutschlands – nicht dem Umfang, sondern dem Ertrag nach – messen können. Darum ist der Bauer hier selbstbewußter und stolzer als der sonst so bescheidene Mittel- und Kleinbauer in dem Hügellande. Die Bauern der „Goldenen Aue" haben mit dem Anbau ihres hochwertigen Korns die Möglichkeit zur Herstellung des „Nordhäuser Korns" gegeben, der freilich nicht mehr in der gleichen Menge und Güte hergestellt wird wie etwa 1887, wo 50 Millionen Liter Trinkbranntwein im Jahr in Nordhausen gebraut wurden, so daß damals auf jeden Deutschen 1 Liter Nordhäuser Korns kam! Dafür finden heute über 2000 Leute Beschäftigung mit der Herstellung des Priems, des Nordhäuser Kautabaks, der fast 2/3 des deutschen Bedarfs deckt.

Die Altenburger Bauern, die auf fruchtbarem Lehmboden besonders Weizen bauen, den sie seit Jahrhunderten nach den sächsischen Berg- und Industriestädten ausführten, haben wegen ihrer Eigenarten schon 1703 eine eigene Monographie von dem Altenburger Gymnasialkonrektor Friedrich Friese erhalten. Die Pferdebauern oder Anspänner, die sich wieder nach der Zahl ihrer Pferde in Zwei-, Vier- oder Achtspänner schieden, setzten sich früher in der Schenke nur zu ihresgleichen, gesondert von den Kuhbauern und Häuslern. Der berühmte Altenburger Ziegenkäse darf allerdings nicht die Vorstellung erwecken, als ob sie die Ziegenzucht stark betrieben hätten; im Gegenteil, sie legen großen Wert auf die Rindviehzucht, wird doch auch der Ziegenkäse zu sieben Teilen aus Kuhmilch und nur zu einem Teil aus Ziegenmilch hergestellt! Der Reichtum der Altenburger Bauern war einmal begründet in dem praktischen Sinn und dem Eifer, mit dem sie ihre Acker bestellten – schon frühzeitig besuchten die Altenburger Bauernsöhne landwirtschaftliche Schulen und bewiesen ihren fortschrittlichen Sinn in der Anschaffung moderner Maschinen und künstlicher Düngemittel — dann vor allem auch in der Unteilbarkeit ihrer Güter. Mit Rücksicht auf den Frondienst war ein Landesgesetz erlassen worden, das die Teilung der Güter verbot. Auf eine Hufe (= 8 ha) war ein Fronpferd zu stellen. Nur die zu dem ererbten Gute hinzu erworbenen Grundstücke, die sog. „walzenden" Acker und Wiesen, konnten einzeln veräußert werden. Die Fronen sind natürlich

Mitte des 19. Jahrhunderts, wie anderswo auch, beseitigt worden, aber die Vererbungssitte ist im großen und ganzen geblieben: das Gut geht im Osten Thüringens meist auf den jüngsten Sohn über, während die übrigen Kinder früher mit einer verhältnismäßig geringen, aber für den Unterhalt ausreichenden Summe abgefunden wurden. Die darauffolgende gleichmäßigere Teilung des Besitzes nach dem Werte brachte eine stärkere Belastung der Güter mit sich. Immerhin findet sich im Kreise Altenburg immer noch das echteste Bauerntum, das sich stolz zu seinem Stall bekennt. Ein junger gebildeter Gutsbesitzer aus Mittelthüringen erzählte mir, gebildete Bauerntöchter, die nicht zur Stadt drängten, sondern am liebsten nur als Bauersfrauen wieder walten und schalten wollten, seien besonders im Altenburgischen zu finden.

Die Verbote, die früher für die Zerstückelung des geschlossenen Besitztums auch in Thüringen bestanden, sind um die Mitte des 19. Jahrhunderts aufgehoben worden. Im fränkischen Thüringen herrschte freilich seit Jahrhunderten die unbeschränkte Teilung nach fränkischer Art. Nur in Ostthüringen (östlich der Saale) hat sich, mit Realteilung gemischt, die Anerbensitte ohne ein eigentliches Anerbenrecht des Staates behauptet und erhalten; im Kreise Altenburg, wie schon gesagt, an den jüngsten Sohn, den Kürerben. Eine allgemeine Regelung hat der Nationalsozialismus durch das Erbhofrecht gebracht.

Als Fron empfinden nur die Bewohner der um Frankenhausen liegenden Dörfer Göllingen, Bendeleben, Steinthaleben, Udersleben, Esperstedt, Ringleben und Seehausen die Wipperfege, das alljährliche „Großreinemachen" des Flußbettes der kleinen Wipper, wozu sie seit vielen Jahrhunderten verpflichtet sind. Diese Gemeinden haben nämlich je ein Stück des Wipperlaufes oder des Solgrabens, wie der Fluß nach Austritt aus Frankenhausen bis zur Mündung in die Unstrut genannt wird, ohne Entschädigung für die Stadt zu reinigen. Der übliche Festschmaus, den die Stadt an Ort und Stelle hält, hat die Gemeinden nicht abgehalten, sich auf dem Rechtswege von dieser Verpflichtung, die im Mittelalter dem Teilnehmer mit einem damals wertvollen Pfunde Salz entschädigt wurde, zu befreien. Der Versuch mißglückte; nur eine Reihe preußischer Gemeinden hatte sich durch die Zahlung einer Ablösungssumme in der Mitte des 19. Jahrhunderts von dieser Fege gelöst.

An Konservativismus sind den Altenburger Bauern gleichzustellen die Vogteier, die Bauern der drei Dörfer Oberdorla, Niederdorla und Langula westlich von Mühlhausen. „Der Vogteier behauptet sein Recht" gilt als sprichwörtliche Redensart. Ihr Reichtum hängt jedoch nicht nur mit der Landwirtschaft und Viehzucht zusammen, sondern ist vor allem ihrem Wald-

beſitz zu danken, ſo daß ſie von ihren „Freiwaldungen" ſtets ſichere Einnahmen durch Holzverkauf haben.

„Holzgerechtigkeiten", d. h. Anteile am gemeinſamen, unteilbaren Waldbeſitz, haben auch viele Dörfer in Mittelthüringen, beſonders aber auf dem Eichsfeld. Die Gerechtigkeit ruht meiſtens auf einer Zahl von Häuſern, die wahrſcheinlich zur Altgemeinde gehört haben. Alle Einwohner im Ort haben das uralte Recht, in den Gemeinde- und Staatswaldungen an zwei Tagen der Woche Raff- oder Leſeholz zu ſammeln.

Da ſich das Eichsfelder Hügelland, das oft von Hagelſchlag heimgeſucht wird, nicht recht für den Weizenanbau eignet, ſind die Eichsfelder Bauern in den letzten Jahrzehnten zur Weidewirtſchaft übergegangen. Denn die Ackerbeſtellung iſt im Eichsfelde wie auf dem Thüringer Walde häufig eine Plackerei für Menſch und Tier. Darum ſagt man auch in Kallmerode (Kr. Worbis) ſpottend: Man pflügt den Berg hinunter; hinauf muß der Bauer den Pflug und die Bäuerin den Ochſen im Korbe tragen! Die Nachbarn in etwas günſtiger gelegenen Dörfern fügen hänſelnd wegen des ſteinigen Geländes und der damit zuſammenhängenden Armut hinzu, die Kallmeröder legten im Frühjahr unter jeden Stein im Feld eine Kartoffel, im Herbſt aber holten ſie darunter eine Wanne voll Kartoffeln hervor. Die Armut mancher Eichsfelder Höhendörfer wird durch das umlaufende, natürlich übertreibende Wort gekennzeichnet: In Eigenrode (am Duen) iſt Hundskopfeſſen und Graupen Feſteſſen.

Roggen und Kartoffeln ſind die Hauptfrüchte, welche die Thüringer Bauern ernten. Sie begnügen ſich mit wenig Geſinde, ziehen nur zur Zeit der Ernte und der Rübenbearbeitung (im Unſtrutgebiet) Arbeitsleute, die auf kleiner Kuhwirtſchaft ſitzen, heran. Im Thüringer Walde geht das nachbarliche Verhältnis ſo weit, daß im Herbſt ein Dutzend Frauen und Mädchen unter der Führung meiſt nur eines Mannes, des Fuhrmannes, die Kartoffeläcker an den ſteilen Berghängen aberntet, daß ſie in dieſem treuen Arbeitszuſammenhalt der Reihe nach ihre Ernten auf den Feldern einbringen. Den Kleinbauern und Wäldlern, die ſich als Heim- oder Induſtriearbeiter noch eine Kuh halten, treibt vom Mai möglichſt bis zum Martinstag der Hirt die Rinder und Ziegen hinaus auf die anbaufähigen Wieſenflächen und Wieſenrods im Walde. Die meiſt aus Kleinſchmalkalden bezogenen Schellen, die wundervoll abgeſtimmt ſind, legt er als ſein Eigentum den Tieren um und erfreut mit dieſer ganz zweckhaften Einrichtung, die ihn verlaufene Tiere leicht finden läßt, die Wanderer und Kurgäſte, die freilich darin ein Stück Romantik ſehen. Für jede Kuh erhebt der Hirt im allgemeinen 50 Pfennig Hutwochenlohn. Die Frau, die ihm das Eſſen bringt, darf am Ruheplatz der Herde, die mittags meiſt an einem ſchattigen Waldplatze lagert, den Dünger

mit der auf dem Boden liegenden Nadelſtreu zuſammenſcharren und ein abgelegenes Stück Land damit befruchten. Im Winter ſteht der Hirt beim Kalben der Kühe und bei jeder Tierkrankheit den Landwirten und Häuslern helfend zur Seite. Vom Eichsfeld wie von der Rhön (Frankenheim) ſuchte früher eine ganze Reihe von Kleinbauern, die nur Zwergbetriebe unter 2 ha in einer 400 m überſchreitenden Höhenlage bewirtſchaften, alljährlich in den Zuckerfabriken bei Magdeburg und in Niederſachſen Verdienſt zu finden, um bei ſparſamſtem Leben möglichſt ſo viel Geld vor Weihnachten mit nach Hauſe zu bringen, daß der Winter erträglich geſtaltet werden konnte. Außerdem iſt der Beſitz oft unglaublich zerſplittert. Oberweid in der Rhön hat eine Gemeindeflur von 785 ha Umfang; ſie iſt in 4649 Grundſtücke aufgeteilt, ſo daß die Parzelle durchſchnittlich nur 1690 qm groß iſt. Die Flurbereinigung d. h. die Entwäſſerung der ausgedehnten Gemeindehuten und ihre Vereinigung von Steingeröll, wie ſie von der Thüringer Regierung für die Rhön ſeit Jahren in die Wege geleitet worden iſt, hat für den Graswuchs und die Viehhaltung eine außerordentliche Steigerung der Erträge gezeitigt[3].

Nach dem Weltkriege hat ſich ein Teil der Bauern in der Nähe der Induſtrieſtädte mehr auf den Anbau gärtneriſcher Erzeugniſſe, vor allem der Gemüſe, eingeſtellt, ohne damit Gärtner zu werden. Seit langer Zeit ſind z. B. die Herbslebener die beſten Spargelbauern, und die Heldrunger Bauern erzeugen das beſte Frühgemüſe und die erſten Frühkartoffeln, die beſonders für den Erfurter Markt von Bedeutung ſind. Tabak bauen nur die Breitunger im mittleren Werratale an. Gleich nach dem Dreißigjährigen Kriege, in dem auch Thüringen den Tabak kennenlernte, begann die Stadt Waſungen 1659 mit dem Anbau des Tabaks oder „Landmanns", wie die einheimiſche Marke heißt. Einen wundervollen Schmuck erhalten die Breitunger Häuſer im Sommer nach der Ernte, wenn an den ſonnigen Hauswänden die Tabakſchnüre girlandenartig aufgehängt werden.

Man darf von den thüringiſchen Mittel- und Kleinbauern ſagen, daß ſie ein Arbeitsleben führen, wie es die Bauern in fruchtbareren Gebieten, wie z. B. in der Marſch oder im Rhein-Main-Gau, überhaupt nicht kennen. Sie placken und ſchinden ſich vielfach von früh bis ſpät, ſie kennen das pünktliche Aufhören abends um 6 oder um 7 Uhr nicht. Dumpfe Verbiſſenheit infolge eines harten Arbeitsſchickſals läßt ihre heitere Stimmung und optimiſtiſche Haltung nicht aufkommen. Arbeit und Ordnung verlangen ſie auch von den anderen Bauern. Kommt einer bei langſamerem Tempo nicht mit, ſo urteilt man echt thüringiſch in muſikaliſchem Vergleich: „Na, dar Kerl arbeitet a nach der Melodie ‚Guter Mond, du gehſt ſo ſtille'", während ſie ſich an den beſchleunigten Rhythmus des Deſſauer Marſches „So leben wir, ſo leben wir" zu halten glauben. Allein auf die Mehrung ihres Beſitzes und die Stei-

gerung der Ernten sind sie bedacht. Von ihrer Sparsamkeit weichen sie nur an den hohen Festtagen, der Kirmse und der Hochzeit, ab. Aber etwas Merkwürdiges ist, mit Ausnahme etwa der Bauern im Altenburger Lande und in der Goldenen Aue, in allen Dörfern zu beobachten: Keiner gibt zu, daß er über Vermögen verfügt und ein leidliches Auskommen hat, keiner will Geld haben! Diese Haltung zeigt sich aber mehr in Worten als im praktischen Verhalten; bei unverschuldet eingetretener Notlage ist der thüringische Bauer durchaus geneigt, nach Kräften zu geben, allerdings lieber Sachwerte als das für ihn unregelmäßig einkommende Geld.

Was Gebhardt[4] von den thüringischen Bauern um 1895 schreiben konnte: „So selbstbewußt, so stolz, so zäh, so kernhaft oder auch so knorrig und starr wie in manchen Gegenden ist unser Bauernstand nicht", ist im ganzen, wenn man sie mit niedersächsischen und westfälischen Bauern vergleicht, auch heute noch richtig. Doch haben die Erfahrungen der Notzeit in und nach dem Weltkriege und vor allem die Führung des Reichsnährstandes den thüringischen Mittel- und Kleinbauern das Bewußtsein, einen für das Volk wesentlichen Beruf zu erfüllen, geweckt und ihren Stolz gestärkt.

Von den Wäldlern[5] sind nur noch einige Olitätenhändler als die letzten eines einst blühenden und jetzt allmählich aussterbenden Gewerbes in der Umgegend von Königsee und Oberweißbach tätig. Den Pflanzenreichtum ihrer Berge wissen sie auszunutzen und aus den Pflanzensäften – unter Zusatz ausländischer Tinkturen – Heilmittel herzustellen, die in keiner Hausapotheke fehlen. Diese aus Wacholder, Baldrian, Kümmel, Pfefferminze, Arnika, Enzian, Rhabarber, Süßholz und anderen Kräutern und Wurzeln hergestellten Salben und Getränke, wie z. B. Hienfong, Lebensöl, Tannenzapfenöl, suchen sie hausierend an den Mann zu bringen, wie es ihre Vorfahren seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts getan haben. Nur sind ihnen in den Apotheken und Drogerien, die diese Heilmittel aus pharmazeutisch-chemischen Fabriken beziehen, unbezwingbare Wettbewerber erstanden. Auch in Königsee, Allersdorf, Oberweißbach werden die Heilmittel fabrikmäßig hergestellt. Da die Olitätenhändler besonders Wund- und Heilbalsam, der wegen seines starken Geruches auch Stinkbalsam genannt wurde, vertrieben, erhielten sie den Namen Balsamträger oder „Balsenmänner", auch werden sie spöttisch als „Buckelapotheker" bezeichnet. Der Volksmund hat ihnen die verschiedensten Namen beigelegt: Königseer, nach ihren früher vom Amt Königsee ausgestellten Pässen; Ranzerte, nach den Kalbfellranzen, die sie früher trugen. Die Blütezeit des Laborantenwesens und Olitätenhandels lag zwischen 1700 und 1780; von der Wohlhabenheit dieses einst lohnenden Gewerbes zeugen noch die schmucken, städtisches Gepräge verratenden Häuser Oberweißbachs. Das Absatzgebiet war für die einzelne

Familie fest umgrenzt und lebt noch in den Namen weiter, die mehrfach in Oberweißbach vertreten sind, wenn auch „der polsche Möller" nicht mehr in Polen seine Essenzen und Öle vertreibt. Noch heute verlangen die Kunden die altbewährten Heilmittel in den altmodischen, schmalen Fläschchen, wie sie jahrhundertelang in Lausch a und Umgegend hergestellt werden; nicht zuletzt sind es auch die in die fremden Länder ausgewanderten Thüringer, die den Thüringer Heilmitteln die Treue über das Wasser gehalten haben[6].

Selbstverständlich gibt der Wald noch immer vielen Bewohnern ihr Brot, besonders den Holzarbeitern in den staatlichen Forsten. Hart ist ihr Tagewerk, und nicht leicht verdienen sie ihr Brot. Hart klingt im gleichmäßigen Takte der Schlag der Axt, das Ritzeratze der Säge durch den Wald, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das donnernde Krachen eines stürzenden Waldriesen. Noch schwerer ist die Arbeit des Stöckerodens, denn die Wurzeln sitzen fest in der Erde und sind hart und zäh wie Eisen. Wer sich dieser Arbeit unterzieht, erhält an vielen Orten keinen Lohn dafür, sondern darf die gerodeten Baumstümpfe behalten. Die Forstverwaltung gewinnt dadurch wieder aufforstbares Gelände. „Der Mensch muß an etwas seine Freude haben, nur nicht am Stöckeroden", sagt man deswegen treffend im Scherz im Sonneberger Oberland.

Noch gefährlicher ist es, im Spätherbst von den Nadelbäumen die Fichten- und Tannenzapfen, die „Tannküh", zu sammeln. Der „Zapfensteiger" muß in den Wipfel hinauf von Ast zu Ast klettern und die Zapfen mit seinem derben Stock herunterschlagen, während er sich mit der Linken am Stamm festhält. In Catterfeld (Kr. Gotha) sollen dabei im letzten halben Jahrhundert 20 Zapfensteiger tödlich verunglückt sein. Darum sind es nur noch wenige Leute, die bei Tabarz und Fischbach diesen gefährlichen Beruf ausüben, die Zapfen „klengen", d. h. den gedörrten Zapfen den Samen entziehen und die deutsche Forstwirtschaft mit allerbestem Saatgut versorgen.

Eine Reihe der alten Waldgewerbe ist allerdings bis auf Nachzügler ausgestorben: Die Harzer, die das Nadelholz ritzen, die Pechsieder und Kienrußer, welche die Harzgriefen, d. h. die mit Harz durchtränkten Holzabfälle, in Gruben schwelen und den aufsteigenden Ruß in großen, dicken Säcken auffangen. Selten sind auch die Köhler geworden, die in großen kegelförmigen Meilern Holzkohle brennen, z. B. bei Ruhla und am Mönchshof bei Manebach, im Thüringer Holzland bei Geisenhain und Meusebach (Kreis Stadtroda). Schon lange ist die Hillebille verstummt, ein Buchenbrett, das mit 2 Riemen lose an einer Stange befestigt war. Die Stange war auf gabelförmige Enden zweier eingerammter Pfähle gelegt. Schlug der Köhler mit seinem hainbuchenen Hammer im bestimmten Rhythmus gegen das

Brett, so verständigte er sich weithin mit anderen Köhlern oder gab Warnungssignale.

Die Holzverarbeitung ist für Thüringen besonders wesentlich im Thüringer Holzland zwischen Stadtroda und Gera und auf dem Thüringer Walde. In Neustadt am Rennweg und anderen Orten des Thüringer Waldes werden z. B. Holzzangen, Wäscheleinehaspeln, Eierständer, Wichskästen und anderes Haus- und Küchengerät hergestellt. In den um Hermsdorf-Klosterlausnitz gelagerten Dörfern zu beiden Seiten der Bahn von Weimar nach Gera sind die Schirrmacher[7] seit Jahrhunderten — schon 1602 bezeugt — zu Hause; man sieht sie auf allen thüringischen Jahrmärkten und auch sonst in Deutschland ihre Erzeugnisse vertreiben. Mit dem Ruf „Lättern! Gooft Lättern!" verraten sie sich als Holzländer. Vor dem Weltkriege wurden vom Bahnhof Hermsdorf-Klosterlausnitz täglich durchschnittlich gegen 200 Zentner Leitern versandt. Zu den Leitermachern kommen die Treppenleitermacher, die Schirrmacher oder Karrenmacher, die Verfertiger von Dachspänen, Rechen, Kuchenbrettern, Pfählen, Kisten, Stellmacher- und Böttcherwaren und die Muldenhauer, die ihre Backtröge und Mulden aus Pappelholz herstellen. Die Leitermacher dagegen legen den größten Wert auf „feinjähriges" Holz, das von gesäten, nicht von gepflanzten Bäumen stammen muß und zum größten Teil vom Thüringer- und Frankenwald bezogen wird. Die Schirrmacher haben sich heute auf maschinellen Betrieb umgestellt und kommen mit dem 7. Teil der früheren Holzarbeiterzahl aus. Wer durch die Dörfer des Holzlandes kommt, sieht die Leute meist im Freien arbeiten. Denn meistens haben sie Scheunen oder Schuppen zur halb offenen Werkstatt oder zum Maschinenraum gemacht. Infolgedessen sind sie auch ein ganz gesunder Schlag.

Die kleinen Betriebe haben noch wie früher ihren wirtschaftlichen Rückhalt in der nebenher betriebenen Landwirtschaft. Im Sommer sind die Frauen und Kinder vom frühesten Morgen bis zum Abend im Wald, um erst die Heidelbeeren und dann die Preißelbeeren zu sammeln. Diese Ernte ist so wichtig, daß die Schule 14 Tage Beerenferien gibt. Den Fleiß kennzeichnet die Tatsache, daß allein ein Dorf, das rund 1000 Einwohner zählende Weißenborn, in guten Jahren für 60 000 Reichsmark Heidelbeeren ausführte. Den Ruf der Heidelbeerverkäufer aus dem sangesreichen Holzland, die mit ihren Wagen die Städte Thüringens durchziehen, haben auch die anderen städtischen Straßenhändler angenommen: „Hädelbeern, blaue Beern, blaue Hädelbeern!" (im absteigenden Dreiklang). Bei ihrem Fleiß und ihrer Sparsamkeit und bei dem Willen der Frauen und Männer, jede Nebenarbeit zu übernehmen, bringen es die Holzländer alle zu etwas. „Wer bei uns arm ist, ist liederlich", sprach eine ehrliche Frau ganz offen aus. Der

zeitweilige Aufenthalt in der Fremde hat die Fuhrleute, Leitermänner und Beerenhändler freier in ihrem Auftreten, ſelbſtbewußter und gewandter gemacht als die Bauern ringsum, und mit witzigen, treffenden Worten wiſſen ſie jeden Angriff abzuwehren.

Von hoher Bedeutung iſt die Holzſchnitzerei in der Rhön. Jetzt ſind in der thüringiſchen Rhön mit Empfertshauſen, dem Sitz einer Staatlichen Schnitzſchule, als Mittelpunkt wieder gegen 600 Holzſchnitzer tätig. Neben Gebrauchsgegenſtänden des täglichen Lebens wird jetzt vor allem Figürliches geſchaffen: Tiere aller Art, auch Menſchen im Alltagsleben der Rhön.

Zu den Holzleuten gehören ferner die Flößer, die im Mittelalter jeden Gebirgsbach, wenn er im Frühjahr ſchäumte, mit Holzſcheiten beluden, heute aber nur noch auf der oberen Saale und Werra ihre Flöße bauen. Die von den Fuhrleuten angefahrenen Stämme bringen ſie ins Waſſer, befeſtigen ſie untereinander mit Floßweiden, die aus Stämmchen junger Fichten gedreht ſind, fügen 2–3 Gelenke aneinander, befeſtigen außerdem jedes Gelenk durch eine Querſtange, die Prange. Auf dem vorderen und hinteren Teile des Floßes ſteht je ein Flößer, der das Ruder, die Patſche genannt, wie ein Steuer bedient. Geht's über ein Wehr, ſo zieht der Flößer vorn ſeine Patſche ein und geht zurück bis zum „Knecht", d. h. bis zu dem in der Mitte befeſtigten Pfahle, auf den er gewöhnlich ſeinen Rock und ſein Seil gehängt hat. Mit den eingeſchlagenen Beilen halten ſie ſich beim gefährlichen Wehrgang feſt. In den langen Waſſerſtiefeln kommen ſie einigermaßen trocken durch die ſchäumenden Wellen, freudig begrüßt von den Zuſchauern, die immer wieder dem höchſte Geſchicklichkeit und Gewandtheit erfordernden Schauſpiel zuſehen, zumal wenn es ſich um das erſte Floß des Jahres handelt, das mit einem grünen Tännchen geſchmückt iſt. Auf der Saale geht die Fahrt von Eichicht bis nach Kösen und Weißenfels, gewöhnlich aber nur bis Camburg zum großen Holzſtapelplatz. Beſonders ſtark war früher der Verkehr zwiſchen Ziegenrück und Eichicht, wo heute vielfach ſchon die Eiſenbahn die Hölzer zur Weiterbeförderung übernimmt. Die Eiſenbahn ſahen die Flößer bei ihrem Aufkommen als ihren geſchäftlichen Gegner an. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Werrabahn gebaut wurde, glaubten viele der Werraflößer an eine Vernichtung ihres Berufs in Deutſchland und wanderten über das Waſſer nach Amerika aus, wie es ſchon andere vor ihnen im Werratale getan hatten. In Wernshauſen an der Werra ſind in den Jahren 1845—1885 620 Perſonen ausgewandert, im Jahre 1858 allein gegen 150 Flößerfamilien! Es iſt möglich, daß ſich die zähen, markigen Flößer gerade im Oberlaufe der Flüſſe, wo keine rechte Transportmöglichkeit außer auf dem Waſſerwege beſteht, noch halten werden. Die älteſte Nachricht von der Saaleflößerei ſtammt aus dem Jahre 1393[8].

Wenn wir aber von den Thüringer Wäldlern reden, denken wir doch vor allem an die Bewohner des Thüringer Waldes, die sich als Heimarbeiter und Gewerbetreibende von den Gaben des Bodens ganz oder teilweise in kunstvoller Kleinarbeit nähren, an die Holzschnitzer, die Schiffchen- und Tuschkastenmacher, die Spielwaren- und Puppenhersteller, die Drücker, die Glasbläser, Glasspinner und Augenmacher, die „Porzelliner", die Schiefer- und Griffelarbeiter, die Büchsenmacher und Kleineisengewerbler. Wer wissen will, was Volkstümlichkeit in der gewerblichen Arbeit ist, der muß sich besonders im Kreis Sonneberg, Suhl, Schmalkalden und im oberen Schwarzatal umsehen und wird staunend erkennen, welch ein Völkchen sich von einer vielfach verzweigten Kleinarbeit nährt oder wenigstens dazu willens ist.

Wer zum erstenmal die Thüringer Waldgemeinden besucht, in denen die Spielwaren, die Weihnachts- und Fasenachtsartikel hergestellt werden, kommt aus dem Staunen über die Vielfältigkeit der Fabrikation nicht heraus. Was sind das alles für klingende und singende, knarrende und quietschende Dinge, die so ein Thüringer Walddorf jährlich hinauswirft: Blas- und Quiekinstrumente, Scherz- und Überraschungsartikel, Schneebälle und Knallbonbons, Lampions, Papierblumen, Masken, alles aus Papier, Gaze, Flitter, Rauschgold in buntfarbiger Aufmachung! Dieser Phantasiereichtum und die Liebe zum Kindlich-Kleinen, Gemütvollen hat sich hier mit dem thüringischen Erfindungsgeiste gepaart. Die Puppen, die ganz kleinen, nicht größer als ein Fingernagel, bis zu den Riesenbabys, die Mama und Papa rufen und die Augenlider bewegen können, und die täglich neuartigen Zuzug erhalten, die Spielwaren und die anmutig feinen und kleinen Porzellan- und Glasformen, sie lösen bei jung und alt, hoch und niedrig helle Freude aus, zumal wenn sie als Geschenke dienen. Während Sonneberg die Spielwarenstadt schlechthin ist, kann Waltershausen als das Thüringer Puppenstädtchen bezeichnet werden.

Was haben nicht allein die Sonneberger seit dem Ausgang des Mittelalters auf den Markt gebracht! Wetzsteine und Schiefertafeln, „das steinerne Papier", einfachste Holzschnitzereien, wie Stiefelknechte, Teller, Schüsseln und Löffel, Holzspielwaren als „Nürnberger Waren": Klappern, Schnurren, Pfeifen. Mit der bunten Bemalung ihrer Schachteln und Koffer, der Nähpültchen und Melkkübel appellierten sie um 1600 an die Ästhetik der Käufer, mit selbstgedichteten Reimen an poetisch empfindende Herzen. Aber ihre Reimereien waren oft so derb, daß von auswärts Klagen einliefen, „sintemal züchtige Frauen oder Jungfrauen dergleichen Sachen gar nicht ansehen, geschweige gar kaufen möchten"! Vielerlei Versuche haben die umstellungsfähigen Spielwarenarbeiter machen müssen, um sich die Gunst des Publikums allezeit zu erhalten. Die „bunt bemalten und g'spaßig anzu-

ſchauenden" Spielwaren machen ſie nach wie vor, aber ſtatt der Teigmaſſe aus Schwarzmehl und Leimwaſſer und der dann verwandten Papiermaſſe ſind ſie zu einem Gemiſch aus Papier, geſchlämmter Maſſe, Schwarzmehl und Leimwaſſer übergegangen und „drücken" die billigen Maſſenartikel mit dieſer Maſſe in Formen. Spielwaren werden beſonders auf dieſe Weiſe hergeſtellt, ſie werden entweder geſchnitzt oder gedrückt.

Treten wir in das Haus eines Schiffchenſchnitzers in Hämmern-Mengersgereuth! Bereitwillig ſchnitzt uns der Meiſter aus einem aſtfreien Stück Holz den Rumpf eines Schiffchens, überzieht es mit Farbe und Lack, die Frau ſetzt dem Boot den Maſtbaum mit dem weißen Segel auf. Für das Dutzend bekam er bis 1933 kaum ſoviel, wie wir für ein Stück im Laden bezahlen mußten. Die Amerikaner, die ſich nach dem Weltkriege in Sonneberg ihre großen Einkaufshäuſer gebaut hatten, wandten ſich unter Umgehung der dortigen Verleger direkt an die kleinen Gewerbetreibenden oder Heimarbeiter, drückten bei einem Auftrag von mehreren tauſend Dutzenden den Preis auf einen Stand herab, der den Verfertigern kaum einen Pfennig Verdienſt ließ. Genoſſenſchaftlicher Zuſammenſchluß hatte nicht zum erhofften Ziele geführt. Beim Mangel an Aufträgen unterbot bald einer den anderen, nur um arbeiten zu können, wenn auch ohne angemeſſenen Lohn. 14–16 Stunden mußte ſchon der Heimarbeiter mit ſeiner Frau ſchaffen, um überhaupt das Lebensnotwendige zu haben! Der Mangel an organiſatoriſcher Kraft und Beharrlichkeit war allenthalben feſtzuſtellen, bis ihnen die nationalſozialiſtiſche Regierung durch Angleichung an den allgemeinen Tarif ein menſchenwürdiges Daſein ermöglichte. Dasſelbe Bild war bei den Tuſchkaſtenmachern zu ſehen, die für ein Spottgeld die dünnen Käſtchen für die einfachen Tuſchfarben herſtellen. Ich ſuchte 1932 einen alten Tuſchkaſtenmacher mit dem Hinweis auf das billige Holz zu tröſten: „Sie holen es doch einfach aus dem nahen Holz; es heißt doch bei Ihnen nicht umſonſt: Holz kommt von holt's!" Der biedere Alte erwiderte, die Zeiten ſeien längſt vorbei, früher wäre einer dafür, wenn er erwiſcht wurde, mit einem Tag Gefängnis beſtraft worden, jetzt aber verhänge das Gericht hohe Geldſtrafen von 10–20 Reichsmark; da ſei nichts mehr zu riskieren! Für Holzdiebſtahl oder Wildern im Kittchen zu ſitzen, wurde lange Zeit bei vielen Wäldlern nicht als entehrend gewertet. Die Herſteller für Holzſpielzeug haben ſich faſt durchweg ſpezialiſiert. Der eine fertigt nur noch Nürnberger Scheren, der andere Stockaffen, der dritte „Mann und Frau", der vierte „Froſch und Fliege", der fünfte „Bauer und Schwein", der ſechſte „Katze und Maus" uſw.

Im Jahre 1932 beſuchte ich auch eine Schneiderin in Sonneberg, die Puppenkleider für die „Täuflinge", d. h. für die unbekleideten Puppen nähte;

ſie ſaß von früh 7 bis abends 23 Uhr, um 2½ Dutzend fertigzubringen. Da das Dutzend mit 40 Pfennig bezahlt wurde, betrug ihr Tagesverdienſt 1 Reichsmark bei einem Stundenlohn von 7 Pfennigen! Heute hat ſich ihr Einkommen wohl vervielfacht.

Ein paar Jahre früher kam ich in Heinersdorf zu einem Drücker. Eine ſchmale, ſteile Hühnerſteige führte mich in das Zimmer, das Arbeits-, Wohn- und Schlafraum zugleich für die Eltern und die zwei jüngſten Kinder war. Beim Öffnen der Tür glaubte ich zunächſt in eine Maſſenmühle zu treten, ſo ſtäubte es. Aber der Drücker ſaß mit ſeiner Frau und den 4 Kindern beim Nachmittagsveſper. Zeitungspapier, auf dem Brot und Wurſt lagen, hatte er über den weißſtaubigen Tiſch gebreitet. Äpfel und Birnen drückte er in Formen; wenn ſie bemalt ſind, werden ſie als Nachbildungen in die Schaufenſter geſtellt. Mit dem Wochenlohn von 16 Reichsmark, woran er mit ſeiner Frau und 2 Kindern von 16 und 17 Jahren teilhatte, war er noch halbwegs zufrieden, aber die Wohnungsnot drückte ihn; ſie konnte nicht ſchlimmer ſein. Er hatte ſo viel Staub geſchluckt, daß er ſich mit 37 Jahren für verloren hielt. Seine Kinder mochte er retten. Das Jüngſte erhob ſich eben aus dem Familienbett. Die beiden älteren Geſchwiſter von 17 und 16 Jahren mußten ſich in einem Raum, in den gerade ein Bett mit einem Schrank hineinging, auch mit einem Bett begnügen. Der Ofen war zugleich der Brennofen, Winter wie Sommer. Wenn wöchentlich einmal im Sommer die Formen gebrannt wurden, dann ſchmorte die Familie im Zimmer bei 40 Grad Hitze. Aber auch das Vortrocknen war eine Plage. Denn die Formen wurden auf den Brettern, die auf Stangen unterhalb der Decke gelegt wurden, getrocknet, und da entwickelte das aus Roggenmehl, Leim, Papier- und geſchlämmter Maſſe zuſammengeſetzte Gemiſch, das zum beſſeren Abheben von der Form noch dazu mit Petroleum überſtrichen war, einen fürchterlichen Geſtank. In dieſer von Staub und Petroleumgeruch geſchwängerten Luft zu arbeiten und zu ſchlafen, iſt geſundheitsſchädigend, zumal bei langer Arbeitszeit. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn der Pfarrer, der 1886/87 in die Gemeinde kam, in 20jähriger Amtszeit am Orte mehr Einwohner, die beſonders an Tuberkuloſe verſtarben, begraben mußte, als die Gemeinde Einwohner hatte (1500). Der Drücker wurde einige Zeit ſpäter in einer Neubauwohnung untergebracht und hat ſich doch noch geſundheitlich erholt. Die meiſten Drücker haben heute einen beſonderen Arbeitsraum und einen Brennofen am Hauſe, außerhalb der Wohnung; in den größeren Betrieben wird der Staub abgefangen, ſo daß die geſundheitlichen Schädigungen auf ein geringes Maß herabgedrückt ſind. Die alten „Porzelliner", die eine ſogenannte Staublunge bekommen haben, wiſſen nicht genug Rühmens von den gewaltigen Fortſchritten zu machen, welche die Betriebe ſeit einigen Jahren

aufweiſen, indem ſie den hygieniſchen Forderungen der Gewerbepolizei Rechnung tragen.

Wieder in anderen Dörfern der fränkiſch-thüringiſchen Grenze bis nach Manebach (bei Ilmenau) hin ſitzen die *Maskenmacher*, die meiſt das Rohmaterial vom Verleger oder Fabrikanten, wie der Großhändler heißt, erhalten und mit Frau und Kindern in ihren niedrigen, kleinen Zimmern arbeiten. Graues Papier beſtreichen ſie mit Kleiſterſtärke, drücken es in eine poſitive Tonform, die vorher mit ſchlechtem Fett beſchmiert wurde. Man nennt die Herſtellung der Rohform der Maske „auflegen". Sind die Formen trocken, dann werden die Mund-, Naſen- und Augenlöcher ausgeſtanzt und die Masken zunächſt fleiſchfarben, dann mit bunten Kleckſen, je nach dem Charakter, beſtrichen. Es iſt ſtaunenswert, welche heiter ergötzlichen, derb-komiſchen und erſchreckend-phantaſtiſchen Geſichter und welche ſeltſamen Phyſiognomien mit runden und ſpitzen Naſen, dicken Backen, teufliſchem und humorvollem Mund und Auge zuſtande kommen. Bei manchem alten Maskenmacher möchte man faſt annehmen, ſein Geſicht habe ſich mit der Zeit ſeinen Fratzengeſichtern, die er Tag für Tag anfertigt, angeähnelt. Geht die Ware ins Ausland, verſehen ſie die Kinder mit dem Stempel „Made in Germany". Denn damit können ſich die Erwachſenen nicht aufhalten, bringt das Stempeln eines Groſſes (144 Stück) doch nur wenige Pfennige ein! Alle die Faſchingsartikel, Papierklatſchen, Mützen und Scherzartikel gehen erſt ſeit einigen Jahren wieder beſſer ab. Wüßten freilich die fröhlichen Menſchen, die ſich in ausgelaſſenem Faſchingstrubel mit dieſen Erzeugniſſen beluſtigen, etwas von dem Spottpreis, den die Herſteller erhalten, ſo verginge ſicherlich manchem die Luſt zur tollen Ausgelaſſenheit.

Ebenſo unterhaltſam wie die Spielwarenbetriebe ſind die der *Glasarbeiter*. Lauſcha, Ernſtthal ſtellen noch immer Glas- und Chriſtbaumſchmuck her; Ilmenau, Stützerbach, Schmiedefeld und Frauenwald fertigen außer Thermometern und Thermosflaſchen vor allem Glasinſtrumente für die chemiſche Induſtrie, Chirurgie und Krankenpflege an; Neuhaus, Cursdorf, Oberweißbach und Großbreitenbach fabrizieren neben Ampullen beſonders kleine und kleinſte Glühlampen. Schon vor 1418 hat eine Glashütte in Judenbach (Kr. Sonneberg) beſtanden, ja ſchon 1183 eine in Königsbreitungen und 1196 eine in Kloſterlausnitz. Die 1597 von Greiner und Müller errichtete Glashütte in Lauſcha[9] war noch bis 1902 als die alte Dorfhütte in Betrieb. In dieſen Glashütten wird das Glas gewonnen und zu Glasſtangen und -röhren verarbeitet, die dann den Bläſern als Rohmaterial für die Glaskugeln, den Chriſtbaumſchmuck und alle die Tiere und Blumen dienen. Über einer Gasflamme, deren Hitze durch die Luft aus einem mit dem Fuße betriebenen Blaſebalg verſtärkt wird, macht er das Glas

vorsichtig weich und formt es, meist frei blasend, zu der gewünschten Form. Allerhöchstens einen Nagel oder eine Formzange benutzt er dazu. Die Kugeln oder Früchte, besonders als Glasschmuck für den Weihnachtsbaum verwandt, zu verspiegeln, ist meist Aufgabe der Frauen. Sie füllen in die Kugeln eine Lösung von Ätzkali, Silber und Milchzucker und bemalen sie wenn nötig noch. Die Kinder schneiden die Spieße ab, befestigen die Ösen und verpacken die fertigen Artikel, sorgsam in Watte gehüllt, in die Kartons. Aber das Geschäft geht freilich noch nicht gleichmäßig das ganze Jahr hindurch, wie es die Regierung mit der Zeit einzurichten hofft; gerade dann, wenn sich die Menschheit an dem bunten Flimmer am Weihnachtsbaum freut, sind die Verfertiger des Weihnachtsbaumschmuckes meist ohne Arbeit. Aber es erfüllt die Wäldler doch mit kindlicher Freude und mit Stolz, daß gerade sie der ganzen Welt den glitzernden und farbenprächtigen Schmuck für den Weihnachtsbaum liefern.

Reich sind die Glasbläser noch nie geworden, trotz großen Fleißes, trotz vieler Erfindungen, die sie gemacht haben. Es sei nur an den aus Igelshieb stammenden Heinrich Geißler erinnert, der die sogenannten Geißlerschen Röhren, die Quecksilberpumpe, die Wasserstrahl-Luftpumpe u. a. erfunden hat. Mit ihrer Erfindungsgabe haben nur wenige Organisationsfähigkeit zu vereinigen gewußt, so daß sie zu Wohlhabenheit kamen. Nur dadurch, daß sich die Glasbläser stets auf die letzten Neuheiten des Jahres einzustellen verstanden und ihren künstlerischen Gestaltungswillen wandlungsfähig hielten, gelang es ihnen, durchzukommen und leidlich zu verdienen. Aber den Humor verloren sie nicht so leicht, schliffen ihn sogar manchmal mit ins Glas oder brachten ihn sonst auf bemalten Trinkgefäßen zum Ausdruck. Ein Verschen auf einem Bierkrug zeigt die wirkliche Stimmung der Lauschaer und ihren Witz im besten Lichte: „Wie der Hirsch zur dürren Zeit – sich nach frischem Wasser sehnt – wie ein Kindlein weint und schreit – wenn es von der Brust entwöhnt – all so lechzet für und für – meine Kehle stets nach Bier." Wer so gut musiziert und vor allem so hervorragend singt wie die Glasbläser des Thüringer Waldes, hat allerdings das Recht zu einem guten Trunk auch in bösen Zeiten. In den Elendsjahren nach 1929 gingen, wie mir der Dirigent verriet, sangesbegabte Glasbläser in Lauscha, die ihrem Gesangverein die Treue hielten, zur Singstunde im Wirtshause, ohne auch nur einen Tropfen zu trinken. Sie hatten keinen Groschen dafür übrig; denn 2/3 der Erwerbstätigen in Lauscha waren arbeitslos.

Die Wäldler sind selbst nicht ohne Schuld, daß ihnen im Ausland ein schwerer Wettbewerb erwachsen ist. Der Christbaumschmuck hat eine gewaltige Verbreiterung in der Herstellung erfahren. Nach dem Weltkriege waren die Amerikaner die Hauptabnehmer. Dem Maß der Waren ent-

ſprechend, die gebraucht wurden, wuchs in der Inflationszeit unter dem Einfluß des amerikaniſchen Dollars die Menge der Herſteller in den Lauſcha benachbarten Orten. Aber der Umſchwung kam, doppelt ſchwer empfunden von den kleinen Hausinduſtriellen, von denen jeder nur einige Muſter des verſchieden geſtalteten Baumſchmucks herſtellt. Aufgeſpeicherte Rücklagen und Guthaben waren nicht da, um über ſtille Zeiten hinwegzuhelfen. Der Abſatz ging gewaltig zurück, denn der Maſſenartikel wird jetzt nicht nur in Thüringen, ſondern auch in Japan, Amerika und dem ehemaligen Polen hergeſtellt, nämlich mit Hilfe der Wäldler, die dorthin ausgewandert ſind. So hat die Chriſtbaumſchmuckinduſtrie in Lauſcha und den benachbarten Orten trotz beſter handwerklicher Überlieferung ihre Monopolſtellung verloren.

War bis zum Weltkriege die Herſtellung *künſtlicher Augen* ſo gut wie ganz auf Lauſcha beſchränkt, ſo haben die Auswanderer auch hier den ſchärfſten Wettbewerb geſchaffen. Vielfach ſind es gerade die beſten Facharbeiter geweſen, deren Ausbildung die Heimat bezahlt hat, die ihren Heimatort verließen. In amerikaniſchen und engliſchen Laboratorien haben ſie gut bezahlte Stellen erhalten und leiſten ſo zum Schaden der deutſchen Volkswirtſchaft der ausländiſchen Induſtrie ihre Hilfe. Manche ſind allerdings auch bald wieder arbeitslos geworden, wenn ihnen die handwerklichen Kunſtgriffe abgeſehen und ſo die Geheimniſſe verraten waren. Gerade die amerikaniſchen Beſtellungen an künſtlichen Augen ſind gewaltig zurückgegangen, obwohl die Lieferungen bei Maſſenbezug ſpottbillig erfolgten, ſchon mit Rückſicht auf die amerikaniſchen Schutzzölle.

Der *Perleninduſtrie*, wie ſie in Neuhaus, Igelshieb, Lauſcha und den Nachbarorten betrieben wird, haben ebenfalls die Japaner einen harten Schlag verſetzt. Die maſſiven japaniſchen Perlen ſind haltbarer und billiger als die hohlen Fiſch- und Wachsperlen der Deutſchen, ſie verlieren aber durch Abnutzung vorzeitig den Irisglanz, der bei ihnen ja nur auf der Oberfläche haftet. Die aufgeklärte Käuferſchaft hat ſich ſchon wieder zu den iriſierten Fiſchperlen des Thüringer Waldes zurückgefunden; denn ſie ſind Qualität.

Die *Glasſpinner* wiſſen den Glasfaden ſo dünn und fein zu ſpinnen, wie es der Laie nicht für möglich hält. Heute fertigen ſie vor allem aus Glasgeſpinſt Iſoliermaſſe für Kälte- und Wärmeleitungen an.

Manche Großbetriebe, die viele Filialen hatten, haben ihre Glashütten und -werkſtätten aus den Thüringer-Wald-Dörfern, in die Kohle und andere Rohſtoffe nur mühſam mit der Eiſenbahn und mit Laſtautos gebracht werden können, in Mittelpunkte des Merſeburger Braunkohlengebietes verlegt, gute Facharbeiter mitgenommen und arbeiten hier mit neueſten Maſchinen billiger. Die alten thüringiſchen Betriebe, die mehrere Male ſtillgelegt worden waren, ſind ſeit 1933 wieder im vollen Betriebe. Frauen und

Mädchen finden in einigen Waldorten zwiſchen Königſee und Großbreitenbach Beſchäftigung in den Hausbetrieben, die Zigarrenſpitzen aus Federkielen und Papier machen laſſen.

Die Glasbearbeitung im Thüringer Walde läßt hausgewerblichen wie Fabrikbetrieb zu. Die Heimarbeiter ſind im allgemeinen ſtolz darauf, daß ſie als Hausgewerbetreibende anerkannt werden; ſie beſitzen ja ihren eigenen Gebläſtiſch und beziehen ihre Glasröhren ſelbſt aus der Glashütte. Den Fabrikarbeitern dünken ſie ſich überlegen. Es hat Zeiten gegeben, wo es Fabrikbetrieben auf dem Walde ſchwer fiel, Arbeiter zu regelmäßigem Dienſt trotz guter Bezahlung zu finden. Bei anderen Arbeitern, wie den Drückern und Spielwarenarbeitern, iſt es noch ſchwerer, einen Unterſchied zwiſchen Gewerbetreibenden und Arbeitern zu machen. In Wirklichkeit beſteht er in den Thüringer-Wald-Gemeinden gar nicht. Viele wechſelten hin und her, je nachdem es die Arbeitsgelegenheit und ihr Vorteil verlangte.

Die Porzellanarbeiter ſind heute faſt ausnahmslos in Fabriken tätig. Seit den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts ſind dieſe überall da, wo billiges Holz zum Brennen und Porzellanerde in Sandbrüchen zu haben war, emporgeſchoſſen und haben vielen Tauſenden Beſchäftigung gegeben: am Südabhang des Waldes in Rauenſtein und Kloſter Veilsdorf, im Saale- und Schwarzatale. Unabhängig von Böttger, der in Schleiz geboren iſt, aber in Meißen gewirkt hat, haben zwei Thüringer faſt gleichzeitig, ohne daß ſie voneinander wußten, das Porzellan nochmals entdeckt: Gotthelf Greiner in Limbach und Georg Heinrich Macheleid in Rudolſtadt. Auf die Herſtellung feiner Kunſtporzellane, worin die Thüringer, beſonders in Volkſtedt, Schwarzburg-Sitzendorf, Lichte-Wallendorf, neben den Meißnern Meiſter waren, haben ſie leider weithin verzichten müſſen, obwohl die Arbeiter für gute Handbemalung befähigt ſind. Neben Gebrauchsporzellan fertigen ſie hauptſächlich figürliche Sachen an, Puppenköpfe, Heiligen- und Nippesfiguren und ſogenannte Phantaſieartikel. Die großen Werke in Kahla und Hermsdorf ſind heute von der Herſtellung billigen Gebrauchsgeſchirrs zur Anfertigung techniſcher Beſtandteile, z. B. kleiner und großer Iſolatoren, übergegangen, in Neuhaus z. B. zu einer Präziſionskeramik, die Anſprüchen einer Maßgenauigkeit von etwa $^1/_{10}$ bis zu $^1/_{100}$ mm gerecht wird. Die Auswahl des Rohſtoffes, die Miſchung und die Brennbedingungen verlangen beſondere Fähigkeiten, vor allem ein feines Fingerſpitzengefühl und eine ſchnelle Handhabung, wie ſie nur weiblichen Arbeitskräften, die in Neuhaus aus einer ehemaligen Puppenkopffabrik hervorgegangen ſind, eigen iſt.

Die „Porzelliner", Dreher wie Maler, ſind meiſt flinke, gewandte und durſtige Leute. Wenn ſie auch heute bei allen ſanitären Einrichtungen in den Betrieben keine Staublunge mehr kriegen, Durſt macht ihre Arbeit immer.

Aufgefallen iſt mir wiederholt, in Südthüringen wie in Scheibe an der Schwarzaquelle, daß Töchter von Porzellanmalern mit ihren roſigen Geſichtern, roten Lippen und ſchwarzen Augen genau ſo ausſehen wie die dort gemalten Puppenköpfe; es iſt wohl ſo, daß ſich die Puppenkopfformer und -maler an dem Schönheitsideal des Ortes ausrichten, während die Wäldler vielfach glauben, daß den werdenden Müttern das Puppengeſicht fürs Kind als erſehnenswert erſcheint.

Den Glas- und Porzellanarbeitern ſtehen am nächſten die Keramiker. Die Thüringer Töpfer treiben ein ganz und gar volkstümliches Gewerbe. Die Erfurter Blumengärtner beziehen ihre Blumentöpfe zum größten Teil aus Tonndorf bei Bad Berka. Die Töpfer in Bürgel, Dornburg, Gerſtungen, Großenſee bei Gerſtungen, Ummerſtadt wiſſen auch den einfachſten Geſchirren ſchöne, glänzende Glaſuren in gelber und blauer Färbung zu geben, ſo daß dieſes Thüringer Bauerngeſchirr und die Majolika in aller Welt beliebt iſt. Meiſt noch auf einer Drehſcheibe formen ſie die Gegenſtände freihändig; unerſchöpflich iſt ihre Erfindungsgabe nicht nur in der Vielheit der Formen, ſondern auch in der Menge der wunderbaren Kriſtall- und Lüſterglaſuren.

Die Kleineiſengewerbler im Kreiſe Schmalkalden, die urſprünglich ihren Rohſtoff aus dem Eiſenberge bei Schmalkalden bezogen, heute aber Eiſen und Kohle durch die Eiſenbahn aus den weſtdeutſchen Gruben erhalten, waren von jeher arme Schlucker. Im letzten Jahrzehnt fehlten ihnen oft die Aufträge. Und doch ſtünden ſie gern vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht hinein am Herdfeuer, um Nägel, Schrauben- und Korkzieher, Stimmgabeln, Locheiſen, Glocken, Hämmer, Zangen, Feilen, Bohrer und neben Werkzeugen Haushalt- und Küchengeräte in zahlloſen Spielarten und Ausführungen herzuſtellen. Die in Schmalkalden, Steinbach-Hallenberg, Ober- und Unterſchönau, Altersbach, Brotterode, Rotterode, Asbach u. a. O. angefertigten „Schmalkalder Artikel" waren früher geſuchte Ausfuhrware. Seit einigen Jahren iſt der binnendeutſche Abſatz wieder in den Vordergrund getreten. Jedem Wunſch und Geſchmack kamen die Betriebe entgegen, ſo daß es keine Seltenheit iſt, „daß die Preisliſte einer Firma etwa 700 verſchiedene Artikel in rund 5000 Nummern enthält". Wenn man bedenkt, daß die Nagelſchmiede, deren Zahl dauernd abnimmt, täglich durchſchnittlich 1000 Nägel anfertigen, dafür aber 20000 bis 30000 Hammerſchläge mit dem rechten Arme vorzunehmen haben, während ſie mit der Zange in der linken Hand den Nagel halten und mit dem Fuß den Blaſebalg bedienen, dann wird man den durchſchnittlichen Wochenlohn von 19 RM. (1937) als verhältnismäßig gering anſehen müſſen. Die ſoziale Lage der Kleineiſengewerbler muß als „unzureichend gelten, und zwar wegen der durchſchnittlich allzu langen täglichen Arbeitszeit, wegen der ſtarken Unregelmäßigkeit

der Beſchäftigung und des geringen und in ſeiner Höhe ſtark ſchwankenden Lohnes"[10].

Die Gewehr- und Büchſenmacher in Zella-Mehlis und Suhl, der einſtigen Waffenſchmiede Deutſchlands, behaupten den Ruhm, die beſten Gewehre der Welt herzuſtellen. Kein Forſchungsreiſender aus irgendeinem Land geht in unſichere Gebiete ohne Thüringer Waffen. Im allgemeinen gelten die jungen Suhler Büchſenmacher als leicht aufbrauſende und lärmende Burſchen; hinter dem Skandalieren ſteckt aber doch eine gute Portion Gutmütigkeit und derben Witzes. Aus der Feuerwaffeninduſtrie ſind in Zella-Mehlis die Feinmechaniker, welche Schreib- und Büromaſchinen herſtellen, hervorgegangen.

Der Mittelpunkt thüringiſcher Schiefergewinnung für Dachſchiefer liegt zwiſchen Saale, Loquitz und Sorbitz auf der „Steinernen Heide" bei Lehеſten, wo die jungen Leute auch in einer Schieferdeckerſchule ausgebildet werden. Die Schieferarbeiter, die heute noch in Steinach bei Sonneberg tätig ſind, haben zeitweiſe gute Tage geſehen, ſich aber meiſt dürftig durchgeſchlagen. Der Staub beim Schleifen hat viele in ihrer Geſundheit geſchädigt, doch nehmen die neuen Schleifvorrichtungen der Arbeit viel von ihrer Schädlichkeit. Auf die Erbärmlichkeit der Verhältniſſe weiſt das Sprichwort hin: „Haſelbach (ein früherer Schieferbruchsort im Kreis Sonneberg) muß verpflanzt werden!" Auch hier ſuchen Frauen und Kinder den Lohn der Männer durch Mitarbeit zu erhöhen, ſie „veredeln" die Griffel, d. h. ſie umwickeln die Griffel mit buntem Papier und packen ſie in die Käſten und Kiſten. Die müde werdenden Kinder, die früher übermäßig herangezogen wurden, ſuchten die Mütter beim Griffelwickeln mit dem Verschen zu tröſten: „Wickel, wickel, wickel, morgen kriegſt en Nickel." Stellte früher ein Griffelmacher mit der ganzen Familie täglich 1000 Griffel her, ſo macht heute mit Hilfe der Maſchine eine „Kompagnie" von 7 Mann 55000 bis 70000 Stück. Das große Schieferwerk in Steinach iſt ſogar fähig, täglich 5000000 Griffel anzufertigen. Da in Deutſchland die Schiefertafel mit den Schieferſtiften vorübergehend außer Mode gekommen war, hatte man ſich beſonders auf die Ausfuhr des „ſteinernen Papiers" nach Indien eingeſtellt. Jetzt wird der thüringiſche Schiefer wieder vielfältig verwandt. Zu den Schreibtafeln verarbeitet man nicht mehr den thüringiſchen Kulmſchiefer, ſondern ſchweizeriſchen und oberitalieniſchen; die heimiſchen Platten verwendet man dagegen zu Iſolierplatten und Schaltplatten (wieder mit Bohrungen, die auf den Millimeter genau ſein müſſen), zu Schreibzeugen u. ä.

Was eine Waldfrau zuſammenarbeitet, grenzt ans Fabelhafte. Ohne ihren meiſt zahlreichen Kindern die mütterliche Fürſorge zu entziehen, bearbeitet ſie den mageren Kartoffelacker am ſteilen Berghang, trägt den Dung in der

Kötze oder Kiepe hinauf und verſieht dabei ihren Haushalt. Aber darüber hinaus verdient ſie mit im Heimbetrieb, indem ſie entweder am Blaſebalg Perlen und andere gläſerne Artikel anfertigt oder andere Teilarbeit verrichtet oder im Kleineiſengewerbe die Gegenſtände zum Polierer und von dort zum nächſten Händler bringt oder ſie ölt und verpackt. Wie Wohnſtube, Küche und Arbeitsraum ja vielfach derſelbe Raum ſind, ſo geht auch in der Arbeit eins ins andere über. Am Liefertag am Sonnabend in aller Frühe ſieht man die Frauen dann wieder allein oder mit Männern und Kindern zuſammen die hochgetürmten Laſten in ihren großen Tragkörben zum „Fabrikanten", dem Auftraggeber und Händler, tragen, von den Höhendörfern oft viele Stunden weit nach Sonneberg hinab. Dort ſuchen ſie ſchnell neue Aufträge und neuen Rohſtoff zu erhalten, machen ſchleunigſt die nötigſten Einkäufe für den Haushalt und ſteigen in raſtloſem Lauf zum Heimatdorf empor, um am Wochenende das Haus blank zu ſcheuern und für die Familie zu ſorgen.

Mit Recht hat man den Wäldler zwar nicht Schwer-, aber Sehr-Arbeiter genannt. Halb ſcherzhaft, halb ernſthaft kennzeichnen die Nachbarorte den Fleiß der Judenbacher (Kr. Sonneberg) mit den Worten: „Die Judenbacher knien bloß ins Bett, und wenn ſie umfallen, ſtehen ſie wieder auf." Die Not hat die Wäldler wie kaum ein anderes Völkchen gezwungen, ſich dauernd von Zeit zu Zeit in der Arbeit umzuſtellen. „Man flickt ſich halt ſo durch", pflegen ſie zu ſagen. Leute, die die Umſtellungsfähigkeit der Wäldler kennen, hoffen ſtets auf eine Überwindung der Schwierigkeiten. Freilich im Thüringer Walde liegt das Problem der Arbeitsbeſchaffung ſchwerer und verwickelter als in anderen Gegenden, wo ja auch bis 1933 Arbeitsloſigkeit herrſchte. Auf dem mageren, ſteinigen Boden, wo Landwirtſchaft gar nicht betrieben werden kann, wo jeder Heimarbeiter möglichſt nur ſeine Kartoffeln zu bauen ſucht, iſt die zahlreiche Bevölkerung auf Hausgewerbe und induſtrielle Beſchäftigung angewieſen. Aber die fortgeſchrittene und ſtreng rationell eingeſtellte Induſtrie, die nicht ganz bodenſtändig iſt, arbeitet fern von Kohle und Eiſen zu teuer; ſie möchte die äußerſt geſchickten Wäldler nicht entbehren, begnügt ſich aber beim Verlegen ihrer Betriebe in Rohſtoffzentren mit der Mitnahme der beſten Facharbeiter. Vielfach handelt es ſich um ausſterbende Gewerbe; es wird vielleicht den Glasröhrenziehern – eine Krupp-Maſchine von der Ruhrglas A. G. erſetzt 10 Röhrenzieher in der Glashütte! — den Chriſtbaumſchmuckherſtellern und manchen Spielwarenarbeitern ſo ergehen wie den Köhlern und Laboranten. Zum mindeſten werden dieſe Zweige eine ſolche Umgeſtaltung erfahren, daß bei anderer, mehr fabrikmäßiger Herſtellung für die Heimarbeiter nicht allzuviel Raum in Zukunft bleibt. Die Maſchinen nehmen ihnen mehr und mehr Arbeit ab, bis auf gewiſſe nur mit der Hand auszuführende Leiſtungen.

Man glaubte schon öfter an die Notwendigkeit, den Thüringer Wald entvölkern zu müssen. Nur die tatkräftige Arbeitsbeschaffung der nationalsozialistischen Regierung und die Verlegung verschiedener Betriebe auf den Thüringer Wald in den letzten Jahren hat neue Hoffnung geweckt. Schon früher haben sich verantwortliche Kreise und Behörden bemüht, wenigstens die Jugendlichen anderwärts in der Ebene und in anderen Betrieben unterzubringen. Aber wie thüringische Auswanderer die Sehnsucht nach ihren Wäldern und Vögeln aus Amerika in die Heimatberge zurückgeführt hat, so sind auch die Versuche mit den Jugendlichen, die mit Unterstützung der Behörde bei auswärtigen Meistern als Lehrlinge eingestellt wurden, meist fehlgeschlagen. Lieber begnügen sie sich mit einem entbehrungsreichen Leben in engen, überfüllten Wohnungen, als daß sie auf ihre schöne Waldheimat verzichten wollten. Schon 1855 berichtet der Landrat v. Flotow in Schleusingen an die Regierung in Erfurt[11] u. a.: „Es ist daher für sehr viele Leute noch Gelegenheit zum Verdienst geboten, leider aber sind viele der Landbewohner, ganz besonders in Frauenwald, Schmiedefeld, Schleusingerneundorf..., der Ansicht, nur im Kreise bleiben und hier ernährt werden zu müssen. Diesem Glauben ist durch die bisherigen Unterstützungen Vorschub geleistet worden und muß denselben kräftigst entgegengetreten werden; leider erscheint aber, wenn die Leute lieber hungern als arbeiten und dann endlich erschöpft unterliegen, die Behörde hartherzig. Ich erkenne aber kein anderes Mittel, wenn die Leute zur Arbeit nicht gezwungen werden können, wo allerdings ein zwangsweises Transportieren nach Saarbrück, wo es nicht an Arbeit fehlt, das beste Mittel wäre, als daß man die Faulenzer sich selbst überläßt und nur die ohne Verschulden Dürftigen unterstützt, wozu dann selbstergeblich die Angehörigen der Faulenzer nicht gehören dürften. Wird nicht auf diese Weise kräftig eingeschritten, so werden wir hier alljährlich gleiche Zustände haben, und dies um so mehr, als schon ein großer Teil der Waldbewohner durch Entbehrungen den Mut verloren haben, sich durch Anstrengung von dem Hunger zu befreien, und sich an den Zustand des bloßen Vegetierens gewöhnt, so daß sie ganz zufrieden sind, wenn sie einige Zeit in den Gefängnissen beköstigt werden." Die Voraussage und das Urteil des Landrats, der nachweislich um das Wohl seiner Kreiseingesessenen außerordentlich bemüht war, erwies sich für das 19. und den Beginn des 20. Jahrhunderts im großen und ganzen als richtig. Es liegt eine schwere Tragik im Leben der Wäldler vor: achtenswert ist ihre Liebe zur Heimat, für die sie in ihrer Treue Opfer bringen und um deretwillen sie auf mancherlei Ansprüche verzichten. Und doch fehlt ihnen vielfach die Kraft, sich aufzuraffen, sich und ihren Nachkommen ein besseres oder wenigstens gleichmäßigeres Auskommen zu sichern. Ihre Vorfahren haben den Anschluß an die Landwirtschaft in der Ebene oder

in die Induſtriebezirke verpaßt, auch ſie vermögen nicht den Schwung aufzubringen. Heute haben die jungen Männer, die man z. T. erſt aus Glas- und Spielzeugarbeitern zu Metallarbeitern umgeſchult hat, Arbeit und Brot in den großen Metallwerken in Zella-Mehlis, Suhl, Schmiedefeld, Sonneberg gefunden. In manchen Dörfern marſchieren die Männer ſchon 4½ Uhr ab und kommen erſt um 20 Uhr wieder nach Hauſe; die angeſtammte Heimat mit einem Stück ererbten Ackers im Dorfe hält ſie manchmal feſt, auch wenn ſie die Möglichkeit zum Wohnen in der Stadt ihrer Arbeit haben! Hinter allen ihren Entſcheidungen ſteht immer die Heimat. Wer dieſen Punkt bei einer Beurteilung nicht mit in Rechnung ſetzt, wird den Wäldlern nicht gerecht.

Die Sorgen der Thüringer Waldbevölkerung hat, wie ſchon geſagt, die Thüringer Regierung weithin zerſtreut und neue Hoffnung geweckt[12]. Die Arbeitsloſigkeit, die hier im Jahre 1933 größer war als im Reich, wurde ſo gründlich beſeitigt, daß im Juli 1938 nur 1,66 v. T. Arbeitsloſe gezählt wurden, gegenüber einem Reichsdurchſchnitt von 3,3 v. T. Die einheimiſchen Arbeitskräfte reichen heute für den Bedarf der thüringiſchen Wirtſchaft nicht mehr aus, während früher regelmäßig Arbeitskräfte vom Eichsfeld und aus der Rhön in andere Gebiete Deutſchlands, teilweiſe zur Saiſonarbeit, abſtrömten. Der thüringiſche Staat half durch Übernahme von Bürgſchaften anfängliche Betriebsſchwierigkeiten überwinden und förderte einzelne Zweige, wie die Porzellaninduſtrie (z. B. die älteſte Porzellanfabrik in Volkſtedt) und die Rhöner Schnitzkunſt (Staatliche Schnitzſchule zu Empfertshauſen) durch Umſtellung auf die Erforderniſſe der Gegenwart und einen beſſeren Geſchmack. Vor allem wurden auf Veranlaſſung des Reichsſtatthalters und Gauleiters neue Induſtrien in den Orten angeſiedelt, die bisher nur von einem einzigen Betrieb oder von einer einzigen Induſtrie abhängig und darum allen Konjunkturſchwankungen ausgeſetzt waren. Die Wirtſchaft des Sonnebergers Kreiſes war z. B. früher einſeitig auf der Spielwaren-, Chriſtbaumſchmuck- und Porzellaninduſtrie aufgebaut. Die Arbeitsloſigkeit im Arbeitsamtsbezirk Sonneberg betrug am 31. 12. 1932 darum auch 132,6 v. T., gegenüber 90,8 v. T. im Reich. Durch planmäßige Anlage von 7 größeren Betrieben der Metallinduſtrie, 6 Betrieben der Textil- und Bekleidungsinduſtrie und 5 Betrieben der Holzinduſtrie, alſo Betrieben, die alle den Thüringern liegen, bekam der ganze Bezirk den notwendigen Ausgleich. Dadurch verringerten ſich auch die Spielwarenbetriebe, und es hörten die gegenſeitigen Unterbietungen, die in der Zeit der ſchlechten Abſatzmöglichkeiten an der Tagesordnung waren und eine geſunde Wirtſchaft unmöglich machten, auf. Die wirtſchaftliche und ſoziale Lage der Heimarbeiter wurde ſeit 1933 fortlaufend auf Grund der Beſtimmungen des Heimarbeitergeſetzes durch Feſtſetzung der Mindeſtentgelte, die zum Teil 150 v. H. ausmachten, und

durch Ausbau des Urlaubsrechtes gebessert. Am 15. 2. 1938 wurden im Thüringer Wirtschaftsgebiet rund 65 000 Heimarbeiter und Heimgewerbetreibende gezählt[13].

Zur Behebung der Rohstoffschwierigkeiten in Thüringen wurde in Schwarza bei Rudolstadt ein gewaltiges Werk zur Zellstofferzeugung errichtet. Bei dem anhaltenden Auf- und Umbau der thüringischen Wirtschaft und der Stetigkeit der sozialpolitischen Besserungen können die Wäldler, die in den letzten Jahren die Umwandlung armer Notstandsgebiete in blühende Wirtschaftsgebiete erlebt haben, die Hoffnung hegen, daß sie nicht auszuwandern brauchen, da sie in der Heimat selbst einen sicheren Arbeitsplatz finden.

Außerhalb des Waldgebietes haben sich in Thüringen vor allem die großen Maschinen- und Webfabriken festgesetzt. In Gera ließen sich seit 1572 Niederländer nieder, die, an die alte in Ostthüringen bodenständige Tuchmacherei anknüpfend, die Geraer Wollmanufaktur zur Blüte brachten. Jetzt sind die Tuchmacher in Pößneck, Gera, Greiz und in anderen Städten Ostthüringens reine Industriearbeiter. Sie haben nur ganz selten ein Stück Kartoffel- und Wiesenland und noch weniger ein Stück Vieh, das sie ihr Eigen nennen, so wie es den Wäldlern selbstverständlich ist; allerhöchstens einen Schrebergarten in Pacht und Kaninchen in Kistenställen. Die landschaftlichen und stammlichen Eigentümlichkeiten sind gerade bei ihnen am meisten dahingegangen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen der „Apoldaer Phantasie-Webwaren" müssen sich dauernd den Wünschen der launischen Mode anpassen und bei immer neuen Mustern Geschmack mit Kunstfertigkeit zu vereinen suchen. Während die ostthüringische Textilindustrie vor allem hochwertige Oberbekleidungsstoffe herstellt und Mühlhausen und kleinere Orte des Eichsfeldes neben Phantasiewaren auch Stapelartikel anfertigen, ist Apolda der Mittelpunkt für Strick- und Wirkwaren. Die alte Handweberei um Kaltennordheim herum ist im Aussterben begriffen. Dafür hat sich in Oberweid die kunsthandwerkliche Teppich-, Gobelin- und Fahnenweberei entwickelt. Eine ausgezeichnet arbeitende Werkstatt gibt 50 bis 60 jungen Mädchen und Frauen die Möglichkeit, an den Webstühlen kostbare und sinnenreiche Wertstücke aus Seide und anderen Rohstoffen zu weben. Oberweider Gobelins schmücken z. B. die Wandflächen der Reichskanzlei und des Reichsluftfahrtministeriums in Berlin; Oberweider Fahnen zieren das Haus der deutschen Kunst in München. Auch die Peitschenflechterei hat sich in Kaltennordheim festgesetzt.

In Schlotheim fertigen Heimarbeiter(innen) Seilereiwaren, Wäscheleinen, Einkaufs- und Gepäcknetze und Gurte an. In Ruhla werden noch immer die Metallbeschläge für die hölzernen Tabakspfeifen hergestellt; ein einziges Beschlägergeschlecht hat im Laufe der Zeit rund 250 verschiedene Abarten

herausgebracht! Pfeifen und Spitzen aus echtem und unechtem Meerschaum und Bernstein tragen den Ruhm der „Ruhl" und seiner geschickten Arbeiter in die Welt.

Unter den Industriearbeitern ist von ganz besonderer Prägung und Bedeutung der „Zeißianer", d. h. der Facharbeiter im Carl-Zeiß-Werk in Jena[14]. Die Optiker und Mechaniker dieses Werkes gehören zu den gebildeten und gehobenen Facharbeitern und haben durchaus mittelständischen Charakter. Nicht wie andere Arbeiter beginnen sie in ruhigen Zeiten frühmorgens um 6 Uhr, sondern um 7 Uhr, und da sie schon seit 1900 den achtundeinhalbstündigen Arbeitstag bei freiem Sonnabendnachmittag haben, dementsprechend eine größere Mittagspause, so erschienen sie niemals als „Proleten". Wie die Studenten trugen schon vor dem Weltkriege Arbeiter und Angestellte ihr Frühstück in der Aktentasche. Sie fallen durch ihre freie, selbstbewußte Haltung im Verkehr mit anderen Leuten auf. Hierfür gibt die Erklärung vor allem die soziale Betriebspolitik. Professor Abbe hat in seiner „Carl-Zeiß-Stiftung" eine Arbeitsorganisation gegründet, die ganz auf dem Boden des Rechts und der Billigkeit aufgebaut ist. Dem Kapital fällt nur der landesübliche Zins und eine Risikoprämie zu, jeder Arbeiter und Angestellte erhält bei höchstens neunstündiger täglicher Arbeitszeit einen stetigen, auch für Feier- und Urlaubstage gezahlten zeitgemäßen Lohn, wie er billigerweise nach seinen Leistungen beanspruchen kann, in guten Zeiten außerdem einen erfreulichen Gewinnanteil und ist durch Ruhegehalt und Witwenversorgung sichergestellt, gegen willkürliche Entlassung geschützt und mit Erholungs- und Bildungsgelegenheiten reichlich versorgt. Das Zeißwerk und das ihm angeschlossene Glaswerk Schott u. Gen. sind also Stiftungsbetriebe, sie gehören nicht Privatkapitalisten oder einer Gesellschaft von solchen. Die Überschüsse kommen einmal der Vergrößerung und Verbesserung der Werke zugute, dann den Arbeitern selbst und schließlich der öffentlichen Wohlfahrt, darunter der Universität Jena. Von dem neuen Jenaer Universitätsbau sagten die Jenaer Bürger durchaus treffend, die 4 Ecktürme des Neubaues stellten die früheren 4 thüringischen Erhalterstaaten dar, der mächtige Mittelturm aber das Zeißwerk. Mit dieser sinnbildlichen Deutung haben sie jedenfalls nicht unrecht. Ein Arbeiter, der wenigstens 6 Monate im Betriebe beschäftigt ist, kann nicht ohne Entschädigung entlassen werden. Im Falle der Invalidität hat er nach fünfjähriger Tätigkeit im Betriebe den Anspruch auf Ruhegehalt. Je nach dem Alter und der Zugehörigkeit zum Werk standen schon vor der allgemeinen staatlichen Regelung den einzelnen 1 bis 6 Wochen Urlaub, wofür Lohn gezahlt wurde, zu; ebenso werden die Feiertage, in Jena durchschnittlich 12 im Jahre, bezahlt, sogar mit einem Aufschlag von 10%. Der Gewinnanteil für den Arbeiter beträgt durchschnittlich die Höhe eines

Monatsgehaltes. Schon vor der neuen sozialpolitischen Gesetzgebung des Dritten Reiches hatte der Zeißianer immer das beruhigende Gefühl, nicht bloß Ware zu sein, sondern zum bleibenden Bestandteile des Betriebes zu gehören. Die große Zahl sicher und gut bezahlter Leute wirkt sich natürlich auch im wirtschaftlichen Leben der ganzen Stadt Jena günstig aus.

Sieht man die Optiker und Mechaniker im Betriebe, wie sie, sauber in weiße Mäntel gekleidet, reihenweise vor den Fenstern sitzen und auf sauberen weißen Tüchern Mikroskope zusammensetzen, Brillen- und Scheinwerfergläser schleifen oder an anderen Tischen komplizierte Apparate wie astronomische Instrumente und Planetarien bauen, dann erkennt man, was Geschicklichkeit, Erfindungsgabe und wissenschaftlicher Geist im Bunde mit organisatorischer Kraft vermögen. Die Spezialgläser, wie sie das Schottwerk liefert und das Zeißwerk verarbeitet, können nur wenige nachmachen. Darum beherrscht Zeiß mit der reichlichen Hälfte der Erzeugung immer noch das Ausland. Der Zeißianer kennzeichnet die Geschicklichkeit des Optikers mit den Worten: „Der Optiker holt's aus den Knochen!" Diese Welt der Ordnung und Sauberkeit, die wir im Zeißwerk allenthalben wahrnehmen, spiegelt sich natürlich auch im häuslichen Leben der Zeißianer. Die meisten haben eine Drei- oder Vierzimmerwohnung mit Küche und Bad, eine große Zahl der Älteren ist selbst zum eigenen Haus gelangt. So sind sie geworden, wie sie Ernst Abbe haben wollte: frei, aufrecht und selbstbewußt. In der Arbeiterschaft ist ein guter Mittelstand geschaffen worden, der rechtlich, wirtschaftlich und sozial dieselbe Bedeutung wie früher der selbständige gewerbliche Mittelstand hat. Wie sie es in der Universitätsstadt den Studenten abgesehen haben, so haben die Arbeiter deshalb auch dem Begründer der Stiftung Ernst Abbe, als er 1903 von der Leitung der Firma zurücktrat, einen Fackelzug gebracht. Wie sie äußerlich gut angezogen sind und ein leidliches Auskommen verraten, so nehmen sie als intelligente, aufgeschlossene und gefestigte Leute auch im bürgerlichen Leben eine geachtete Stellung ein. Sie haben nicht nur im Volkshaus mit der vorzüglichen Volksbücherei und dem Zeitungslesesaal ein gutes Bildungsmittel, sondern auch eine Fraunhofer-Gesellschaft. So scheint in diesem Betriebe, der seit Jahrzehnten in glücklicher Weise den wirtschaftlichen mit dem sozialen Gesichtspunkt verbindet, die starke Belegschaft zwar nicht immer restlos zufrieden — wer wäre das jemals? — aber doch menschenwürdig ihr Dasein zu führen.

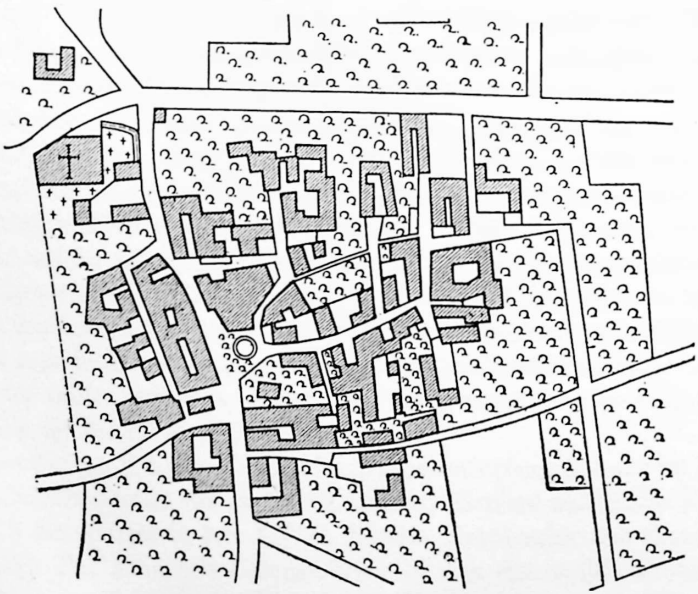
Bergarbeiter sind nur im Altenburger Braunkohlengebiet und im Kalibauraum des Werratales um die Orte Dorndorf, Merkers und Vacha herum und südlich des Harzes in den Kreisen Worbis, Nordhausen und Sondershausen tätig. Der Kern dieser Bergarbeiter ist rein thüringisch, stammlich keineswegs so gemischt wie im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet.

Kleinbürger im eigentlichen Sinne ſitzen in den kleinen und größeren Städten Thüringens wie in anderen Landſchaften auch. Im Rudolſtädtiſchen haben ſie, wie überhaupt im Saaletale, noch wie vor hundert Jahren ihren Berg mit einem kleinen Häuschen, in dem ſie die lauen Sommerabende verbringen; bei beſonderen Gelegenheiten legen ſie dort ein Fäßchen Bier auf und braten die Thüringer Roſtbratwürſte dazu. In den fränkiſchen Städtchen Südthüringens trinken ſie gern eine „Karte" (Quart) Bier vor dem Gaſthof, und wenn das die Einkünfte auch nicht immer geſtatten, ſo ſitzen ſie doch, wenn's geht, am Abend in Geſellſchaft zuſammen. „Wemmer a niß homm, ſemmer doch beiſomm", meinen ſie in ihrer Beſcheidenheit. Ob man in Sondershauſen oder Heiligenſtadt oder Hildburghauſen gegen Abend durch die Straßen geht, immer wieder ſieht man, wie Mann und Frau ihre Stühle vor das Haus rücken, auch manchmal den ſchmalen Bürgerſteig ſperren und ein Schwätzchen mit den Vorübergehenden machen. Sie machen es nicht anders als die Großen von Weimar in der klaſſiſchen Zeit. Denn bei der Frau von Stein fanden ſich beſonders an lauen Sommerabenden auch die junge Hofgeſellſchaft, die Herzogin Luiſe, die Erbprinzeſſin Maria Pawlowna, Voß, Kotzebue, Meyer und auch der Geheimrat Goethe unter den Orangenbäumen zum Plaudern ein. Sie ſaßen dort ſchon nachmittags vorm Haus beim Kaffee, ohne ſich im geringſten durch die vorübergehenden Bürger Weimars ſtören zu laſſen.

IV. Siedlungsweise und Bevölkerungsbewegung

Die Thüringer siedeln zumeist in Dörfern, zu einem guten Teile aber auch in Klein- und Mittelstädten. Die einzige Großstadt Erfurt mit 166 000 Einwohner hat ihrer Anlage und dem Wesen ihrer Bewohner nach auch mehr mittelstädtisches Gepräge.

Unter den ländlichen Siedlungen herrscht der Typus des Haufendorfs bestimmend vor. Nur der an Sachsen angrenzende Teil macht hiervon insofern eine Ausnahme, als in den Kreisen Altenburg, Gera und Greiz die Rundlinge, Anger- und Gassendörfer zahlenmäßig die Haufen-, Platz- und Straßendörfer übertreffen. Beim Haufendorf sind die Gehöfte unregelmäßig und planlos angelegt und häufig erst später durch Gassen verbunden worden. Größere Haufendörfer liegen manchmal um einen Kern. Kleinere schließen sich als Gutsdörfer um ein Gut oder bilden einen Weiler. Gutsweiler wie Drakendorf (Kr. Stadtroda), Cospoda bei Neustadt a. d. Orla sind häufig im Altenburger Ostkreis, z. B. Hainichen, Löbichau, Pöschwitz. Zu den Platzdörfern rechnen wir nur die kleineren Dörfer, deren Gehöfte sich ohne Plan um einen großen Platz in der Mitte lagern. In Mittelthüringen sind sie



Sackgassendorf Bechstedt-Wagd bei Erfurt (mit einst sorbischer Bevölkerung)

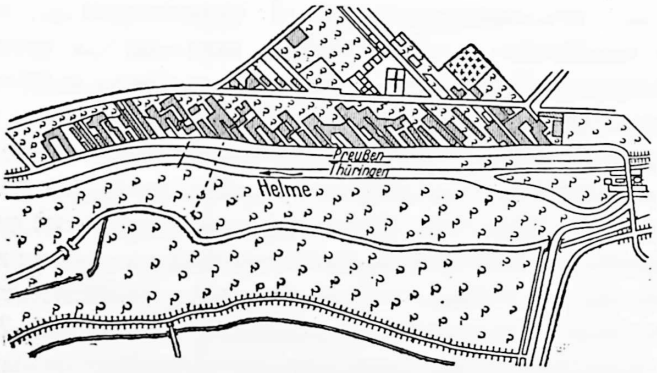
ziemlich häufig, z. B. Großpürschütz bei Kahla, Köfeln bei Weida, Großkröbitz und Milda bei Blankenhain, Dermsdorf bei Oberheldrungen. Zusammengedrängt in kleineren Gruppen von je 5 Dörfern begegnen sie uns nordwestlich von Heiligenstadt und Arnstadt, zu dritt nördlich von Mühlhausen: Windeberg, Saalfeld, Kaisershagen. Haufendörfer mit vielen Sackgassen sind Niedertopfstedt (Kr. Weißensee) und Bechstedt-Wagd bei Erfurt (mit 8). Die Sackgasse wird auch Kittel, Seidenbeutel (Siedenbittel) oder Hanfsack genannt.

Nach den Haufendörfern bilden die Straßendörfer, die ihre Gehöfte zu beiden Seiten einer Durchgangsstraße dicht nebeneinander und meist einen Hausplan als Garten- und Feldgrundstück hinter dem Hof haben, die bedeutendste Gruppe: Mackenrode (Kr. Nordhausen), Weingarten (Kr. Gotha), Friedrichsdorf (Kr. Weißensee) als späte Gründung. Gleichsam eine Verdoppelung stellen die Dörfer dar, die zwei Straßen im Parallellauf zeigen, wie z. B. Krautheim (Kr. Weimar) und Saubach im Unstruttal.

Die Gassendörfer, deren Gassen sich gewöhnlich senkrecht zur Hauptstraße erstrecken, sind nur als Abart der Straßendörfer anzusehen; wir finden sie vor allem östlich der Saale als Sackgassendörfer, z. B. Beiersdorf bei Pölzig, Lehma bei Altenburg, Lohma bei Ronneburg, Zschernitzsch, Taupadel, Primmelwitz, Pähnitz bei Altenburg, aber auch in der Mitte und im Norden Thüringens, z. B. Waltersdorf bei Weißensee, wo die Kirche die Sackgasse abschließt, Hastrungsfeld bei Eisenach, Pfullendorf (Gotha), Heroldishausen (Kr. Langensalza), Hochstedt (Kr. Nordhausen), Thüringenhausen bei Ebeleben, Haferungen bei Nordhausen. Angerdörfer, deren Höfe sich auf einer oder auf beiden Seiten der Straße zum Anger ausweiten, kommen verstreut vor, häufiger im östlichen Kolonisationsgebiet, z. B. in ganzen Bündeln südlich von Ronneburg: Reust, Paitzdorf, Mennsdorf, Haselbach, Rückersdorf, Linda, und östlich von Altenburg: Flemmingen, Frohnsdorf. Im Greizer Kreise treten sie häufig mit Waldhufen verbunden auf. Arnsgrün hat in der Mitte des Dorfes 18 Teiche, Bernsgrün heute noch 8; auf der Karte[1] von 1809 sind in Bernsgrün noch 21 Teiche zu sehen. Damals waren schon 4 zu Gärten umgewandelt, jetzt ist diese Umwandlung also noch weiter fortgeschritten. Dadurch, daß auf dem freien Platz am Dorfteich die Gemeindehäuser, wie Gemeindebackhaus, -schmiede, -schenke, Kirche und Schule stehen, gewinnt der ursprünglich für die nächtliche Bergung des Viehes dienende Platz einen malerischen Charakter.

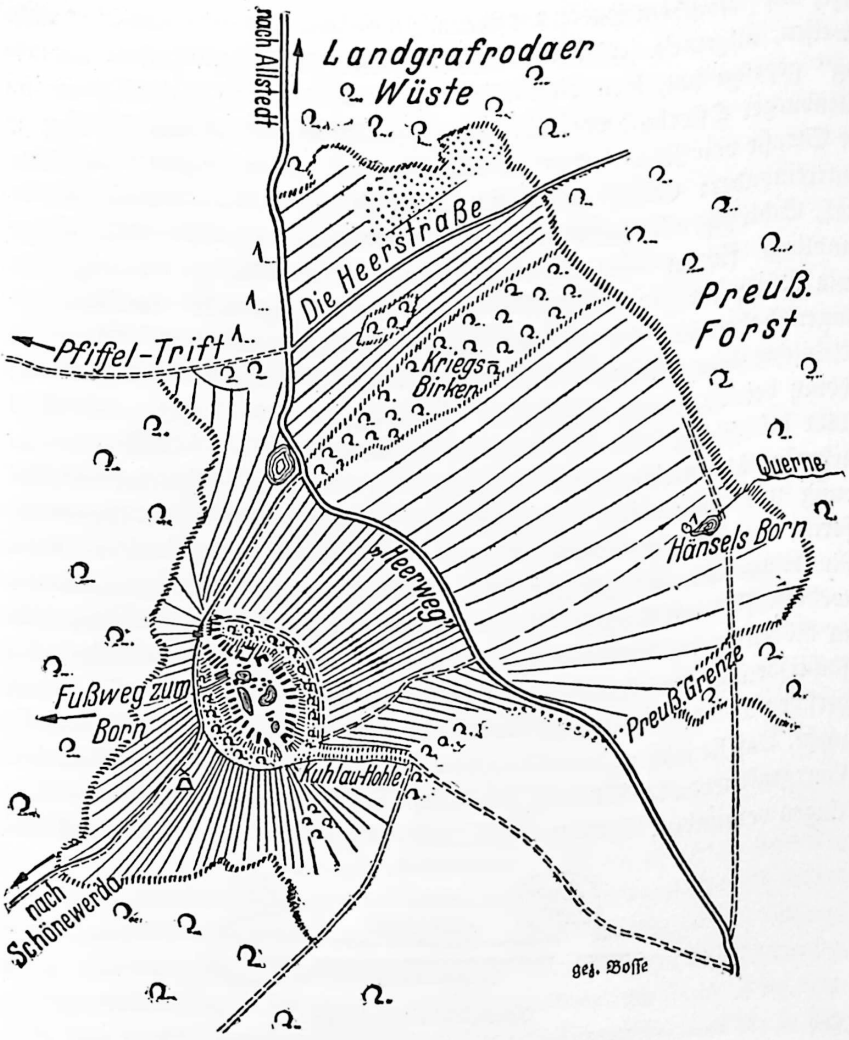
Von den Reihendörfern sind Waldhufen- und Marschhufendörfer in Thüringen zu finden; Marschhufendörfer allerdings nur noch zwei: Katharinenrieth und Nikolausrieth an der unteren Helme. Hier im sumpfigen Gebiete zogen die Zisterziensermönche von Walkenried und Sittichenbach im 12. Jahr-

hundert Flamen, die in dieſer Tätigkeit erprobt waren, heran, um dem Sumpfboden das Waſſer in Gräben zu entziehen und zur Helme abzuleiten. Gegen das Zurückfließen des Waſſers führten ſie Dämme auf. Hinter dem Hauptdamm am Fluß legten die alten flämiſchen Siedler ihre Häuſer an, die eine lange Zeile bilden. Während das größere Nikolausrieth heute die großräumigen Gehöfte Nordthüringens zeigt, ſind im kleineren Katharinenrieth noch die ſchmäleren Gehöfte zu finden. Hinter den Wohnhäuſern, die alle ſchräg zur Straße ſtehen, in derſelben Richtung wie die Marſchhufen, weil die Entwäſſerungsgräben nicht rechtwinklig, ſondern ſchräg in die Helme



Marſchhufendorf Katharinenrieth a. d. Helme

geleitet wurden, ſchließen ſich Stall und Scheune an. Waldhufendörfer, ebenſo wie die Marſchhufendörfer Gebilde der Koloniſationszeit, ſind meiſt an einem Bach oder an einem Wege, der ſich durch einen waldigen Talgrund zieht, ſo angelegt, daß Wohnhaus und dahinter die Wirtſchaftsgebäude auf der Hufe liegen, die ſich entweder von der Straße aus über das Tal den Berg hinauf oder von einer Höhe übers ganze Tal den gegenüberliegenden Hang hinauf ziehen und auf der Hufe Garten, Feld, Wieſe und Wald umfaſſen. Während das Straßendorf, mit eng zuſammenliegenden Gehöften, in der Flur drin liegt, d. h. während die Flur weit über die Länge des Dorfes hinausgeht, dehnt ſich bei den Waldhufendörfern urſprünglich die Flur nur ſo weit aus, wie ſich die Gehöfte erſtrecken. Außer dem „Hausſtrich", d. h. der am Hauſe liegenden Hufe haben heute viele Waldhufenbeſitzer noch andere kleinere Striche in anderen Teilen der Flur. In Herſchdorf bei Leutenberg z. B. haben die Höfe 6–8 ha Hofgelänge und weiteren Beſitz in der Flur. Wir finden nur wenige Waldhufendörfer nördlich des Thüringer Waldes: Sontra, Deubach, Kahlenberg (einreihig), Kälberfeld, häufiger in den ausgedehnten Wald- und Heidegebieten von Rudolſtadt, Saalfeld (Langenſchade, Friedebach, Reichenbach, Langendembach), von Stadtroda (Eineborn, Münchenbernsdorf) und in den öſtlichen Kreiſen Schleiz, Greiz, Altenburg:



Rundling Landgrafroda bei Allstedt

Langenleuba-Niederhain, Vollmershain, Thonhausen, Heukewalde im Altenburger Ostkreis, Fraureuth (Kr. Greiz), Chursdorf, Lichtenbrunn, Langenwetzendorf, Seibis (Kr. Schleiz).

Rundlinge, die besonders im östlichen Thüringen, vereinzelt aber auch im südlichen und mittleren Thüringen vorkommen, sind besonders im Grenzgebiet der Germanen und Slawen als bequem zu verteidigende Siedlungsform – wahrscheinlich nach swebischem Vorbild – mit Vorliebe angelegt worden. Schlüter glaubt, daß sie nur eine Weiterbildung der deutschen Platz-

dörfer auf ſlawiſchem Boden darſtellen. In einigen Fällen iſt dies ſicher nachzuweiſen, allgemein jedoch nicht. Viktor Jacobi[2], der den Namen „Rundling" geprägt hat, hielt dieſe Siedlungsform für ſlawiſch, weil er ſie im Altenburger Oſterland vorfand. Hier iſt ſie allerdings ungemein häufig; an der Straße von Ronneburg nach Schmölln liegen allein folgende Rundlinge hintereinander: Groß- und Kleinſtechau, Untſchen, Burkersdorf, Steinsdorf, Schloßig. Großenſtein iſt ausgebauter Rundling. Auch viele Doppelrundlinge finden wir im Kreis Altenburg: Sommeritz, Kürbitz, Trebula u. a.; im Kreiſe Saalfeld: Röblitz und Lichtentanne. In Mittelthüringen haben wir eine geringe Zahl, z. B. Tiefengruben bei Bad Berka, Kleinſchwabhauſen und Münchenroda bei Jena, Schellroda bei Erfurt, Altlöbnitz bei Camburg, Kiſchlitz bei Eiſenberg; in Nordthüringen nur Eberſtädt bei Gotha, das Unterdorf von Friedrichsrode bei Nordhauſen und urſprünglich Kleinwenden. Größere Orte mit einſt ſorbiſcher Bevölkerung wie Haina im Lupnitzgau bei Eiſenach zeigen keine Rundlingsform; aber auf der anderen Seite iſt für Thüringen gültig, daß die kleinen Rundlinge faſt ausſchließlich ſorbiſche Bevölkerung, die dort zu koloniſatoriſchen Zwecken von den Grundherren angeſetzt war, geborgen haben, z. B. in Rödelwitz bei Orlamünde, Münchenroda und Lützeroda bei Jena. Die fächerförmige Anordnung der Garten- und Feldgrundſtücke, die im hannoverſchen Wendlande noch zu finden iſt, kennt in Thüringen kein Rundling mehr. Daß ſie früher aber auch vorhanden war, beweiſt die ältere Flurkarte von Landgrafenroda bei Allſtedt. Zuallermeiſt ſind die Blockfluren mit den Rundlingen verbunden. Manchmal ſind auch 2 Rundlinge durch eine Straße ver-



Eckolſtädt bei Camburg

bunden worden, wie in Eckolſtädt bei Camburg. Die deutſche Hufe umfaßte gewöhnlich 30 Morgen, die wendiſche Hufe, die bis zu den Grenzen durchlief, nur 24 Morgen (z. B. in Bickenriede im Kreis Mühlhauſen).

Einzelhöfe ſchätzen die Thüringer viel weniger als die Nieder- und Oberdeutſchen. Vereinzelt kommen ſie beſonders in Oſtthüringen (Kr. Altenburg) und in Nordthüringen (bei Nohra, Kr. Nordhauſen) vor. Auch auf einzelne Höfe fand der Ausdruck Dorf im Henneberger Gebiet Südthüringens Anwendung, dann nämlich, wenn ſie eine ſelbſtändige Gemarkung bildeten, z. B. auf Neuhof bei Schleuſingen.

Von den Rundlingen, Straßen- und Platzdörfern haben ſich viele weiter

entwickelt und durch Anbauten mit der Zeit das Gepräge von Haufendörfern erhalten. Daß auch Bauern ihren ehemaligen Siedlungsplatz in der Gemarkung aufgegeben, also ihr Dorf nach Bränden oder Verwüſtungen verlegt haben, iſt mehrfach nachzuweiſen. Ebenſo iſt durch die Zuſammenlegung der Grundſtücke das frühere Flurbild verändert worden, beſonders die altgermaniſchen Gewanne mit der dazu gehörigen Dreifelderwirtſchaft. Dieſe beſtand vor einigen Jahren noch in abgelegenen Rhönorten, z. B. in Unterweid, auch mit Flurzwang. Brachfelder bleiben aber nur ſelten liegen, wie man in vielen anderen Dörfern bis zur Zuſammenlegung eine verbeſſerte Dreifelderwirtſchaft in der Weiſe betrieb, daß man die Gewanne mit Sommer-, Winter- und Hackfrucht beſtellte, z. B. in Tiefenort (Kr. Eiſenach), Fiſchbach in der Rhön bis 1924.

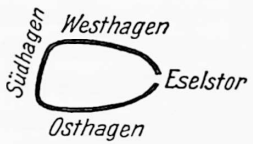
Bedeutet ſchon das Reihendorf in der Form des ſich ſtundenlang erſtreckenden Waldhufendorfes (z. B. Langenleuba-Niederhain-Oberhain) beinahe eine Auflöſung des Dorfes als geſchloſſene Siedlung, ſo iſt das tatſächlich der Fall bei den „Wuſtungen" Südthüringens, wie z. B. bei der aus 21 Rodeteilen beſtehenden Wuſtung Rotheul im Kreiſe Sonneberg. Hier liegen alle Gehöfte, die zu dieſer politiſchen Gemeinde gehören, zerſtreut, durch ſchlechte ſchmale Wege verbunden, aber ohne jeden Abſchluß für ſich, alſo ohne Zaun, Mauer oder Hoftor. Wohnhaus und Stallung befinden ſich unter einem Dach, Scheune, Backofen und andere Gebäude in unmittelbarer Nähe des Wohnhauſes.

Die Siedlungsform hat man in ihrer Bedeutung für die binnendeutſche Volkskunde oft überſchätzt. Es darf nicht vergeſſen werden, daß dieſe Grundrißformen als reine Zweckformen entſtanden oder zu ſolchen geworden ſind. Die eine oder andere Anlage hat zwar ab und zu inſofern Schule gemacht, als ſie von benachbarten Siedlungen übernommen oder eine Angleichung an ſie verſucht wurde, aber im großen und ganzen iſt es für die Weſensart der Bewohner nur von Bedeutung, ob ſie in einer Siedlung wohnen, die ſie im Dorf und in der Flur durch gemeinſame Wegbenutzung zuſammenführt oder die ſie ſich ſelbſt überläßt. Haufen-, Straßendorf und Rundling ſorgen ſchon durch ihre Anlage und die Arbeit in den einzelnen Gewannen für gegenſeitigen Austauſch der Bauernbevölkerung, Waldhufen- und Marſchhufendörfer (in ihrer ſtrengeren Form) aber entwickeln an ſich nicht die einenden Kräfte. Ich denke an ein Waldhufendorf am Nordabhang des Thüringer Waldes. Der Pfarrer ſagte mir, dieſe Bauern ſeien ganz anders als die der umliegenden Dörfer, dickſchädelig wie die Niederſachſen. Der vor einigen Jahren aus einer anderen thüringiſchen Landſchaft zugezogene Bürgermeiſter beſtätigte dieſe Auffaſſung. Die Erklärung geben die Waldhufen, die ſich von einer Höhe über die vom Weg durchſchnittene Talſohle bis zur anderen Höhe hinaufziehen, ſo daß

jeder Bauer auf einem Streifen hinter dem Gehöft Garten, Wiese, Felder und Wald hat, auf der anderen Seite der Straße ebenso. Ein solcher Waldhufenbauer bewegt sich ausschließlich auf seinem Grundbesitz. Er braucht keine Wege in die Gewanne hinein zu befahren, die andere auch benutzen. Sein Weg führt sein Grundstück entlang, an dem seines Nachbarn vorbei. Ich unterhielt mich mit einem und machte ihn darauf aufmerksam, daß ihm doch vernünftige Überlegung die volle Nutzung des Bodens nahelegen müsse; d. h. es liege doch in seinem und seines Nachbars Interesse, aus den beiden nebeneinanderführenden Wegen einen gemeinsamen zwischen den beiden Hufen herzustellen. Dann gewinne jeder Land zum Bebauen. Aber der Waldhufenbauer lehnte mit den Worten ab: „Nein, das lassen wir so. Da hat keiner mit dem anderen etwas zu tun." Jeder will nur ganz auf sich angewiesen sein. Sogar das Stück Straße, das vor dem Hause die Hufe schneidet, ist oder war in diesem Dorfe nicht Gemeindeweg, sondern Privatbesitz des betreffenden Hufenbauern. Jeder hat natürlich seinen Brunnen und seinen Backofen auf dem Gehöft. Alle die nachbarlichen Rechte und Verpflichtungen, die in einem Haufen- oder Straßendorfe durch die vielseitigen Verkehrsbeziehungen gegeben sind, fallen hier weg. Die Bewohner dieses Waldhufendorfes sind ruhiger, bedächtiger, eigensüchtiger als die der benachbarten thüringischen Dörfer, hartnäckig wie die niedersächsischen Einzelhofbesitzer. Die individualistische Haltung wird in diesem Dorfe sicherlich durch die Hufenlage bestimmt, in Haufen- und Straßendörfern wird dagegen die Gemeinschaftstendenz ganz natürlich gefördert. Selbstverständlich findet sich auch in thüringischen Haufendörfern dieser Zug des Eigensinns, aber doch mehr als Ausnahme. Als das bei Meiningen gelegene Dorf Dreißigacker am 13. Mai 1867 zu drei Vierteln abbrannte, entwarf der damalige kunstsinnige Herzog Georg II. einen Aufbauplan, der das Dorf schöner gestaltet hätte. Aber die Dickköpfigkeit des damaligen Schulzen sorgte für Ablehnung, so daß Dreißigacker als gründlich verbautes Denkmal bäuerlichen Eigensinns zu gelten hat, wie Brückner in seiner meiningischen Landeskunde urteilt.

In einer ziemlich großen Zahl von thüringischen Dörfern kann der achtsame Besucher noch Reste von alten Mauern und Toren finden. Noch um 1800 hatten die meisten ihre Lehmmauern mit 2–4 Toren, die nachts geschlossen wurden. Zwischen der Lehmwand und der Rückseite der Bauernhöfe lagen die Gärten, die oft dicht mit Obstbäumen, Eschen und Erlen bepflanzt waren, daß Brandpfeile kaum auf die Gebäude zu schießen waren. Die äußere Mauer hatte außer den Toren nur wenige schmale Gänge, gerade so breit, einen Menschen durchzulassen. Man kennt heute noch in vielen engen Gassen die Namen für diese Pforten: Lücke oder Schlippe. Diese Pforte wurde wieder durch meterhohe Steinplatten, die Lückensteine, die zu beiden

Seiten in die Mauer eingelaſſen waren, abgeſchloſſen. Mit aus feſten Steinen aufgebauten Mauern ſind vor allem fränkiſche Dörfer in Südweſtthüringen verſehen worden, Dörfer, die an den großen Heer- und Handelsſtraßen lagen und nach den Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges, der hier furchtbare Verwüſtungen angerichtet hat, dieſe Mauern aufrichteten. Noch heute iſt z. B. Herpf bei Meiningen zum größten Teile mit Mauern umgeben. Ein großes Stück Lehmmauer zeigt das ſtattliche Dorf Dachwig im Kreiſe Weißenſee. Die meiſten „Dorfwände" und Tore ſind zwiſchen 1810 und 1860 ein Opfer der Straßenbauten geworden. Das ſchönſte alte Dorftor iſt noch in Großmölſen (Kr. Weimar) erhalten. Andere Dörfer begnügten ſich ſtatt der Mauern mit Gräben und Hecken. In Neckerode (Kreis Weimar) reicht die Hecke bis an die neue Straße von Weimar nach Rudolſtadt mit ihren beiden Wallgräben. Dörna (Kr. Mühlhauſen) ſchützte ſich



geſchickt durch dichten Wald, den Süd-, Weſt- und Oſthagen. Die beiden letzteren liefen im Eſelstor zuſammen. Als letzten Rückzugspunkt wählten die Bauern, die ja früher in jedem Dorfe auf ſich ſelbſt geſtellt waren, vielfach ihre Kirchen, die deshalb auch wie die Friedhofsmauern mit Schießſcharten verſehen waren und den feſtungsartigen Charakter der Dörfer erhöhten[3]. Walldorf und Oſtheim bei Meiningen haben dieſes wehrhafte Gepräge bis heute in großartiger Weiſe bewahrt, ähnlich Rohr bei Meiningen. Warttürme in Bauerndörfern haben weniger die auf Selbſthilfe eingeſtellten Bauern errichtet als vielmehr die Fürſten und Städte als Lehnsherren. In noch frühere Zeit ragen ſicherlich die eigenartigen Befeſtigungsanlagen, die ſich noch teilweiſe in Nordthüringen erhalten haben: das W a h l in Großwechſungen (Kr. Nordhauſen), auf einem gut 3 m hohen und 6 m im Halbmeſſer breiten Hügel, worauf eine Linde ſteht. In Branderode (Kr. Nordhauſen) iſt noch das Wahl als Flurname bekannt. Dieſe thüringiſchen Wahlſtätten als künſtlich aufgeſchüttete Hügel ſind nicht mit dem auch manchmal lang geſprochenen „Wall" zu verwechſeln. Das Wahl ſcheint als Gerichtsſtätte, aber auch als Wehrturm in vorgeſchichtlicher Zeit zum Zeichengeben benutzt worden zu ſein. Von den Höks aus, in denen bei Grabungen ſehr häufig Scherben als Zeugen einſtiger Beſiedlung gefunden worden ſind, war eine Verbindung durch Signale zu anderen Hügeln möglich.

Um den Zuſammenhang verſchiedener Gebäude, „Denkmäler" und Einrichtungen mit Dorf und Flur und vor allem das Verhältnis der Bewohner

zu diesen zu verstehen, ist hier ein kurzer Überblick über die Entwicklung des thüringischen Dorfes in den letzten Jahrhunderten nötig. Es muß freilich auch hier wieder betont werden, daß einmal jedes Dorf einst sein Eigenleben führte, daß dann insbesondere Thüringen individualisiertes Land war, so daß bei den verschiedensten herrschaftlichen und territorialen Einflüssen von Strich zu Strich sich ganz verschiedene Einrichtungen bildeten. In stark verallgemeinernder Weise soll darum das herausgehoben werden, was allen oder wenigstens größeren Gruppen gemeinsam war und ähnliche Entwicklungslinien zeitigen mußte.

Das thüringische Dorf bildete zunächst, wie jedes andere deutsche Dorf, eine Siedlungsgemeinschaft[4] der bäuerlichen Familien, die ursprünglich auf gleichen Hufen saßen. Diese Wohngemeinschaft, in die Kinder und Kindeskinder dauernd hineinwuchsen, weitete sich bei der starken Öffentlichkeit der Beziehungen und der gesamten Lebensführung zu einer Lebensgemeinschaft aus. Der Zweck der bäuerlichen Gemeinde war und ist die Bestellung der Flur; deshalb findet man sich notgedrungen in Arbeitsgemeinschaft zusammen. Alle, die am gleichen Ort siedeln, der gleichen oder verwandten Arbeit nachgehen, die gleiche Lebensgestaltung erstreben, werden durch dieselben Gegebenheiten zu einer Gemeinschaft zusammengeschweißt, die auch heute noch spürbar ist. Von der Familie ging das Regiment der Sitte aus und griff auf das Dorf über. Denn ohne Sitte ist überhaupt keine Gemeinschaft möglich. Sie wirkt sich, überlieferungsgemäß weitergegeben, als Verfassung in Dorf und Flur aus. Das Dorf oder auch die (engere) Nachbarschaft gab sich Satzungen, die auf Ordnung in Dorf und Flur bedacht waren. Diese Ordnung war durch gemeinsamen Besitz, den die Bauern innerhalb der Dorfmark als Weide, Wald, Gewässer, Wege hatten, geboten. Die Dorfordnungen oder „Dorfbeliebungen" sahen vor, daß die Gemeinde an bestimmten Tagen im Jahre zusammentrat, Beschlüsse faßte und sich ihre eigene Vertretung schuf. Mit Vorliebe fand die Wahl der Vorsteher im ausgehenden Winter oder beginnenden Frühjahr statt. Es wurden 1 Heimbürge und 2 Ratsmeister (oder 2 Heimbürgen) gewählt; zwei von ihnen mußten in Nordthüringen den vollberechtigten Bauern angehören, einer den Hintersassen, die in einstöckigen Häusern, manchmal an der Hinterseite der bäuerlichen Gehöfte (z. B. in Hüpstedt im Kreis Worbis), saßen und an der Flur keinen oder nur geringen Anteil hatten und als Tagelöhner von ihrer Hände Arbeit lebten. Die Gewählten bedurften der Bestätigung durch die Landesherrschaft. Zum Gemeindeausschuß gehörten gewöhnlich noch 8–10 Männer, so daß also wenigstens 10–12 den Gemeindevorstand bildeten. Die ganze Gemeinde wurde bei besonders wichtigen Fällen, vor allem bei der Prüfung und Genehmigung

der Gemeinderechnung berufen. Denn die Erträgniſſe der Gemeinde aus Schenke, Brauhaus, Backhaus und aus Gemeindeländereien fanden natürlich die volle Anteilnahme der ſeßhaften Bewohner. Viele Gelder, die zur Verteilung kamen, wurden einfach vertrunken, eine Sitte, die trotz ihres hohen Alters in neueren Gemeindeordnungen verboten wurde. Die Gemeindegelder ſollten weder verteilt noch vertrunken, ſondern zum Beſten der Gemeinde verwendet werden. Die urſprüngliche genoſſenſchaftliche Verfaſſung des Dorfes wurde von der Landesregierung inſofern überwacht, als ohne Befragen der Gemeinde ein Schultheiß ernannt wurde. Der vom Amt eingeſetzte Schulze übernahm ſchließlich die alleinige Leitung des Dorfes und benutzte die gewählten Vertreter, die auch „Zwölfer" genannt wurden, nur als ſeine ausführenden Gehilfen.

Auch das richterliche Amt ſtand den Dorfvorſtehern einſt zu; ſie führten in vielen Dörfern deshalb auch den Namen „Ortsrichter", z. B. in Steinheid (Kr. Sonneberg) oder im Kreis Querfurt bis zum Jahre 1934, oder ſie hießen Gerichtsſchulzen und Schöppen oder Schöffen. Alles, was das Wohl des Dorfes und ſeiner Bewohner erforderte, hatten ſie zu regeln, über Recht und Unrecht zu entſcheiden. Wenn ſich ihr Aufſichtsrecht auch auf die Flur mitausdehnte, was in kleineren Dörfern die Regel war, ſo hielten die Heimbürgen oder Hufrichter mit ihren Schöffen als Heimbürgen die Hegegerichte ab. In größeren Dörfern hatte ſich die Trennung von Dorf- und Flurverwaltung als notwendig herausgeſtellt.

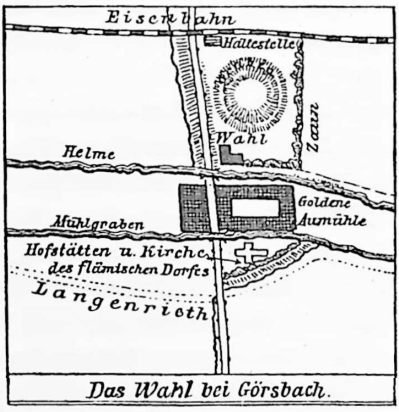
Die zahlreichen von Steinmauern umhegten Dorfgerichtsplätze haben meiſt um die Linde in der Mitte einen Gerichtsſteintiſch und Steinbänke darum. Sie ſind rund oder rechteckig angelegt. Ihre geographiſche Verbreitung muß für Deutſchland noch feſtgeſtellt werden. In Thüringen ziehen ſie ſich vom Eichsfeld vor allem das Werratal aufwärts ins mainfränkiſche Land hinein und greifen auch aufs heſſiſche und hannoverſche Gebiet über. Sie finden ſich nördlich des Thüringer Waldes in den Kreiſen Eiſenach und Gotha, vereinzelt in den Kreiſen Arnſtadt (Singen), Rudolſtadt und Stadtroda und reichen oſtwärts ſehr vereinzelt bis Backleben bei Kölleda, weiter ſüdöſtlich fand ich einen Ausläufer in Gernewitz bei Stadtroda. In Battgendorf bei Kölleda hat man die Steine der Gerichtsmauer zum Bau eines Denkmals für die im Weltkriege Gefallenen verwendet. In Friedelshauſen (bei Waſungen) wurde früher das Petersgericht gehalten, in Milz ein Kirmesgericht im Herbſt, ein Not- oder Schwergericht zu Martini auf dem Gottesacker unter freiem Himmel[5]. Einen „Wahl" genannten Gerichtsplatz, der einen künſtlich errichteten Hügel mit einer alten Linde darauf einnimmt und von einem Graben umgeben iſt, kennt man, wie ſchon geſagt, in Großwechſungen (Kr. Nordhauſen), bei Görsbach (Kr. Nordhauſen), der Kirche gegenüber,

jetzt innerhalb eines Grasgartens eingeebnet[6]; Tempel heißt der Dingplatz in Clettenberg (Kr. Nordhauſen), auf der Nikolauswieſe gelegen, und in Mauderode (Kr. Nordhauſen) an der Petri-Pauli-Kirche; „Peinberg" bei Uftrungen (ſüdlich von Stolberg), der Aulebener Gerichtshügel bei der Kirche Petri-Pauli. In Kranichfeld erinnert nur der „Mahl" genannte Platz, ein kegelförmiger, von einem Graben eingeſchloſſener Hügel, an den einſtigen



Das Wahl zu Gr. Wechsungen.

gez. K. Meyer



Das Wahl bei Görsbach.

gez. K. Meyer

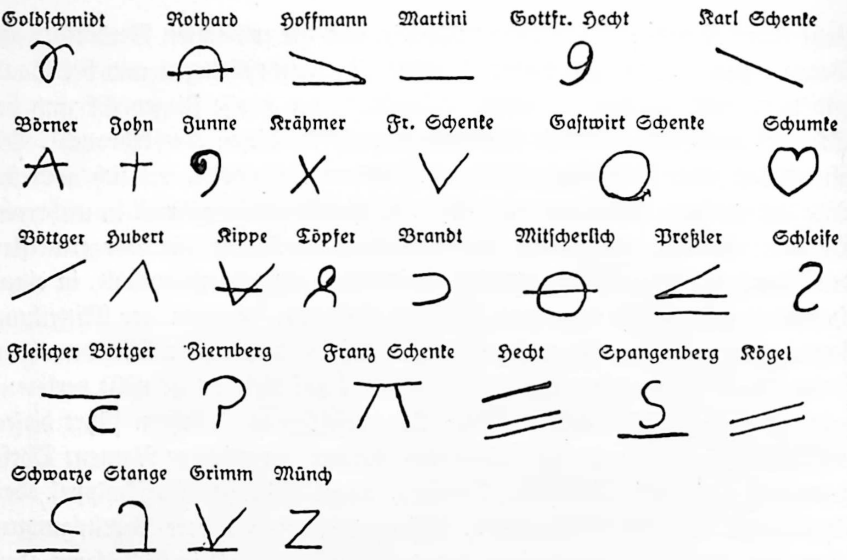
Gerichtsplatz; auf dem Hügel ſtanden früher ein ſteinerner Tiſch und ſteinerne Bänke umher. In Geiſa in der Rhön ſind die Sitzplätze für die Schöffen im „Zentgericht" noch größtenteils erhalten. In Ifta (Kr. Eiſenach) wurden auf dem Gerichtsanger bis zum Jahre 1842, da auf dieſem Platze die Schule erbaut wurde, die Gemeindeverſammlungen abgehalten. Die Bauern hatten im Kirchenrock zu erſcheinen und hielten während der Sitzung ihren dreieckigen Hut in der Hand. In Mihla (Eiſenach) heißt die alte Gerichtsſtätte „Propel", wohl aus „Brachbühel" entſtanden. Auch in Uetteroda (Kr. Eiſenach) wurden bis 1923 auf der alten Dingſtätte unter der Linde alljährlich einige Gemeindeverſammlungen abgehalten, bei Kriegsausbruch 1914 die Mobilmachungsorder dort verleſen. In Wieſenthal (Kreis Eiſenach) heißt der Gerichtsſtein „Malſtein", in Berka an der Werra „Zwölferſtuhl". In Wenigenſömmern (Kr. Weißenſee) deutet wahrſcheinlich der „Urfried", in Walſchleben (Kr. Weißenſee) und Frömmſtedt (Kr. Weißenſee) der Name „Gewalt" auf die einſtige Gerichtsſtätte hin. Die Richtſtätte, auch gelegentlich „Gericht" oder Galgenberg genannt, war nicht im Dorf, ſondern befand ſich ſtets an der Flurgrenze.

Die Erfurter Bürger haben zur Sicherung ihres Handels, ähnlich wie die Nürnberger in Sachſen und Thüringen, im Mittelalter Flurſtücke an Verkehrswegen erworben, um auf eigenem Grund und Boden gegen Schäd-

linge ihres Handels Notgericht zu halten und die erwiſchten Verbrecher am Baum aufzuhängen. „Erfurter Gerichte" in Nordthüringen und bei Saalfeld und „Nürnberger Gerichte" („Räsle") im Kreiſe Ziegenrück und bei Schmalkalden erinnern als Flurnamen noch an dieſen Rechtsbrauch[7]. Die alte Sitte, zum Dorfding mit dem Hammer einzuladen, hat ſich noch im Orlagau zwiſchen Neuſtadt a. d. Orla, Pößneck und Ziegenrück in mehreren Dörfern erhalten. In Döbritz bei Pößneck z. B. klemmt der Bürgermeiſter den Zettel, der eine Bekanntmachung des Bürgermeiſters enthält, in einen Hammer ein, ſchickt ihn zum nächſten Bauern, der von der Mitteilung Kenntnis nimmt und ihn wieder an den nächſten weiter gibt. Die Bewohner finden dieſen Umlauf praktiſch, da der Zettel auf dieſe Weiſe nicht verlorengehe oder unbeachtet bleiben könne. In verſchiedenen Dörfern führt dieſes alte Rechtsſinnbild nach den beſonderen Formen verſchiedene Namen: Dorfhammer, Dorfhacke, Dorfbeil, Dorfart, Kegel, Patſche, Dorfknüppel oder Speckbrettl. Der Raiffeiſenverein, Geſangverein und andere Vereinigungen haben den Hammer nachgeahmt, indem ſie ein Holzbrett in Eichelform oder in Geigenform ſchneiden ließen und als Mahnzeichen für die Sitzungen herumſchicken[8].

Bei größeren Dörfern waren beſondere Flurrichter notwendig, weil die alte Flurverfaſſung gegen die heutige äußerſt verwickelt war. Bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein lagen die Felder der meiſten Dörfer im Gemenge, d. h. die einzelnen Gewanne des Dorfes, die damals noch nicht von Flurwegen durchzogen waren, wurden mit „Flurzwang" bewirtſchaftet. Alle Bauern waren in den Gewannen zu ungefähr gleichzeitigem, wenn auch nicht gemeinſamem Beſtellen und Ernten gehalten. Die Bewirtſchaftung der Flur in der Form der Dreifelderwirtſchaft (Winterfrucht, Sommerfrucht, Brache) dauerte in den meiſten Dörfern bis zur Zuſammenlegung der Grundſtücke, die allgemein in Thüringen ſonderbarerweiſe mit dem Fremdwort „Separation" bezeichnet wird, wiewohl Separation nur den einen Akt der Trennung des Bauernbeſitzes von dem der Rittergüter und der Herrſchaft darſtellt, nicht aber den der eigentlichen Zuſammenlegung oder Verkoppelung. Auf die Grenze wurde ſtreng gehalten, unter die Grenzſteine noch Grenzmarkſteine gelegt, wie ſie im Mühlhäuſer Stadtarchiv zu ſehen ſind.

Da die den einzelnen Bauern gehörigen ſchmalen Streifen, die im Gewanne oder Geſchrote faſt gleich groß nebeneinander lagen, das gleiche Ausſehen hatten, bedurfte es beſonderer Unterſcheidungszeichen. Sie wurden mit dem Pfluge an den Rand des Feldes eingeritzt. In der Kreisſtadt Weißenſee ſind ſie noch Ende des 19. Jahrhunderts verwandt worden. Sie waren wohl urſprünglich Beſitzzeichen, die als Hausmarken am Haus und an einzelnen Geräten angebracht, auch dem Vieh eingebrannt waren[9].



Ackerbeſitzzeichen in Weißenſee

Zu den von der Gemeinde verordneten „Gemeinheiten" oder Gemeinſchaftsarbeiten gehörte das Beſſern an Wegen, der Bau von der Gemeinde gehörigen Gebäuden wie des Backhauſes, der Schenke. Ins Mittelalter (12. Jahrhundert) geht ſicherlich die Wipper- oder Solgrabenfege zurück, die mehrere Dörfer im Kreiſe Sondershauſen wie Göllingen, Bendeleben, Udersleben, Eſperſtedt, Ringleben, Seehauſen, Steinthaleben jährlich entſchädigungslos der Stadt Frankenhauſen zu leiſten haben; das iſt eine ſolche alte Gemeinſchaftsarbeit, die von den alten anſäſſigen Familien (aus Steinthaleben z. B. von 96 Beteiligten aus 164 Wohnhäuſern im Jahre 1928) verrichtet wird. Die Beſichtigung des Wehres, des Tunnels unter dem Hanfenberg und des Solgrabens durch die ſtädtiſche Abordnung endet an Ort und Stelle mit dem üblichen Fegeſchmaus.

Außer den oft als unangenehm empfundenen Pflichten hatten die Nachbarn aber auch vielerlei Rechte. In die Augen ſpringen für die Dörfler heute hauptſächlich die Nutzungsrechte am Gemeindeſitz oder an der Allmende in Wald, Wieſen und Weide. Heute beſtehen nur noch Waldgerechtigkeiten, die z. T. in älteſte Zeiten zurückreichen. So beſteht eine Markgenoſſenſchaft an Wald von mehr als 4500 Morgen im Südharz zwiſchen Uftrungen und Schwenda[10]. An dieſem „Sieben-Gemeinde-Walde" haben Anteil die 7 Dörfer Berga, Böſenrode, Görsbach, Thürungen, Roſperwenda, Uftrungen und Schwenda. Da das heutige Dorf Berga ſich aus 3 Dörfern Oberberga, Unterberga und Topfſtedt gebildet hat und auch einige andere, die Wüſtungen geworden ſind, beteiligt waren, werden es wohl urſprünglich 12 Orte geweſen ſein, die zur

Markgenoſſenſchaft gehörten. Noch heute iſt der Wald in 12 Hauungen geteilt. Schon 1341 iſt uns „das Holz als der Dorffer gemeyne" bezeugt, 1679, 1703 und 1840 als „Gemeindewald". In jedem Frühjahr wird das abſchlagbare Holz in Berga für die 7 Gemeinden verloſt; jeder Gemeinde wird der Platz, an dem die Hecke für das Jahr gehauen wird, zugewieſen. Innerhalb der Gemeinde wieder erhält jeder waldberechtigte Einwohner – die ſpäteren Zuzügler ſind nicht daran beteiligt, da das Nutzungsrecht auf dem Haus ruht – die ihm zuſtehende Zahl von „Heckwellen" unentgeltlich gegen den feſtgeſetzten Hau- und Bindelohn und gegen ein geringes Abzählgeld. In Schwenda wird ſogar noch am frühen Morgen der Zuweiſung die zweite Glocke, die „Bichte" (Beichtglocke) geläutet, um damit jeden Holzberechtigten zum rechtzeitigen Gang in den Wald aufzufordern. Das „Waldgericht" tritt als Vertreterverſammlung der 7 waldberechtigten Dörfer am St. Gallustage, dem 16. Oktober, in Berga zuſammen. Die 7 Dörfer können ihr Beſitzrecht auf keinerlei Urkunde ſtützen. Die Sage hat ſich dieſer Ungeklärtheit natürlich ſeit langem angenommen und die Schenkung in dem Suchen und Finden des jüngſten Sohnes des Grafen von Stolberg, der ſich im Harzwalde verirrt hatte, zu erklären gewußt.

An einem kleineren „Freiwald"[11] am Rennſteig, zwiſchen Friedrichroda und Tambach, von etwa 840 ha, der im Beſitz des Herzogs von Sachſen-Coburg und Gotha iſt, haben auch 7 Dörfer das Nutzungsrecht: Siebleben, Tüttleben, Grabsleben, Pferdingsleben, Cobſtädt, Ülleben und Tröchtelborn. Im vorigen Jahrzehnt ſind 2 Gemeinden infolge Ablöſung ausgeſchieden. Auch hier iſt die Gerechtigkeit an die berechtigten Hausgrundſtücke gebunden; ſie führen in Tröchtelborn neben den blauen Schildern mit den Hausnummern noch grüne Nummernſchilder, die ein ſolches Haus als freiwaldberechtigt kennzeichnen. Bau- und Brennholz wird ebenſo unentgeltlich, nur gegen Zahlung des „Hauerkorns", abgegeben. Die Verloſung findet alljährlich am Sonntag Lätare ſtatt. Die erſte uns bekannte Freiwald-Urkunde iſt datiert vom 24. März 1247. Das Eigentumsrecht hat nach langen Streitigkeiten das Kloſter Georgenthal an ſich gebracht, nach der Säkulariſierung iſt es dann an den Staat und zuletzt an den gothaiſchen Herzog übergegangen.

„Holzintereſſenten" mit „Nutzungsrechten", in „Korporationen" zuſammengeſchloſſen, haben noch viele Dörfer heute auf dem Eichsfeld, überhaupt nördlich und ſüdlich des Thüringer Waldes, z. B. in Kleinbrüchter und Holzthaleben (Kr. Sondershauſen); in Heyda (Kr. Arnſtadt) gehört der Gemeindewald der Altgemeinde, „der Hüfernen Kommune". Das Recht der Waldkorporation ruht heute nicht auf dem Hauſe, ſondern liegt bei den Perſonen. Auch der Staat iſt daran ſehr ſtark beteiligt. Ähnlich liegt es in den

benachbarten Gemeinden Bücheloh, Willingen und anderen Orten. Unbekannt sind diese Holzkorporationen in Ostthüringen. Südlich des Waldes müssen sich die Bauern vielfach mit Hutgerechtsamen in den Forsten begnügen. In Haßleben (Kr. Weimar) hat jeder einen Landanteil von 1½ Morgen mit einem Bonitätswert von 450 Reichsmark. In Utzberg (Kr. Weimar) wird das Brennholz in 93 Teile oder Lose geteilt, und zwar erhält jeder Teil im Frühjahr ein Los Stammholz und eine Rute Buschholz. In Veilsdorf (Kr. Hildburghausen) besitzen 95 Häuser das Maßrecht, d. h. Maßbeete und eine gewisse Holzberechtigung. In Eßbach (Kr. Ziegenrück) bekommen jährlich 37 Altbesitzer 2 qm Stöcke von Fichten, die sie im Walde selbst aushacken müssen, dazu Reisig und Streu. Das Langholz verteilt die Gemeinde selbst. Kleinberndten (Kr. Nordhausen) hat außer Gemeindewald noch Interessentenwald, der 74 Besitzern gehört. In Zoppoten (Kr. Schleiz) werden bei der Verpachtung der Gemeindeplätze auf einer alljährlich stattfindenden Gemeindeversammlung für die Hirtenwiese 64 Liter Bier und 3 Liter Schnaps zum besten gegeben. Außerdem besteht hier noch eine Wald- und Kalkbruch-Kommune.

Es ist verständlich, daß sich die Bauern früher sträubten, Zuzügler ins Dorf hineinzulassen. Die Flur war ja verteilt. In gewissen Dörfern ist es heute nicht anders, z. B. in Stobra (Kr. Weimar), wo fast die ganze Bevölkerung eine einzige Sippe bildet. Aber das Leben brachte gegen alle Rechts- und Glaubenssätze doch Bewegung mit sich. Denn erstens brauchten Dörfer außer den Bauern auch Handwerker, landwirtschaftliche Hilfskräfte und Gewerbetreibende. Es gab im allgemeinen 4 Gruppen im Dorfe: 1. die Landsassen, die eigentlichen Bauern; 2. die Hintersassen (Gärtner), die, wie schon gesagt, in einstöckigen Häusern wohnten und nur einen geringen Anteil an den „Beeten", den Gärten, den Strichen hinter den Häusern, nicht an der eigentlichen Flur hatten und im übrigen als Tagelöhner von ihrer Hände Arbeit lebten. Ihr Land war darum auch nicht dem Flurzwang unterworfen, es wurde nach dem Gartenrecht bebaut und konnte ganz nach dem Belieben der Inhaber benutzt werden; 3. die Handwerker; 4. die Gewerbetreibenden, die Pächter eines Gemeindebesitzes waren, z. B. Brauer, Bäcker, Schankwirte, Kuh- und Schafhirten, Pferdewächter, Dorfknecht, schließlich auch Pfarrer und Lehrer. Die beiden letzten Gruppen wurden auch vielfach als „Häusler", also Leute, die kein Land, sondern nur ein Häuschen besaßen, bezeichnet. Einmietlinge kommen in reinen Bauerndörfern meist erst im 18. Jahrhundert, im Thüringer Wald schon eher als anderswo vor: in Schmiedefeld am Rennsteig um 1606 20 Mietlinge neben 23 Hausbesitzern[12]. Nicht nur diesen Leuten, sondern auch Fremden war es gestattet, sich als Landsassen in die Nachbarschaft einzukaufen, der Nachbarschaft mit Geld

und Bier den „Einſtand" zu geben, dann nämlich, wenn ein Hof durch Tod, freiwilligen oder unfreiwilligen Abzug, ſchlechte Bewirtſchaftung, die zum Verkauf nötigte, frei geworden war, oder wenn beim Vorhandenſein von nur weiblichen Erben ein Einheiraten möglich war. Schließlich fand nur bis zum 14. Jahrhundert ein Teil der überzähligen Bauernſöhne Unterkunft im öſtlichen Deutſchland, ſpäter ſuchten ſie ſich ein Auskommen im Heimatdorfe zu ſichern, und die Eltern kamen ihnen entgegen. Das katholiſche Dorf Wolfmannshauſen im Kreiſe Hildburghauſen zeigt deutlich, wie ſich die Söhne, die das Bauerngut nicht übernahmen, auf dem Hausſtrich, im Garten, alſo hinter dem eigentlichen Bauerngehöft, ihr Wohnhaus errichtet haben – oft ſechsfach hintereinander! – und in neuerer Zeit als Bau- und Induſtriearbeiter ihr Auskommen zu ſichern verſuchen.

In einer großen Zahl von Dörfern ſaß außerdem noch eine Herrſchaft auf einem *Rittergut*. Bis zum 19. Jahrhundert waren die Beſitzer meiſtens Adlige. Von ihren Ämtern als Grund-, Gerichts- und Lehnsherren für die Bauern ſoll hier nur inſoweit die Rede ſein, als in der Gegenwart noch Wirkungen ſpürbar oder Zeugniſſe ſichtbar ſind. In der Regel verfügten die Rittergutsbeſitzer über die niedere Gerichtsbarkeit, ſie konnten in erſter Inſtanz leichtere Vergehen mit Halseiſen, Pranger und Geldbuße beſtrafen. Wo Halseiſen an Häuſern oder an Dorflinden, wie z. B. in Münchenroda bei Jena, oder der Pranger, z. B. am Weidenbaum mitten im Dorfe Criſpendorf (Kr. Schleiz) oder der Schandpfahl in Schnellmannshauſen bei Eiſenach ſtehen, können wir alſo immer auf ſolche einſtige Gerichtsherrſchaft im Dorfe ſchließen. Für alle Bauern waren, bis auf wenige Freibauern, die wirtſchaftlichen Rechte, die den Rittergutsbeſitzern als Grundherren zuſtanden, wichtig. Außer den Weide-, Trift- und Jagdgerechtſamen behaupteten dieſe vor allem die für ihr wirtſchaftliches Daſein wichtigen Frongerechtigkeiten. Zur Fron wurden bei Saalfeld vom hochgelegenen Rittergut aus die zur Fron verpflichteten Dörfer mit dem „Fronhorn", einem 1½ m langen Sprachrohr, zuſammengeblaſen.

Die thüringiſchen Bauern waren niemals, wie die oſtdeutſchen Bauern, einer perſönlichen Unfreiheit in Form der Leibeigenſchaft oder Hörigkeit ausgeſetzt geweſen. Sie hatten dort, wo ſie Verträge an Grundherren banden, im Rahmen des Herkommens nur die Acker des Gutsbeſitzers zu beſtellen.

Für das Erfurter Gebiet wurde am 12. 12. 1808 durch Napoleon die Leibeigenſchaft und Bodenhörigkeit aufgehoben, d. h. nur für wenige Bauern im Erfurter Gebiete geringfügige Fronbelaſtungen und die Patrimonialgerichtsbarkeit (in nur 2 Dörfern) beſeitigt, durch Preußen für die 1815 an Preußen gefallenen Gebiete durch das Geſetz vom 7. 6. 1821 (1845); in Sachſen-Weimar-Eiſenach von 1821 an, in Sachſen-Altenburg von 1837

bis 1858, in Sachsen-Meiningen von 1846–1869, in Sachsen-Gotha von 1848–1853, in Reuß j. L. von 1838–1858, in Reuß ä. L. von 1852 bis 1873, in Schwarzburg-Sondershausen von 1848–1854, in Schwarzburg-Rudolstadt von 1849–1873[13]. Die allgemeine Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit erfolgte um 1850.

Noch heute erzählen die Bauern in den Dörfern viel von Fron-, Gesindezwangsdiensten, Zinsen, Patronatsrechten. In Knau (Kr. Schleiz) wurde die Fron mit 800 Talern an das Rittergut abgelöst, und erst vor einigen Jahren hat die Gemeinde den letzten Rest bezahlt. In Hohenebra (Kr. Sondershausen) mußten die Pferdebesitzer bis 1848 ihre Frondienste auf dem Domänengut in Ebeleben ableisten, andere in der Schneidemühle zu Bebra oder Sondershausen. Als Lohn bekamen sie so viel Heringe, als sie mit einer Gabel anstechen konnten. In Pottiga (Kr. Schleiz) hatte ein Bauer jährlich umsonst den Besitzern von Solbach zur Jagd Treiberdienste zu leisten. Der jetzige Besitzer des Hauses, ein Schuhmacher, hatte 1893 beim Kauf dieses Hauses zur Ablösung des Solbacher Rechtes 90 Reichsmark zu zahlen. Noch 1909 sollte ein Bauer beim Verkauf von Grundstücken zu Bauplätzen 10% der Verkaufssumme in Höhe von 250 Reichsmark ans Rittergut Solbach zahlen. Durch Vergleich einigte man sich auf eine geringere Abgabe. In Schillbach (Kr. Schleiz) wurde der letzte Saalburger Klosterzins 1926 abgeführt, der Schleizer Schloßzins erlosch 1927–1930. In Seibis (Kr. Schleiz) bestanden zwar keine Geldabgaben an das Rittergut, aber die Gutsfrau suchte sich ihre Dienstboten aus den jungen Mädchen der Umgegend heraus, indem sie diese ins Schloß zu Harra befahl. In Schwerstedt (Kr. Weimar) wurde bis 1922 von sämtlichen Höfen die sog. Schloßrente an den Gutsherrn gezahlt. Die 5 Ortschaften des Kirchspiels Fischbach in der Rhön (Fischbach, Diedorf, Klings, Empfertshausen, Andenhausen), die das Pfarrland bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts ohne Lohn zu bestellen hatten, empfanden wegen des gereichten guten Essens diese Arbeitstage als Festtage! In anderen Dörfern hat sich die Herrschaft als Patron nur noch das Recht der Stellenbesetzung in Kirche und Schule bis in die Gegenwart hinein gerettet.

Das Ergebnis dieser „Bauernbefreiung" ist, daß sich der Bauer aus rechtlicher und wirtschaftlicher Abhängigkeit von den Grundherren löste und volle Verfügungsfreiheit über sein Eigentum und seine Zeit gewann, freilich oft nur gegen Zahlung einer Ablösung, die viele Jahrzehnte lang bis zur Tilgung der Schuld gezahlt werden mußte. Im 19. Jahrhundert lockerte sich aber in vielen Dörfern auch der Zusammenhalt als Gemeinde. Wesentlich beigetragen hat zu dieser Auflösung die Einführung der Freizügigkeit, die in den thüringischen Kleinstaaten eher erfolgte, bei der Fülle der Binnen-

grenzen eher erfolgen mußte als in Preußen. Schon 1819 trafen mehrere thüringiſche Staaten derartige Abmachungen, während Preußen die Freizügigkeit erſt in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts und der Norddeutſche Bund ſie für die dazu gehörigen Staaten am 1. November 1867 einführte, die vom Deutſchen Reich nach ſeiner Gründung dann übernommen wurde. Dieſe Gelegenheit, ihren Wohnſitz zu verlaſſen, benutzten viele thüringiſche Dörfler, die zudem durch die Agrarreform frei geworden waren. Die meiſten wanderten in benachbarte Städte und bildeten einen guten Stamm der erſtarkenden Fabrikarbeiterſchaft, andere ſuchten ihr Heil im Auslande, vor allem im vielgeprieſenen Amerika. Die Auswanderung begann.

So wanderten von 1837–1847 in Stadtilm 97 Perſonen aus ſchwarzburgiſchen Dörfern ein, während in derſelben Zeit 169 Perſonen die Stadt verließen, um vor allem nach Amerika auszuwandern. Der Zug zur Stadt ſetzte allerdings in Thüringen ſchon früher ein. Aus Madelungen (Kr. Eiſenach) erwarben z. B. zwiſchen 1600 und 1661 ſchon 18 Perſonen das Bürgerrecht in Eiſenach. Faſt aus jedem Dorf ſind, wie an vielen Hunderten von Belegen aus allen Kreiſen aufgezählt werden könnte, Auswanderer nach Überſee gegangen. Aus Rückersdorf (Kr. Gera) haben zwiſchen 1848 und 1854 ungefähr 50 Perſonen Amerika aufgeſucht, aus Groß-Furra (Kr. Sondershauſen) zwiſchen 1850 und 1878 etwa 300 Perſonen. In der Zeit von 1839 bis 1864 ſind für die 3 Dörfer der Parochie Rückersdorf 320 Perſonen mehr geboren als geſtorben. Da ſich aber die Einwohnerſchaft in dieſen Jahren nur um 66 vermehrt hat, müſſen 254 Perſonen abgewandert ſein, vor allem in die Städte. Aus Günthersleben (Kr. Gotha) gingen 1858 32 Perſonen mit einem Reiſezuſchuß vom Staat nach Amerika. Aus Herbsleben (Kr. Gotha) fuhren ſchon 1833 einzelne nach Kurland, 1858 79 Perſonen nach Südoſtafrika. In Wechmar (Kr. Gotha) bezahlte 1840 die Gemeinde das Fahrgeld für die Überfahrt nach Amerika an eine berüchtigte Wilddiebfamilie von 9 Perſonen; von 1850–1868 folgten noch 66 Perſonen nach Amerika und eine nach Auſtralien. Verführt durch phantaſtiſche Bilder, die ihnen Buchdrucker und Verleger wie Joſeph Meyers Bibliographiſches Inſtitut in Hildburghauſen, Fröbel in Rudolſtadt und der Mainzer Adelsverein, zu dem der Meininger Herzog gehörte, in wohlmeinender Abſicht vorzauberten, ließen ſich Tauſende von Handwerkern und Bauern zur Auswanderung verleiten, beſonders im Jahre 1844. Ihren Heimatsort Wernshauſen an der Werra verließen 77 Familien, zur Hälfte Flößer mit ihren Familien; hier ſetzte die Bewegung 1845 ein und erreichte 1847 ihren Höhepunkt, durch den Bau der Werrabahn 1856–1858 wurde ſie nochmals angefacht. In Burkhardtroda (Kr. Eiſenach) wanderte zwiſchen 1870 und 1888 faſt die Hälfte der Einwohnerſchaft, gegen 150 Perſonen, nach Ame-

rika aus. Aus Böhlen (Kr. Arnſtadt) zogen 1852 gegen 60 Perſonen nach Braſilien, von der Gemeinde wegen Vergehen ausgewieſen. Vielfach waren es in den reinen Bauerndörfern nichterbberechtigte oder dürftig abgefundene Bauernſöhne, die ſich in Amerika einen Eigenbeſitz erwerben wollten, z. B. in Theuern (Kr. Sonneberg) und in Landſendorf (Kr. Saalfeld). In Gorndorf (Kr. Saalfeld) erzählt man, die Leute ſeien früher deshalb ausgewandert, weil nach einem Geſetz nur derjenige heiraten durfte, der 300 Taler oder 800 Gulden in barem Gelde aufzuweiſen hatte! In Rudisleben (Kr. Arnſtadt) mußte nach einer 1806 abgeänderten Gemeindeordnung jeder, der in der Gemeinde heiraten wollte, mindeſtens 150 Taler im Vermögen haben, jeder Zugezogene, alſo auch der Einheiratende, 100 Reichstaler in die Gemeinde wenden und einen Gulden für das Nachbarrecht erlegen. Aus Gräfentonna (Kr. Gotha) wanderten ſchon um 1777 jährlich durchſchnittlich 6 Perſonen nach Amerika aus, bis 1928 im ganzen 785 Perſonen. Aus Oelze im oberen Schwarzatale zogen zwiſchen 1850 und 1870 gegen 100 Familien aus, und faſt alljährlich beſuchen Amerikaner ihre Verwandten im Thüringer Wald. In Ranis (Kr. Ziegenrück) heißt ein Haus im Volksmunde noch heute „Amerika", weil ſich hier zwiſchen 1870 und 1880 viele Auswanderer nach Amerika zu verſammeln pflegten. Das kleine rudolſtädtiſche Dorf Föritz, das um 1850 20 Perſonen verließen, hat eine amerikaniſche Neugründung in Neuföritz erhalten. Eine Art Neuſchwarzburg ſtellt nach Sigismund[14] der Staat Wisconſin in den Vereinigten Staaten von Amerika dar, wo viele der ſchwarzburgiſchen Auswanderer als Handwerker und Landwirte ſiedeln. Von 1854–1860 haben 698 Perſonen aus Schwarzburg-Rudolſtadt, von denen wieder mehr als die Hälfte aus dem Amte Blankenburg ſtammte, Amerika aufgeſucht.

Die Menſchenabgabe erſcheint uns ungeheuer groß, wenn wir hören, daß Tiefenort (Kr. Eiſenach) von 1847–1860 400 Perſonen nach Amerika entließ, meiſt Kleinbauern, Handwerker, Tagelöhner, die z. T. ganz verſchuldet und in den Händen der Rhönjuden waren. Der ganze Bezirk Dermbach in der Rhön hat von 1852–1864 2894 Perſonen, davon 88% nach Amerika, abgegeben[15]. Aus Frankenheim, Unterweid und Kaltennordheim (Rhön) zogen zwiſchen 1880 und 1885 gegen 300 Familien nach Serbien[16]. Trotz zeitweiſe größter wirtſchaftlicher Not haben die armen Bewohner des Thüringer- und Frankenwaldes ihrer Heimat die Treue gewahrt. Aber auch hier ſind bis in das Jahrzehnt nach dem Weltkrieg aus den meiſten Orten viele Leute nach Amerika, Japan, Auſtralien, Rußland, den romaniſchen und nordiſchen Staaten ausgewandert; aus Heidersbach bei Suhl zwiſchen 1848 und 1879 40 Familien, und zwar wegen wirtſchaftlicher Schwierigkeiten, Holzdiebſtahls und anderer Vergehen. Von 1871–1923 wanderten rund

40 000 Thüringer aus, die gleiche Zahl, die das Land Thüringen im Weltkrieg an Männern verlor. So gut wie unbeteiligt daran war das Landvolk in den Kreiſen Weimar und Stadtroda. In und nach dem Weltkriege ſind ungefähr 1500 Menſchen aus dem Kreiſe Sonneberg ins Leuna-Induſtriegebiet übergeſiedelt, um hier Arbeit zu finden. Seit 1933 iſt die Zahl der Auswanderer gewaltig zurückgegangen; die durchſchnittliche Jahreszahl beträgt 91.

Thüringen iſt ein Land der Bewegung von jeher geweſen und iſt es heute noch. Das beweiſt die Bevölkerungsbewegung der letzten Jahrhunderte, wie mir Erhebungen aus mehr als 1000 thüringiſchen Dörfern beweiſen. Nur wenige Beiſpiele ſeien hier aufgeführt. In Ballſtedt (Kr. Weimar) iſt von 53 Familien heute um 1700 keine nachweisbar, die älteſte von den heutigen iſt um 1750 in das Dorf gekommen. In Daasdorf (Kr. Weimar) ſind von 33 Familien nur 2 um 1700 genannt, 4 ſind im vorigen Jahrzehnt ausgeſtorben. Die Veränderung iſt ſogar bis in den Hausbeſitz ſpürbar. Von den 55 um 1600 in Achelſtädt bei Stadtilm anſäſſigen Familien ſitzt auf demſelben Hof nur noch eine; ſie iſt 1615 zugezogen und heute nur noch in weiblicher Linie vorhanden[17]. In dem 163 Einwohner zählenden Dorfe Hayn bei Vieſelbach wohnen ſeit 1850 nur noch 2 Leute in ihren ererbten Häuſern! In Kerſpleben bei Erfurt ſind von 196 Familien 1928 nur 8 in den Jahren 1691–1693 bezeugt, in Eichelborn (Kr. Weimar) von 37 Familien um 1668 nur 4. In Kleindembach bei Pößneck, das allerdings ſeit einem Menſchenalter mehr ein Induſtrieort geworden iſt, wohnt die Hälfte der Einwohner erſt ſeit 1911 im Orte, von 110 Familien ſind deshalb nur 2 um 1700 nachweisbar. In Rudisleben (Arnſtadt) ſind von 139 Familien nur eine um 1585 genannt, im 17. Jahrhundert nur 3; von dieſen 3 ſtammen allerdings 14 jetzt anſäſſige Familien ab. In Jena-Löbſtedt ſind von 75 im Jahre 1928 beſtehenden Familien zwiſchen 1417 und 1659 9, um 1700 27 nachweisbar, natürlich immer nur namentlich, ohne daß in jedem Falle die Verwandtſchaft, die freilich nahe liegt, unbedingt ſicher erwieſen wäre. In reinen Bauerndörfern wie Burla (Kr. Gotha) ſind von 24 Familien nur 2 um 1662 genannt; in Gertewitz (Ziegenrück) von 40 eine um 1700, in Zickra (Greiz) von 32 nur 2, in Staitz bei Auma von 68 nur 4 um 1572 und 10 um 1685; in Leibis (Rudolſtadt) von 30 keine um 1700; in Neidſchütz bei Camburg von 43 Perſonen keine. In Kleingeſchwenda bei Saalfeld iſt die Einwohnerzahl von 1842 an gleich geblieben, bei durchſchnittlich 2 Kindern in der Ehe. Ebenſo liegt die Einwohnerzahl von Emleben (Gotha) in den letzten 200 Jahren immer um 800 feſt. Wenn in Breitenhain (Gera) von 23 Familien 13 als „alteingeſeſſen" und in Pfersdorf bei Auma ſogar alle 9 ſeit 1700 genannt werden, ſo ſind das ſeltene Ausnahmefälle. Alteingeſeſſenheit iſt kein Kennzeichen thüringiſcher Landbevölkerung. Auch in

den Städten liegen die Verhältniſſe nicht anders. Blankenburg im Schwarzatal kann von 600 Familien heute nur 15 vor 1700 namentlich feſtſtellen; Gebeſee bei Erfurt von 600 Familien um die gleiche Zeit nach einem alten Steuerbuch nur 50, deren Namen damals vorkommen. Das Städtchen Kindelbrück (Weißenſee) hat in den Gründerjahren nach 1870 viele Handwerker und Gewerbetreibende nach Berlin abgegeben, ſo daß heute dort noch ein „Verein ehemaliger Kindelbrücker" beſteht.

Rein bäuerliche Familien Thüringens hatten in den letzten Jahrzehnten durchſchnittlich 2 Kinder. Es begann die ſchon länger verbreitete Unſitte der Bauern im Erfurter Landgebiet, „nur in zween Kindern ihre Nachkommenſchaft und dadurch die Nicht-Zerſplitterung ihrer Güter und ihres Vermögens zu erhalten, gerade am Ende des 18. Jahrhunderts auch in die Stadt Erfurt einzudringen", wie ſchon Dominikus um 1793 feſtſtellt. Die rein bäuerlichen Dörfer von den 74 zu Erfurt gehörenden Landgemeinden waren im 18. Jahrhundert kinderärmer als die der Stadt nächſtgelegenen Dörfer und die Stadt ſelbſt! Heute, wo auch in Erfurt wie in anderen Großſtädten die durchſchnittliche Kinderzahl noch unter 2 liegt, kommen hier auf die kleingärtneriſche Familie durchſchnittlich faſt 3 Kinder[18]. In einer ländlichen Stadt wie Schleuſingen wird für 1646 die Kinderzahl mit 2,1 errechnet, für 1703 mit 2, um 1930, nachdem Induſtrie und Gewerbe ſich dort ſtärker ausgebreitet haben, mit 4 im Durchſchnitt. Über Jena ſchreibt Prof. Will[19] in ſeinem Reiſebericht 1785: „Die Volksmenge von Jena ſchätze ich nicht viel über 5000, und zwar mit Einſchluß der Studenten, deren gegenwärtig ungefähr 625 ſind... Nicolai hat in ſeiner Reiſebeſchreibung die Kirchenliſten von 1760–1781 abdrucken laſſen, und es beſtätigt ſich dadurch nicht nur meine Angabe, ſondern man erſieht auch daraus, daß jährlich immer mehr Menſchen ſterben, als geboren werden, und Jena alſo merklich abnimmt... Auch das Jahr 1782, welches ich aus den Kirchenliſten beifüge, hat nur 140 Geborene und 184 Verſtorbene, und es ſind nun in Zeit von 23 Jahren bei 1500 Menſchen mehr geſtorben als geboren worden, in den Jahren 1761, 1771 und 1772 hat der Tod am ärgſten in Jena gehauſt."

Während um die letzte Jahrhundertwende unter dem Einfluß der wachſenden Induſtrie und bei ihrer Aufnahmefähigkeit für Menſchen auch auf dem Lande in kleinbäuerlichen Familien durchſchnittlich 5 Kinder die Regel waren und auch 6 bis 12 Kinder nicht auffielen, iſt es jetzt ſo, daß bäuerliche Familien nur 1 bis 2, Arbeiter 3 bis 5 und Beamte 3 bis 4 Kinder im Durchſchnitt haben. Viele Dörfer weiſen aber auch nur ein Kind für die Familie auf. Es iſt darum nicht verwunderlich, daß z. B. Gebersreuth (Schleiz) trotz einer durchſchnittlichen Kinderzahl von 3 – mehrere Familien können aber

auch mit weit höheren Zahlen, bis 15, aufwarten – seit 1860 einen Bevölkerungsrückgang von 23% erlebt hat, daß Herschdorf bei Leutenberg 1914 150, 1924 90, 1928 48 und 1938 26 Kinder (bis zur Erfüllung der Schulpflicht) zählte. Die Kinderzahl in Winkel bei Allstedt ist seit 1892 von 122 Kindern auf 68 im Jahre 1928 heruntergegangen. In der 6 Dörfer umfassenden Schulgemeinde Schloßig (Kr. Altenburg) hatten die um 1900 einen Hof besitzenden Bauern folgende Kinderzahlen aufzuweisen[20]:

3	Bauern	je 1	Kind,	zusammen	3	Kinder
12	„	„ 2	Kinder,	„	24	„
5	„	„ 3	„	„	15	„
5	„	„ 4	„	„	20	„
1	„	„ 5	„	„	5	„
2	„	„ 6	„	„	12	„
28	Bauern				79	Kinder, d. h. als Mittel 2,8 Kinder.

Da es sich bei diesen 28 Bauernehen um abgeschlossene Ehen handelt, sagen diese Zahlen mehr als die Erhebungen, die heute bei Eltern, die noch Kindern das Leben schenken können, vorgenommen werden.

Für 3 Dörfer des Kreises Gera sind für die Zeit von 1800–1925 die durchschnittlichen Kinderzahlen, die auf eine Familie kommen, errechnet worden[21]. Zedlitz war um 1800 ein Bauerndorf mit 10 Gütern, Sirbis zählt heute 13 Höfe, die zum Teil aus einem um 1840 zerschlagenen Rittergut gebildet sind, und Crimlas Dorfflur gehörte dem ehemaligen Rittergut und hatte schon frühzeitig zahlreiche Handwerker.

	Fruchtbarkeit der Familien				
	1800–1824	1825–1849	1850–1874	1875–1899	1900–1925
Zedlitz	5,5	3,8	4,4	4,9	3,4
Sirbis	6,5	4,8	4	3,5	1
Crimla ...	5,3	4,9	3,9	5	2,7

Bauernfamilien im Kreise Stadtroda, die in den letzten drei Geschlechterfolgen erforscht worden sind, ergaben für die 1. Generation auf die Ehe durchschnittlich 3,6 Kinder, die alle das Erwachsenenalter erreicht haben, für die 2. Generation 3,4 und für die 3. (Nachkriegs-) Generation 2,4 lebende Kinder[22].

Im Jahre 1928 machte mir ein Gemeindevorsteher in einem Rundling des Kreises Saalfeld klar, als ich ihn nach seinen Kindern fragte: „Das Mädchen (damals ungefähr 6 Jahre alt) wird das einzige Kind bleiben, sie wird einmal den Stammhalter des Nachbarn, der auch nur einen etwa gleichaltrigen Jungen hat, heiraten; denn die beiden Höfe nebeneinander sind zu

klein, als daß ſie wirtſchaftlich ein gutes Auskommen ermöglichten. Früher haben ſie ſchon zuſammengehört. Wir ſind uns einig geworden, daß ſie wieder zuſammenkommen müſſen, damit unſere Kinder es beſſer haben als wir!" Die Sache triumphiert im bäuerlichen Denken eben über die Menſchen, die ſich nach dem Sachzweck zu richten haben. Die Bauern wünſchen ihren Kindern durchaus Bodenverbundenheit, auf jeden Fall aber Beſitz, irgendeine feſte Sicherung gegen die Unſicherheiten des Lebens. Dagegen konnten trotz aller wirtſchaftlichen Not, die damals beſtand, Arbeiterdörfer wie Farnroda bei Ruhla mit durchſchnittlich 5,7 Kindern in der Familie, Frankenheim in der Rhön mit 5 bis 6, Goldisthal im oberen Schwarzatal mit 4 Kindern aufwarten.

Wenn durch dieſe Angaben, die durch hiſtoriſche Forſchungen[23] auf kleinerem Raume beſtätigt werden, erwieſen iſt, daß die bodenverwachſene Bauernſchaft in den letzten Jahrhunderten vielfach nicht mehr als 2 bis 3 Kinder hatte, daß dadurch zwar viele Bauerngeſchlechter im Mannesſtamme ausſtarben, aber die bäuerliche Bevölkerung in den Dörfern trotzdem auf der gleichen zahlenmäßigen Höhe gehalten wurde, weil die meiſten reinen Bauerndörfer für eine größere Zahl nicht aufnahmefähig ſind, dann darf uns auch die jetzige Kriſis in der Bevölkerungsbewegung, die durch den Nationalſozialismus weſentlich gebeſſert, aber noch nicht ganz beſeitigt iſt, nicht bange machen. Die Bevölkerungsbewegung geht in Wellenbergen und -tälern auf und ab, nach gewiſſen Kraftleiſtungen und Anſpannungen ſind Ermattungserſcheinungen zu ſpüren. Aber nach opfervollen Kriegen und gräßlichen Seuchen haben freilich auch die Menſchen im wachſenden Maße die Bevölkerungslücken ausgefüllt. Neben den Kleinbauern, die oft noch einem Nebenberuf nachgingen, und den Junkern, die ihre Kinder auch als Offiziere im Heere unterbrachten, waren es vor allem die Handwerker, Gewerbetreibenden und Beamten, die in der Regel mehr Kinder hatten als die Bauern. Nur die Dörfler, die durch günſtige Standortsbedingungen, Kohlenvorkommen, wie im Altenburger Kreiſe, durch gute Verkehrsverhältniſſe, Nähe zu Induſtrieſtädten oder großen gewerblichen Betrieben ausgezeichnet ſind, ſind heute kinderreicher und für Zuwanderer aufnahmefähiger. Nicht allein von der äußeren Geſundheit, ſondern auch vom Glauben an die Zukunft des Volkes und Staates hängt die Zahl der Kinder und damit die Stärke des Volkes ab.

Die überzähligen Bauernſöhne, die nicht wieder einen bäuerlichen Betrieb übernehmen konnten, ſondern ein Handwerk erlernten oder in einem nahen Induſtriebetrieb Arbeit fanden, haben ſich meiſt, wenn es einigermaßen möglich war, im Heimatdorf angeſiedelt. Was früher der Bauernſtolz nie zugelaſſen hätte, das haben ſie freilich vielfach erſt nach dem Weltkrieg getan. Der Landarbeit können die einſtigen Bauernſöhne, zumal da ſie

von Jugend an daran gewöhnt ſind, im allgemeinen ſchwer entſagen. Ein Stück Acker haben ſie gewöhnlich ererbt oder gekauft und bauen ihre Kartoffeln und das notwendige Gemüſe dazu. Die Frauen, die oft auch aus ländlichen Kreiſen ſtammen, erhalten damit ihre Beſchäftigung und verſchaffen mit der Bebauung des Ackers und Gartenlandes dem Hauſe eine beſſere wirtſchaftliche Rückendeckung. Andere Frauen wieder nutzen ihre Freizeit und überſchüſſige Arbeitskraft durch Tagelohnarbeit bei den Bauern aus. Der Handwerker- und Arbeiterſtand, der auf dem Dorfe wohnt und ſich meiſtens auch ein eigenes Häuschen erwirbt, erfüllt eine ſehr wichtige Aufgabe im Volksganzen. Dieſe Leute verſtehen etwas von der Arbeit im Gewerbe oder in der Fabrik, kennen die ſozialen Nöte der Stadt, verſtehen aber auch die Härten der bäuerlichen Aufgabe und Leiſtung, ſie ſind die beſten Mittler der ſo oft einander widerſtrebenden Stände und ſind am eheſten bemüht und am höchſten befähigt, den ſozialen Frieden zu erhalten. Dank dieſer Bodenverbundenheit ſind die Arbeiterfamilien in den Kreiſen Hildburghauſen, Arnſtadt, Saalfeld, Sonneberg, Rudolſtadt viel kinderreicher als im nordweſtlichen Thüringen, wo für landwirtſchaftliche Nebenbeſchäftigung weniger Raum iſt. Südthüringiſche Dörfer, wie Hindfeld oder gar Wolfmannshauſen (Kr. Hildburghauſen), mit mehreren Wohnhäuſern für die in der Induſtrie beſchäftigten Bauernſöhne auf dem Hausſtrich des Ahnen, oder Bauerndörfer mit kleinen Arbeiterhäuſern an der verlängerten Dorfſtraße zeugen heute von dieſem Zuſtande der gemiſchten Dörfer. Alle die Dörfer rechts und links der großen Eiſenbahnlinie Eiſenach–Naumburg mit ihrer großen Zahl von Arbeitern, Eiſenbahnangeſtellten und -beamten haben in den letzten 40 Jahren ein ganz verändertes Geſicht bekommen, ſie ſind alle auf den Typus des Miſchdorfes geſtimmt.

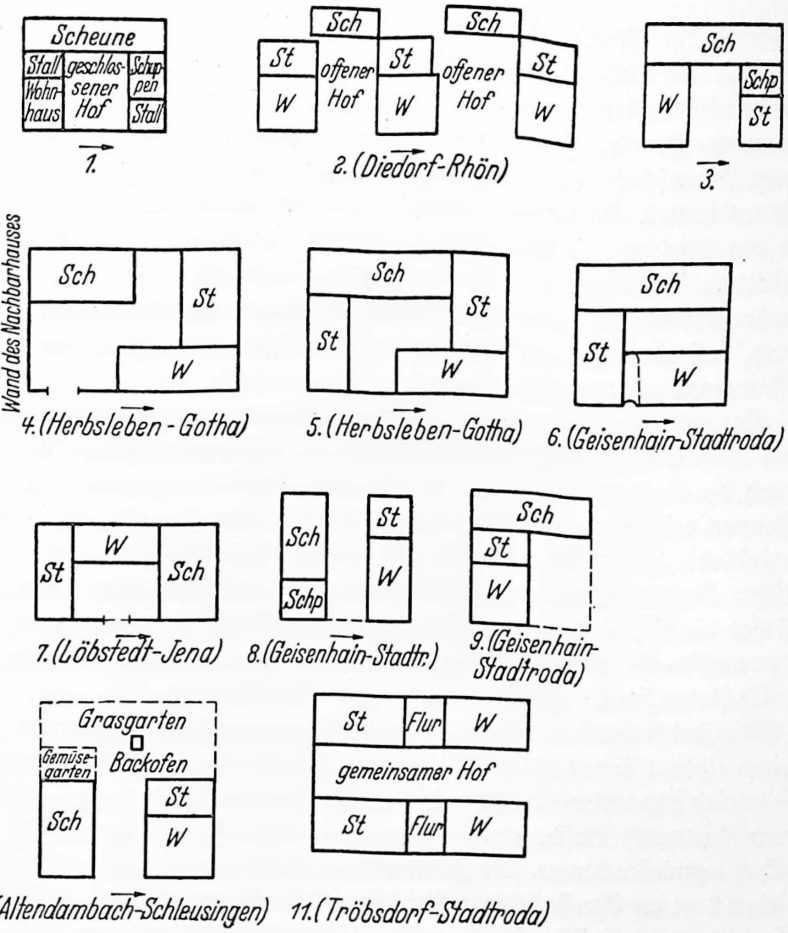
V. Wohnweiſe

Es kommt im folgenden nicht darauf an, den volkstümlichen Wohnbau der Thüringer nach der konſtruktiven und architektoniſchen Seite hin zu erörtern, ſondern alle mit dem Gehöft und Wohnhaus zuſammenhängenden Fragen vom Menſchen aus zu behandeln. Von Bedeutung iſt uns hier nur, zu erfahren, wie der thüringiſche Bauer, Induſtriearbeiter und Gewerbetreibende wohnt, welche Bauſtoffe er verwendet, wie er das Äußere geſtaltet und das Innere ſeines Hauſes eingerichtet hat, alles in Hinſicht auf die darin wohnenden und die mit ihm in Gemeinſchaft verbundenen Menſchen.

Wenden wir uns zunächſt dem Bauern zu. Der Bauer braucht zunächſt eine Bleibe für ſich und ſeine Familie, wo er neben dem Herdplatz auch noch ruhen kann, dann aber ebenſoſehr Raum für ſein Vieh, die Vorräte und die Gerätſchaften zur Bewirtſchaftung des Bodens. Dieſe notwendigen Räume verlangen nach einer Ordnung, die wiederum von Zweckmäßigkeitsgründen und nicht weniger von der Überlieferung, d. h. von der in einem Gebiete gebräuchlichen Wohnweiſe beſtimmt iſt.

Der thüringiſche Bauer kennt von alters her keine einheitliche Wohnform. Aber allen thüringiſchen Bauern gemeinſam iſt die Tatſache, daß ſie nicht in einem Einheitshauſe wie die Niederdeutſchen wohnen, ſondern daß ſie Wohnſtätte und Wirtſchaftsräume trennen, ſo daß wir von „Haus und Hof" (in der Trennung) oder vom „Gehöft" (in der Verbindung) ſprechen. Zwiſchen Wohnhaus und den Wirtſchaftsräumen liegt ein Hof, der von größter Bedeutung iſt. Hinter alledem verbirgt ſich eine Wohngeſinnung, die den Thüringer wie überhaupt den Mitteldeutſchen von dem Nieder- und Oberdeutſchen ſcheidet.

Die thüringiſchen Bauern haben offenbar von den eindringenden fränkiſchen Eroberern und Siedlern das mitteldeutſche Gehöft übernommen, das ſich infolgedeſſen auch überall in Thüringen verbreitet hat, wo die Franken bis ungefähr 1200 Fuß gefaßt hatten. Es findet ſich alſo weder im ſpäter beſiedelten Thüringer Wald noch im Frankenwald, ſondern iſt an die Ebene gebunden. Es mag heute die Hälfte der thüringiſchen Bauern in ſolch einem fränkiſchen Gehöft, das wegen ſeiner Verbreitung über ganz Mitteldeutſchland und darüber hinaus über ganz Mitteleuropa „mitteldeutſches" genannt wird, wirtſchaften. Die im mitteldeutſchen Durchzugsland Thüringen ſitzenden Bauern haben die Zweckmäßigkeit dieſes wehrhaften Baues erkannt und ſicherlich auch oft genug praktiſch erprobt. Denn alle Gebäude,



wie Wohnhaus, Stall, Scheune, Schuppen, ſind vorwiegend in der feſten Form eines Rechtecks geordnet; wo nicht Wirtſchaftsräume den Abſchluß bilden, errichtet man oft eine mit Ziegeln überdeckte Scheidewand im Fachwerkbau, die im Kreiſe Mühlhauſen, z. B. in Lengefeld oder Brehme (Kr. Worbis), die „Bleiche" genannt wird. Wenn die einzelnen Anweſen dicht beieinander ſtehen, bleibt oft ein ſchmaler Zwiſchenraum, meiſt keinen Meter breit; da er zugleich Abzugsgraben für das von beiden Dächern niedergehende Regenwaſſer iſt, heißt er Klinge oder Schlippe (ſlaw. slebu = Kanal, Rinne) oder Abzucht (Kr. Sangerhauſen; Ezucht in Köfeln bei Weida), auch Schoß (mhd. ſcoz = Waſſerfall, bei Ellrich).

Der Hof iſt der Mittelpunkt, eine hohe Mauer die äußere Grenze. Dieſe burgartige Geſchloſſenheit, die vielfach durch 4–6 m hohe Steintore unterſtützt war, empfand mancher Hof noch im ausgehenden 18. Jahrhundert als

Wohltat. In Steinbrücken bei Neuſtadt a. d. Orla weiß man von einem während des Siebenjährigen Krieges gebauten Hofe noch heute den Grund für den feſtungsartigen Bau. Als Friedrichs des Großen Heer immer mehr zuſammenſchmolz, überfielen ſeine Werber öfter die Dörfer, ſchleppten die junge Mannſchaft aus den Häuſern oder ſogar aus der Kirche während des Gottesdienſtes. Da die Bauernhäuſer aber gut verrammelt waren, gelang es den Burſchen, in den Wald zu flüchten, wo ſie ſich trotz notdürftiger Kleidung im Winter ſo lange verbargen, bis ſie um keine Verſchleppung mehr zu bangen hatten. Darum baute der Bauer damals die Hofmauer ſo hoch, daß ein Reiter, ſelbſt wenn er ſich auf ſein Roß ſtellt, den oberen Mauerrand nicht erreichen kann.

Aber wie feſtgelegt auch die Gebäudeanordnung in der Rechtecksanlage des mitteldeutſchen Gehöftes iſt, ſo haben in Thüringen doch die Bauern je nach der Bodenbeſchaffenheit und Oberflächengeſtalt die mannigfaltigſten Formen geſchaffen, ſo daß in einem Dorfe oft kaum ein Hof dem anderen vollſtändig gleicht. So ſtark führen die perſönlichen Wünſche und die ſachlichen Notwendigkeiten zur Beſonderung. Aus verſchiedenen Zeitſchichten ſtehen die Gehöfte oft bunt durcheinander, wiewohl beſtimmte Formen in den meiſten Gegenden vorherrſchend ſind, wie ſogleich ſichtbar werden wird.

Es finden ſich die auf S. 121 ſkizzierten Grundformen.

Man hat früher herauszufinden gemeint[1], das altthüringiſche Haus habe einen eigenen Typus dargeſtellt, es habe ſich von dem fränkiſch-mitteldeutſchen inſofern weſentlich durch ſeine Richtung unterſchieden, als es immer von Oſten nach Weſten errichtet war, ſo daß die Längsſeite ſtets die volle Sonne genießen konnte. Die „Sonnenlage" habe dann auch das Verhältnis ſeiner Lage zur Straße bedingt. Lief alſo die Straße von Norden nach Süden, ſo ſei das thüringiſche Haus gerade wie das fränkiſche mit der Giebelſeite nach der Straße zu gebaut worden; lief ſie aber von Weſten nach Oſten, ſo ging die Längsſeite des Hauſes der Straße parallel. Bei einigen nordthüringiſchen Dörfern fällt zwar dieſe Eigentümlichkeit auf, z. B. in Oberſachswerfen (Kr. Nordhauſen), wo die Häuſer auf der Nordſeite mit dem Giebel, auf der Südſeite dagegen (bis auf drei Ausnahmen) mit der Traufſeite nach der Straße zu gehen, oder in Hornſömmern (Kr. Langenſalza); aber wenn die Häuſer alle ſtreng nach der Windroſe gebaut ſind, d. h. die meiſten die Nordſüd-Richtung haben, wie z. B. in Diedorf auf dem Eichsfeld, ſo iſt der Grund ſehr einfach in einer anderen Gegebenheit zu ſuchen, nämlich in der Anlage der Straßen in Oſtweſt-Richtung. Die Thüringer haben die an ſich verſtändliche Sonnenliebhaberei bei ihrem Hausbau keinesfalls durchweg an den Tag gelegt.

Urſprünglich hat wohl jedes Wohnhaus, nicht bloß im Dorf, ſondern auch

in der Stadt, mit dem Giebel nach der Straße zu geſtanden und den Eingang an der Längsſeite vom Hofe her gehabt. Dieſe Einrichtung iſt aber nicht deshalb getroffen worden, weil ſich der Bauer „dem Lärm der Straße entziehen" wollte, ſondern weil er einmal durch die nach der Straße hin gelegte Schmalſeite des Wohnhauſes mit 2–3 Fenſtern die geringſte Angriffsfläche für ſeine Feſtung in Sturmzeiten gab, und dann in ruhigeren Zeiten, weil der Bauer, der wie kein anderer Stand in aller Öffentlichkeit die meiſte Arbeit zu verrichten hat, wenigſtens auf ſeinem Gehöft, unbeachtet und unkontrolliert von ſeinen Nachbarn, allein hauſen will. Die menſchliche Einſicht hat ſchon immer dafür geſorgt, daß ſich öffentliches und gemeinſchaftliches Arbeiten mit familiärer Stille und Zurückgezogenheit verbindet, weil nur aus dieſer Verbindung neue Kraftſtröme quellen können. In friedlicheren Zeiten, als eine ſo wehrhafte Anlage wie das mitteldeutſche Gehöft ihren Sinn verlor, ſind dann auch die Thüringer vielfach dazu übergegangen, das Wohnhaus mit der Traufſeite zur Straße zu ſtellen, wie wir es auf S. 121 Nr. 4–6 ſehen. Vor dem 16. Jahrhundert hat ſich dieſe Wandlung aber kaum vollzogen. Städtiſche Einflüſſe mögen hierbei mit eine Rolle geſpielt haben. Wenn in Dörfern ganze Straßenzüge die Längsſeite der Bauernhäuſer an der Straße zeigen, ſo liegt es meiſtens daran, daß von der Mitte des 18. Jahrhunderts an nach einem Brande dieſe Neuerung eingeführt wurde, z. B. in Ernſtroda (Gotha), Herbsleben (1818), Töttelſtedt (1824), Gerthauſen (Eiſenach, 1844). Wo kein Neubau nach einem Brand in Frage kam, erreichte man die breite Straßenanſicht des bäuerlichen Wohnhauſes auch durch die Angliederung eines die Torfahrt überbauenden Torhauſes oder durch die Verſchmelzung zweier giebelſtändiger Häuſer, wenn etwa durch Heirat dieſe Nachbarhäuſer in eine Hand kamen. Ebenſo gaben mit zunehmendem Wohlſtand die meiſten Bauern die Verbindung von Wohnhaus und Stall unter einem Dache auf. Früher gingen die Bewohner ſogleich vom Flur aus in den Stall. Das war bei Regen und im Winter außerordentlich bequem, aber die Nachteile bekamen ſie doch auch zu ſpüren: das Balkenlager verfaulte meiſt unter dem dauernden Einfluß der feuchtwarmen Stallung, und dann teilte ſich der Stallgeruch auch zu oft unangenehm dem Wohnraume mit. Darum trennte man den Stall ganz vom Wohnhaus durch eine feſte Mauer und benutzte nur den beſonderen Eingang vom Hof her, oder man ging noch weiter, indem man den Stallraum zu einer Kammer umbaute und den Stall verlegte, meiſt dem Wohnhaus gegenüber. Dieſer Entwicklungsprozeß iſt durchaus noch nicht abgeſchloſſen, viele Kleinbauern in Südthüringen, der Rhön, dem Eichsfeld und anderen Gebieten ſtehen mitten darin.

Nun iſt es nicht ſo, daß die Häuſer, auch wenn ſie auf dem Hausſtrich im

Verhältnis zu den Nebengebäuden im geraden Winkel ſtehen, alle zur Straße zu gerade ſtünden. In manchen Dörfern, wie z. B. Zadelsdorf (Kr. Greiz), ſind die Häuſer in den Gehöften ſo angelegt, daß von jedem Haus aus das ganze Dorf, das ſich um einen großen Platz mit mehreren Teichen lagert, überſehen werden kann. In Veilsdorf (Kr. Hildburghauſen) ſtehen die alten Häuſer, die 1863 bei dem Brande nicht mit vernichtet worden ſind, meiſtens mit der Giebelſeite nach der Straße, und zwar in einer merkwürdigen Übereckſtellung; ſie ſind „ſtaffelförmig gegeneinander abgeſetzt", ſo daß auch hier „jedes Wohnhaus auch von den entfernteren Punkten der Straße aus geſehen werden konnte und damit zum Eckhaus wurde. Von jedem Haus aus ließ ſich dadurch auch die Dorfſtraße nach beiden Seiten hin überſehen"[2]. Ähnlich ſind in Erfurt in der Preßburger Straße die 1931/32 gebauten Siedlungshäuſer errichtet worden. In Großwechſungen (Nordhauſen) wieder war es Sitte, daß die Beſitzer größerer Gehöfte ihre Wohnhäuſer mehr rückwärts nach den Gärten zu legten, während die kleineren Bauern das Wohnhaus an die Straße bauten. Ähnliche Anlagen treffen wir auch in Mittelthüringen.

Die Wohnhäuſer ſelbſt ſind faſt durchweg zweiſtöckig gebaut. Dreiſtöckige fallen ſtark auf und erhalten beſondere Bezeichnungen, z. B. in Beberſtedt (Kr. Worbis), wo 2 derartige „Himmel und Hölle" heißen. Das einſtöckige Haus iſt typiſch für Clettenberg (Kr. Nordhauſen), wo Kleinbauern ſiedeln. Natürlich iſt das Obergeſchoß kein Beſtandteil des urſprünglichen Hauſes, ſondern eine techniſche Errungenſchaft des Mittelalters. Luther nannte es „Söller". Die Bauern in der Gegend von Weida verdeutſchten das ihnen ungebräuchliche Wort, indem ſie ſagten, ein ſolches Haus ſei „überſäulert". Die alten Blockhäuſer erhielten Holzſäulen über dem Erdgeſchoß, was die Verdeutſchung nahe legte. Ehe man den Aufbau des Obergeſchoſſes techniſch gemeiſtert hatte, iſt natürlich, wie man erzählt, manches überſöllerte Haus zuſammengebrochen. Darum galt in der Rhön das Recht, daß bei einem Haus mit Söller 3 Männer mit Hacken 3 Stunden lang ungeſtraft graben durften, um das Haus zu Fall zu bringen. Aus dieſer Zeit ſtehen keine Häuſer mehr. Denn das Alter der Bauernhäuſer iſt ein verhältnismäßig beſchränktes. Eins der älteſten dürfte in Ebenshauſen bei Mihla an der Werra ſtehen, das die Jahreszahl 1525 trägt. Ein Bauernhaus in Trockenborn (Stadtroda) zeigt deutlich das Durchſchnittsalter und die Notwendigkeit jeweiliger Verbeſſerung in einer Inſchrift: „Conto gebaut anno 1707. Renoviert 1799 und 1880"; alſo nach 80–90 Jahren iſt eine gründliche Ausbeſſerung notwendig. Das Durchſchnittsalter der meiſten älteren Bauernhäuſer dürfte 150–200 Jahre ſein. Späteſtens jede 3. Generation muß ſich alſo zu einer durchgreifenden Erneuerung der Gebäude entſchließen.

Geſonderte Auszüglerhäuſer kennt der Thüringer Bauer nicht, da die Alten, auch wenn ſie ins „Altenteil" ziehen, mit den Jungen in der Regel weiter zuſammenwohnen, allerhöchſtens den Oberſtock beziehen. Nur im äußerſten Norden kommen geſonderte Auszüglerhäuschen im Gehöft vor. In Remſchütz bei Saalfeld, wo noch einige ſolcher zu ſehen ſind, ohne daß ſie zu dieſem Zweck benutzt werden, zeigt ſchon der rote Backſteinbau mit ſeiner niederſächſiſchen Steinanordnung und ſeinen Sinnbildern, daß hier einige niederſächſiſche Bauern Fuß gefaßt und ihrer heimiſchen Bauweiſe und ihren Gewohnheiten in dem Gehöft Ausdruck verliehen haben. Auch in Haarhauſen (Kr. Arnſtadt) iſt bei einigen Gehöften, und zwar auf der anderen Seite des Tores, ein „Auszugsſtübchen" vorhanden. Das ſind jedoch Ausnahmen. In Buchbach (Kr. Saalfeld) erklärte ſogar eine alte Bauernfrau mit Stolz, Auszügler gäbe es bei ihnen nicht, auch wenn für die alten Leute „eine Stube ausgemacht wäre".

Noch mehr Abweichungen als bei der Anordnung der Gebäude im Gehöft zeigen die bäuerlichen Wohnhäuſer; wieder ein Beweis für die ſtarke Gliederung der thüringiſchen Bevölkerung. Die Zahl der Räume und ihre Verwendung hängt ja zum allergrößten Teil von dem Wohlſtand der Bauern in den von Mutter Natur mit verſchieden ertragreichem Boden geſegneten Gegenden zuſammen. Wo kein Brand eine völlige Neuaufrichtung des Hofes nötig gemacht hat, begnügen ſich die meiſten Bauern mit Umbauten und Ergänzungen. Auf Stilreinheit achten ſie dabei nicht, ſondern ſehen bloß die praktiſche und wirtſchaftliche Seite. Alte und neue Formen ertragen ſie gelaſſen nebeneinander. In Schrotholz- oder Blockhäuſern wohnen noch kleine Bauern im Kreiſe Ziegenrück, im ſchönen Holzland zwiſchen Stadtroda und Eiſenberg und auf dem Thüringer- und Frankenwalde, überall da, wo der Waldreichtum die ſtarke Verwendung von Holzſtämmen nahelegte. Im Blockbau ſlawiſchen Einfluß zu ſehen, liegt kein zwingender Grund vor, er iſt bei Slawen und Germanen in gleicher Weiſe bekannt. Meiſtens haben ſich die Bewohner wenigſtens die „bühlerne" Stube (Bohlenſtube), wie man in Poſterſtein bei Gera ſagt, oder die „bilberne" Stube, wie ſie in Großenſtein bei Gera heißt, gewahrt. In Teichwolframsdorf (Kr. Greiz), einem ehemaligen Leineweberdorfe, ſind ſie häufig zu finden. Hinter einer ſtarken, mit weißem Kalk geſtrichenen Lehmwand verborgen, führt auch in großen Häuſern des reicheren Altenburger Kreiſes dieſe Bohlenſtube ein äußerlich verſtecktes Daſein. Von außen nur an den Umgebindelauben mit ihren ſchönen Rundbogen erkenntlich, atmen dieſe Häuſer im Innern mit ihren Holzwänden und -decken eine bezwingende Ruhe und Wärme aus. Gerade in der Verbindung von Lehm und Blockholz rühmen alle Bewohner ſolcher Bohlenſtuben ihre Vorzüge, die im Sommer die Kühle, im Winter

die Wärme bewahren. Als Umgebindehäuser[3] bezeichnen wir ſolche Häuſer, deren Wohnraum im Erdgeſchoß aus querliegenden Balken aufgebaut iſt, während das Fachwerk für das obere Geſchoß auf Säulen, die vor den Erdgeſchoßwänden ſtehen, ruht. Sie finden ſich vereinzelt in Oſtthüringen.

Die weitaus größte Zahl der thüringiſchen Bauern jedoch wohnt in Fachwerkhäuſern. Aus Rückſicht auf die Erhaltung der Wälder mag man ſich einſt unter dem Druck der Herrſchaft vom Blockbau abgekehrt und dem Fachwerkbau zugewandt haben. Auf einem mäßig hohen Steinſockel, d. h. einer dem Gelände gut angepaßten Grundſteinmauer, die aus Feldſteinen, Backſteinen oder Baſaltſtücken, mit Zement vermiſcht, aufgeführt iſt, wird das Geſchoß im feſtgefügten Rahmenfachwerk angeſetzt, darüber der Oberſtock und der Giebel mit Dach. Dieſe Gefache, in welche die durch einen gleichen Rahmen zuſammengefaßten ſenkrechten Ständer eingezapft werden, wendet man nicht nur für die Wohnhäuſer, ſondern ebenſo in vereinfachter Form für die Nebengebäude, Zäune und Ställe an. Die Möglichkeit, dieſe Gefache einfach übereinander zu legen, führt zu beliebiger Geſchoßbildung. In die Grundwelle, vielfach aus einem gewaltigen Stück beſtehend, ſind die Pfoſten eingelaſſen, die ihrerſeits wieder vom „Rähm" aufgenommen werden. Dort liegt, zuweilen etwas darin eingelaſſen, die Decke der Querbalken, die oft ein wenig vorgekragt ſind und die Saumſchwelle aufnehmen. Fritze hat mit Recht hervorgehoben, daß die hennebergiſch-fränkiſchen Bauern Südthüringens ſtatt der ſenkrechten Pfoſten weitgehend die Streben in der Rahmenfüllung verwenden. Die von der Grundmauer bis zum Dach durchgehenden ſenkrechten Pfoſten ſetzt er den Ständern, die wieder durch Querriegel verbunden ſind, in Niederdeutſchland gleich. Dagegen ſieht er in der geregelten und ſeltſamen Anordnung der Pfoſten, Riegel und Pfeiler, beſonders der Wandſtreben, eine fränkiſche Leiſtung, weil ſie ſich überall da, wo Franken koloniſiert haben, wiederfindet. Dieſe einſeitige Beanſpruchung für die Franken dürfte zu weit gehen; die Niederdeutſchen haben aus dem Ständerbau ihren hallenartigen Einheitsbau entwickelt, während in Franken die Ausſchmückung mit den verſchiedenſten Streben und künſtleriſchen Formen eine Vielgeſtaltigkeit angenommen hat, die wir zwar auch anderswo, aber nicht in dem Maße ausgebildet ſehen. Doch iſt die Verwendung von gekrümmten Hölzern, insbeſondere die der Doppelſtreben, des ſog. „Wilden Mannes", durchaus nicht als Eigentümlichkeit des althennebergiſchen Gebietes anzuſprechen; der Wilde Mann findet ſich viel häufiger in Niederdeutſchland. Man darf nur ſo viel ſagen, daß im hennebergiſchen Gebiete, das ſtark von Mainfranken beeinflußt und ja auch lange Zeit mit Würzburg territorial verbunden war, nach dem Dreißigjährigen Krieg die Bauern ihre Gehöfte unter Leitung von Zimmermeiſtern, die Kunſtfertig-

keit und Geſchmack zeigten, aufgeführt haben, während die weiter nordwärts wohnenden Thüringer den einfacheren Pfoſten- und Riegelbau, in gleichmäßigem Abſtand verwandt, aus Billigkeitsgründen pflegten und wahrſcheinlich die Häuſer ſelbſt mit Unterſtützung ihrer Nachbarn errichteten. Denn das Richten des Fachwerkrahmens war vielfach Angelegenheit der Nachbarſchaft. Vor allem in Weſtthüringen wird häufig die Brüſtungszone des Obergeſchoſſes in regelmäßigen kurzen Abſtänden mit ſenkrechten Sproſſen, „der Leiter", verſehen.

Das Fachwerk beſtreichen die Thüringer Bauern ſelbſt heute mit Holzkohlenteer oder dunkelbrauner Ölfarbe, während ſie es früher, wenn es Eichenholz war, roh ließen oder mit Ochſenblut beſtrichen, z. B. in Mosbach bei Eiſenach und Oberweid in der Rhön. Die Gefache füllen ſie heute gewöhnlich mit gebrannten Backſteinen; an den Nebengebäuden, Scheunen und Schuppen, dagegen verwenden ſie die billigeren luftgetrockneten Backſteine oder bewerfen die zwiſchen die Riegel gezwängten Holzſcheite oder das Flechtwerk mit einer Miſchung von Lehm und Stroh. Das Flechtwerk beſteht aus den ſog. „Flitzgerten", dünnen Stangen aus Fichtenholz, in Thüringen „Zinſel" genannt, mit Äſten und Zweigen verflochten oder gewunden, das Ganze „Wand" genannt. Es iſt genau dasſelbe Verfahren, das die Steinzeitmenſchen und auch die Bürger mittelalterlicher Städte anwandten, wie ein altes Bild der thüringiſchen Stadt Orlamünde vom Jahre 1486 zeigt. Das Überputzen mit Lehm nennt man in Menterode (Kr. Sondershauſen) „mandeln". Die Lehmarbeiten verrichtete früher ein beſonderer Berufsſtand, die „Kleiber", die nicht dasſelbe Anſehen wie die Maurer und Zimmerer beſaßen, ſondern von den ehrbaren Zünften als „unzünftig" angeſehen wurden, ſo wie die Nachkommen der wendiſchen Bewohner. Beim Abputzen der reinen Lehmfüllung verwandten ſie Strohpinſel, die ins Waſſer getaucht wurden; die Striche des Strohpinſels ſind noch heute, ſoweit ſie nicht verwittert ſind, ſichtbar, z. B. in Ballſtädt (Kr. Gotha). Wirkſameren und haltbareren Schmuck entwickelten ſie in den Lehmfüllungen mit einem kammartigen Zinken, ſo daß die primitiven, aber zum Teil auch eigenartigen Sinnbilder von „Kratzputzmuſtern"[4] entſtanden ſind.

Häufig überputzt man ſeit der Jahrhundertwende das ganze Fachwerk ſamt Füllung, das zu dieſem Zweck eine Auflage aus Schilfrohr bekommt, mit Kalkmörtel, ſo daß ein guter Teil ſchön gefügter Fachwerkhäuſer hinter dem Putz verborgen iſt und bei Gelegenheit ſeiner Wiederentdeckung harrt, wie z. B. das erſt im vorigen Jahrzehnt wieder entputzte Rathaus in Ummerſtadt. Manche Bauern glauben noch immer, ſolch ein abgeputztes Haus, das ein maſſives Haus vortäuſchen ſoll, ſei wertvoller als ein Fachwerkhaus! Die weſtthüringiſchen Bauern haben ſich, wie die heſſiſchen, den Sinn für

die Erhaltung und den Stolz ihrer Fachwerkbauten mehr gewahrt als die mittel- und ostthüringischen.

Im Thüringer- und Frankenwalde und besonders seinem Vorlande, in den ehemaligen schwarzburgischen und reußischen Gebieten, haben die Bewohner die Gefache oft auch ausgeklotzt, also mit senkrechten (z. B. in Oberschöbling-Rudolstadt) und waagerechten Füllhölzern (z. B. in Wildenspring-Arnstadt) ausgesetzt. In Orten mit Porzellanfabriken, z. B. in Buchbach bei Saalfeld, sind sogar die Gipskapseln, die für die Porzellanformen gebraucht werden, in der Nähe von Unterwellenborn bei Saalfeld die Eisenstein-Schlackensteine zum Ausfüllen benutzt worden. In anderen Orten wieder haben die Kleinbauern manchmal das ausgeklotzte Fachwerk, das bei waagerechter Lagerung den Regen allzu leicht in den Fugen festhält, so daß ein Verfaulen der Stämme begünstigt wird, zum größten Teil mit Schiefer benagelt, z. B. in Oberhain (Rudolstadt); ebenso in den Kreisen Hildburghausen, Schleiz, Saalfeld. Um möglichst alle Erneuerungsarbeiten zu sparen, sind in neuester Zeit wieder andere dazu übergegangen, das untere Stockwerk zu „unterfahren", d. h. das Fachwerk herauszunehmen und massive Mauern aus gebrannten Backsteinen aufzuführen, z. B. in Cospeda bei Jena, in Badra bei Sondershausen.

Im Kreise Schleiz verwenden die Bauern das Lehmfachwerk sehr selten, meistens haben sie ihre Häuser verschalt und mit Schiefer beschlagen, zumindest an den Wetterseiten. Der Giebel ist in den Waldgegenden fast regelmäßig mit Brettern verkleidet. Dörfer mit vorherrschender Bretterverschalung sämtlicher Wände, nicht bloß der Wetterseite, sind seltener, vorwiegend im Kreise Schmalkalden, z. B. in Kleinschmalkalden. Die Verkleidung der Wetterseite mit Holzschindeln war schon früher üblich; seit der Jahrhundertwende hat sich die Beschieferung wenigstens an der Straßenseite, auch in Gegenden, die den seit langem im Frankenwalde bei Lehesten abgebauten Schiefer nicht kannten, eingebürgert, z. B. in Dörfern des Kreises Sondershausen. In der Rhön haben die Kleinbauern ihre Häuser noch vielfach mit Holzplättchen beschlagen und gestrichen, mindestens an der Wetterseite. Die Formen dieser Wetterbrettchen sind folgende:



In Kranlucken (Rhön) kann man die Wetterbrettchen seit 1850 nachweisen, den Kalkmilchanstrich seit 1870, Verkleidung mit Ochsenzungen (Biberschwänzen) und Ziegeln seit 1900. Die Nachahmung des Schiefers durch Emailleblechtafeln, die auch seit der Jahrhundertwende in Aufnahme

gekommen war, wenden die Bauern jetzt kaum mehr an; dagegen nimmt die Beschieferung der Häuser allenthalben zu. Je höher die Leute auf dem Walde wohnen, desto mehr empfinden sie diesen Hauswandschutz als bewährtestes Mittel gegen die andauernde Feuchtigkeit im Winter. Im westlichen Vorland des Thüringer Waldes, z. B. im Kreise Schmalkalden, schützen noch viele Bauern die dem Wetter preisgegebenen Balken und Holzfugen durch hölzerne Wetterdächer, meist an der Giebelseite in zwei-, sogar dreifacher Wiederholung, auch an der Längsseite. Sie halten mit ihren Brettchen oder Ziegeln auf einem schmalen Holzgerüst das tropfende und allmählich ins Holz eindringende Regenwasser ab, was sich bewährt hat; trotzdem wurde es aber vielfach als altmodisch abgerissen. Viele solcher schönen Häuser sind in Viernau (Kr. Schmalkalden) zu sehen.

Der Oberstock kragt in den west- und nordthüringischen Gebieten meist etwas vor, bis zu 20–30 cm. Seit dem 16. Jahrhundert haben thüringische Bauordnungen in den Städten „den Überhang an den Häusern gegen Gassen und Straßen" verboten[5]. Die Dörfer haben in zunehmendem Maße diese Verordnungen übernommen. Mit Ausnahme der am Franken- und Thüringer Wald gelegenen Gebiete, in denen das Schieferdach vorherrscht, tragen jetzt die meisten Häuser Ziegelbedeckung. Doch haben sich die Ziegeldächer erst seit einem Jahrhundert eingebürgert. Bis dahin waren nur herrschaftliche Gebäude damit versehen. In Buchbach bei Gräfenthal, einem alten Fuhrmannsort, hat das Ziegeldach erst 1926 seinen Einzug gehalten. Bis dahin galten Stroh- und Schindeldächer als dem Bauern zustehend. Strohdächer sah ich nur als ganz große Seltenheit in Rothenberge bei Rastenberg an einem wohl zur Scheune herabgewürdigten Hause und noch eins in Nauendorf bei Gera. Der Besitzer in Nauendorf schätzt es wegen des wärmenden Daches im Winter besonders hoch und hilft sich, da ein Neudecken mit Stroh gesetzlich verboten ist, damit, daß er immer nur einen Teil des Daches mit der alten Strohdeckung erneuert; denn ausbessern darf er's noch! An Schindelhäusern halten noch ein paar mehr Häusler fest, denen ein Ziegeldach zu teuer ist, zumal wenn sie die Schindeln selbst holen und einsetzen, wie ich das mehrfach im Schleizer Bezirk gesehen habe.

Das Dach haben Bauern öfter, wenn die Längsseite nach dem Hofe zu liegt, etwas vorschieben lassen, so daß sie beim Gang zum Stall gegen Regen geschützt sind. Außer im Kreise Schmalkalden finden wir es häufig in den Kreisen Altenburg und Gera, wo der mit Platten belegte Weg unter diesem Dachvorschub „Heiste" (Hausgang) genannt wird. Über der Tür hat sich ein solcher Dachvorschub oft so weit im Viereck oder Rechteck hervorgewagt, daß er Stützen oder Säulen erhalten hat und zur selbständigen Vorlaube geworden ist. Im Kreise Hildburghausen heißt diese von der

Wohnstube bis zum Stall führende fränkische Laube auch „Hall(e)", in der auch manchmal noch ein primitiver Abort angebracht ist. Auch zweistöckige Lauben, Emporlauben oder mundartlich „Burlam", schaffen solche bequemen Verbindungen zu Nebengebäuden. Als „Gang" erscheinen sie außer in Südthüringen auch in anderen Teilen Thüringens, vor allem im Altenburger Kreise, wo sie sich manchmal über alle 4 Seiten des Hofes und auch an den Nebengebäuden hinziehen. So schön verziert wie die einstöckigen fränkischen Lauben mit wohlgedrechselten Säulen und verzweigten Brüstungsfeldern sind sie allerdings nicht. In Mittelthüringen wird dieser Gang, der als Trokkengang für Wäsche dient, als „Trucke" bezeichnet und nimmt außer der Wäsche auch die vogelbauerartigen Käsekörbe, in denen der Käse getrocknet wird, und am äußersten Ende den Taubenschlag mit auf.

Treten wir nun ins Bauernhaus selbst ein, so gelangen wir über ein paar Steinstufen, die im Schleizer Kreis durch ein paar wackelige Steinplatten, die sog. „Brück", gebildet wird, in den Flur. Er heißt in den fränkisch besiedelten Gebieten Süd- und Westthüringens „Ern" oder „Huseren", d. h. Hauserde; ein Beweis, daß er bis in die neueste Zeit die blanke Erde auf dem Boden aufwies. In manchen Orten des Kreises Sonneberg wird er auch „Hausplatz" genannt. Schließt die Haustür nicht mit der Hauswand ab, sondern ist sie 1–1½ m tiefer in den Hausflur verlegt, so entsteht ein überdeckter Vorraum, in Sundheim vor der Rhön „Schilderhäuschen" genannt. Freilich gehen die Bezeichnungen in Thüringen vielfach durcheinander, so z. B. wenn in Horba (Kr. Rudolstadt) der Boden des Wohnzimmers, nicht des Flurs, Ern heißt, oder in Obersachswerfen (Kr. Nordhausen) der Flur des oberen Stockwerks „Saal".

Vom Flur kommen wir in die Küche, die ursprünglich schon immer in ihrer Verlängerung neben dem Wohn- und Schlafraum lag und heute noch zuallermeist so liegt. Hier war der Herd und die Feuerstelle für den Ofen in der Stube, der noch häufig von der Küche aus geheizt wird. Das thüringisch-mitteldeutsche Haus hat, im Gegensatz zum niederdeutschen, von jeher 2 Feuerstellen. Während in der Küche früher der Rauch, ehe er zum Rauchfang hinausdrang, die Küchenwände schwärzte, war die abgetrennte Wohnstube das rauchfreie, heizbare Gemach. Die einfachste und wohl auch ursprünglichste Form zeigen die Kleinbauernhäuser, die hinter dem Flur die Küche und neben Flur und Küche die Wohnstube haben. Von ihr ist die Schlafkammer nur durch einen Vorhang oder eine Bretterwand getrennt, wie in Andenhausen und anderen Rhönorten häufig noch zu sehen ist (S. 131).

In neuerer Zeit ist die Küche in Mittel- und Nordthüringen häufig entweder neben die Wohnstube an der Giebelhauswand verlegt oder auf der anderen Seite des Flurs als große Wohnküche, in der die bäuerliche Familie

die Mahlzeiten einnimmt, eingerichtet worden. Offenbar iſt dieſe Verlegung von der Mitte des Hauſes aus Sicherheitsgründen vorgenommen worden, weil man bei der Ecklage des Küchenherdes die beiden angrenzenden Wände durch ſtärkere Steinmauern gegen Feuersgefahr ſchützen konnte, beſonders wenn der von der Küche zu bedienende Backofen angebaut war. An der dickeren Steinmauer fällt uns bei alten Bauernhäuſern ſchon von außen die Lage des Küchenraumes innerhalb des Hauſes auf. In Oppershauſen (Kr. Langenſalza) haben die Bauern ſtatt des Eckpfoſtens im Fachwerkrahmen bis zum erſten Stockwerk hinauf die ſteinerne Hausecke aufgeführt, und zwar



Erdgeſchoß eines Kleinbauernhauſes

haben ſie für die Grundmauern den dort vorhandenen Muſchelkalkſtein verwendet. Seit ungefähr 30 Jahren ſind im nördlichen Teil des Kreiſes Gotha die Bauern dazu übergegangen, die Küche aus dem Wohnhaus in einen einſtöckigen Raum im Gehöft zu verlegen[6]. Da man einerſeits bei vermehrter Viehhaltung mehr Kartoffeln dämpfen und Viehfutter kochen mußte, andererſeits aber in der Wohnküche nicht durch die Dämpfe beim Kochen, Waſchen und Schlachten beläſtigt ſein mochte, baute man eine „Sommerküche" dem Wohnhaus gegenüber oder im Anſchluß ans Tor oder zwiſchen Haus und Stall. Während des arbeitsreichen Sommers findet man ſich in dieſer Küche zum Einnehmen der Mahlzeiten zuſammen; daher hat ſie den Namen Sommerküche erhalten. Das eigentliche Wohnhaus wird in der Erntezeit faſt nur zum Schlafen betreten.

Die alten Kamine ſind nur noch ſelten in einer Küche zu finden. Einen ſolchen mit Schornſtein, der die Linienführung des hohen Daches beherrſcht, hat noch das alte Gaſthaus zum Wolf in Drognitz (Kr. Ziegenrück), wo die Saaleflößer früher ſtets einkehrten und ihre Holzzeichen in die Deckbalken des getäfelten Gaſtzimmers einſchlugen. Am ungemein großen Kachelofen trockneten ſie ihre naſſen Kleider.

Brot und Kuchen backen die thüringiſchen Bauern in Gemeindebackhäuſern oder in ihren Backöfen, die entweder an die Küche angebaut ſind und von ihr aus bedient werden oder ab und zu auch geſondert ſtehen. Wie eine von mir entworfene Karte[7] zeigt, iſt öſtlich der Saale nur der dem einzelnen Bauern gehörige Backofen bekannt, weſtlich der Saale das Gemeindebackhaus, der Privatbackofen aber überall da, wo Wenden als Hörige angeſetzt worden waren. Daß ſich ſorbiſches Siedlungsgebiet und das Verbrei-

tungsgebiet der Backöfen in Thüringen decken, ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, die auch durch die behördliche Bekämpfung der feuergefährlichen Backöfen am Haus keineswegs erklärt werden kann, da es auffallen müßte, daß sich ausgerechnet diese einstigen sorbisch besiedelten oder durchsetzten Dörfer an die Anordnungen der Regierungen nicht gekehrt hätten. Geschichtlich läßt sich, wie bei allen bäuerlichen Bauten, nicht über das 16. Jahrhundert zurückkommen, da nur wenige frühe Belege für den Bau von Gemeindebackhäusern – nicht für die Einrichtung von Gemeindebackhäusern selbst! – vorliegen: in Winkel bei Allstedt hat ein Backhaus schon vor 1503 im Besitz der Kirche bestanden; in Lengefeld bei Mühlhausen wurde ein Gemeindebackhaus 1575 gebaut, in Wölfis bei Gotha 1589. Vermutlich haben die Franken nach ihrem Siege über die Thüringer im Jahre 531 das Gemeindebackhaus eingeführt, während die sorbischen Altsiedler Ostthüringens, wie viele andere germanische Stämme, auf der früheren Kulturstufe mit der Beibehaltung des Einzelbackofens stehengeblieben sind. Die zweite fränkische Kolonisation zu Beginn des 2. Jahrtausends hat jedoch nicht vermocht, das Gemeindebackhaus im östlichen Thüringen, in dessen Kleindörfern sich fränkische Siedler vielfach festsetzten, und in Waldhufendörfern des Thüringer Waldes gegenüber dem Hörselberge heimisch zu machen[8]. Die Einrichtungen waren offenbar damals schon fester Brauch geworden. Woher die in diesen Waldhufendörfern durch die fränkischen Grundherren der zweiten „fränkischen Kolonisation" angesetzten Leute stammen, ist nirgends überliefert.

Vom Flur oder von der einst vom Flur nicht abgetrennten Küche führt eine Treppe in den *Keller* hinunter, der im fränkisch-thüringischen Gebiet als gut gemauerter und gewölbter Keller auftritt, im thüringischen aber auch noch vielfach als Balken- oder Tramkeller. Der aus Steinen gemauerte Haussockel schließt meistens den Kellerraum mit ein. In Kleinhäusern, z. B. in Mielendorf (Schleiz), befindet sich der Keller unter der Wohnstube und hat nur von hier aus durch eine herauszunehmende Dielenfläche von 1 qm Umfang Zugangsmöglichkeit; ebenso ist's in 5 Kleinbauernhäusern in Goßmannsrod (Hildburghausen) und Neuendorf (Worbis), womit die vorgeschichtliche Wohngrube mit dem Dach darüber in engste Nachbarschaft gerückt wird. Dieser „Dung" genannte Kellerraum findet sich als wannenartige Vertiefung unter dem Haus oder Pferdestall vereinzelt in ganz Thüringen[9]. Neben anderen zeigt auch diese Einrichtung, daß Thüringen in ganz Mitteldeutschland „die altvolksländische Siedlung" am zähesten bewahrt hat, wie R. Kötzschke[10] einmal treffend gesagt hat. Viele Bauernhäuser sind aber überhaupt nicht unterkellert, vor allem wenn, wie häufig an der Unstrut, das Bodenwasser die Anlage nicht gestattet. Dann haben die Bauern entweder einen besonders gut gemauerten Raum ohne Fenster ans

Haus oder an ein Nebengebäude angebaut oder haben ſich, wie z. B. in Orlamünde-Naſchhauſen an der Saale zu ſehen iſt, für die Hackfrüchte in den aufſteigenden Buntſandſteinwänden große, im Sommer wie Winter faſt gleich kühle, trockene Keller geſchaffen.

Über der Küche haben noch viele Bauern ihre Räucher- und Vorratskammer. Auf einer Treppe gelangt man in den Oberſtock, deſſen Räume in ärmeren Häuſern noch nicht alle gedielt ſind, ſondern einfachen Eſtrich haben (z. B. in Haarhauſen bei Arnſtadt), im übrigen aber etwas zahlreicher ſind als das Erdgeſchoß. Die Verwendung der oberen Räume iſt eine ganz verſchiedenartige. Wohlhabende Bauern haben hier eine Prunkſtube, die „gute" Stube mit Glasſchrank und Kommoden zum Bergen der reichen Wäſchevorräte; andere benutzen ſie als Schlafräume für das Ehepaar und die Kinder; wieder andere laſſen in dem über der unteren Wohnſtube gelegenen Raume die alten Leute wohnen, da gewöhnlich keine beſondere Auszüglerwohnung vorhanden iſt. Wenn oben, wie häufig, ein Ofen fehlt, iſt ein kleines Stück Diele herauszunehmen, und die warme Luft des unteren Wohnzimmers ſteigt durch dieſes „Wärmeloch" nach oben und macht den Aufenthalt darin im Winter erträglich.

In Süd- wie auch in Oſt- und Nordthüringen, beſonders an der Unſtrut, iſt in vielen ältern Bauernhäuſern auch eine „hohle Stube" zwiſchen Erd- und Obergeſchoß eingebaut. Die Bauern glauben, ihre Vorfahren hätten ſie eingerichtet, um ein Verſteck für ihre Habſeligkeiten oder ſchließlich auch manchmal einen letzten Zufluchtsort in Kriegszeiten zu haben; deshalb habe man unterhalb der oberen Balkenlage der Wohnſtube oder des benachbarten Stalles eine zweite Decke von 60 cm, höchſtens 100 cm Höhe, eingezogen. Nach außen iſt das Vorhandenſein dieſes Raumes überhaupt nicht ſichtbar, und ein Zugang iſt nur durch eine ſchmale Öffnung von der Decke aus möglich, die freilich oft durch Laden oder Gerümpel verſtellt iſt. Nur kleine Löcher in der Wand geſtatten die nötigſte Luftzufuhr. In Wirklichkeit iſt die Stube als ein kaſtenförmiges Gehäuſe in das ſchon fertige Haus hineingeſtellt worden, wie es bei der mit einem Erker geſchmückten Humaniſtenſtube in der „Engelsburg", einem Erfurter Patrizierhauſe, deutlich erkennbar iſt. Dadurch, daß die Stube nicht ſo hoch war wie das untere Stockwerk, entſtand der hohle Zwiſchenraum zwiſchen Stuben- und Stockwerkdecke. Es mag ſein, daß aus Sicherheitsgründen dieſer ſich zufällig ergebende Raum hie und da abſichtlich durch Einfügung einer Zwiſchendecke geſchaffen wurde.

Der Dachraum iſt ſelten fürs Schlafen eingerichtet. Wenn man ſagt, die Kinder ſchlafen „auf dem Boden" (Neundorf, Kr. Schleiz), ſo meint man das Obergeſchoß oder den oberen Flur (Saal), in Erinnerung an eine Zeit, wo

das Obergeſchoß noch nicht ausgebaut, alſo noch „Boden" war. Die bäuerlichen Ehepaare ſchlafen häufig, meiſt mit dem jüngſten Kinde, in einer Kammer neben der Wohnſtube im Erdgeſchoß oder in der Schlafkammer des Obergeſchoſſes über der Wohnſtube. Auch hier herrſcht der Brauch: in Oſtthüringen und häufig in Nordthüringen ſchlafen Bauer und Bäuerin im oberen Stock, in Mittel- und Südthüringen im Erdgeſchoß neben der Wohnſtube, die Dienſtboten dagegen meiſt in den über dem Stall errichteten Kammern. Vielfach gebietet es außerdem die Sitte, die Magd im Wohnhaus, den Knecht im Stallgebäude, in der Nähe des Pferdeſtalles, nächtigen zu laſſen. In vielen Dörfern des Kreiſes Mühlhauſen ſchlafen Bauer und Bäuerin ihr Leben lang im gemeinſamen Bett im oberen Stock; nur das Wochenbett der Bäuerin zwingt den Bauer zum zeitweiligen Verlaſſen. In Kleinhäuſern der Rhön, der Kreiſe Eiſenach und Saalfeld ſind auch noch, wie in alter Zeit, Wohn- und Schlafſtube unten neben der Küche nur ein Raum, meiſt nur durch einen Kattunvorhang voneinander getrennt. Und wenn eine Bretterwand, der ſog. „Scheid", angebracht iſt, ſo reicht dieſe türloſe Wand durchaus nicht immer bis an die Decke, iſt alſo weiter nichts als ein Schied. „Hinter dem Ofen" (Birx, Kr. Meiningen), nur durch den Scheid vom Wohnraum getrennt, ſchlafen Bauer und Bäuerin im Doppelbett; nur noch ſelten in den Kreiſen Meiningen, Eiſenach, Gotha, Langenſalza in der ungeſchiedenen Verlängerung der Wohnung, im Alkoven.

Die ſtattlichſten Gehöfte haben ſich die Altenburger Bauern gebaut. Zu erklären iſt das nicht ſo ſehr aus ihren großen Liegenſchaften, ſondern vor allem durch die von alters her herrſchende Erbhofgewohnheit, dem Jüngſten den Hof zu übergeben und die anderen Geſchwiſter leidlich zu entſchädigen. Mit Ausnahme der Striche um den Leina-Wald haben ſie ihren Wald weithin verloren und errichten deshalb ſchon ſeit den letzten Jahrhunderten maſſive Gebäude. Natürlich verwenden ſie auch noch Fachwerk, vor allem für das obere Stockwerk und die Nebengebäude. Vielfach bewerfen ſie den Oberſtock mit Mörtel, ſo daß das Fachwerk ebenſowenig zu ſehen iſt wie die eingebaute Bohlenſtube, die aber dem Kenner an den Rundbögen auffällt. Bei ſtärkerer Viehzucht haben viele Betriebe ſich noch eine beſondere Gewölbekammer als kühle Milchkammer eingebaut oder im überbauten Torhaus untergebracht; denn die Höfe ſind alle von hohen Mauern und einer gewaltigen Torfahrt umgeben. Während die kleineren Bauern Thüringens einfache Holztore, die ſich in Holzpfoſten drehen, mit und ohne Überdachung haben, ſchätzen die Altenburger Bauern die großen ſteinernen Torbögen. Sie finden wir auch in Mittelthüringen, z. B. in Witterda bei Erfurt oder Singen (Rudolſtadt). Aber alle dieſe Einrichtungen ſind ſtark der Mode unterworfen und durchaus nicht immer nur von zweckdienlichen Überlegun-

gen beſtimmt. In Singen z. B. ſetzte vor 25 Jahren eine Bewegung ein, welche die ſchönen Torbögen beſeitigte, obwohl gar kein Zwang vorlag. Denn die meiſten Bauern, die über die zu niedrigen Torbögen klagten, da ſie eine Einfahrt hochgeladener Erntewagen nicht zuließen, haben faſt alle noch Einfahrtmöglichkeit von der Rückſeite her; die altenburgiſchen Gehöfte ſogar manchmal drei Einfahrten, z. B. in Saara und Lehndorf. Andererſeits ſind viele Torfahrten überbaut und zu Torhäuſern ausgeſtaltet worden, um Wohnraum für den verheirateten Sohn oder für „die Auszügler" zu finden, z. B. im Kreis Altenburg, in Großenlupnitz bei Eiſenach. Kleinbauern auf dem Walde (Waldau bei Schleuſingen) und im reußiſchen Oberlande begnügen ſich mit Brettertoren, die bis 5 m hoch ſind, oder mit Staketenzäunen (Kr. Schmalkalden), um einen Gehöftabſchluß zu haben. Offene Gehöfte ſind nur in Südthüringen, im oberen und mittleren Werratale vorherrſchend. Aber auch hier errichten immer mehr Beſitzer wenigſtens Brettertore und Zäune. Ebenſo iſt es in der Rhön (Sundheim, Diedorf), wo erſt ſeit 1910 Brettertore und Zäune das Gehöft abſchließen; der gleiche Vorgang vollzieht ſich in den Waldhufendörfern Sontra, Deubach u. a. O.

Als Türen haben ſich die Bauern jetzt faſt durchweg ſtatt der waagerecht zweigeteilten Türen die einfachen längsgerichteten mit Oberlichtern angeſchafft, an Stelle der Schiebefenſter mit dem Schiebeladen die nach innen zu drehenden Fenſter. Nur vereinzelt haben Bauern in abgelegenen Dörfern Butzenſcheiben und Schiebefenſter bewahrt, wie z. B. in Elmenthal im Kreis Schmalkalden. Welchen abſonderlichen Einflüſſen Bauern in Wipfra bei Arnſtadt erlegen ſind, als ſie an ihren Häuſern ungemein viele Fenſter anbrachten, iſt nicht mehr feſtzuſtellen. War früher die Oberhälfte der Tür im Sommer geſchloſſen, ſo wußte jeder Beſucher, Freund, Viehhändler, Hauſierer, Bettler, daß niemand zu Hauſe war. Solange man am offenen Herde in der rußgeſchwärzten Küche kochte, war dieſe Öffnung zum Lichtſpenden und Lufterneuern notwendig.

Die Miſtſtätte haben die geſchloſſenen Gehöfte der Altenburger Bauern in der Mitte, meiſtens von einem Gatter oder einer Mauer umgeben, den Hof um den Düngerhaufen herum ſauber gekehrt, blitzblank vor allem die Heiſte. Die maſſiven oder ſauber abgeputzten Häuſer verlangen auch Ordnung und Sauberkeit neben ſich. Die beſonderen Taubenſchlaghäuſer, wie ſie häufig in den Kreiſen Altenburg und Gera zu ſehen ſind, erhöhen das Bild der Ordnung. Bunter und unordentlicher ſieht es auf den Höfen der fränkiſch-thüringiſchen Bauern aus. Der Dunghaufen liegt in den offenen Höfen nahe am Stall oder etwas verzettelt in der Mitte, in ſüdthüringiſchen Dörfern, wie z. B. Harras, ohne jede Umzäunung direkt an der Straße. Die Bauern nahmen bisher an dieſem für ſie alltäglichen Bild keinen Anſtoß; die Be-

ſtrebungen zur Verſchönerung des Dorfes öffnen ihnen allerdings die Augen und ſchaffen Wandlung.

Die Thüringer Bauern haben an ihren Wohnhäuſern nur in ganz beſcheidenem Maße ihre Freude an Schmuck entwickelt. Was in Thüringen an Schmuckform zu ſehen iſt, iſt beſonders von Franken her beeinflußt. Mit Frankens Reichtum in den baulichen Zierformen kann ſich aber Thüringen, wie die Arbeiten von E. Fritze mit den zahlreichen Abbildungen zeigen, nicht meſſen. Im fränkiſchen Südthüringen haben die Zimmermeiſter Triumphe gefeiert, freilich ſcheint die Zeit dafür auch ſeit einigen Jahrhunderten vorbei zu ſein; denn in der neueren Zeit läßt das Bedürfnis nach Verzierung erſchreckend nach und macht dem nüchternen Zweckbau Platz. Die Doppelkreuz-, Viertelkreis-Streben, die Wotan- und Andreaskreuze aus ſpätgotiſcher Zeit im Henneberger Gebiet finden ſich nur vereinzelt im Eiſenacher Kreis und im fränkiſch beſiedelten Oſtthüringen, wo man auch die ſchrägſtehenden Streben verwendet hat. Natürlich ſind dieſe Formen auf die Schauſeite der Fachwerkhäuſer beſchränkt. Hohen Geſchmack zeigt z. B. das Dorf Lehma bei Altenburg. Der Balkenſchluß iſt vor allem bevorzugt behandelt worden: entweder ſind die Balken abgerundet oder in Form eines gedrehten Taues oder einer Perlenſchnur bearbeitet, in Mihla bei Eiſenach ſind Balkenköpfe zu menſchlichen Geſichtern ausgeſchnitzt worden. Eckſäulen ſind als Taue oder Zöpfe geformt und laufen in Spiralen aus, z. B. in Wichtshauſen bei Schleuſingen. Das hauptſächlichſte Schmuckmittel bilden die Pfoſten und Riegel im Brüſtungsfeld. Die Riegel ſind häufig in der Form einer liegenden Leiter eingeſchoben, ſie ſind dagegen häufig dicker als die Gefache. Dreiecke und Quadrate, auf die Spitze geſtellt („Mühle"), manchmal mit geſchweiften Seiten oder mit Naſen verſehen und ſternartige Muſter ſind beliebt. Aber ſo ſchön ſie die Bauern finden, ſind ſie doch nicht gewillt, für einen derartigen, nichts einbringenden Hausſchmuck Geld auszugeben. Der Heimatſchutz freut ſich ſchon, wenn es gelingt, die Beſitzer zur Erhaltung und Pflege zu bewegen.

Die Klagen über das Schwinden der Gehöftanlagen finde ich nicht beſtätigt. In der Eiſenacher Gegend, im Kreiſe Meiningen und in Nordthüringen hält man an der Trennung des Wohnhauſes von Scheune und Stall feſt. In der Rhön, z. B. in Empfertshauſen, haben alle ſeit 1890 erbauten Hofraiten jetzt Scheune mit Stallungen unter einem Dach, das Wohnhaus getrennt davon und den Hof durch Hoftor oder Zaun abgeſchloſſen. Bei den größeren Höfen aber iſt an ein Abgehen von der bewährten Bauweiſe nicht zu denken. Anders iſt es in engen Gebirgstälern vor dem Walde, wo infolge der Bodenbeſchaffenheit Gelegenheitsplanungen die Stellung der Nebengebäude in abſonderlicher Weiſe zeigen.

Kleinere Bauern haben in den Kreiſen Schleiz, Sonneberg, Hildburghauſen den Einbau für Wohnhaus, Stall und Scheune, ſo daß alſo das gleiche Dach über alle dieſe Gebäude hinweggeht. Zum Unterſchied vom niederſächſiſchen Einheitshaus aber haben die thüringiſch-fränkiſchen Bauern alle dieſe Räume durch Mauern abgeſchloſſen und allen Gebäuden geſonderte Eingänge vom Hofe her gegeben. Dieſe Langfirſtbauten nehmen im Schleizer Oberlande manchmal auch ein ganz ſtattliches Ausſehen an.

Die Enge der Dorfanlage nötigte auch die Kleinbauern manchmal zur Benutzung gemeinſamer Höfe, z. B. in Tröbnitz bei Stadtroda oder Buchbach bei Gräfenthal; in Dröbiſchau bei Königſee gehören ſogar ſieben Beſitzern eine gemeinſame Einfahrt und ein gemeinſamer Hof. In anderen Dörfern wieder, z. B. in Rappelsdorf bei Schleuſingen, haben in der Regel zwei nebeneinander liegende Gehöfte nicht nur gemeinſame offene Einfahrt, ſondern auch einen gemeinſamen Schuppen. In Queienfeld und noch mehr in Wolfmannshauſen (Kr. Hildburghauſen), wo 2–6 Wohnhäuſer für die ſelbſtändigen Söhne auf dem Hufenſtreifen hinter dem Gehöft ſtehen, benutzen ſogar 4–8, ja auch 10 Familien eine Scheune. Daß es in ſolchen Dörfern, wo man den Grundbeſitz in Siebzehntel und Achtzehntel teilt, keinen Erbhofbauer gibt, iſt nicht verwunderlich. Die Abhilfe iſt eingeleitet. Dieſe Gemeinſamkeit ſtellt bei den thüringiſchen Bauern eine Ausnahme dar und verträgt ſich nicht mit ihrem ganz auf Scheidung, Abgrenzung gerichteten Beſtreben. Nur der durch die Lage bedingten äußerſten Notwendigkeit beugen ſie ſich.

Noch einfachere Häuſer haben ſich die in bergigen Gegenden, am Berghang wohnenden Kleinbauern mit Zwergbetrieben geſchaffen, wenn ſie eine Staffelung ihres Einbaues nicht waagerecht, ſondern ſenkrecht vornehmen, indem ſie das Vieh in einem Stall und die Hackfrüchte daneben in dem ſteingemauerten hohen Keller unterbringen. Auf einer Steintreppe gelangt man zu den Wohnräumen, die über Stall und Keller liegen. Der Dachraum birgt Heu und Stroh. Der Düngerhaufen liegt vor dem Hauſe an der Straße, z. B. im Schwarzatal, in Zillbach bei Meiningen. In einer ſolchen Anlage iſt natürlich nur eine Kümmerform eines Bauernhauſes in der Ebene zu ſehen.

Schließlich ſind noch die einfachen Bauernhäuſer in Nordoſt-Thüringen zwiſchen Saale und Unſtrut, beſonders in den Kreiſen Eckartsberga und Naumburg, zu erwähnen. Der Lehmboden legte den Kleinbauern nahe, ihre Häuſer aus Lehmwänden aufzurichten. Dieſe etwa ½ m ſtarken Wände bauten ſie abſatzweiſe auf; wenn die eine Schicht getrocknet war, ſetzten ſie eine neue auf, bis ſie die gewünſchte Höhe erreicht hatten und das Dach aufſetzen konnten. Für ein zweites Stockwerk brachten ſie Balken und Fachwerk darüber an. Den Raum für Türen und Fenſter ſparte man nicht aus,

ſondern ſchlug die Öffnungen erſt nach Beendigung des ganzen Umfaſſungsbaues aus. Dieſe Häuſer konnten ſich die Kleinbauern allein, allerhöchſtens mit Unterſtützung der Nachbarn errichten. Der nachbarſchaftliche Geiſt ſorgte auch nach dem Weltkriege für ein ſo billiges Bauen. Und wenn ein ſolches Haus dann bei etwas beſſerem Vermögen ſogar noch abgeputzt wurde, war es von einem maſſiven gar nicht zu unterſcheiden. Ein Bewohner rühmte mir an Vorzügen nicht nur die größere Wärme im Winter gegenüber den mit Backſtein gebauten Mauern, ſondern wies mich auch noch darauf hin, daß bei ausbrechendem Feuer die Backſteine oft zerplatzen, dagegen die Lehmbauten nur feſtgebrannt werden. Derartige (alte) Wohnhäuſer und Nebengebäude ſieht man auch in Coppanz bei Jena.

Südlich des Höhenzugs der Schmücke hat man auch an Stelle der Lehmhäuſer einfache „Dreckhäuſer" aus Dreckziegeln oder Dreckgeſtampf gebaut. Wegen der aufſteigenden Bodenfeuchtigkeit ſind ſie nicht ſo haltbar, aber die Abgelegenheit von der Bahn macht für viele die Heranſchaffung von Zement oder Backſteinen zu koſtſpielig. Auch in Melchendorf bei Erfurt ſind bei einſtöckigen Häuſern ſolche aus Kalk und Straßendreck (Pliſſé) geſchaffenen Stampfwände billig errichtet worden.

Als Ergebnis kann kurz zuſammengefaßt werden: In Thüringen ſtehen verſchiedene Formen des Bauernhauſes bunt durcheinander, ſo daß eine klare geographiſche Abgrenzung nicht immer möglich iſt. Neben dem mitteldeutſchen Gehöft, das in Südthüringen mehr offen, in den anderen Teilen mehr geſchloſſen iſt, ſteht das größere Einhaus, das im Schleizer Kreiſe hinter dem Wohnhaus die Stallung und die Scheune unter einem Dach vereinigt, oder des Kleinbauern Häuschen mit ſenkrechter Stufung von Stall, Wohnräumen und Boden zur Aufnahme von Heu und Stroh. Nach den Bauſtoffen iſt eine Gliederung inſofern möglich, als in Oſtthüringen, beſonders im Altenburger Kreis, aus Stein gebaute Gehöfte, im nordöſtlichen Thüringen einfache, lehmgeſtampfte Häuſer und ſonſt zu allermeiſt Fachwerkhäuſer zu finden ſind. Die Bekleidung der Decke und Wetterſeiten beſteht aus Ziegeln, Schiefer und Holzplättchen.

Eine Entwicklungslinie, ſeit 1 bis 2 Jahrhunderten begonnen, iſt ſichtbar; ſie ſcheint auch die Zukunft zu beſtimmen: 1. Statt des giebelſtändigen Hauſes breitet ſich das die Traufſeite der Straße zukehrende Breithaus, mit der Haustür von der Straße her, aus. 2. Der Bauer trennt ſich im Wohnraum immer mehr vom Vieh, da die Stallungen nicht mehr vom Hausflur, ſondern vom Hof aus Zugang erhalten. 3. Das Wohnhaus bildet im Gehöft einen ſelbſtändigen Block; Stallungen und Scheune werden als ſelbſtändige Gebäude errichtet, der früher mit dem Haus verbundene Stallraum wird zu Wohn- oder Schlafkammern umgebaut. 4. Die Küche, die ſchon früher durch

eine Wand vom Flur abgetrennt worden war, tritt mehr von ihrer Lage in der Verlängerung des Hausflures, zumal wenn dieser von der Straßenseite in den Hof durchführt, in eine rechtwinklig vom Flur abgeknickte Lage hinter die Wohnstube oder auch auf die der Wohnung gegenüberliegende Seite des Flurs.

Die Scheunen haben auch heute noch trotz der Verwendung der Dreschmaschinen die Tenne, zu deren Seiten sich der große und der kleine Bansen erstreckt. Zum Oberstock der Scheune, Gerüste genannt, gelangt man zu allermeist nur auf der Leiter, ganz oben ins „Hahnenholz".

Die alten eigenständigen Formen des Wohnbaus sind, wie alle Formen der materiellen Kultur, durch moderne Formen verdrängt und ersetzt worden. Das gilt vor allem für die Stadt. Und doch kann man auch z. T. noch von einem volkstümlichen Wohnbau der Stadtbürger und Arbeiter sprechen. Die Arbeiter, die nicht in großen Miethäusern wohnen, sondern im Dorf oder am Rande der Stadt ihr Eigenheim in einem kleinen Garten errichtet haben, haben sich manchmal ein Haus geschaffen, dessen sämtliche Räume für die ganze Familie aus Flur, Stube, Küche und 2 Kammern bestehen. Die Wohnverhältnisse dieser Arbeiter mögen den ursprünglichen der Bauern oft sehr nahe stehen. Auch in Kleinstädten, wo das breit-behäbige Traufenhaus sein Gesicht der Straße zukehrt, oft mit einer überbauten Torfahrt an der einen Hausseite, ist eine Erweiterung des Schlafraumes über den Wirtschafts- und den gewerblichen Räumen im Seitenflügel festzustellen. In Städten, die lange durch eine Mauer eingeengt und im Wohnraum beschränkt waren, mußte sich der Wohnbau in die Höhe entwickeln. In Erfurt, das bis 1873 preußische Festung war, sind noch typische Kleinbürgerhäuser am Domplatz zu sehen: sie ziehen sich schmal, nur 4 m breit, über 3 Stockwerke zum steilen Dach empor, haben neben dem Hauseingang nur den Laden, aus dem ursprünglich auf den Flur hinaus den Kunden die Ware gereicht wurde, und im 2. und 3. Stockwerk je ein Zimmer mit Küche oder Schlafräumen dahinter. Die Not, der Mangel an Platz, ließ sogar in der Häuserreihe 1½ Schritte breite Häuser aufkommen, deren Tür die ganze Hausbreite einnimmt, mit einem einzigen Fenster darüber im 1. Stock; nach hinten erweitert sich der Raum allerdings zu einer Werkstatt. Solche Häuser führen natürlich im Volksmund Spott- und Scherznamen, wie z. B. „das Handtuch" am Kartäuserring in Erfurt.

Im Holzschnitzwerk und Zierat des Hauses ist der thüringische Bauer nicht so verschwenderisch wie der niedersächsische oder fränkische. Die Eckſäulen des Hauses, Querbalken im Fachwerk und das Tor sind bisweilen mit Holzschnitzereien versehen, häufig sind auch Anfangsbuchstaben der Erbauer und Jahreszahlen angebracht, Hausſprüche und Malereien, im alten Mittel-

thüringen zwiſchen Weimar, Arnſtadt, Eiſenach und Heiligenſtadt-Nordhauſen maßvoll, im ſtärker fränkiſch beſiedelten Süd- und Oſtthüringen weitaus häufiger. So zurückhaltend der niederdeutſche Bauer im Umgang mit den Menſchen iſt, ſo beredt äußert er ſich bei ſeinem Haus, während der eigentliche Thüringer, der ſonſt ſo geſprächig iſt, ſich an ſeinem Hauſe ſchweigſamer zeigt. Immerhin ſcheint der Thüringer auch hier ein geſundes Mittelmaß zu halten, liegen doch Tauſende von ſolchen Hausinſchriften, im geſamten Gau Thüringen geſammelt, vor. Sie künden, am Hauſe eingeſchnitten, häufiger aber aufgemalt auf Holz oder Schiefer, von Gottvertrauen und bäuerlicher Moral, vom Verhältnis zu den lieben Mitmenſchen, von Brand und Krieg und legen Bekenntnis zur Heimat, zum Stand und zur Familie ab.

Echt bäuerlich iſt die Feſtſtellung, daß nicht der Menſch, ſondern das Gehöft das Weſentliche iſt:

„Das Haus iſt mein und doch nicht mein,
Der vor mir war, dacht auch, 's wär ſein;
Er ging hinaus und ich hinein,
Nach meinem Tod wird's auch ſo ſein.
(Oberndorf bei Gera 1724)

Zu den älteſten Hausinſchriften gehört die Frömmigkeit und Lebensweisheit vereinende Inſchrift aus Biſchofroda bei Eiſenach: „Wer Gott vertraut hat wol gebaut im Himmel und auf Erden. Allen die hier vorübergehn und mich kennen, den gebe Gott was ſie mir gönnen. Georg Nicolai. 1526."

„Einen geſunden Leib
Ein getreues Weib
Freud an jedem Kind
Unſer täglich Brod
Alle Jahr ein bißchen Noth
Dereinſt einen ſelgen Todt
Dazu helf der liebe Gott."
(An einer Schieferplatte eingehauen, Heubiſch bei Sonneberg, 1888)

„Erſt ſchaff dein Sach,
Dann trink und lach!!" (Walldorf bei Meiningen)

„Wer im Ernſte wie im Spaße
Etwas Unrechts ſagt von mir,
Zupf ſich ſelbſt an ſeiner Naſe,
Kehre ſelbſt vor ſeiner Tür." (Grabsleben bei Gotha)

„Böſes Weib und ſaures Bier,
Behüte dich der Herr dafür!" (Neundorf, Kr. Gera)

„Der eine betrachts
Der andre belachts
Der Dritte verachts
Was machts?“ (Lauscha im Kreise Sonneberg)

„Was steht ihr da, sperrt auf die bösen Mäuler?
Ich habs gebaut, wie mir gefällt,
Und kost mir auch mein schönes Geld.“
(Förtha bei Eisenach)

Ein Berginvalide hat in aller derben Offenheit über dem neu erbauten Stalle folgenden selbstgemachten Vers angebracht:

„So zieht nun ein, Pferd, Kuh und Geiß,
Doch was es gekostet hat, wißt ihr nen Scheiß.“
(Unterellen bei Eisenach)

Am Pfarrhof zu Niederdorla bei Mühlhausen ist in einen Balken eingeschnitten:

„Mamertus tausendsechzehnhundert Jahr
Neunzehn nach Christi Geburt gar,
Da dieser Pfarrhof abgebrannt,
Steht nun wieder in Gottes Hand
Wohl aufgebauet auf diesem Ort.
Gottes Gnade bewahr denselben hinfort,
Dies wünscht Sebastianus Treis,
Pfarrer bestellt auf Gottes Geheiß.“

„Mit Freude ließ ich bauen,
Mit Sorge hört ich auf.
Mußt Krieges Greuel schauen
Und schwerer Zeiten Lauf.“ (Thonhausen, Kr. Altenburg)

„Mich rissen Flammen nieder,
Ganz ohne meine Schuld.
Mein Gott der half mir wieder
Durch seine Vaterhuld.“ (Trebnitz bei Gera)

„Dem Alten bewahre die Treue,
Doch stemme dich nicht gegens Neue.“
(Ichtershausen bei Arnstadt)

„Ost, Süd, Westen, Daheim ists am besten.“
(Rohr bei Schleusingen)

„Arbeite gern und sei nicht faul –
Gebratne Tauben fliegen nicht ins Maul“,
(dem Wohnhaus eines alten Schreiners aufgemalt in Rohr bei Schleusingen)

1632
Wo du ſitzt
1870 ſitze feſt 1927
alter Sitz
iſt der beſt.

(Könitz bei Saalfeld)

„Das ſchönſte Wappen in der Welt,
Das iſt der Pflug im Ackerfeld."

(Wenigenehrich bei Sondershauſen)

Über der inneren Stubentür findet man in vielen Bauernhäuſern des Kreiſes Altenburg den Namen des Bauherrn und ſeiner Frau eingeſchnitzt oder aufgemalt. In Wallbach bei Meiningen ſind an der Straßenſeite eines Hauſes blumige Fenſterläden zu ſehen, an den Läden des Oberſtockes ſind die 4 Jahreszeiten ſinnbildlich dargeſtellt und mit Sprüchen verſehen.

VI. Volksnahrung

Die alte Kulturprovinz Thüringen ist nicht nur das Land des deutschen Klassizismus in Literatur und Kunst, sondern auch das klassische Land des Kuchens, des Kloßes und der Rostbratwürste.

Der Kuchen ist älter als das Brot. Das Anrühren von Mehlbrei und das Backen von Fladen, Kuchen und vor allem Brot galt als heilig. Darum wird noch zu allen weltlichen und kirchlichen Festen Kuchen gebacken. Die Erinnerung an die Heiligkeit dieser Tätigkeit verlor sich, je mehr Brot und Kuchen Handelsware wurde. Im Bauerntum freilich, wo das Korn gesät und geerntet, gemahlen und z. T. selbst gebacken wird, ist es ein arger Verstoß gegen die gute Sitte, Brot zu vergeuden, sei es, daß die Kinder Brotkrumen unter den Tisch fallen lassen oder sie zu Pillen drehen. Das Gebet um das tägliche Brot, das „liebe Brot" ist bäuerliche Selbstverständlichkeit. Bei dem täglichen Brot handelt es sich also um das elementarste und fundamentalste Lebensgebiet der Menschheit, es bildet überall die Voraussetzung und die Grundlage alles geistig-seelischen Lebens.

Jede Familie ist nicht nur Abstammungsgemeinschaft, nicht nur Arbeits-, sondern auch Verzehrsgemeinschaft. Bei getrennter Arbeit ist die Tischgemeinschaft oft die einzige Gemeinschaft, die die einzelnen Familienglieder zusammenführt und der entscheidenden Gefühls- und Stimmungsgemeinschaft den Rahmen gibt. Wer diese Verzehrsgemeinschaft verlassen, aufgeben muß, ist nach der Volksmeinung „im Elend", hier das Wort in seiner alten vollen Bedeutung genommen. Denn wird der aus der Arbeits- und dann vielfach auch aus der Verzehrsgemeinschaft Ausgestoßene auch vor dem Verhungern bewahrt, sehnt er sich doch zurück nach der Gemeinschaft, in der er sich mit den Seinen eins weiß. Wer einen Einblick in die soziale Frage des Volkes gewinnen will, muß darum mit von der Nahrung seinen Ausgangspunkt nehmen.

Aus der Fülle des Stoffes soll nur das für Thüringen besonders Charakteristische herausgehoben werden.

Schon die Art, wie und wo man das tägliche Brot bäckt, führt uns hin zum Hauptproblem der Volkskunde, das sich auf Gemeinschaft und Einzelwesen innerhalb der Volksgemeinschaft bezieht. Man bäckt in Thüringen Brot und Kuchen – von den städtischen Bäckereien abgesehen, die aber erst im 13. Jahrhundert ihren privaten Charakter gewonnen haben – entweder im Gemeindebackhaus oder im eigenen Backofen. Die Grenze zwischen bei-

den Verbreitungsgebieten iſt in Thüringen ziemlich ſtreng, wie die Karte zeigt. Sie iſt die Saale, die alte Slawengrenze. Merkwürdigerweiſe iſt auch überall da, wo die ſlawiſchen Sorben oder Wenden nach Weſten über die Saale erobernd vordrangen, wie z. B. auf der Ilmplatte, oder wie ſie ſpäter als Hörige von kirchlichen und weltlichen Grundherren angeſiedelt wurden, der Backofen zu finden. Der Backofen iſt in alleiniger, unbeſtrittener Herrſchaft im thüringiſchen Oſterland, öſtlich der Saale; weſtlich der Saale findet er ſich:

1. auf der Ilmplatte von der unteren Unſtrut bis nach Weimar und Tannroda hin;
2. zwiſchen Rudolſtadt und Saalfeld im Rinnetal aufwärts bis zum Längwitzgau bei Arnſtadt;
3. in den einſtigen zum Erzbistum Mainz gehörigen Erfurter „Küchendörfern" über Tonndorf nach Rudolſtadt zu;
4. um Eiſenach in dem deutſchen Lupnitzgau, der ſorbiſche Hörige nach hiſtoriſchen Belegen aufgenommen hatte;
5. an Werra zwiſchen Gerſtungen und Vacha, wo ebenfalls ſorbiſche Hörige angeſiedelt waren;
6. ſüdlich von Kloſter Walkenried auf dem nördlichen Eichsfeld und in der Helmeniederung, zu deren Entſumpfung neben Flamen auch Sorben hinzugezogen worden ſind;
7. in Teilen Südthüringens, in die der Einfluß des Bistums Bamberg reichte, und am Südabhange des Thüringer Waldes, wo vereinzelt ſorbiſche Hörige angeſetzt worden ſind.

Das Gemeindebackhaus iſt wahrſcheinlich von den Franken nach ihrem Siege über die Thüringer im Jahre 531 eingeführt worden. In der thüringiſchen Rhön haben ſogar auch Arbeiter in den letzten Jahrzehnten gruppenweiſe Backhäuſer gebaut und dort das Backhausgebiet erweitert, während es anderswo an Ausdehnung verloren hat.

Es iſt offenbar, daß die einſt ſorbiſch durchſetzten Gebiete Thüringens den Backofen als Frühform länger bewahrt und ſogar bis in die Gegenwart gerettet haben, daß dagegen die germaniſchen Gebiete Thüringens unter dem Einfluß der fränkiſchen Beſiedlung das Gemeindebackhaus als ſpätere Entwicklungsſtufe angenommen haben. Das bedeutet aber zugleich, daß der genoſſenſchaftliche Gemeinſchaftsgeiſt vorwiegend bei den Germanen, der Individualismus bei den einſtigen ſorbiſchen Bewohnern ein Ausdrucksmittel bekommen hat.

Bei aller Gemeinſchaft iſt Beſonderung notwendig. Wie ſollen die Brote und Kuchen, die im Gemeindebackhaus eingeliefert werden und doch oft die gleiche Form und das gleiche Ausſehen haben, unterſchieden werden? Durch

Zeichen. Entweder drücken die thüringiſchen Frauen dem Teig nach alter Weiſe ein Kreuz mit Teigſtreifen auf oder ein Holzſtück, einen Nagel, eine Zwirnsrolle, ein Stück Brotrinde, einen Flaſchenverſchluß aus Blech, Eierſchalen, ein Holzplättchen mit den Anfangsbuchſtaben des Namens, ſchließlich auch einen Stempel mit dem Namenszug des Beſitzers.

Damit Gemeinſchaft und Einzelweſen beiderſeits zu ihrem Rechte kommen, iſt beim Gemeindebackhaus, ganz gleich ob ein Bäcker als Beauftragter der Gemeinde die Backgeſchäfte beſorgt oder die einzelnen Frauen ſelbſt nacheinander backen, eine Backhausordnung gegeben. Die Reihenfolge des Backens wird durch das Los beſtimmt. Die Kirchenglocke fordert noch vielfach zur Loſung vor dem „Backs" auf. Die Reihenfolge iſt wichtig, zumal am Montag, wenn der Ofen vollſtändig kalt iſt; denn der erſte muß das meiſte Holz verfeuern. Backtage und Beginn des Backens werden feſtgeſetzt, ebenſo die Weitergabe der Schlüſſel, wenn die einzelnen ſelbſt backen. Wenn ein meiſt Ungelernter aus dem Dorfe, der in ſein Backgeſchäft hineinwächſt wie jede zünftige Hausfrau, ſeines Amtes waltet, iſt genau beſtimmt, wieviel „Bäckenreiſig" für ein Brot, für einen Kuchen zu liefern iſt, wieviel Pfennige zu zahlen ſind, daß auf je 30 Kuchen bei Hochzeiten, wo manchmal bis zu 100 gebacken werden, einer an den Bäcker zu entrichten iſt. Daß auch in Dörfern mit Hausbacköfen, zumal in den Strichen, die im Gemeindebackhausgebiete eingeſprengt ſind, z. B. im Lupnitzgau bei Eiſenach, ein Ausgleich inſofern erfolgt, als zwei Nachbarn Woche für Woche abwechſelnd beieinander backen, um Feuerung zu ſparen, iſt die Folge nachbarſchaftlichen Denkens und zweckhafter Einſtellung.

Dann erfüllt das Backhaus noch eine beſondere Aufgabe im Dorfleben. Was für die Männer das Wirtshaus iſt, iſt für die Frauen das Backhaus. Es iſt ihr geſellſchaftlicher Mikrokosmos. Wenn an den Backtagen die Frauen dort verſammelt ſind, bedeutet das für die Nachrichtenübermittelung im Orte ſicherlich ebenſoviel wie die großen Telegraphenbüros für die große Welt.

Man ißt in Thüringen ärmlicher und magerer als in Nord- und Süddeutſchland. Thüringen iſt ein Roggen-, kein Weizenland, es fehlt ihm weithin der dickrückige Speck. Durch den Boden alſo, nicht durch ſeine Natur iſt der Thüringer zur Genügſamkeit genötigt. Bezeichnend für die frühere Armut des Thüringer Wäldlers iſt das Verſchen, das früher in Schwarzburg ſtatt der vierten Bitte des Vaterunſers von den Kindern hergeſagt wurde: „Wir habn kein Brot, wir habn kein Mehl, meine Mutter muß ſtehl." Je mehr der Verdienſt gewachſen iſt, deſto reichlicher iſt auch die Nahrung geworden. Seit einem Menſchenalter hat ſich gegenüber der alten thüringiſchen Einfachheit ein ganz gewaltiger Fortſchritt vollzogen. Auch die Menſchen ſind

durchſchnittlich größer geworden. Ob oder inwieweit dieſe Veränderung auf den größeren Fleiſchgenuß zurückzuführen iſt, muß die anthropologiſche und mediziniſche Forſchung noch feſtſtellen.

Es beſteht ein Unterſchied zwiſchen den Bewohnern des Flachlandes und des Thüringer Waldes, der ſich auf vielen Gebieten äußert. Der Wald iſt der Strich der Kartoffelſpeiſe in hundert Geſtalten, das Flachland kennt daneben auch Mehlſpeiſen. Mit dem teueren Brote wird auf dem Walde geſpart.

Die Kartoffel iſt die jüngſte Pflanzenkoſt. Erſt 1739 befahl der Herzog Ernſt Auguſt von Weimar den Anbau von Erdtuffeln auf den Kammergütern, allerdings zur Ankörnung der Wildſchweine; 1757 wurde die Anpflanzung der Kartoffel dann allgemeiner auch für die menſchliche Nahrung gemacht, um 1800 ſchon war ſie unentbehrliche Speiſe. Unter den Händen der Hausfrau iſt ſie in einer großen Anzahl von Gerichten tiſchfähig gemacht worden: gebraten, gebacken, geſotten, in ſog. „Ganze", in Schnippen, als Suppe, Brei, Detſcher. Die Namen für das gewöhnliche Abendbrot aus gekochten Kartoffeln mit Speck und Zwiebeln, das ſog. Gehackte oder Geſtampfte, ſind vielfach, z. B. Zammet in Biberſchlag, Paps in Schmiedefeld am Rennſteig, Knoortſch in Lauſcha, Manſch in Suhl und Goldlauter, Dulch in Schleuſingen, und ergeben ein buntes Bild für die Mundartenkarte. Auch der Kuchen bekommt häufig einen ſtarken Zuſatz von gekochten Kartoffeln und wird darum Kartoffelkuchen genannt. Kartoffeln ſind auf dem Thüringer Walde etwas ſo Regelmäßiges und Gewöhnliches, daß auch die zu Riehls Zeiten gebräuchlichen Schimpfwörter am Südabhange des Thüringer Waldes noch heute zu hören ſind: Kartoffelkröt und Erdäpfelgeheu-Kröt[1]. Noch immer gilt für den Thüringer Wald der alte Vers:

„Kartoffeln in der Früh,
Zu Mittags in der Brüh,
Des Abends mitſamt dem Kleid (der Schale),
Kartoffeln in Ewigkeit."

Ihre Krönung haben die Kartoffelgerichte in den *Klößen* erfahren. Sie ſind die Herren unter den Kartoffelgerichten, und zwar als rohe oder grüne Klöße, die aus geriebenen rohen Kartoffeln hergeſtellt ſind; allein *ſie* werden als Thüringer Klöße bezeichnet. Eigentlich mit Unrecht. Denn früher beheimatet und dort ebenſo volkstümlich ſind ſie im Vogtland und in Oberfranken. Die Klöße ſind ihrer Entſtehung nach nur ein Zufallserzeugnis. Man wollte Stärke aus gepreßten Kartoffeln gewinnen, war aber bei der angeſtammten Sparſamkeit nicht gewillt, die übriggebliebene Kartoffelmaſſe wegzuwerfen. Und ſo geſtaltete man aus dieſem Nebenerzeugnis das Gericht, das heute als Thüringer Nationalgericht gilt.

Eine Thüringerin verrät ihre hausfrauliche Tüchtigkeit, wenn ſie einen wolligen, lockeren, nicht weichlichen Kloß bereiten kann. Anton Sommer, der Rudolſtädter Mundartdichter, drückt ſeine Überzeugung, daß das Thüringer Lieblingsgericht nur im Lande ſelbſt gedeihen kann, mit folgenden Verſen ſeines Gedichtes „Hämwieh" aus:

„In Oeſtreich ſollt 'ch Knötel aſſe,
da konnt mer ju met ſchieße,
ech ha ſe alle ſtihnig laſſe;
in Heſſen gab's a Klieſe,
die warn wie Haſelnöſſe gruß.
Ja, das war kä Ardäpfelklus,
Wie merſche ſu derhäme hat –
's giht doch niſcht iber Rudelſtadt!"

Wohl kaum ein Thüringer Heimat- und Mundartendichter vor und nach Anton Sommer hat ſich eines Preisliedes auf den Kloß als die thüringiſche Nationalſpeiſe enthalten können. Während G. Th. A. Deckert ſchon 1827 die Zuſammenſetzung des hennebergiſchen Lieblingsgerichtes poetiſch erklärt, feiert Rudolf Baumbach 1882 in ſeinem „Lied vom Hütes" die Entſtehung des Kloßes als eines Erſatzgeſchenkes der Frau Holle für den ſchlechten Werrawein, worauf Guſtav Joch in ſeiner mehr als 200 Verſe zählenden kulinariſchen Studie „Der Thüringer Kloß", Baumbach witzig verbeſſernd, ſchildert, wie er entſteht, wie er verzehrt und hoch geſchätzt wird. Der Altenburger Mundartendichter Friedrich Ullrich weiß ſogar faſt 50 Strophen zum Lobe der „Aarbarn-Klüſern" zu ſingen. Der „Waldkloß" findet auch die Anerkennung des nordthüringiſchen Mundartdichters Hermann Töppe im „Kartoffellied", des allbekannten Thüringer Waldpoeten Julius Kober im „Sühler Hüteslied" und des Verfaſſers der „Thüringer Waldklänge" Wilhelm Ulbrich in ſeinen „Lauſchner Knölle".

Klöße werden im ganzen Lande, in Stadt und Land, regelmäßig ſonntags gegeſſen. Für die meiſten Thüringer hätten Sonn- und Feſttag keinen vollen Glanz im Hauſe, wenn ſie ſich nicht auf die rohen Klöße freuen könnten, auf das Nationalgericht, mit dem man auch dem Gaſte die größte Ehre antut. Vielfach werden ſie auch in der Woche noch einmal gegeſſen, mindeſtens am Montag die aufgewärmten Sonntagsklöße, die übriggeblieben ſind. In einigen ländlichen Gegenden, wie im Schleizer Kreiſe, beſtehen noch beſtimmte Kloßtage, die früher in Mietverträgen der Knechte und Mägde feſtgelegt waren. Gewöhnlich iſt der Donnerstag der zweite Kloßtag. Nach der Zahl der Klöße, die einer verzehrt, wird ſeine Stärke bemeſſen. Thüringiſche Lügengeſchichten und Anekdoten werden nicht müde, gerade darüber Unmöglichkeiten zu berichten.

„Zehn Thüringer Klöße und eine fette Gans.
Wer kann das vertragen? Ein Thüringer kann's"

ſagt man in Walldorf bei Meiningen. Übrigens heißen die Klöße nördlich der Gleichberge bei Römhild, im Werratale abwärts, dann hinauf bis nach Suhl: Hütes; auf der Höhe des Thüringer Waldes bei Lauſcha: Knölle; in Weſtthüringen, von der Rhön bis Schmalkalden: Hebes.

Neben dieſen rohen Klößen, den Thüringer Klößen, werden aber auch viele andere Arten im Lande hergeſtellt, vor allem ſolche aus gekochten Kartoffeln und Mehl. In einem thüringiſchen Kochbuch[2] von 1823 werden 15 verſchiedene Kloßarten aufgezählt. Als Brühe dient zu den Klößen im allgemeinen die von Schweine-, Rind- und Schöpſenfleiſch. Vielen wird es unfaßlich erſcheinen, daß man in Thüringen zum Kloß ſogar Karpfen (beſonders in Oſtthüringen) ißt, ja früher in Südweſtthüringen auch Klöße und Heringe aß, nämlich am Perchtentag, dem letzten Tage im Jahre. Sonſt käme die Percht und fülle den aufgeſchnittenen Bauch mit Häckerling. Dann nähe ſie mit einer Pflugſchar ſtatt einer Nadel und mit einer Röhmkette ſtatt des Zwirns den Schnitt wieder zu[3]. Zu manchen Kartoffelgerichten wird in Oſtthüringen vereinzelt die ſlawiſche Mohnmilch verwandt, Mohntitſche genannt. Den zum Kloß verſpeiſten Sauerbraten würzen in den alten ſchwarzburgiſchen Olitätenorten die Frauen mit Baſilikumblättern.

Dem Seefiſch ſteht die Landbevölkerung zurückhaltend gegenüber. Nur der Hering iſt von jeher in Thüringen beliebt geweſen. Schon im 15. Jahrhundert iſt in Schleſien das lateiniſche Diſtichon[4] bekannt:

„Allec sallatum Turingis est bene gratum,
De solo capite faciunt fercula quinque."

Zu deutſch:

„In Thüringen ein Salzhering iſt immer hochwillkommen,
Für fünf Gerichte wird allda ein Heringskopf genommen."

In vielen Sagen iſt die Beſcheidenheit und das ſparſame Umgehen der Thüringer mit dem Heringskopf, an dem in Notzeiten jeder Bürger einmal „nutſchen" durfte, übertrieben geſchildert worden. Noch um 1700 wird das aus Hering, Bier und Semmeln beſtehende „Heringsmahl" in Schleuſingen gegen Michaelis ausgeteilt, offenbar als Leckermahl[5].

Der den Thüringern früher beigelegte Spottname „Heringsnaſen" geht aber wohl darauf zurück, daß gerade die Thüringer bei ihrem Frachtverkehr nach Norden als Fuhrleute rückwärts nach Mittel- und Süddeutſchland Fiſche und zwar beſonders Heringe mitbrachten. Im mittelalterlichen Erfurt (1426) hatten die Heringer eine eigene Zunft[6]. Noch heute führen die Bewohner alter Fuhrmannsdörfer vor dem Thüringer Walde die entſpre-

chenden Spitznamen. Die Gräfinauer und Angſtedter bei Arnſtadt werden Waſſermäuſe und Waſſerratten genannt, die Gräfinauer auch die Geſalzenen, ebenſo die Gillersdörfer die Salzerten oder Geſalzten. Es iſt darum nicht verwunderlich, daß in der Bilderhandſchrift des Sachſenſpiegels, die Ulrich Fugger 1584 der Bibliotheca Palatina in Heidelberg vermacht hat und die mit den anderen Bilderhandſchriften zuſammen ins 14. Jahrhundert zurückgeht, der Thüringer mit dem Hering dargeſtellt iſt, um ihn zu kennzeichnen; der Sachſe iſt dagegen am krummen Meſſer und der Franke am Mantel mit dem Pelzkragen kenntlich gemacht worden. Die zahlreichen Sagen, die das Eſſen der Heringe bei den Thüringern und Erfurtern erklären wollen, dürfen nicht als Verſuche, die Einfachheit und Beſcheidenheit der Thüringer im Eſſen zu kennzeichnen, gedeutet werden, ſondern ſie ſind nur aus der geſchichtlichen Tatſache des Fiſchfuhrverkehrs abzuleiten. Daß eine Thüringerin ihr einjähriges Kind ſchon an den Heringsgenuß gewöhnt hatte, wie ich vor kurzem erfuhr, wird vielleicht doch, bei allem Verſtändnis für beſcheidene Koſt, Kopfſchütteln erregen!

Das Frühſtück beſteht in Thüringen allgemein aus Kaffee und Kuchen, d. h. aus „ditſchem", deutſchem Kaffee, geröſteter Gerſte oder gebranntem Korn; die „dütſche Brüh" bekommt manchmal noch einen Runkelmehlzuſatz. Der Kuchen iſt ein einfacher, in der Pfanne gebackener Striezel. Brot zu dieſem einfachen Kaffee wird nur in den ſüdthüringiſchen Kreiſen und teilweiſe im Kreis Schleiz genoſſen. Den Brotaufſtrich bildet zumeiſt Fett, Schmalz, ſehr ſelten Butter, im Camburgiſchen Sirup, im Herbſt allgemein Mus. Milchſuppe, d. h. Brotſuppe mit Milch, kennt man nur noch im Altenburger Oſtkreiſe. Auf dem Walde freilich werden frühmorgens auch jetzt noch in armen Familien ſtatt des teuren Brotes Kartoffeln gegeſſen, die, in zwei Hälften geſchnitten, zu Hauſe auf der heißen Ofenplatte oder, wenn eine Glashütte im Dorfe iſt, dort im heißen Sand gebraten werden. Es kommt vor, daß Kinder dieſe heißen Braterdäpfel mit in die Schule als Frühſtück bekommen; ſie ſtecken dieſe in die Hoſentaſchen und verbrennen ſich manchmal faſt die Beine. Den echten Kaffee ſcheinen im Thüringer Wald die Frankenhainer eingeführt zu haben. Als gut verdienende Fuhrleute haben ſie ihn bei ihren Fahrten nach der Nordſee von Hamburg oder Bremen mitgebracht; alte Oberhofer nennen die Frankenhainer noch heute mit dem Spitznamen „Kaffeeſäcke", während andere Wäldler wieder als „Blabeeren" geneckt werden, da ſie in ihrer Armut oft gekochte Kartoffeln mit Blaubeeren, d. h. Heidelbeeren, eſſen.

Das Volk hat ſich eine Speiſeordnung mit gebundenen und ungebundenen Tagen geſchaffen. Die Thüringer, die ſonſt in allen anderen Fragen ſo wendig ſind, bewahren in den Fragen der Nahrung doch eine ſtarke Beharrlich-

keit. Ein Kinderreim aus Gernewitz im Kreiſe Stadtroda-Jena ſagt über die Reihenfolge der Mittagsgerichte:

Heute iſt Sonntag, da iſt Geldtag.
Heute iſt Montag, da gibt's Aufgewärmtes.
Heute iſt Dienstag, da gibt's friſch Gekochtes.
Heute iſt Mittwoch, da iſt Mustag.
Heute iſt Donnerstag, da iſt Kloßtag.
Heute iſt Freitag, da iſt Fleiſchtag.
Heute iſt Sonnabend, da iſt Suppentag.

D. h. am Sonntag und Donnerstag werden Klöße gekocht, am Montag werden ſie aufgewärmt, am Mittwoch wird meiſt Wickelkloß oder eine andere Mehlſpeiſe mit Pflaumenmus genoſſen, am Freitag wird Fleiſch oder auch Fiſch gegeſſen, am Sonnabend Kartoffelſuppe oder Brei, in Südthüringen vielfach Linſen. Die Themarer in Südthüringen führen deswegen ſogar den Spitznamen „Linſen"! Fleiſch gibt es in der Regel alſo nur dreimal in der Woche, am Sonntag, Dienstag oder Freitag; denn am zweiten Kloßtag, am Donnerstag, begnügt man ſich bei den rohen Klößen oft mit der Brühe oder ſtellt zu Mehlklößen eine Brühe aus Hotzeln, d. h. getrockneten Pflaumen oder Birnen oder anderem Obſt her. Das iſt örtlich in den einzelnen Landſchaften ganz verſchieden, auf dem Walde, in der Rhön, im fränkiſchen Südthüringen anders als in Mittel- und Oſtthüringen.

Im Volkslied ſpielt das tägliche Mittageſſen eine Rolle, z. B. in einem Lied aus Schöndorf bei Ziegenrück: 1. Bruder Anton, was iſt ſchon? Heut iſt Sonntag, da iſt Feiertag. Ach wenn doch alle Tag Sonntag – Feiertag wäre und die luſt'gen Brüder beiſammen wären! Wollen wir nicht einmal, wollen wir nicht einmal zu unſerm Liebchen gehn! 2. Bruder Anton, heut iſt Blautag. Ach wenn doch alle Tag Sonntag – Feiertag wär, Montag – Blautag wäre ... 3. ... Dienstag – Krauttag ... 4. ... Mittwoch – Wurſttag ... 5. ... Donnerstag – Kloßtag ... 6. ... Freitag – Fleiſchtag ... 7. ... Sonnabend – Zahltag ... Ein ähnliches Lied ſingt man in Reichenbach bei Kraftsdorf und anderen Dörfern um Gera herum; nur daß hier die Herkunft dieſes als „Geſellenwoche" bekannten Liedes aus dem Handwerkerleben deutlicher hervorgeht.

Auch aus den Glockenſchlägen hört das Volk die Aufforderung zum Eſſen heraus oder legt ihnen ſeine Wünſche unter: „Fleeſch in Topf" (Pferdingsleben bei Gotha), „Kocht Linſen" (Krombach bei Heiligenſtadt), „Suerkrut eß ech gern" (Aspach bei Gotha), „Birnenkloß" (um Milbitz bei Teichel), „Pfannekauken und Linſenſoppe" (beliebte Gerichte in früherer Zeit in Böſeckendorf bei Worbis).

In den Reimen beim Dreſchen des Korns ſpricht man, um den Takt zu

regeln, neben manchen anderen auch viele, die ſich aufs Eſſen beziehen; beim Dreitakt: „Koch Kaffee" (Flemmingen bei Altenburg), „Backt Detſcher" (Wolfenburg-Utteroda bei Eiſenach), „Friß Knackwurſcht", „Backt Brotplaatz" (= backt Brotkuchen, Urnshauſen bei Eiſenach).

Beim Viertakt:

„Frau, koch ruh' Klüß." (Wahlwinkel bei Gotha.)
„Back de Krapfel, back de Krapfel." (Burgtonna bei Gotha.)

Beim Fünftakt:

„Koch Fleiſch un koch Kluß." (Schönbach bei Greiz.)
„'s fehlt mer Kas un Bier."

Beim Sechstakt:

„Koch Hotz un Brüh' un Fläſch." (Ummerſtadt bei Hildburghauſen.)

Im Dengel- oder Pfefferreim wünſchen die Kinder in Welkershauſen bei Meiningen vor allem Klöße im neuen Jahr:

„Proſt Näujohr, die Hütes ſen goar,
Loaßt ſe koach bis anner Joahr!"

Beim Skatſpielen ſagt der „vorn ſitzende Spieler", der von den anderen gereizt werden muß:

„Vorn is ein Laib Brot wert." (Heinrichs bei Suhl.)

Spielt er Schellentrumpf, ſo kündet er es mit den Worten an: „Kloß ſticht"; nach verlorenem Spiel bemerkt er: „Nach Suppe kommt Rindfleiſch."

Vom Michaelistage an wird kein Veſper mehr gemacht, weil die Tage kürzer werden. Vom Peterstage an wird wieder in Südthüringen geveſpert, d. h. nachmittags gegeſſen. Deshalb ſagt man in Effelder (Kr. Sonneberg): „Michel trägt den Halberabend (Veſperbrot) fort und Peter bringt ihn wieder."

Den Imbiß zu einem Glas Bier nennen die Altenburger einen Schiewecker, um Jena herum die Studenten einen Truthahn. Es iſt beide Male ein Stück Butterbrot mit einem Handkäſe. Der Name Schiewecker hängt wohl mit dem Schiebbock, d. h. der Schubkarre zuſammen. Butter und Käſe zum Brot aßen gewöhnlich die kleinen Handelsleute, die mit einem Schiebbock einherzogen. Nach dieſen Schiebböckern wurde daher auch ihre gewöhnliche Nahrung „Schiewecker" genannt. Der Altenburger Ziegenkäſe gilt weithin als beſonderer Leckerbiſſen.

Auf dem Thüringer Wald und ſeinen Vorbergen bilden die Pilze oder Schwämme im Herbſt einen Hauptteil der Nahrung und werden auch für den Winter korbweiſe getrocknet aufbewahrt. Jeden Sonntag früh ſtreben in der Pilzzeit z. B. die Bewohner von Neuhaus am Rennſteig ihrem geliebten Walde zu, um dort die Schwämme für die überaus geſchätzte Schwamm-

brühe zu holen, und ſingen dabei ihr Schwämmlelied, das auch im Erzgebirge bekannt iſt:

„Kemmt dar Sunntichsafrih (Sonntagmorgen),
unn as Wätter is ſcheh,
ſchten mar auf, do wellmar in de Schtookſchwämmle geh,
ſchtek ä Schwammſäckle unn ä Brotſchnitzlä nei,
därre Weile wärd der Kaffee färtich ſei.
Schwämmle, Schwämmle, die ſenn gut,
wär die Schwämmle eßt, där ſport as teir Brot.
Schwämmle, Schwämmle iß mei Lähm,
denn as konn ka beſſer Junggemiß gegähm,
Schwimm, Schwamm."

Zum Schlachtfeſt wird am Abend in der Suhler Gegend Schweinebraten mit Sauerkraut und dem unvermeidlichen Hütes gegeſſen. In anderen Gegenden nach der Keſſelbrühſuppe: Kloß mit Meerrettich, Schweinsknöchel mit Sauerkraut und Bratwurſt.

Damit berühre ich die andere für Thüringen charakteriſtiſche Nahrung, die vor allem auch in der Stadt geſchätzt wird: die Roſtbratwurſt. Der Duft dieſer auf dem Roſt gebratenen Würſte zieht ſich am Sonntag als „Thüringer Weihrauch" von Weißenfels bis nach Coburg. Als köſtlichſten Genuß ſehen ihn die beſcheidenen Bürger an. In Rudolſtadt gibt es keinen Sommerabend ohne Roſtbratwürſte. An jeder Straßenecke ſteht ein Roſt, in allen Wirtshausgärten wird gebraten. Die Menſchen ſtehen in Gruppen davor und ſchauen aufmerkſam zu, wie „ihre" Wurſt ganz ihrem Wunſche entſprechend mehr oder minder „durchgebraten" wird. Vielleicht iſt's gerade dieſe Öffentlichkeit und Überprüfbarkeit der Zubereitung, die der Roſtbratwurſt in Thüringen ſo viele Freunde verſchafft hat. Seit einigen Jahren hat ſich in vielen Städten auch der Freitagabend, wenn die Arbeiter mit ihrem Wochenlohn nach Hauſe gehen, als „Bratwurſttag" in der Woche herausgeſtellt. Wer einmal Geſchmack daran gefunden hat, der hält an den ſaftig braunen, meiſt mit Kümmel gewürzten Würſten feſt, die in weiße Semmeln eingebettet ſind und zu einem Glas Bier beſonders gut ſchmecken. Thüringiſche Sitte iſt jedoch, die Roſtwurſt an Ort und Stelle aus der Hand zu eſſen. Wer einen Teller mit Meſſer und Gabel bei der Roſtbratwurſt gebraucht, erweiſt ſich untrüglich als „Ausländer". Mit vorgebeugtem Oberkörper ſteht der echte Thüringer da, um ſich nicht den Rock mit dem Saft, der beim Anbeißen herausſpritzen kann, zu beflecken! Der vornehmere Verwandte der Roſtbratwurſt iſt das Roſtbrätchen, das ſich jeder nach ſeinem perſönlichen Geſchmack auswählt oder gar aus dem Fleiſcherladen mitbringt. Guſtav Joch hat auch der Roſtbratwurſt ein langes Gedicht gewidmet. Auf Jahr-

märkten des Kreiſes Altenburg iſt Mutzbraten beliebt, d. h. viereckig geſchnittene Stücke von Schweinefleiſch, die ſtark geſalzen ſind und am Spieße gebraten und mit Sauerkraut verzehrt werden.

Ein eigenartiges Bratwurſtfeſt feiert man als „Moppelchenfeſt" in Breitenholz bei Leinefelde auf dem Eichsfeld. Die Burſchen hatten im Übermut den Hund des Wirts, das Moppelchen, feierlich beerdigt, wobei einer an einer Stange eine Bratwurſt dem Zuge vorantrug. Dieſer Zug brachte dem Burſchen die Anklage wegen Verhöhnung kirchlicher Handlungen ein. Die Gerichtsverhandlung ergab einen Freiſpruch; aus Freude darüber veranſtalten die Burſchen an einem Sonntag im Auguſt jedes Jahres ein Feſt mit Tanz, wobei jeder Teilnehmer eine Bratwurſt verzehrt.

Jeder Feſtplatz zu jedem Volksfeſt und jeder Marktplatz am Markttag iſt durch Bratwurſtdampf eingenebelt. Das gehört zur gutthüringiſchen Stimmung. Es wird vielleicht ſchon weiteren Kreiſen aufgefallen ſein, daß die Bratwürſte, je mehr man nach Süden kommt, immer kleiner werden; in Nürnberg ſind es nur noch dünne Bratwürſtle. Zum erſten Male finde ich die Bratwurſt in Thüringen bezeugt für das Jahr 1613, in den „S. W. Artikel und Ordnung für das Fleiſcher-Handwerk zu Weimar, Jena und Buttſtedt" § 25.

Die in Thüringen hergeſtellte Bratwurſt braucht nicht unbedingt gebraten zu werden, ſondern kann auch als feſtgeräucherte Mettwurſt gegeſſen werden. Die thüringiſchen Kochbücher vor 150 und 100 Jahren kennen aber noch viele andere Bratwurſtgerichte, in Zitrone bereitet, ſaure Bratwürſte, „Stolzer Heinrich" genannt, in Broyhan gekocht, immer geſchäumt und dann auf beiden Seiten mit Butter braun gebraten, oder auf dem Roſte gebraten, wobei der Broyhan auf die Wurſt gegoſſen wird.

Wann die eigentlichen Roſtbratwürſte in Thüringen aufgekommen ſind, hat ſich bisher nicht feſtſtellen laſſen. Eine beſondere Verbreitung haben ſie erſt in der Biedermeierzeit vor 100 Jahren erfahren, als viele beſcheidene Bürger, in Verzicht auf Reiſen, ſich einen „Berg" kauften und vor ihren Berghäuſern auf dem Roſt die Würſte bereiteten. Die höchſte ſeiner Sehnſüchte drückte ein Bauer in Oberweid (Kr. Eiſenach) im folgenden „ſtillen" Wunſche aus: „Ich wollt', ich wär' geſtorben und im Bett begraben, mit Bratwürſten zugedeckt und mit Tillkuchen (Fettkrapfen) aufgeweckt!" Ich kann wieder Anton Sommer anführen, der auf ſeiner Reiſe überall die thüringiſchen Roſtbratwürſte vermißte:

„Was mer an merſchten ande that,
on 's Schlimmſte war von Dönge,
daß ech in käner änzgen Stadt
konnt änne Bratworſcht fönge.

Ech kröcht ä Döng un Brih derbei,
das ſollte änne Bratworſcht ſei!
Ech hatt ſchonn an Geroche ſatt –
's giht doch niſcht iber Rudelſtadt!"

Daß thüringiſche Städte auch ſonſt viel „Thüringer Wurſt" ausführen, iſt bekannt. Als beſonderer Leckerbiſſen gelten auf dem Eichsfeld die „Feldgieker", eine eichsfeldiſche Zervelatwurſt.

Ein Weinland iſt Thüringen, abgeſehen von der Saale- und Unſtrutgegend bei Naumburg/Freyburg, ſchon lange nicht mehr. Im allgemeinen trinkt man Lagerbier. Von Jenas Bierdörfern aus hat ſich das Lichtenhainer verbreitet. Vor dem Weltkrieg bekam man dort, wenn man eine „Muſik" beſtellte, ein Holzkännchen Lichtenhainer mit Korinthen, Brotſtücken und einer Zitronenſcheibe auf dem Bier. Am Himmelfahrtstage wird noch in einer Reihe von Dörfern Mittel- und Südthüringens ein obergäriges ſüßes Bier, der Broyhan, wie im Mittelalter aus Gewürzen ohne Eiskühlung gegoren, angeſteckt. Das untergärige Lagerbier, mit Eiskühlung vergoren, mit Hopfen verſetzt und dadurch haltbarer geworden, kam zwar ſchon nach dem Dreißigjährigen Kriege in Thüringen auf, verbreitete ſich aber erſt im vorigen Jahrhundert auf dem Lande und Walde und verdrängte den lange angebauten Wein vollſtändig.

Eine Eigenart des Holzlandes zwiſchen Stadtroda und Hermsdorf/Kloſterlausnitz iſt der Rumkaffee, der nicht nur in den Gaſtwirtſchaften billig zu haben iſt, ſondern auch bei Bauern, Holzarbeitern, Leitermachern in der Ofenröhre zum häufigen Zugreifen bereit ſteht: Kaffee mit einem Schuß Rum. Schon Goethe bezeugt ihn wohl in einem Briefe an Carl Auguſt vom 23. Dezember 1775 für das benachbarte weimariſche Waldeck, wenn er ſchreibt: „Drunten ſizzen ſie noch, nach aufgehobenem Tiſche, und ſchmauchen und ſchwazzen, daß ich's durch den Boden höre, Einſiedels klingende Stimme voraus. Ich bin herauf gegangen, es iſt ein halb neune ... Einſiedel iſt zu Bette. Sein Magen liegt ſchief, Kaffee und Brandwein wolltens nicht beſſern. Ich will auch gehen." Tee mögen die Thüringer Bauern nicht; er erinnert ſie zu ſtark an Krankheit. Dagegen iſt es in ehemals altenburgiſchen Dörfern, ſowohl im Oſtkreis wie in dem an der Saale gelegenen Weſtkreis, üblich geworden, am Abend des Ernteabſchluſſes den Beteiligten Ernteſchokolade zu reichen.

Als Erklärung der auffälligen Weichheit der Thüringer betrachten Fremde vielfach den großen Verbrauch an Kuchen. Natürlich iſt eine ſolche Erklärung unzulänglich. Aber Kuchen wird in der Tat hier reichlicher als anderswo gegeſſen. Als „Kuchenfreſſer" wurden die thüringiſchen Regimenter im Weltkriege von anderen ſcherzhaft gegrüßt. Während z. B. die Weſtfalen ihr feſtes,

derbes Schwarzbrot mit würzigem Schinken ſchätzen, backen die thüringiſchen Bauern ein Landbrot, das ungefähr die Mitte hält zwiſchen Schwarzbrot und dem ſtädtiſchen Bäckerbrot. Nicht bloß die Bürgersleute, ſondern auch die Bauern halten Kuchen zum erſten Frühſtück und zum Nachmittagskaffee für unentbehrlich. Auch die Mutter der ärmſten Familie bäckt Sonnabends in der Röhre ihren großen Strietzel aus Gerſten- oder Weizenmehl, und wochentags lobt ſich der Heimarbeiter in guten Zeiten ſeinen Detſcher, einen flachen, aus Mehl und Kartoffeln gebackenen Kuchen. In ſüd- und weſtthüringiſchen Orten iſt Detſcher der Name für den ohne Eier- und Sahnezutaten hergeſtellten Kartoffelpuffer; ſprachlich iſt er wohl abzuleiten von „deutſcher Kuchen". Der Kuchen iſt ja ſeiner Entſtehung nach auch nur der Bodenſatz der eingekochten Mehlſuppe, jedenfalls älter als das geſäuerte Alltagsbrot. Der flache Kuchen wurde das kultiſche Brot und nicht nur von der Kirche in der geweihten Form der Hoſtie angenommen, ſondern auch vom Volke als Feſtgebäck.

Einige Orte ſcheinen ſich durch beſonders reichlichen Kuchengenuß hervorgetan zu haben, ſo daß ſie ſogar das ſchmückende Beiwort im Ortsnamen mitführen, wie z. B. „Kuchenweide" für die Stadt Weida, „Kuchendärchen" für Thörey bei Arnſtadt, „Strietzel-Leiben" für Hohenleuben bei Greiz, das angeblich beim Bau der Göltſchtalbrücke den fremden Arbeitern viel Kuchen und Striezel geliefert hatte.

Für die Feſttage kennt man in Thüringen im Kuchenbacken keine Grenze; neben den vielen trockenen alle die naſſen Kuchen mit Obſt, Beeren, Mohn, Rahm, Quark, Speck, Zwiebeln; Hirſchhornkuchen und kalte Kräppel ſind beſonders in Mittelthüringen beliebt. 27 verſchiedene Kuchenarten nannte man mir in einem Dorfe bei Arnſtadt als gängig.

Daß die Thüringer eine ſolche Vielſeitigkeit und einen ſolchen Geſchmack im Kuchenbacken entwickelt haben, iſt mit auf die überaus große Zahl der Klöſter in Thüringen zurückzuführen, die von Anfang an eigene Backhäuſer hatten. Die Kloſterbäckereien wurden Pflegeſtätten der Backkunſt und Ausbildungswerkſtätten der Bäcker. Aus ihnen fanden die kulinariſchen Genüſſe und Feinheiten den Weg in die bäuerliche Welt. Im Erfurter Heimatmuſeum iſt z. B. eine urſprünglich dem Neuwerkskloſter gehörende Kuchenmodel vorhanden, die aus dem 15. Jahrhundert ſtammt. Dann haben aber die Thüringer Fuhrleute im ausgehenden Mittelalter aus dem Süden und dem Rheinlande die Gewürze mitgebracht, die den Gebäcken erſt den richtigen Geſchmack verleihen[7]. Auch zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als in Deutſchland Schmalhans Küchenmeiſter war, wurden die Thüringer Bauern kulinariſcher Ausſchweifungen und der Völlerei bezichtigt, bloß weil ſie viel Backwerk aus Weizenmehl herſtellten.

Doch ſpielt in der Hack- und Erntezeit die Volksnahrung auch wieder eine beſcheidene Rolle. In der Hackzeit wird z. B. von der Bäuerin ein großer Kranz gebacken und ſtückweiſe mit aufs Feld genommen. Allgemein üblich ſind auch die „Pfannen". Auf den Grund der gut eingefetteten Bratpfanne kommen geriebene Kartoffeln, dann je nach der Jahreszeit Kirſchen oder Birnen, dazu eine gehörige Portion Milch und Öl. Die Pfanne wird mittags in das Backhaus getragen, der Bäcker ſetzt ſie in den Ofen, und wenn die Leute um 18 Uhr vom Felde heimkehren, nehmen ſie die „gare Pfanne" mit nach Hauſe. Das warme Abendbrot iſt fertig.

Nördlich von Gotha und Eiſenach iſt das ſog. Tiſchel beliebt, ein Pfannenеſſen aus Eiern, Rahm, Milch und Semmeln; oben darauf wird von Wohlhabenden ein ganzes Stück Butter gelegt. Ärmere begnügen ſich mit dem Einlegen von gedörrten Pflaumen oder auch von Bratwurſtſtücken. Sonntags früh, wenn das Backhaus noch warm iſt, tragen ſie die Pfanne dahin und holen ſie nach einigen Stunden als ſonntägliches Mittageſſen ab. Wie im Intereſſe ununterbrochener Arbeit am Wochennachmittag die „Pfanne" bereitet wird, ſo geſtattet das Tiſchel am Sonntagvormittag den Frauen den ungeſtörten Kirchgang. Südlich von Eiſenach ſchätzt man, beſonders zur Zeit der Hausſchlachtungen, die „Kachelwurſt", ein ebenfalls aus Semmeln, Schweineblut, Wurſtbrühe und Schweinefleiſchſtücken bereitetes ſchmackhaftes Eſſen. Es wird Fleiſch aus der Ofenkachel – daher der Name – herausgereicht und mit Kartoffelſalat als Leckerbiſſen verzehrt.

Es wurde ſchon darauf hingewieſen, daß ſich das Volk eine Speiſeordnung mit gebundenen und ungebundenen Tagen geſchaffen hat, d. h. die Alltagsnahrung wie die Feſttagsnahrung iſt ſittenmäßig gebunden. In Kleinſchmalkalden ißt man zum Faſtnachtsdienstag Reisbrei, am folgenden Mittwoch Sauerkraut, am folgenden Donnerstag Kräpfel. Der Andreastag am 30. November, der von Apolda über Eiſenberg oſtwärts bis in die ehemals reußiſchen Lande hinein und im Saaletal und Rinnetal bis Stadtilm hinauf an Stelle des Nikolaustages gefeiert wird, bringt Andreaszöpfe, der Nikolaustag nördlich des Thüringer Waldes Nikolauszöpfe und -männer. Der Herrſchekloas ſüdlich des Waldes im Werratale beſchert Pfefferkuchenreiter, der Martinstag in den altlutheriſchen Gebieten Martinsbrötchen und -hörnchen und Roſinenwecke. Beſonders die ehemaligen Gebiete Sachſen-Altenburgs und der beiden Reuß kennen am Reformationsfeſt das vierteilige Reformationsbrötchen.

Der Glanzpunkt des Jahres iſt Weihnachten mit dem Weihnachtsſtollen, der in Mittelthüringen Schittchen genannt wird. Schittchen iſt die Verkleinerungsform von Scheit; Kreſcheit, d. h. Chriſtſcheit, heißt dieſes Weihnachtsgebäck noch in Mellenbach im Schwarzatale, auf dem Walde Chriſt-

weck, um Eisenach Schorn oder Schänner und in Südwestthüringen Christsaamel (Semmel). Fast jede zünftige Hausfrau hat fürs Schittchenbacken ihr besonderes Rezept von den mütterlichen Ahnen ererbt und wohlbehütet. Die Stollen sind 1329 zuerst im thüringischen Naumburg genannt[8], wo der Bischof der Bäckerinnung für das erteilte Privileg die Lieferung von 2 langen Weizenbroten, Stollen genannt, und 12 meißnische Gulden am Geburtstag Christi und am Michaelistage auferlegte; in einer Erfurter Kindtaufsordnung[9] von 1611 werden sie Scheutigen, 1622 in der Erfurter Viktualien- und Warentaxe[10] Scheidigen genannt. In den Rechnungen über die Kosten des Gusses der großen Domglocke (1495–1499) werden die „Eyerschyt", d. h. Eierschittchen erwähnt[11]. Das Eierschyt war früher in Thüringen, z. B. in Ruhla, wie der Schorn ein im Brautwettlauf errungenes Spaltgebäck, das mit Eigelb gefärbt war. Stollen, ursprünglich soviel wie Stütze, Pfosten bedeutend, weist also wie das Scheit auf ein Stück Holz als Vergleich hin. Ob er, wie Max Höfler annimmt, als Spaltgebäck und damit ursprünglich als Fruchtbarkeitszaubermittel aufzufassen ist, steht dahin, wiewohl die Meißner Fummeln, die schwäbischen Hanselweibchen und Hanselmännchen und die in Franken und im Rheinland beliebten Buben- und Mädchenschenkel wohl Sexualsymbole waren. In Eisenach wurden früher zu Weihnachten Pfefferscheiben gebacken, auf denen Frau Holle mit dem Spinnrad oder Spinnrocken abgebildet[12] war, in Frauenbreitungen an der Werra ziemlich große Hufeisen[13]. In Gleichamberg südlich der Gleichberge werden zu diesem Feste die sonst gewöhnlich nur zur Kirmse gebackenen Döckela oder Döckelich gebacken, d. h. kleine Docken, Puppen. Die Döckela sind waffelähnliche Biskuits, in Bündel gefaßt; sie werden vor der Kirmse durch die Burschenschaft, die sie backen läßt, „ausgeschlagen". Durch Verkauf und Verwürfeln dieser Döckela füllen die Burschen die Kirmeskasse. Anderswo nennt man sie Schieferle. Ihre Parallele sind auf dem Eichsfeld die Eisenkuchen, Waffeln, die eine rasch hergestellte Beigabe zum Besuchskaffee bilden.

Fasenacht kennt die Brezel, Gründonnerstag in Südthüringen gebackene Hasen, die Eier legen oder gar, wo der Storch die Eier bringt, wie in Westthüringen, gebackene Störche. In Schmölln bei Altenburg werden an diesem Tage noch die gelben Stollen gereicht. Ein eigenartiges Gebäck ist der Fasenachtskuchen in Trebra (Kr. Sondershausen): ein Kuchen mit dem üblichen Kuchenteig, oben mit Öl bestrichen, darein werden Kräpfel gelegt. Die Kräpfel werden dann besonders gegessen. Der untere Teil, auf dem die Kräpfel gelegen haben, nennt man die „Leiden", angeblich nach den Leiden Christi. Vor dem Weltkriege wurden sie viel gebacken, jetzt seltener.

Zur Schuleinführung werden in Wasungen Hufeisen verteilt, in Gräfinau

und Roda bei Ilmenau Hornapfen, auch Hornaffen genannt, am letzten Schultage nach der Schulprüfung in Udeſtedt bei Erfurt Hornachten. Die Hufeiſen ſtehen wahrſcheinlich wie die gebogenen Martinshörner mit dem Himmelsreiter Wotan in Beziehung, die in Thüringen nebeneinanderſtehenden Formen Hornapf, Hornaffe und Hornachte ſind wohl abzuleiten von Hornaff(e), das in einer Mainzer Handſchrift des 15. Jahrhunderts bezeugt iſt[14] und das der Erfurter Gelehrte Daniel Caſpar Stieler (1632–1707)[15] als „Species spirarum mense Februarii Erfurti coctarum" erläutert. Hornaff ſcheint wohl zunächſt ein techniſcher Ausdruck der Bleiglaſerei für eine Spitzwecke, einen Zwickel zwiſchen den Butzenſcheiben des Glasfenſters zu ſein[16]. Der Begriff Hornachte iſt dagegen ſo zu erklären, daß 12 Stück Brezelringe auf einer Tafel gebacken wurden, von denen je 2 eine 8 bilden. Da ſie immer nach 2 Ringen, nach Achten alſo, gezählt wurden, kam der Name Hornachte zuſtande.

Am Johannistage werden im ſüdthüringiſchen Mupperg die Hollerträubel hergeſtellt: die Blütenſtände des Holunders (sambucus niger) werden in einen Eierkuchenteig getaucht, dann in ſchwimmende Butter geworfen und geſotten. Zur Kirmſe gibt es Pfannkuchen, die teils ſchiefquadratiſch geſchnitten ſind, teils als Teigklumpen über dem Knie geformt werden, für das der Rand ſtark, die Mitte dünn wird. Mühlhauſen verzehrt nach alter guter Sitte zum Brunnenfeſt die „Brunnenfeſtſtützel". Die Burkhartswecke, im Meiningiſchen auch „Zwick" genannt, bäckt man noch immer in Südthüringen im Herbſt zum Burkhartsmarkt (14. 10.) und Gallusmarkt, in Themar Sälweck' zum Andenken an Anna Anerta. Die Borkelswecke ſtellen lange, ſchmale Teile oder Zwicke mit ſehr vielen Teilfurchen oder Querriſſen dar[17]. Alle dieſe Gebildbrote, die Zöpfe, Hörner, Döckela und Krapfen ſind urſprünglich Opfergaben.

In Weimar ſtellt der geſchäftstüchtige und in Thüringen weitbekannte Bäckermeiſter Arno Schmidt auf dem Frauenplan, dem Goethehaus gegenüber, der für die Neubelebung alter Bräuche viel getan hat, ſeit dem Goethejahr 1932 Gretchenzöpfe, Mephiſtohörner her und findet damit bei Fremden und Einheimiſchen großen Anklang.

Beim Leichenbegängnis in Waſungen werden beſondere „Totäkuche" den Gäſten gereicht, in Crock bei Eisfeld Backſteinkäſe nach dem Kaffee. Beſonders hoch müſſen die Hochzeitskuchen als Geſchenkkuchen geraten.

Nach einer thüringiſchen Sage[18] gab ein Wichtelmännchen einem Bauer, der täglich gern ein gutes Stück Kuchen eſſen mochte, die Macht, dieſes zu bekommen, wenn er mit einer Haſelgerte als Wünſchelrute an die Ofenröhre ſchlug und ſein Sprüchlein: „Eins, zwei, drei, Wichtel, ſchaff Kuchen herbei!" dazu ſagte. Als er freilich ſein Verſprechen, nichts davon zu verſchenken

und das Geheimnis nicht auszuplaudern, brach, nahmen die Wichtel furchtbare Rache.

Daß die Volkskunſt ein gutes Betätigungsmittel nicht nur bei den Bäckern, ſondern auch bei den Fleiſchern findet, beweiſen die Ladenfenſterausſtellungen beſonders um die Weihnachtszeit.

Die thüringiſchen Mundartdichtungen und Erzählungen ſind voller Schnurren über das Eſſen und Trinken. Auguſt Ludwig in Jena hat die einzelnen Bände ſeiner Sammlung nach den Kuchenarten genannt: Quatſchenkuchen, Spackkuchen, Zöppelkuchen, Mohnkuchen. Nur zwei Beiſpiele ſeien dafür angeführt, wie die thüringiſche Volksweisheit in vielerlei Sprüchen, die es mit der Nahrung zu tun haben, zum Ausdruck kommt: „Gut gefrühſtückt hält für'n ganzen Tag, gut geſchlacht' fürs ganze Jahr, gut geheirat' fürs ganze Leben". Der thüringiſche Mundartdichter Walther Tröge[19] kennzeichnet das „thüringiſche Weſen" in folgendem Spruch:

A ſchienes Lied,
ä potz'ger Schnärz,
ä ruher Kluß –
äs' was färſch Härz!

Alſo auch der rohe Kloß geht dem Thüringer ans Herz! Als ich einen alten thüringiſchen Bekannten, einen einſtigen Fabrikmeiſter fragte, wie es ihm ginge, erwiderte er mir: „Ach gut, ich hab' jeden Tag meinen Kuchen zum Kaffee." Der Maßſtab für ſein Wohlbefinden iſt die Verfügung über Kuchen. Dieſe Wertung iſt für den Thüringer charakteriſtiſch.

VII. Volkskunſt und Volkstracht

Von thüringiſcher Volkskunſt und -tracht zu ſprechen, iſt nicht leicht und verlangt Beſinnung auf das, was das Weſen der Volkskunſt ausmacht. Volkskunſt muß mit anderen Maßſtäben gemeſſen werden, als ſie ſonſt kunſtgeſchichtlich Gebildete an Kunſtwerke anlegen. Wer, wie etwa Karl von Spieß, andererſeits in der Volkskunſt nur jenſeitige Kunſt ſieht, deren „naturferne Leitgeſtalten immer nach der Außenwelt, dem Fahrtziel des Helden weiſen", und ſie im überlieferten ariſch-germaniſchen Weltbild gegründet wiſſen will, wird in Thüringen recht wenig finden. Die Sonnenräder am romaniſchen Portal alter Kirchen, z. B. in Griesheim bei Arnſtadt, oder auf dem Roß des Reiters, als Backform im Thüringer Muſeum zu Eiſenach aufbewahrt, laſſen von altgermaniſcher Überlieferung noch etwas erkennen, aber ſonſt iſt in Thüringen als dem Mittellande, das geiſtige Bewegungen aus allen Himmelsrichtungen von der Vorzeit an aufgenommen, verarbeitet und dem geſamten deutſchen Volkstum wieder zugeführt hat, ganz wenig von einer ſolchen Volkskunſt erhalten. Volkskunſt iſt immer Äußerung eines natürlichen Lebenskreiſes. Sie iſt nicht wie die Hochkunſt vom Leben losgelöſt, ſondern ein dem Leben verhaftetes Gebilde, mit dem Gerät, mit Haus und Tracht verbunden, wobei ſie ihre Sinnerfüllung zum Ausdruck bringt. Immer ſteht der Bedeutungsgehalt der Volkskunſt im Vordergrund. Von dem Sinn und von der Bedeutung für die Gemeinſchaft, in der ſie lebt, wird ſie getragen.

Als Kinder gingen wir in einer Kleinſtadt an der Saale um 1900 gern zu einem benachbarten Spielzeug-Heimarbeiter. Alle Wände ſeines großen Wohn- und Arbeitszimmers hatte er mit Bildern im gleichen ſchwarzen, ovalen Rahmen geſchmückt, d. h. mit Photographien der ihm befreundeten und bekannten jungen Männer, die ſich gewöhnlich beim Eintritt ins Heer „abnehmen" ließen. Dieſe Bilder hatten für ihn als Sammler nicht Schönheits-, ſondern nur Erinnerungswert, ſo wie jeder Bauer etwa das Bild ſeiner Kompagnie aufhängt und ſich damit die Erinnerung an eine ſchöne und ſtolze Zeit ſeines Lebens wahrt. Auch wenn ihm nur der Kopf als perſönliches Kennzeichen auf einem großen, ſtrammen Körper, der allen Männern in gleicher Weiſe verpaßt iſt, ſitzt, wird er keinen Anſtoß nehmen wie der in Perſönlichkeitskultur und äſthetiſcher Ausrichtung gebundene Städter. Alle dieſe Bilder haben für den, der dieſe Bilder an ſeine Zimmerwände hängt, eine hohe Bedeutung, die ſtets die Gemeinſchaft mit ſo vielen Menſchen wachruft und gedanklich erneuert.

Zur Volkskunſt von echt thüringiſchem Gepräge gehören alle die Gebilde, die aus einem nicht zu bändigenden Schaffenstrieb und Geſtaltungswillen hervorgehen, die Leidenſchaften verraten, aber nicht äußeren Gewinn einbringen. Wie oft können im Winter die Kurgäſte und Winterſportler im Thüringer Walde die gewaltigen Eisgebilde beſtaunen, welche die Wäldler aus feſtem Schnee formen und der Haltbarkeit wegen mit Waſſer begießen, damit ſie zu feſtem Eis werden: Löwen, Elefanten und Walfiſche, den Schmied von Ruhla und Originale des betreffenden Ortes. Oder wie rührend iſt die Haltung der alten Heimarbeiter, die in den Sielen ſterben wollen. Ich komme zu einem achtzigjährigen Spanſchachtelmaler, der mit größter Geſchwindigkeit Blumen, Vögel, Tiere aller Art auf die Holzſchachteln malt. Er iſt ſtolz, daß er noch etwas tun kann und daß noch andere Leute, um ſeine Kunſt zu betrachten, bei ihm einkehren. Er holt zuletzt eine Schachtel aus einer Kommode heraus und gibt ſie mir. Sie iſt nicht mit einem Tier bemalt, ſondern zeigt ein feiſtes, ſattzufriedenes Geſicht. Darunter ſteht: Ein Leipziger Meßonkel und ſeine Lieblingsſpeis. Ich verſtehe nicht recht. Da dreht der Alte das Bild um, und ſiehe, es iſt kein menſchliches Geſicht mehr, ſondern ein garnierter Schweinekopf. „Solche Gedanken kommen einem dann und wann. Zwiſchen aller Arbeit wird ſo ein Stück mit fertig, man weiß kaum wie. Das iſt aber nichts zum Verkaufen, keine Dutzendware, ein kleiner Spaß, den man für ſich ſelber macht", meint er zu mir. Natürlich hat der Alte ſeinen guten Grund gehabt, gerade einen Leipziger Meßonkel auf einer Schachtel feſtzuhalten. Wer Spielwaren und ſolchen Tand abſetzen will, iſt auf die Leipziger Meſſe angewieſen. Der Meßonkel iſt ihm eine vertraute und auch unentbehrliche Erſcheinung. Aber ſicherlich hat den braven Alten der Ärger über einen Preisdruck verführt, ſich an dem Meßonkel zu rächen und ſich einmal auf dieſe Weiſe in ſeiner Kunſt gütlich zu tun. Seinen Ärger hat er geſund abgeſtoßen.

Gerade an dieſen Spielereien und Baſteleien kann man die thüringiſche Volkskunſt beſſer ſtudieren als an den Maſſenfabrikaten, die billig auf den Markt geworfen werden müſſen. Wir können den Werdegang des Sonneberger Spielzeuges[1], angefangen von der gelegentlichen Anfertigung bis zur handwerklichen Herſtellung und der fabrikmäßigen Mengenerzeugung, im dortigen Spielzeugmuſeum verfolgen und ſtellen dabei ſtaunend feſt, wie man auch in der Gegenwart immer wieder auf die alten naiven Holzſpielſachen, die aus der Sicht früher Jugend geſtaltet ſind, zurückkommt: auf die Tiere, Reiterlein, Wagen, Docken, die feſt, ſtark und doch beweglich und zum Teil klingend von kunſtbegabten Handwerkern aus einem ſelbſt noch kindlichen Gemüt gebaut ſind. Dazu kommen alle die anderen köſtlichen „klingenden Sachen" und „Leiern", die Männchen mit Taubenhäuschen, die

Hühnerchen im Ställchen, die mehrstöckigen, von kleinen Menschen befahrenen Karussells, die alle so anspruchslos geformt, aber doch so rührend mit Bewegungen bedacht und überdies mit einer elfenhaften Musik ausgestattet sind. Wir begegnen den jahrhundertalten, würdigen, beißbärtigen Nußknackern, die den Grenadier und den Weihnachtsmann in einer Figur verkörpern; den Gauklern an den Stecken, den „Zitter-, Zwitscher- und Kuckucksvögelchen", zarten Wesen auf Blasebälgen mit Tonbändern zum Zwitschern und Gluckſen, wie man ja auch Puppen Stimmen gegeben hatte, die als winzige Blasebälge in die Körperchen eingebaut waren. Die Segelschiffe in ihrer schlicht-zierlichen Form und Ausstattung vermag aber nur eine dem Kinde gleichgestimmte Einbildungskraft zu denken und zu dichten; mit ihren Rädern zum Fahren und mit entzückender Bemannung bekunden sie das erfinderisch-andächtige Kindergemüt ihrer Schöpfer. Indessen heute liegt die Spielzeugherstellung, die zu einer technischen und künstlerischen Vollendung gekommen zu sein scheint, aber doch auf Massenherstellung und Massenabsatz bedacht sein muß, jenseits der eigentlichen Volkskunst. Wer aber im Sommer von der Schmücke nach Suhl hinuntergeht, wird vielleicht auch heute noch, wie ich es im letzten Jahrzehnt wiederholt beobachtet habe, an dem Gebirgsbächlein kleine Mühlwerke, deren Räder sich lustig drehen, eingebaut finden. Seinerzeit hatten Arbeitslose, deren Gestaltungsdrang ihnen keine Ruhe aufkommen ließ, sie zusammengestellt. Gern wirft der Wanderer in das als Sparbüchse eingerichtete Mühlenhaus eine Spende. Der sachliche Norddeutsche mag über solche Spielerei Erwachsener lächeln. Sie verrät jedoch vom Wesen dieser Wäldler mehr als ihre geregelte Alltagsarbeit.

Die bunt bemalten Rechen, die sich aus dem Langensalzaer Kreis im Erfurter Heimatmuseum befinden, waren natürlich auch nicht für die Alltagsarbeit bestimmt, die Farbe wäre bald abgegangen. Aber sicherlich war es das Minnegeschenk eines Burschen an sein geliebtes Mädchen: wenn sie in der Zeit des Heumachens auch am Sonntagnachmittag einmal für einige Stunden zum Wenden des Grases auf die Wiese gehen mußte, dann sollte sie diesen Prunkrechen gebrauchen. Für das Mädchen bedeutete er auch über den ersten Gebrauch hinaus etwas, er war ihm ein Zeichen der bräutlichen Liebe, die sich weniger im Wort als im Werk bei schlichten Menschen äußert. Die mit Blumen, Bäumen und Menschen bunt bemalten Spanschachteln, die nur als Erbstücke des vorigen Jahrhunderts noch als Hut-, Pelz- oder Schmuckkästen im Gebrauch sind, spielten, wiewohl sie von Handwerkern auf Bestellung gefertigt wurden, ihrer Bedeutung nach eine ähnliche Rolle wie der Prunkrechen. Die Umschriften beweisen es: „Ein Junggeselle, der könnt' uns vergnügen, nur selten tut man einen kriegen!" Auf einem alten

Möbelſtück aus Hinternah bei Schleuſingen iſt zu leſen: „Ach, wie wird mein Schätzchen lachen, wenn ich werde Hochzeit machen.“ Auch die Mangelhölzer gehörten zu den beliebten Brautgeſchenken. Unabhängig von der Stilkunſt der Zeit, zeigen ſie einfache Einlagearbeit mit gepunzten Palmetten, Verzierungen im Kerbſchnitt und neben anderen geometriſchen Muſtern das kennzeichnende Ringlein, das herausgedreht worden iſt.

Was bei der volkstümlichen Bauweiſe der Thüringer, der Verwendung alter Glaubensmotive, wie z. B. des Wilden Mannes und der Odalsrune, den Kratzputzmuſtern, den Ornamenten im Schieferbeſchlag, an die Volkskunſt angrenzt, iſt ſchon in dem Abſchnitt „Wohnweiſe“ berührt worden. Man darf nie Haus und Hof vereinzelt ſehen, ſondern muß ſie im Zuſammenhang mit den Bewohnern und der Landſchaft betrachten, wie ſie eingebettet liegen in Wald und Wieſe, geborgen am Berg, umgeben von blumenreichen Vorgärten! Wenn ſo oft in Weſt- wie Oſtthüringen ein turmartiger Taubenſchlag in der Mitte des Hofes ſteht, der aber, wie z. B. der in Lauchröden a. d. Werra, ganz unten die Gänſe, darüber die Hühner und oben erſt die Tauben beherbergt, ſo läßt uns die Errichtung dieſer ſchönen Fachwerktürme ahnen, wie das Verhältnis dieſer Bauern zur Kleintierwelt des Hofes iſt, was ſie für ihn bedeutet, mit welcher Liebe er ſie umhegt und ihr den richtigen Platz gibt. Schließlich muß man auch der Laufbrunnen[2] gedenken, die in verſchiedenen Kreiſen ganz verſchieden gebaut ſind, als Röhrenbrunnen in einen Einbaum, einen hölzernen oder eiſernen Bottich fließen, die als mehrfach geteilte Steinbrunnen für Menſch und Tier, als überbaute Brunnenhäuschen zum Schöpfen mit dem Eimer beſtimmt ſind, ſchließlich auch noch als Ziehbrunnen mit langem Schwengel oder einer Drehwalze das Waſſer aus der Tiefe holen und häufig eine beſcheidene Verzierung zeigen. Um eine volkskünſtleriſche Schöpfung ſcheint es ſich bei dem eigenartigen Flohbrunnen von Aſchara bei Gotha zu handeln.

Daß in Thüringen der Turm der Ausgangspunkt war, an dem das Langhaus als Gotteshaus häufig erſt angebaut wurde, beweiſen die zahlreichen Wehrkirchen Weſt-, Süd- und Mittelthüringens, ob wir an die in Döbliz bei Triptis, die als älteſte Kirche Oſtthüringens mit doppeltem Wallgraben umgeben iſt, oder an ſüdthüringiſche, wie die in Herpf oder Ellingshauſen bei Meiningen, die mit Gaden und Keller verſehen und als Zufluchtsorte der Dorfbevölkerung eingerichtet waren, oder an die als große Wehrburgen aufgeführten Kirchen Oſtheim vor der Rhön, in Walldorf bei Meiningen oder in Rohr denken. Ebenſo kennzeichnend ſind die nach 1500 in Fachwerk errichteten Kirchen, die beſonders in Thüringen nördlich von Weimar-Erfurt-Gotha die zu den inneren Emporen emporführenden überdeckten Freitreppen und damit einen Schmuck erhalten haben, der gerade mit ſeinem Holzbau die Verbin-

dung zu den Fachwerkhäuſern der Bauern aufnimmt. Ganz ſelbſtverſtändlich iſt, daß im Lande des Predigers Luther der Altar ſeinen beherrſchenden Platz mit der Kanzel und der Orgel teilen mußte.

Wie viele von den Türmen werden ſeit dem Mittelalter zu den „thüringiſchen Wahrzeichen" gezählt! Die Wartburg für Eiſenach, Dom und Severi für Erfurt, Fuchsturm und Schnapphans zu den ſieben Wundern Jenas, die „Roten Spitzen" für Altenburg, der Turm mit Storchenneſt für Vacha, die hochgelegene Kirche in Niethnordhauſen als „die Thüringer Laterne", der Turm der Neuenburg bei Freyburg a. d. Unſtrut als die „Thüringer Flaſche". Auch die anderen Städtewahrzeichen ſind gewöhnlich mit einem Turm oder einer Kirche verknüpft: für Creuzburg a. d. Werra die Brücke mit der hochgebauten Liboriuskapelle, für Kranichfeld das Steinrelief im Oberſchloß, im Volksmund „Lecka..." genannt: eine menſchliche Figur, die ſich in den Geſchlechtsteil beißt; vielleicht ein Baumeiſterſcherz, wenn nicht der Ewigkeitsbegriff an einer menſchlichen Figur dargeſtellt werden ſoll. Langenſalza mit ſeinem 81 m hohen Turm der Marktkirche und ihrer Kunſtuhr, ebenſo Arnſtadt mit ſeinem Rathausturm und der Kunſtuhr darin dürfen nicht vergeſſen werden. Das künſtleriſche Zifferblatt in Arnſtadt zeigt Figuren, die beim Stundenſchlag kleine Glocken anſchlagen; ein Adler hebt beim Glockenſchlag 12 ſeine mächtigen Schwingen am Stadtwappen, und der um die Uhr ziehende Mond zeigt jeweils die Mondphaſe an. An der Weſtſeite des Rathauſes zu Neuſtadt a. d. Orla hängt an einer eiſernen Kette ein ſteinernes Brot, worauf eine Kröte ſitzt. Es iſt wohl ein Schand- und Prangerſtein, mit dem zänkiſche und diebiſche Menſchen behängt wurden, der aber vom Volk als Brot mit Kröte gedeutet wurde, als die Erinnerung an den wahren Zweck dieſes Strafzeichens verlorengegangen war. Die Sage erzählt: „Ein wohlhabender Neuſtädter Bürger hatte noch in rüſtigen Jahren ſeinen Kindern Haus und Hof übergeben, ihn ſelbſt aber ſollten ſie bis an ſeinen Tod ernähren und pflegen. Eine Weile ging das auch recht gut, aber der alte Vater lebte den böſen Kindern zu lange, ſie hielten ihn immer ſchlechter und verſchloſſen ihm endlich gar das Brot. Als nun der alte Mann zuletzt dem Hunger und Kummer erlag und geſtorben war, fanden ſeine Kinder im Brotſchranke auf dem Brotlaib eine große giftige Kröte ſitzen. Sooft ſie Brot buken und in den Schrank legten, war auch die Kröte da. Zur Warnung für alle böſen Kinder ließ deshalb der Rat in Neuſtadt ein Brot, worauf die Kröte ſitzt, in Stein aushauen und an dem Rathauſe öffentlich aufhängen." Die Sage zeigt, wie das Volk auch bei einem Bildwerk ſtets nach einem Sinn fragt; das Gebilde muß für das Volk etwas zu bedeuten haben.

Sogar ein kirchliches Kunſtwerk in Saalfeld, das den bekleideten, gewöhnlich als St. Kümmernis bezeichneten Chriſtus am Kreuze und einen davor-

knienden Menſchen zeigt, das vom Volk ins Menſchliche umgedeutet und mit einem natürlichen, dem Volke mehr gemäßen Sinne erfüllt wird, beweiſt die Sage „Die Jungfrau mit dem Bart" bei Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 330. Über dem Haupttor der Johanniskirche in Saalfeld iſt ein ſteinernes Bildnis eingelaſſen, das aus der einſtigen Brückenkapelle an der Saalebrücke ſtammt. Das Volk ſah in der Darſtellung eine gekreuzigte Nonne, die durch einen Bart verunziert war und vor der ein Fiedelmann, neben dem ein Pantoffel liegt, kniet. Das Nönnlein ſoll eine hochgeborene Königstochter geweſen ſein, die in der Stille des Saalfelder Kloſters ihre Tage mit Faſten und Beten und Gott gefälligem Wandel zubrachte. Sie war ſo ſchön, daß alle Welt von ihrer Lieblichkeit entzückt war, und ein König kam und warb um ſie. So ſehr er ſich aber um ſie mühte, das Nönnlein blieb ſtandhaft und ſeinem Gelübde treu. Als ſie ſich jedoch des königlichen Liebhabers nicht mehr zu erwehren vermochte, bat ſie den himmliſchen Vater, ihr in ihrer Seelen- und Leibesnot beizuſtehen, und ſei es auch, daß er ſie mit körperlichem Mißwuchs verunſtalte, um ihre Reinheit zu ſchützen. Gott erhörte ihre Bitte. Von Stund an erwuchs der ſchönen Nonne ein langer, häßlicher Bart. Als der König ſah, daß ſeine Geliebte nicht zu gewinnen war, ergriff ihn der Zorn. Er ließ die Nonne aus dem Kloſter führen und ans Marterkreuz ſchlagen. Leidvollen Anblickes erduldete das Mägdlein die tauſendfachen Schmerzen der Peinigung, und es ward ihr kein ſchneller, leichter Tod, ſondern etliche Tage mußte ſie leiden. Am Kreuz aber kam ein Spielmann vorüber, der war auf Wanderfahrt, und als er die ſchöne Dulderin erblickte, zog es ihm das Herz zuſammen vor Mitleid. Ohne Beſinnen nahm er ſeine Fiedel und begann ſeine Weiſe. Tag und Nacht ruhte und raſtete er nicht, denn er ſah, wie froh und ſtandhaft die Schuldloſe ihre Qualen ertrug, ſeit die Klänge der Fiedel zu ihr emporſtiegen. Und als er müde ward und ihn ſeine Beine nicht mehr tragen wollten, ſank er in die Knie und ließ nicht ab von ſeiner Tröſtung. Das rührte die heilige Dulderin im Innerſten, und da ſie ihm anders für ſeine Treue nicht danken konnte, ließ ſie einen Pantoffel von ihrem Fuß gleiten, der fiel neben dem Spielmann zu Boden und war beſetzt mit köſtlichem Geſtein. Zum ewigen Andenken an ſolche Standhaftigkeit und Treue grub ſpäter ein Meiſter alles Leid und alle Liebe dieſer Geſchichte in den harten Stein.

Nicht die formale Geſtaltung, wie bei der Hochkunſt, iſt für das Volk entſcheidend, ſondern allein der Gehalt der Darſtellung, der dahinter liegende Sinn. Nur die von menſchlichen Leidenſchaften erfüllte Umdeutung hat das kirchliche Kunſtwerk zum Gegenſtand volkstümlichen Glaubens gemacht und (bildneriſch, muſikaliſch, erzähleriſch) in die Volkskunſt eingereiht.

Auch die ſteinernen Grabdenkmäler aus den letzten Jahrhunderten, die wir

beſonders eindrucksvoll in Dörfern und Kleinſtädten bewundern[3], laſſen uns das Vorhandenſein heimiſcher Handwerker erkennen, die bei aller Beeinfluſſung durch den Zeitſtil doch volkstümlich empfanden und ſchufen. Wie in der Architektur, haben ſie ſich auch in der Plaſtik mehr dem Gotiſchen und Barocken zugewandt als dem Romaniſchen und Klaſſiziſtiſchen. Bei den Grabdenkmälern auf dem Friedhof in Orlamünde, die ſich vor allem durch ihre Stellung zu dem Muſchelkalkberg des Bielers im Hintergrund ſtark abheben und die Trauer der Figuren lebenswirklich erſcheinen laſſen, iſt's offenbar. Die ſchmiedeeiſernen Grabkreuze, die vereinzelt noch auf den Friedhöfen ſtehen, gehäufter auf dem Gottesacker zu Heinrichs bei Suhl, ſind zum größten Teile als Zeugniſſe volkskünſtleriſchen Schaffens in die Muſeen gewandert (Saalfeld, Zeulenroda, Eiſenach). Allein die hölzernen Grabdenkmäler werden noch von Holzſchnitzern in Kaltennordheim und einigen Rhöndörfern in ſchlichter und derbgütiger Geſtaltung, die der thüringiſchen Volksart eigen iſt, geſchaffen, während ſonſt allenthalben die Maſſenware ohne Erfaſſung aller weſentlichen Züge vorherrſcht.

Der Hausrat der Thüringer iſt nicht mit dem anderer Stämme, wie z. B. der Niederſachſen, Frieſen, Tiroler, Franken, zu vergleichen. Er war von jeher einfach, ja dürftig und iſt ſchon ſeit wenigſtens einem halben Jahrhundert bei der Aufgeſchloſſenheit der thüringiſchen Bauern gegenüber den ſtädtiſchen Einflüſſen durch billige Fabrikerzeugniſſe und Putzendware verdrängt worden. Die altthüringiſchen Bauernmöbel ſtehen auf feſten Füßen, die Schränke ſind feſt und breitſchultrig, geräumig und zweckmäßig, der eigentliche thüringiſche Bauernſtuhl, wie wir ihn in Bauernſtuben der Muſeen noch ſehen, iſt nur ein Schemel mit Lehne, wie er in der Renaiſſance aufkam. Schnitzereien finden ſich heute ganz ſelten, häufiger nur im nördlichen Eichsfeld und ſüdlich des Harzes, wo der niederſächſiſche Einſchlag nachgewieſen iſt. Schränke und Truhen, Bettgeſtelle und Geſchirrbretter, vor allem die für Thüringen charakteriſtiſchen Kuchenbretter zeichnen ſich vielmehr durch die bunte Malerei aus. Häufigſtes und wichtigſtes Schmuckmittel ſind dem Thüringer die Blumen, die er in ſeinen Gärten anbaut und mit denen er ſeine Naturliebe und Bodenverbundenheit immer wieder beweiſt. Belebung wird den Glasſchränken in der guten Stube und den Geſchirrbrettern in der Küche allein durch das bunte Geſchirr blumig bemalten Porzellans oder farbigen Glaſes zuteil. In ſolch freundlich-maleriſchem Zierat leuchtet die ganze Anmut und Schalkheit des Thüringers auf.

Sogar für das „liebe Vieh" verwendet der thüringiſche Bauer, beſonders im Thüringer Walde, reichverzierte Gerätſchaften: nicht bloß die von dem Hirten für die Weidekühe gefertigten Schellenbögen, ſondern auch die geſchwungenen Doppeljoche und Stirnhölzer fürs Kuhgeſpann, die alle bunt

bemalt ſind. Im heißen Sommer bekommt das eingeſchirrte Rindvieh noch ein farbiges und oft von der Bäuerin ſelbſtgehäkeltes Netz zum Schutze gegen die Fliegen über die Stirne bis zu den Augen herab. Und welche leuchtenden Farben wiſſen die Bäuerinnen und Heimarbeiterinnen in die Tragbänder ihrer Tragkörbe in ruhigen Wintertagen hineinzuſticken, um auch dem reinen Zweckgerät für den Gang in die Stadt einen gewiſſen feiertäglichen Anſtrich zu geben! Dieſen kindlich-gemütvollen Seelen liegt innerlich daran, ihrem Auftreten die freundlich-heitere Note zu geben.

Zuallermeiſt denkt man aber bei thüringiſcher Volkskunſt an die gewerblichen Erzeugniſſe der Holz und Glas verarbeitenden Heimarbeiterſchaft des Thüringer Waldes, an die Spielwaren und den Weihnachtsbaumſchmuck und an das thüringiſche Tongeſchirr. Es kann hier nur feſtgeſtellt werden, daß ſich unter den Erzeugniſſen, die heute nach Muſtern in Hunderten und Tauſenden von Stücken hergeſtellt werden, nur ganz wenige Stücke finden, die einer Laune, der Kraft der Erfindung und Phantaſie ihr Daſein verdanken, einen tieferen Sinn wiedergeben und thüringiſches Weſen widerſpiegeln.

Das thüringiſche Zinngeſchirr des 18. Jahrhunderts zeigt kräftig gebauchte und reichlich profilierte Formen; alles iſt für den Hausgebrauch derb gearbeitet, aber das jagdbare Wild darin kennzeichnet gut die thüringiſche Schmuckweiſe. Derb-fröhlich und humoriſtiſch-anekdotenhaft lebt ſich thüringiſches Weſen in den farbigen Fayencekrügen aus, die mit ihren Blumen, ihren Zunftzeichen und Wappen, ihren Damen und Reitern ganz Deutſchland bezauberten.

Die Vielgeſtaltigkeit der Formen, der Reichtum der Phantaſie und die Freude an der farbigen Verzierung tritt noch ſtärker beim thüringiſchen Porzellan hervor, das den volkstümlichen Geſchmack durch die Bevorzugung der kräftig gerundeten und gebauchten Kannen und Taſſen im offenen Gegenſatz zu den feinen, zierlichen und ſchlanken Formen der Meißner oder Berliner Manufaktur zeigt, aber durch die farbige Abſtimmung von Grund, blühenden Blumen und Ranken erwärmt und entzückt. Wie wundervoll gehen die handlichen Braten- und Kuchenplatten, die ſich an den Seiten nach oben wölben und ſtatt angeſetzter Henkel Öffnungen zum Anfaſſen bekommen haben, zuſammen mit den glaſierten Napfkacheln und den eiſernen Waſſerblaſen, die am runden Kachelofen vorn eingebaut ſind.

Für jeden unvoreingenommenen Zuſchauer feiert die Erfindungsgabe und Geſtaltungskraft des Glasbläſers herrlichſte Triumphe als gläſerne Fabulierkunſt! Fürs Volk, dem ja meiſt das als Kunſt gilt, was es ſelbſt nicht kann (!), iſt es „wirkliche Kunſt", wenn der Glasbläſer, ohne ſich an eine Schablone zu halten, die Glasröhre über der Flamme zum Leib eines Hundes oder Hirſches aufbläſt, ihm Kopf, Augen, Geweih gibt und die ſchlanken

Läufe anſchmilzt, wobei die Geſtaltung des Willens, die Formkraft der Hand und die in einem beſtimmten Rahmen mögliche Bildſamkeit des Glaſes ſtaunenswert zuſammenklingen. Dieſe Einfühlung in die Möglichkeiten des Stoffes und des Geiſtes und die Geſchicklichkeit der Hand ſind die Vorausſetzungen für die Formenwelt, in der Kühnheit und Humor, Derbheit und Innigkeit aufleuchten. Auch beim Glas iſt die Farbwirkung wieder von allergrößter Bedeutung, ob es ſich um Weiß, das auf das tief glänzende Hüttenglas gebracht wird, handelt oder um das grünliche Waldglas oder um Fadenglas mit den weißen, roten oder blauen Fäden.

Die Becher und Humpen für Bauern und Fuhrleute, Zimmerer, Fleiſcher, Müller und andere Gewerbe, für Ehemann und Ehefrau beſtimmt, tragen zu den Jagdſzenen, Männern und Frauen, Tauben auf ſtiliſierten Herzen, Blumenkränzen und Blumenkörben, Vögeln und Pferden, Wappen und Geräten viele bezeichnende Inſchriften, die in launigen Verſen den Sinn des Bildes rückhaltlos aufdecken[4]:

„Heirath mich, ich liebe Dich."

„Ohne ein Mann zu ſein,
iſt mir eine pein."

„Abends denck ich in dem Bette,
wenn ich doch was Liebes hätte."

„Ich liebe, was fein iſt,
obſchon's nicht mein iſt
oder mir nicht werden kann,
habe meine Luſt und Freud daran."

„Trinck mich aus und ſtürtz mich um
es geht auf aller papiermacher Geſundheit rum."

„Ach Gott wie ſind die Schneider leicht,
daß ein kleiner Ziegenbock
ſieben Schneider gerade weigt."

„Die Hoffnung beßrer Zeit
ſie fragt nach guten Leuten.
Wenn kommt ſie, wo ſind ſie?"

In ſeiner Traditionsgebundenheit zeigt ſich, bei aller zeitlichen Wandlungsfähigkeit, die Volkskunſt der thüringiſchen Töpfer. In hartem Kampfe mit nüchterner Dutzendware behaupten ſich noch immer die Geſchirre, die in Bürgel bei Jena, Großenſee bei Gerſtungen oder im ſüdthüringiſchen Kleinſtädtchen Ummerſtadt hergeſtellt werden, in den bäuerlichen und kleinbürger-

lichen Haushaltungen, auch wenn ſie auf Jahrmärkten nicht mehr in der Fülle verkauft werden wie früher.

Die Töpferwaren aus Gerſtungen und Großenſee zeigen ſtarke heſſiſche Einflüſſe. Die Großenſeer Töpfer legen auf die glänzende braune Glaſur kleine Blumen mit Blättern und farbige Punkte plaſtiſch auf. Die früher für das Werratal kennzeichnenden Pflanzenornamente, die auch farbig aufgelegt waren, ſind heute mehr zurückgetreten. Die Gerſtunger Töpfer teilen, formal und farbig ſtreng gliedernd, die Bemalung häufig in zwei bis drei übereinanderliegende Farbgürtel: Dunkelziegelrot ſetzen ſie gegen Schwarzbraun, Gelb gegen Schwarzbraun, Grün gegen Schwarz. Oder ſie legen buntfarbigen Zierat aus Vögeln, Blumen, Bandmotive und anderes, was ſie mit Modeln aus dem Ton geſtochen haben, auf den Leib des Geſchirres, wobei ſie vornehmlich Grün, Weiß, Rot, Violett und Braun als Farben verwenden. Ihren Kännchen geben ſie eine walzenähnliche Form mit ſtark eingebogenem Hals und eine ſpitz vorſpringende Schnauze.

Die mittelthüringiſchen Töpfer in Bürgel kennen nicht die Formſtrenge und nicht die plaſtiſche Belebtheit der weſtthüringiſchen und heſſiſchen Geſchirre; ihren derbwandigen Töpfen, aus einem beſonders feinen heimiſchen Ton hergeſtellt, geben ſie ſtärker ausladende, rundlich gebauchte Formen. In ihrer heiteren Malerei beſchränken ſie ſich auf kleinere, ſchlichte Formen, die auf die gleichen Urbilder zurückzuführen ſind, auf gerade Linien, Schlangenlinien, Spiralen, Schnörkel und ſchließlich auf wenige Farben, die „im Feuer ſtehen". Und gerade durch dieſe vielfältige maleriſche Behandlung des Zierats, der ſich im Gegenſatz zum heſſiſchen Geſchirr immer der Form unterordnet, erreichen ſie eine gewiſſe Zierlichkeit und Gefälligkeit, die jedem handlich vorkommt und jeden anſprechen. Da die Ornamente – gleichgültig ob einfache Punkte, Maiglöckchen oder andere Blümchen – das Geſchirr ringsum gleichmäßig überziehen, wird von allen Seiten her im allgemeinen das gleiche Schaubild gewonnen, während die Töpfer des Werratales nur eine beſtimmte Seite als Schauſeite herausbilden. Auch die Henkel und die weich gerundeten Ausgüſſe paſſen ſie dem Geſamtcharakter an.

Die Bürgeler Töpfer formen ihren Ton noch in der gleichen Weiſe wie vor Jahrhunderten zu Töpfen, Tellern, Schüſſeln, Kannen und Taſſen. Freilich iſt die Zahl der Handwerksbetriebe heute ganz gering im Verhältnis zum 18. und 19. Jahrhundert; es waren 1786: 41, 1813: 28, 1914: 12, 1939: 9 Meiſter. Wenn ſie den Ton mehrfach gewäſſert haben, ſchneiden ſie ihn mit Sicheln und treten ihn gründlich mit den Füßen, um ihn von Steinen und allen ſtörenden unſauberen Beimiſchungen zu befreien. Danach legen ſie den Ton in Ballen auf die Walzbank und kneten ihn nochmals mit den Händen durch.

Kleinere Stücke Ton ſetzen ſie auf die Töpferſcheibe, die aus zwei durch eine ſenkrechte Achſe miteinander verbundenen Scheiben beſteht, aus der kleineren Formſcheibe oben und der größeren Holzſcheibe unten. „Während der Töpfer mit den Beinen die untere Scheibe in Drehung verſetzt, bewegt er gleichzeitig die Formſcheibe. Die beiden Daumen bohren ſich in die Mitte des ſich drehenden Tonklumpens, mit den übrigen Fingern formt er die Außenwand. So nimmt der Ton, von den geſtaltenden Händen des Töpfers geformt, ſchnell die Form eines Topfes oder einer Schüſſel an. Die Wahl der Tonmenge und das Formen geſchieht lediglich nach dem Augenmaß, die Arbeit wird faſt ohne Hilfe von Schablonen geleiſtet.

Iſt der Topf geformt, wird der Ausguß in die noch weiche Maſſe eingedrückt, indem der Töpfer den Zeigefinger von oben, den Mittelfinger und Daumen von unten gegen die Wandung legt. Auf langen Brettern werden die Töpfe dann zum Trocknen aufgereiht und erhalten den Henkel, der mittels verdünnten Tons angeſetzt wird[5]."

Die trockenen Tonwaren mit Braun, Gelb, Kobaltblau zu übergießen und dann wieder aus dem Malhörnchen die farbigen Tupfen ringsherum zu tupfen, aus einem anderen die Linien durch die Punktreihe zu ziehen und gegebenenfalls die Zierblumen anzubringen und ſchließlich auf den Grund der Schüſſel zu ſchreiben: „Trink und iß, dein Leid vergiß!" oder „In unſrer ganzen Nachbarſchaft ſind alle Mädchen tugendhaft!" iſt oft Frauenarbeit. Die Frauen müſſen mit dem Malhorn aber ſchnell ſchreiben können, und reizvoll iſt es, ihre „Handſchrift" an den Verſchen und Schmucklinien zu ſtudieren.

Die Ummerſtädter Töpfer in Südthüringen arbeiten mehr allein, ohne Geſellen und Lehrlinge; infolgedeſſen ſinnieren ſie mehr über ſich und ihr Tun und geben dem dann auch Ausdruck in den Aufſchriften der Kannen, Krüge und Schüſſeln:

„Ohne Bier und Branntewein
mag der Teufel Töpfer ſein."

„Alte Taler, junge Weiber
ſind die beſten Zeitvertreiber."

„Blumen malen iſt allgemein,
den Duft zu geben, kann Gott allein."

„In meiner Stube rußt der Ofen.
In meinem Herzen ruhſt nur du."

„Aus Erde bin ich worden, aus Erde form ich viel.
Ich muß, ſolang ich lebe, nur in der Erde wühl."

Die Holzſchnitzer in der Rhön[6] haben urſprünglich, ungefähr ſeit 1800, nur Gebrauchsgegenſtände des täglichen Lebens, Pfeifenköpfe für Ruhla, wo ſie ihren metallenen Beſchlag bekamen, Holzlöffel u. a. hergeſtellt. Jetzt arbeiten in 24 Werkſtätten, die auf 10 Orte verteilt ſind, rund 600 Schnitzer, Meiſter allein oder mit Geſellen und Lehrlingen. Nach manchem Irrweg,

den ſie um des lieben Brotes willen gegangen ſind, haben ſie zur Natur zurückgefunden. Die Menſchen und Tiere der heimatlichen Umwelt ſind es, die ſie mit ihrem klaren Blick für Geſtalt und Linienführung formen: der Kleinbauer der Rhön, wie er Korn mäht oder ſeine Senſe dengelt oder im Wald Stöcke rodet, die Bäuerin, wie ſie auf dem Schubkarren verkäufliche Ware fortfährt, das Mädchen, wie es Ähren lieſt, das Reh, wie es äſt, das Pferd, wie es „mit langem Hals und in den Beinen gelöſt weidet". Das feſte innere Bild, das der Schnitzer von ſeinen Beobachtungen in Wald und Wieſe, Acker und Straße gewonnen hat, hält der im allgemeinen harte und herbe Schlag der Rhönſchnitzer im weichen, bildſamen Lindenholz, ſeltener im Nußbaum- oder Eichenholz feſt. Unter dem Einfluß der Staatlichen Schnitzſchule in Empfertshauſen, die von Erich Sperling geleitet wird, hat er das früher häufig angewandte ſchwarze Beizen der Tierfiguren aufgegeben. Wenn das weiße Naturholz dann geölt iſt, wird die Maſerung in warmen Tönungen ſichtbar; wird es gewachſt, leuchtet die Oberfläche des Lindenholzes in mattem Glanze auf.

Gegenüber den alpenländiſchen Schnitzern, die in frommer Kirchlichkeit ihre Heiligengeſtalten ſchaffen, und den erzgebirgiſchen, die als Krippen- und Weihnachtsbergſchnitzer, als Pyramiden- und Leuchtermacher ein gemütvolles Vertiefen in die Heimat und Menſchenſeele verraten, geben ſich die Rhöner in ihren Schnitzereien etwas feſter und derber, beſinnlich-verhaltener. Wenn auch manche Stücke mehrfach zum Verkauf hergeſtellt werden, ſo hat doch jedes ſein Eigenleben, ſeinen eigenen Charakter. Es handelt ſich hier um beſte Volkskunſt; ſie wird von Schnitzern geübt, die zum Teil neben ihrem Gewerbe noch eine kleine Landwirtſchaft betreiben. Der Unterſchied zur Hochkunſt iſt offenbar; denn letzte und höchſte Kunſt iſt niemals gängige Handelsware.

Die thüringiſchen Trachten, einſt ein umfangreiches Gebiet thüringiſcher Volkskunſt, ſind nur noch ein Kapitel hiſtoriſcher Volkskunde. Denn ſie ſind bis auf ganz kümmerliche Reſte um die letzte Jahrhundertwende verſchwunden. Die Altenburger Tracht z. B. trugen vor dem Weltkriege noch ältere Frauen im Alltag; Glaſewald und Naumann[7] zählten in ihrem Schriftchen 1927 die wenigen Trachtenträger! Die letzten Bauernreiten, an dem die Männer in ihrer alten Tracht auftraten, fanden vor dem Weltkriege ſtatt.

Die Gründe zum Schwinden der Tracht in Thüringen ſind noch ganz offenſichtlich. Die Tracht war ſtets Zeichen des Standes und Ausdruck der Gemeinſchaft. Die Geburtsſtände ſind den Berufsſtänden gewichen, alle die früher beſtehenden Schranken der ſtändiſchen Gliederung haben einer neuen, mehr ausgleichenden Gliederung Platz gemacht. Auch der Bauer wollte, wenn er in die Stadt kam, nicht mehr als ſolcher erkannt werden. Und die

Zugehörigkeit zum ledigen oder verheirateten Stande, zum evangelischen oder katholischen Bekenntnis, wie es auf dem Eichsfelde besonders hervortrat, findet ebensowenig eine äußere Betonung und Bezeichnung mehr. Die alte Gruppengeistigkeit hat einem neuen Gemeinschaftsdenken Platz gemacht, das sich auch äußerlich in der Kleidung kundtut und durch ihre sinnbildliche Bedeutung Gemeinschaftskraft entwickelt; die Uniform der politischen Gliederungen, allerdings nicht von einer ständischen oder konfessionellen Grundlage, sondern von einer weltanschaulich-politischen aus, ist an Stelle der Tracht getreten.

Die Mannigfaltigkeit des geographisch reich gegliederten schönen Thüringer Landes hatte auch eine Fülle thüringischer Trachten zur Folge. Luise Gerbing[8] hat in ihrem reichbebilderten Thüringer Trachtenwerke, auf das wir hier für das Studium der alten thüringischen Trachten verweisen müssen, 28 verschiedene Trachtengebiete aufgezählt, wobei die Trachten der Grafschaft Hohenstein (Kr. Nordhausen) und des Helmetales gar nicht berücksichtigt sind. Kein anderes deutsches Stammesgebiet vermag die gleiche Reichhaltigkeit für die Vergangenheit aufzuweisen.

Ein wesentliches Stück der thüringischen Frauentracht, die große Bänderhaube, ist im alltäglichen Gebrauch dahingegangen wie die „Weimarische Mütze", die mit hohen, gezackten Atlasbändern aufgebaut und mit wirkungsvoller Gold- und Perlenstickerei geziert ist. Die hohe bräutliche Hormetmütze der Altenburgerin mit breiten bunten Bändern und kirschblattähnlichen Plättchen aus Dukatengold, auf denen sich sogar eingeritzte Lebensbäume finden, tragen die Bauerntöchter nur noch bei Trachtenfesten. Verschwunden ist auch die Vielzahl der dicken Röcke und die Verwendung von Pappe und andern Versteifungen für Haube und Brustlatz.

Erhalten hat sich auf dem Thüringer Walde und seinen Vorbergen nur der „Heitlappen" als Kopftuch und z. T. in Südthüringen das bunte Schultertuch, das früher den Leibchenverschluß verdeckte. Nach dem Weltkriege ist die Schürze außer Mode gekommen. Auch der Kirchenmantel, den die verheirateten Frauen trugen, ein faltenreicher Umhang aus schweren Tuchen oder Wollstoffen, der bis zu den Waden reicht, ist noch häufiger bei alten Frauen zu sehen. Diese abgelegten Kirchenmäntel wie auch einfache kattunene Radmäntel in Blaudruck tragen noch fast überall die jungen Frauen und älteren Mädchen als Kindermäntel, da man in vielen thüringischen Dörfern kaum einen Kinderwagen kennt. Das Kind wird von der Trägerin in einen Bauch des Mantels gesetzt, „eingehockt" und so fest und warm gehalten.

Die Männertracht ist vollständig verschwunden; auch von den Kopfbedeckungen, die sich meist am längsten halten, sind Dreimaster und Zylinder, der nur hohen Festen, besonders der Kirmse und den Begräbnissen, vor-

behalten iſt, dahingegangen. Nur verſtreut trägt man noch die runde ſchwarze Schirmmütze.

Suchen wir die Gemeinſamkeiten der thüringiſchen Trachten, die als Weſenszüge gelten können, herauszuſtellen, ſo müſſen wir ihre Natürlichkeit, Gefälligkeit und Heiterkeit hervorheben. Die Frauen legten mehr Wert auf farbige Ausgeſtaltung als auf Schmuck. Maſſiv goldenen Schmuck trug man nur im reichen Altenburger Lande und in wohlhabenden nordthüringiſchen Dörfern; Silberketten waren beliebt, im allgemeinen begnügten ſie ſich aber mit mehrreihigen Ketten aus bunten Glasſteinen und mit Kreuzanhängern. Im Thüringer Kerngebiet ſuchte die Tracht mehr zu verhüllen. Während ſich die Röcke in vielen Falten über die Körperform legten, wurde die Büſte durch Mieder und Schnürmieder betont und durch den farbig geſtickten Bruſtlappen belebt. Im Gegenſatz dazu hob die altenburgiſche Tracht die Körperform hervor, wenigſtens tat es der eng anliegende Rock, der nur bis zu den Knien reichte und nicht überzuziehen, ſondern nur ſeitwärts aufzuknöpfen war. Der Oberkörper freilich bekam vorn durch die ſenkrechte Pappeinlage vor der Bruſt eine unnatürliche Geſtalt. Wie im Gang und in der Sprache gaben ſich die thüringiſchen Frauen und Mädchen auch in der Tracht mit ihren fließenden Linien lockerer als die auf Knappheit, Straffheit und Plaſtik gerichteten Altenburgerinnen. Die Altenburger Bauern wirkten ebenſo, äußerlich und innerlich, viel ſteifer als die altthüringiſchen. Eindrucksvolle Würde verrieten oft ihre Bewegungen, zumal wenn ſie im langen, am Hals geſchloſſenen Rock mit Stehkragen und Bruſtklappen zum Kirchgang ſchritten, den kleinen flachen Hut auf dem Kopf und die langſchäftigen, eng anliegenden Stiefeln an den Füßen, ſo daß die kurzen bockledernen Kniehoſen kaum ſichtbar waren. Sonſt trug der Altenburger „Melcher" (Melchior) den Spenzer, eine ganz kurze Tuchjacke.

Der fränkiſche Einſchlag im Süden, der heſſiſche im Werratal und der ſorbiſche im Oſten Thüringens macht ſich auch in der alten Volkstracht bemerkbar, wie Luiſe Gerbing gezeigt hat. Der entſcheidende Weſenszug iſt neben der Vielfalt jedoch die natürliche Gefälligkeit und Heiterkeit.

Thüringen, wie wir es umgrenzt haben, bildet keinen einheitlichen Sprachraum. Das hängt mit der Beſiedlung durch verſchiedene Stammesteile und die frühere territoriale Zerſplitterung zuſammen. Wer politiſche oder gar geſchichtliche Landkarten Thüringens aus den letzten Jahrhunderten anſieht, wird bei der Fülle der großen und vielen kleinen Farbkleckſe verſtehen, daß man Thüringen „den Stieglitz des Deutſchen Reiches" oder „die bunte Jacke Deutſchlands" nannte. Dieſer territorialen Zerriſſenheit entſpricht die ſprachliche. Einem geſchulten Beobachter fallen die Unterſchiede faſt von Dorf zu Dorf auf. Thüringen iſt auch ſprachlich individualiſiertes Land. Und doch gibt es eine thüringiſche Sprachgemeinſchaft, die bei allen Unterſchieden im einzelnen gegenüber anderen Sprachgemeinſchaften viel Gemeinſames aufweiſt.

Die thüringiſche Mundart gehört mit der oberſächſiſchen und ſchleſiſchen zur Gruppe der oſtmitteldeutſchen Mundarten. Wie den Sachſen, fällt es auch den Thüringern äußerſt ſchwer, Tenuis und Media, ü und i auseinanderzuhalten. Sie ſprechen alles weich und reden nur vom harten (= t) und weichen d, vom harten (= p) und weichen b. Auch den Gebildeten, die lautlich einigermaßen richtig ſprechen, iſt die für das Thüringiſche kennzeichnende ſingende Betonung, die melodiöſe Art, einen Satz aufzubauen, eigen.

Im Norden läuft die Grenze von Niederdeutſch und Thüringiſch von Witzenhauſen a. d. Werra über Blickershauſen–Hohengandern–Siemerode auf der Grenze des Kreiſes Heiligenſtadt und der Provinz Hannover. Glashauſen iſt das einzige Dorf des Kreiſes Heiligenſtadt, in dem rein niederdeutſch geſprochen wird. Dann verläuft die Sprachſcheide weiter über den Roten Berg im Kreiſe Worbis, ſüdlich von den niederdeutſchen Dörfern Berlingerode, Hundeshagen, Wintzingerode, Holungen, Lüderode und Bokkelnhagen und nördlich von den thüringiſchen Orten Stöckey, Tettenborn, Bad Sachſa, Wieda, Zorge, Hohegeiß, Stiege vorbei, weiter nach Harzgerode–Sandersleben–Bernburg–Nienburg. Das heutige mansfeldiſche und anhaltiſche Land iſt ſeinem Kern nach thüringiſch. Das oſtſaaliſche Sprachgebiet wird ebenfalls trotz naher Verwandtſchaft vom thüringiſchen geſchieden. Die Grenze bildet die Saale von Bernburg bis Naumburg. Das Gebiet von Naumburg bis Lucka, im Oſten von Lucka ungefähr an der ſächſiſchen Grenze entlang bis Gößnitz, im Süden von Gößnitz bis Gera und im Weſten von Gera bis Naumburg ſchließt die Altenburger Mundart ein. Sie wird bei aller Verwandtſchaft nicht als thüringiſch, ſondern als dem

Sächſiſchen näherſtehend angeſehen. Im Süden läuft die thüringiſch-fränkiſche Sprachgrenze von Gera nach der oberen Saale, zwiſchen Saalfeld und Rudolſtadt hindurch nach dem Rennſteig bei Limbach. Als weitere Sprachgrenze zwiſchen Thüringern und Franken wird im allgemeinen der Rennſteig von Limbach bis zum Inſelsberg bezeichnet. Doch der Rennſteig, der in ſeiner ganzen Länge nie Handelsſtraße war und den erſt Herzog Ernſt der Fromme von Sachſen-Gotha 1654 als Verkehrsweg herrichten wollte, iſt weder Stammesgrenze geweſen – vom ſächſiſchen Annaliſten[1] wird 1078 nicht der Rennſteig, ſondern der Thüringer Wald ganz allgemein als thüringiſch-fränkiſche Stammesgrenze bezeichnet – noch Mundartgrenze. Fränkiſches findet ſich auch nördlich des Rennſteiges in Altenfeld, Stützerbach, Gehlberg und Oberhof; Schmiedefeld und vor allem Kleinſchmalkalden, die ſüdlich des Rennſteiges liegen, ſind aber auch ſtark thüringiſch beeinflußt. Südlich des Inſelsberges läuft die Sprachgrenze im ſog. Salzbogen, an dem Farrenbach und der Roſa entlang zur Felda, dann nach Dorndorf zur Werra. Gegen das Heſſiſche verläuft die Sprachgrenze von Dorndorf, alſo öſtlich der Stadt Vacha bis Berka und geht auf heſſiſches Gebiet im leichten Bogen nach Witzenhauſen zurück.

Der Niederdeutſche ſpricht Tid, der Thüringer Zid (Zaid),
der Niederdeutſche ſpricht Perd, der Thüringer Pferd (Färd),
der Niederdeutſche ſpricht ik, der Thüringer ich,
der Niederdeutſche ſpricht Piepe, der Heſſe ſpricht Piefe, } der Thüringer Pfiefe (Fiefen, Faife).

Der Franke gebraucht die Verkleinerungsſilbe le: 's klä(klenne) Mädle, der Thüringer chen: 's kläne Mä(d)chen; der Sachſe läßt in der Nennform der Tätigkeitswörter (ſagen) das n nicht abfallen wie der Thüringer im Oſten (ſage).

Das Thüringiſche wird von den thüringiſchen Mundartforſchern Hertel[2] und Kürſten[3] in 4 Untermundarten durch 2 ſich bei Bad Berka an der Ilm ſchneidende Lautgrenzen gegliedert. Dieſe Untermundarten umfaſſen recht ungleiche Gebiete. Das Weſt- und Oſtthüringiſche wird durch eine Linie geſchieden, die ſich weſtlich von Berka und vom Ettersberg und öſtlich von Artern und Sangerhauſen nach der Mansfelder Wipper nordwärts zieht, ſüdwärts von Berka die Ilm aufwärts bis Angſtedt und dann an den Rennſteig weſtlich der Schwarza. Das Oſtthüringiſche wurde, vom Sächſiſchen beeinflußt, in den langen Selbſtlauten i, u, ü und den Doppellauten ou, öu und ei verändert. Während

der Weſtthüringer ſagt:	ſpricht der Oſtthüringer:
min Hus,	mei(n) Haus,
His-chen,	Heischen,

Baum, Baim, Boim,	Boom (Baam),
Fleiſch,	Fleeſch (Flääſch),
Rauch,	Rooch (Raach),
wiſſer Stein,	weißer Steen (Stään).

Zwiſchen dem Nord- und Südthüringiſchen geht die Grenze ſüdlich von Eſchwege im nach Norden ausgreifenden Bogen um den Hainich ſüdlich von Mühlhauſen–Langenſalza–Erfurt–Berka–Blankenhain bis zur Saale. In der Vogtei ſüdlich von Mühlhauſen ißt man Äpfl und Kräpfl, im nordthüringiſchen Mühlhauſen und Nordhauſen Äppel und Kräppel. Im nordweſtthüringiſchen Erfurt werden Schtrömpe geſchtoppt, in den ſüdthüringiſch ſprechenden Dörfern Möbisburg, Egſtedt Schtrömpfe geſchtopft. Die ſüdoſtthüringiſche Mundart, die des Rudolſtädter Mundartdichters Anton Sommer, nimmt das kleinſte Gebiet ein; das nordweſtthüringiſche Gebiet, wozu das Eichsfeld, Nordhauſen, Sangerhauſen, Sondershauſen, Erfurt gehören, iſt das umfangreichſte. Der Hexenberg bei Berka ragt als Schnittpunkt der 4 thüringiſchen Mundartgrenzen und als Mittelpunkt des geſamten deutſchen Sprachgebietes empor.

Natürlich gibt es noch eine Fülle von örtlichen Verſchiedenheiten, die hier auch nicht einmal geſtreift werden können. Im unteren Unſtruttal (bis Nebra und auf der Finne bis Wiehe und Raſtenberg) ſprechen die Bewohner das anlautende k ſtimmlos als g; hier geht der bezeichnende Satz als Scherz um: Gaiſer Garl gonnte geine Gimmelgerner gauen; Kölleda, wo früher Kuhmärkte abgehalten wurden, heißt aus dem gleichen Grunde „Guhgöln". Die Bewohner des Holzlandes bei Kloſterlausnitz erweichen ebenſo das anlautende k zu g und das g zu j, ſprechen alſo Garche ſtatt Kirche und Jibbel für Gipfel; ſie beteuern „Jrußer Jott in deine Hänne!" Die den Nachbarorten wegen ihrer Mundart auffallenden Mehrſtedter bei Sondershauſen werden mit dem Neckſatz begrüßt: „Anne Kanne Baier und ä Mauſtfladen ſchmecken gaut (eine Kanne Bier und ein Musfladen ſchmecken gut). Die Rohrbacher bei Buttſtädt können das ſonſt meiſt als Kehllaut geſprochene r beſonders ſcharf ausſprechen, ihr Ort heißt deshalb in ſcherzhafter Nachahmung „derr Uuhrrrt" (Ort). Die Leheſtener, deren Mundart aus thüringiſchen und fränkiſchen Einwirkungen hervorgegangen iſt, werden in der Umgegend mit dem Rufe Gaugauk (Kuckuck) gehänſelt. Man hört im Thüringer Stamm ſehr genau auf die örtlichen Verſchiedenheiten und weiß dieſe Eigentümlichkeiten mit viel Draſtik und Humor, vor allem mit einer gewiſſen Boshaftigkeit („hinten herum") zu geißeln. Im Fränkiſchen, beſonders im Sonnebergiſchen, geht die Sprache in breitere, härtere und tiefere Formen über, wie ſchon Brückner bemerkt hat, das Singende des Thüringers tritt zurück. So ſagt man dort für nibber und ribber: nü und rü, ſtatt

Mädle: Mädla, ſtatt Fenſter: Fenſtar, ſtatt Sonneberg: Sumbark. Auch hier ſtehen in den einzelnen Orten die mundartlichen Ausdrücke gegeneinander und werden in humorvollen Redewendungen ausgeſpielt: „In Jetſchuff (Jagdshof bei Sonneberg) hört der Draak auf", ſagt man bei Sonneberg. Wenn dann ein Uneingeweihter fragt: „Wieſo?", dann antwortet man: „Weil in Haanerſchdarf (Heinersdorf) der Dreiik aagett." Gegen die Bayern grenzen ſich die Bewohner des Sonneberger Kreiſes mundartlich ab, indem ſie ſagen: „Bei uns gitts Backſtääkaas und bei euch Backſtaakeeis!" Nur beiſpielsweiſe ſollen wenige mundartliche Sonderausdrücke aus dem Fränkiſchen angeführt werden: Hüfte = Hagebutten; Hälberle = Preißelbeeren; Krusrig = Schnittlauch; Peterle = Peterſilie; gelbe Ruben = Möhren; Kappe = Mütze; eine Meichel = ein Kopftuch; 's Fräle = Großmutter; 's Herrle = Großvater; Kerwe = Kirchweih, Kirmſe.

Die thüringiſche Mundart wirkt etwas ſchwerer als die ſächſiſche (meißniſche), ſie klingt bequem, derb, aber doch urgemütlich. Auch die Altenburger Mundart, die häufig zur ſächſiſchen gerechnet wird, hebt ſich durch männlichen, vollen Klang von ihrer öſtlichen, weicheren ſächſiſchen Nachbarin ab und ſchlägt auch ebenſowenig wie die thüringiſchen Schweſternmundarten die rauhen Töne ihrer heſſiſchen Nachbarin im Weſten an.

In ihrer Liebenswürdigkeit verwenden die Thüringer ſchön und hübſch zu adjektiviſcher Steigerung. Wie der Bayer ſaudumm ſagt, ſpricht der Thüringer von ſchöne dumm oder hibſch langſam. Weit mehr als in der Hochſprache bildet er in der Mundart Volksſuperlative, wie ſperrangelweit, mordsböſe, kochleddergar (= ſehr warm gelaufen, Niedergebra-Nordhauſen), gruslich-ſchön, freßdumm, kühdumm, brettnageldumm, karnickelnärrſch, klotzigreich, arſchklar, haſenwilde u. a. „Es iſt mir wurſchtegal" dürfte eine Verbindung zweier getrennter Begriffe ſein, entſtanden aus: Es iſt mir egal + es iſt mir wurſcht; „fitſchenaß" eine Kreuzung aus pfützennaß und klitſchenaß, die auch beide getrennt verwandt werden.

In der Mundart hat dasſelbe Wort oft eine andere Bedeutung als im Hochdeutſchen. Wer z. B. in der Umgegend von Neuſtadt an der Orla ſagt: „Deine Mutter iſt aber eigenſinnig", will nur andeuten, daß die Mutter ſauber, ordentlich, eigen im Haushalt ſei. Oder der Begriff feige gilt dort ſoviel wie ängſtlich. Einheimiſche, die ſich bemühen, hochdeutſch zu reden, werden ſchief angeſehen und als anmaßend und wichtigtueriſch empfunden; ſie ſprechen „reich".

In einer volkskundlichen Betrachtung kommt es nicht auf die thüringiſche Mundart, die in ihrer Breite und Tiefe mit ſprachwiſſenſchaftlichen Mitteln zu erforſchen Aufgabe des Sondergebietes der Mundartenforſchung iſt, ſondern auf das Sprechen des Volkes als etwas Lebendiges an; hier ſoll nur mit

volkskundlicher Frageſtellung das geiſtig-ſeeliſche Leben der Sprechenden erſchloſſen werden. Im folgenden will ich mich auf einige Seiten der thüringiſchen Sprech- und Ausdrucksweiſe beſchränken, wobei ich aber auch darauf aufmerkſam machen muß, daß gerade beim Sprechen vieles ſich der wortmäßigen Bezwingung entzieht; denn vieles von dem, was das thüringiſche Weſen in der Sprache kennzeichnet, liegt im Melos, Rhythmus, in der Betonung und Farbe, im Klang und Schritt der Ausſprache, in der begleitenden Geſte, ſo daß alſo nur der Tonfilm eine volle Wiedergabe ermöglicht.

Namen

Die Thüringer haben von jeher, wie alle anderen Stämme, eine gewiſſe Vorliebe für Vornamen und Zunamen gezeigt. Im Mittelalter verwandte man im eng begrenzten Raume, wo jeder den anderen kannte, ausſchließlich den Vornamen. Erſt im 13. Jahrhundert kamen in Thüringen Zunamen auf, und zwar zunächſt in den Städten, wo die Bevölkerung infolge der Zuwanderung raſch zunahm. So wird 1206 in Nordhauſen ein Wilhelm von vielen anderen als Wilhelm der Krämer unterſchieden[4]. Das Gewerbe war der wichtigſte Geſichtspunkt, der für die Namengebung der Bürger in Betracht kam, ſo daß in Erfurter Urkunden[5] Zunamen wie Schmidt, Maurer, Ziegler, Müller, Sartor (Schneider), Filtrarius (Filzmacher), Calcifax (Schuhmacher, ſpäter auch Schuchhard), Cultellifaber (Meſſerſchmidt) aufkommen. Ebenſo häufig nannten ſich die zugewanderten Bürger mit einem Zuſatznamen nach dem Herkunftsort; außer einigen ferner liegenden größeren Städten, wie Halle, Köln, Roſtock, Gent, ſind vor allem thüringiſche Dörfer und Städte aus der Nähe zu finden; in Erfurt: Arnſtadt, Allach, Bindersleben, Frienſtedt, Gotha, Greußen, Sömmern, Weißenſee. Aber erſt ſeitdem die Namensträger das „von" als Herkunftsbezeichnung abſtoßen, können wir von Familiennamen in unſerem Sinne reden. Das iſt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Fall; in Nordhauſen nach der Revolution von 1375; alſo ein Berthold von Werther nennt ſich nunmehr Bertold Werther, Heinrich von Urbach einfach Heinrich Urbach. Von 28 Ratsherren führen 1401 noch 7 das „von", 1421 von 27 nur noch 2. Um dieſelbe Zeit, alſo in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wird es auch bei den urſprünglich nicht adligen, einfachen Bürgern allgemein gebräuchlich, ihren Vornamen einen Zunamen zuzufügen, und zwar werden außer dem Gewerbe und dem Herkunftsort bevorzugt:

der Stammesname: Schwabe, Beyer, Franko, Saxo;

der Stand oder das Amt: Vizedominus = Vitztum; Miles = Ritter; Scultetus = Schultheiß;

die Wohnſtätte in Straßen und Plätzen: ſuper Bulzam = auf der Pilſe. Von der Kerslache = Hirſchlache, bei den Barfüßern;

hervorſtechende Eigenſchaften oder Eigenheiten an Körper und Geiſt, die den Eindruck von urſprünglichen Spott- und Spitznamen machen, dann aber ohne alle Rückſicht feſte Familiennamen wurden: der Lange, Kleine, Gizes (Rieſe), der Kahle, Mager, Dürringer, Buckelin, Claudicans (hinkend), Strabo (Schielend, deutſch Schelinc), Kankerbuch (Spinnenbauch). Spottnamen ſind wahrſcheinlich urſprünglich auch die den Tieren entlehnten Namen, wie Wolf, Bock, Fuchs oder Gänſefuß, Schweinchen (Porcellus); in einer Weimarer Urkunde von 1313 nach Vögeln: Friede Stigelitz und ein Jhan Store (Star?). Nicht weniger kennzeichnend ſind die Erfurter Bürgernamen Gemechlich, Snellemund, Eierkuchen, Klotz oder gar Diabolus (Teufel) und Semidiabolus oder Halbtuvel, Weintrinker, Trunkenbolt, Biertaſche. Man war alſo gar nicht ſchüchtern in der Zuerkennung von Zunamen, die feſte Familiennamen wurden. Eine gewiſſe Anerkennung verraten Zunamen, wie Dives (Reich), Aureus (Golden). In einem Bauerndorfe wie Walſchleben wird 1331 ein Heinrich Hertekeſe (Hartkäſe), in Büßleben 1329 eine Jutta Kolſtocken in echt bäuerlich volkstümlicher Weiſe genannt.

In jedem Jahrhundert treten natürlich vorherrſchende Namen auf. Wenn auch auf dieſen zeitlichen Wandel hier nicht eingegangen werden kann, ſo ſollen doch wenigſtens einige der häufigſten Namen, die für einzelne thüringiſche Striche heute charakteriſtiſch ſind, aufgezählt werden; im Kreiſe Altenburg: Zetſche, Kipping, Kirmſe, Kertſcher, Junghanns, Miſſelwitz; zwiſchen Neuſtadt an der Orla und Pößneck: Oberländer (aus dem Schleizer Oberlande ſtammend); im Kreiſe Rudolſtadt: Haun und Unbehaun, Rein und Unrein; Hickethier (Hegetür, Haustür mit waagerechter Teilung), Machelett oder Macheleidt (imperativiſche Form: mache lit = Obſtwein, gleich wie Spannaus, Kieſewetter = Prüfe das Wetter!); in Erfurt: Biereye (Biereige), Löber (Lohgerber); auf dem Eichsfeld: Hucke, Mehler, Wand, Heddergott; in Südthüringen: Bätz (Bezzo, Verkleinerungsform von Bär); in Lauſcha: Greiner, Müller, Leipold; in Suhl und Umgegend: Schlegelmilch, Keßler, Ehrhardt, Triebel; im Kreis Schmalkalden: Anſchütz, Pfannſtiel, Piſtor; in Ruhla: Schlothauer; in Sonneberg: Dorſt, Dreſſel.

Auch in den Vornamen haben die Thüringer ihren beſonderen Geſchmack gezeigt. Als älteſte thüringiſche Namen können gelten: Awimund, Bubo, Hahwar, Leob, Liur (?), Bigina (oder Bigika), Haribrig, Hiba (oder Hira) und Ida, ſofern die Deutung der Runen[6], die an verſchiedenen Gegenſtänden eines 1897 aufgedeckten Frauengrabes auf einem vom 5. bis zum 7. Jahrhundert benutzten Friedhof in Weimar zu leſen ſind, richtig iſt. Im 11. und 12. Jahrhundert gaben ſie ihren Kindern noch vorwiegend voll-

tönende germaniſche Namen, wie Adalhard, Ditmar, Erkenbert, Giſelher, Hartung, Helferich, Iſicho, Luther, Meinhard, Ortwin, Reimboto, Sizzo, Wulfwin. Nur 2% der männlichen Namen ſind den bibliſchen, griechiſchen oder römiſchen Namen entnommen; bei den Frauen finden ſich Paulina und Margarete. Doch herrſchen auch bei ihnen die altgermaniſchen Namen vor: Aba, Bilihilt, Hildegard, Hildburg, Hildegund, Irmingard, Irmintrut, Jutta, Luckardis, Mechtild, Waldrat. Die chriſtlichen Erzählungen und Legenden haben alſo bis 1200 die Namengebung der Thüringer überhaupt nicht zu beeinfluſſen vermocht. Der Vorname Marie kommt bis 1200 nicht vor und bleibt auch im 13. Jahrhundert ſelten. Man ſollte meinen, daß die Thüringer, die doch jahrhundertelang politiſch und vor allem kirchlich zum fränkiſchen Gebiet gehörten, den Namen des großen Frankenkönigs Karl vorzugsweiſe ihren Kindern gegeben hätten; das iſt aber auffälligerweiſe bis um 1800 herum gar nicht der Fall. Auch Friedrich, Otto ſind wenig gebräuchlich, ebenſowenig bis ins 18. Jahrhundert hinein Bernhard, Gerhard, Wilhelm. Ernſt, Lambert und Erwin ſind zunächſt nur den Grafen von Gleichen eigen.

Vom 13. Jahrhundert ab kürzten die thüringiſchen Städter die volltönenden germaniſchen Namen oder erſetzten ſie durch neue kürzere, wie Arnold, Albert, Eberhard, Gottfried, Ludolf, um nur einige der erhaltenen zu nennen. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts führten ſie bibliſche und fremde Namen ein, beſonders Johannes und Chriſtian; ſeltener: Alexander, Andreas, Matthias, Laurentius, Nikolaus, Peter; bei den Frauen: Adelheid, Gertrud, Kunigunde; ſeltener: Agnes, Benedikta, Eliſabeth, Lydia und Sophia. Aber $^{9}/_{10}$ aller Vornamen ſind noch immer germaniſch; bei den Männern führen noch immer durchaus: Dietrich, Heinrich, Hermann und Konrad. Im 14. und 15. Jahrhundert nimmt mit der ſteigenden Heiligenverehrung auch die Zahl der bibliſchen Namen zu: Anna, Barbara, Georg, Lorenz, Chriſtoph werden Mode. Außerdem kürzt man die gebräuchlichſten Namen Johann in Hans, Heinrich in Heinz und Heino, Konrad in Kurd und Kunz, Dietrich in Diezel oder Thilo, Gottfried in Götze, Berthold in Berld, Nikolaus in Klaus oder Nickel, Balthaſar in Balzer, Eliſabeth in Elſe, Georg in Jörg, Agnes in Neſe, Kunigunde in Kunne oder Konne; von 1500 bis 1800 führte der Vorname Hans in Thüringen durchaus, in der Stadt wie auf dem Dorfe, jedes Findelkind wurde ſo getauft. Daneben blieben Heinrich, Konrad, Georg und Balthaſar die beliebteſten Namen. Die altteſtamentlichen Namen, wie Abraham, Aaron, David, Elias, Jeremias, werden erſt am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert unter dem Einfluß des Proteſtantismus aufgenommen und haben ſich in einigen Strichen, wie z. B. im Unſtruttale, weit ins 19. Jahrhundert hinein gehalten.

Wie im 18. Jahrhundert die deutſchen Kaiſernamen (Leopold) gewählt wurden, ſo in den mainziſchen Gebieten Erfurt und Eichsfeld die Namen der mainziſchen Erzbiſchöfe Franz, Anſelm, Philipp. Aber auch Friedrich und Wilhelm breiteten ſich, offenbar unter dem Eindruck der Leiſtungen der preußiſchen Könige, in Thüringen aus. Bis zum Weltkriege erfreuten ſich in den einzelnen thüringiſchen Staaten die Fürſtennamen großer Beliebtheit; in Altenburg Ernſt, in Reuß Heinrich, in Schwarzburg Günther und Sizzo (letzterer zu den älteſten germaniſchen Namen gehörig); in Meiningen Bernhard. In Erfurt, wo in den letzten Jahrzehnten der Vorname Karl – im Gegenſatz zu den früheren Jahrhunderten – häufiger gegeben wird, mutet es ſeltſam an, daß der Name Martin ganz ſelten als Rufname verwandt wird. Gerade in der Stadt Erfurt, die ſo nahe Beziehungen zum Reformator Martin Luther hatte, in der alljährlich am 10. November beim Eintritt der Dunkelheit der Martinstag unter der Teilnahme der geſamten Bevölkerung ſo ſtimmungsvoll gefeiert wird, iſt dieſer Name durchſchnittlich nur einmal im Jahre ſeit 1900 gegeben worden.

Doppelnamen geben die Thüringer ihren Kindern erſt von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an. Man findet häufig Urkunden des 18. Jahrhunderts, in denen ſämtliche Zwölfer eines Dorfes den Vornamen Johann mitführen, genau ſo wie die führenden Männer des Geiſtes: Johann Sebaſtian Bach, Johann Wolfgang Goethe u. a. Der Pfarrer Chriſtoph Chemnitius hat dieſe Neuerung der doppelten Vornamengebung im Taufregiſter des Dorfes Lißdorf bei Eckartsberga mit folgenden Worten gegeißelt: „Anno 1658. Am 3. Aprilis nachts zuvor ward geboren Hanſſen Vhrloppen in ſeiner anderen ehe ſein drittes Kind, eine Dochter, Anna Lieſe genannt in der heilichen Tauffe, welche ſie am Palmſonntage, war der vierte Aprilis, erlangt. Dieß iſt das erſte Kind, dem ein Bauer hat zwei Namen geben laſſen, und zwar ein alter Hirtenſohn und Hirte ſelbſt und Schäffeldreſcher, welche heut zu Tage Edelleute werden."

Seit dem Weltkriege hat eine rückläufige Bewegung eingeſetzt, wohlklingende germaniſche Vornamen werden häufiger gegeben, daneben freilich ſind auch viele Mädchennamen nach beliebten Filmſchauſpielerinnen gewählt worden, ſicherlich von Müttern, die als „Damen von Welt" für ihre Töchter das Daſein einer Filmdiva (Lia-Sonja oder Marion) erſehnten. Die Beſinnung auf die Werte altdeutſcher Überlieferung, die niemals abgeriſſen, aber manchmal ſtark zurückgedrängt war, wird erſt jetzt im Volke wach, ſo daß von Jahr zu Jahr mehr kerndeutſche Vornamen gegeben werden. Das Verdienſt, in der Namengebung die Beſinnung auf artgemäßes Verhalten wachgerufen zu haben, gebührt dem Nationalſozialismus.

Den Wandel des Geſchmacks in der Namengebung zeigt eine Überſicht

über die häufigſten Vornamen in Erfurt von 1900–1936:

1900 für Jungen: Kurt (59), Walter (57), Paul (54), Karl (42), Erich (36);
für Mädchen: Gertrud (55), Margarete (53), Frieda (48), Martha (39), Anna (35).

1910 für Jungen: Walter (66), Kurt (47), Erich (46), Karl (42), Hans (39);
für Mädchen: Gertrud (50), Margarete (46), Charlotte (40), Hildegard (35), Martha (32).

1916 für Jungen: Hans (57), Heinz (57), Werner (57), Kurt (39), Siegfried (35);
für Mädchen: Elfriede (46), Gertrud (45), Ilſe (34), Charlotte (33), Hildegard (33).

1926 für Jungen: Horſt (69), Gerhard (61), Heinz (52), Hans (40), Wolfgang (40);
für Mädchen: Ingeborg (53), Ruth (45), Urſula (45), Ilſe (30), Giſela (29).
Der Doppelname Hannelore iſt ſchon 11 mal, Liſelotte ſogar 24 mal vertreten.

1936 für Jungen: Wolfgang (48), Manfred (47), Klaus (45), Günter (44), Horſt (36), Klaus-Dieter (21);
für Mädchen: Helga (56), Chriſta (Chriſtel, Chriſtine) (36), Brigitte (31), Hannelore (28), Ingeborg (28).

Hausnamen und Spitznamen

Auf dem Dorfe redet man ſich wie im Mittelalter meiſt noch mit den Vornamen an; denn jeder kennt ja den anderen und iſt mit ihm durch vielfache Bande verbunden. Oft aber ſind es gar nicht die Vornamen der lebenden Menſchen, ſondern längſt verſtorbener, die in dem Hauſe gewohnt haben. Denn es ſind häufiger Haus- als Perſonennamen. In vielen Dörfern hat faſt jede Familie einen Hausnamen, und dieſer iſt ausſchließlich in der Umgangsſprache gebräuchlich. Die eigentlichen Familiennamen werden nur von Fremden und Behörden angewendet. Oft hören Schulneulinge bei ihrer Einführung zum erſtenmal den „richtigen" Namen ihrer Nachbarn (Wittmannsgereuth bei Saalfeld). Dieſe Namen vererben ſich auf Kind und Kindeskinder. Der Hausname iſt auf eine ganze Reihe von Möglichkeiten und Sachlichkeiten zurückzuführen:

1. Auf den Namen eines früheren Beſitzers: Baß-Dreß nach dem Großvater Andreas, der den Baß geſpielt hat (Erbenhauſen-Rhön). Hansadens: der Großvater hieß mit Vornamen Hans Adam (Oßmaritz bei

Jena). Kobermatz: der Vorfahre hieß Jakob Matthias (Tröbnitz bei Stadtroda);

2. auf Leute, die früher im Hauſe gewohnt haben: Pruſigs: früherer Beſitzer hieß Ambroſius (Cloſewitz bei Jena);
3. auf den Hof: Wechsſchulz, weil der Ahne ſeine Ländereien an der Stelle des wüſt gewordenen Dorfes Wechs hatte (Grabsleben bei Gotha);
4. auf die Wohnlage: Saugäſſer nach der Wohnung in der Saugaſſe (Dorndorf-Rhön). Treppenfranzheinrich: wegen der hohen Treppe vor des Großvaters Haus, nach dem die ganze Sippe Treppenfranz heißt (Wingerode bei Worbis);
5. auf Gegenſtände am Haus: Schlag; vor einem Hauſe ſtand früher ein Schlagbaum. Alle im Hauſe Wohnenden oder aus ihm Stammenden werden mit Schlag bezeichnet, alſo Schlagers Henner, Schlags Tine (Ehrenſtein bei Remda);
6. auf den Anbau und die Feldbearbeitung: Krauts Reinert (Krauts Reinhard). Der Großvater baute als einziger Bauer in Pferdingsleben bei Gotha Kraut an und ſäuerte es ein;
7. auf den Herkunftsort: Gaakeſchuſter, der aus dem „Gaakendorf" Viernau zugezogene Schuſter (Albrechts bei Suhl);
8. auf geſchichtliche Vorgänge: Bärhanſens. Ein früherer Beſitzer des Gutes namens Hans Zöllner erlegte um 1760 den letzten Bären (Hummelshain bei Kahla). Mähre. Seit 1813 heißen in Ochſen-Rhön die Bewohner des Hauſes, in dem 1813 der Bürgermeiſter wohnte und den die durchziehenden Franzoſen maire nannten, Mähre (von maire = Bürgermeiſter). Alle Familien haben dieſen Hausnamen angenommen;
9. auf den Beruf: Hefentoffel. Eine Familie, deren Urgroßmutter mit Hefe in den Dörfern handelte (Quirla bei Stadtroda). Stellers, weil ein Vorfahre Vogelſteller war (Egelsdorf bei Rudolſtadt);
10. auf körperliche Eigenſchaften: Männches Alwin. In der Familie war früher einmal ein auffällig kleiner Mann, den man nur „das Männchen" nannte. Seine Nachkommen führen dieſen Spitznamen zu ihrem Verdruß noch heute (M.-Rhön);
11. auf Eß- und Trinkgewohnheiten: Hutzelsköß, nach Kaſpar, der ſtets Hutzeln, d. h. gedörrtes Obſt in der Taſche trug (Unterweid-Rhön);
12. auf ſprachliche Eigenheiten: Schmieds Det. Der Schmied ſtammt aus der Mark in der Nähe von Berlin und ſagt: det is richtig (Dreba bei Schleiz);
13. auf charakterliche Eigenſchaften: Bittkarl. Ein aus Sachſen eingewanderter Bergmann Karl gebrauchte häufig das Wort bitte. Dieſe Höflichkeitsform war den Neuhäuſern auf dem Rennſteig damals wenig geläufig;

14. auf ſonſtige Eigenſchaften: Barons. Der Großvater hat ſich fein gekleidet, mit Studenten gezecht, iſt ausgeritten und hat Schulden gemacht wie ein Baron (Ammerbach bei Jena);
15. auf die Kleidung: Oberpfarrers. Ein Vorfahre galt in Unterweid-Rhön als erſter Beſitzer eines Zylinders, wie ihn ſonſt nur der Ortspfarrer trug.

Vor allem braucht man ſolche Ausnahmen bei häufigem Vorkommen desſelben Familiennamens im Dorfe zur Unterſcheidung. Denn bei der ſtarken Verſipptheit mancher Dörfer iſt es ein Gebot der Notwendigkeit, hier Unterſcheidungsnamen zu ſchaffen. In Langenwolzendorf bei Greiz tragen z. B. 12 Familien den Namen Lautenſchläger. Sie nennt der Volksmund Erz (Erhard). Der erſte Beſitzer Juſtus Lautenſchläger hatte einen Sohn Erhard. Auf dem Gute ruht der Name Erz nach alter Überlieferung faſt 400 Jahre. In Kleingeſchwende bei Arnsgereuth (Saalfeld) wird zwiſchen den zahlreichen Steiner-Familien z. B. durch die Hausnamen Steiner-Lurz und Steiner-Hager (dieſer ſchon 1765 in den Gemeindeakten erwähnt) unterſchieden. Hager und Lurz ſind gerichtlich eingetragene Hausnamen. In Jenalöbnitz, einem im Kreis Stadtroda gelegenen Dorfe mit 200 Familien, die 28 Familiennamen tragen, kommen die gleichen Familiennamen vielmals vor: einer ſechsmal, ein anderer fünfmal, 3 viermal, einer dreimal, 5 zweimal und einer ſiebzehnmal. Wenn nun dieſelben Familiennamenträger auch noch die gleichen Vornamen haben, iſt der Verwechſlung Tor und Tür geöffnet. Aus der Notwendigkeit heraus, ſie doch unterſcheiden zu können, nicht aus Spottluſt, iſt alſo der Zwang zu dieſen Decknamen, die wir als Hausnamen bezeichnen, entſtanden. Vor 100 Jahren, da die Dorfbewohner nicht ſo ſtark in den Wechſel und Verkehr hineingezogen waren wie heute und bei größerer Seßhaftigkeit enger miteinander verſippt waren, begegnet uns in Jenalöbnitz[7] von 21 Familiennamen ſogar vierzehnmal der gleiche Name; ein anderer findet ſich damals dreizehnmal, wieder ein anderer viermal, 3 dreimal, 4 zweimal und nur 11 kommen einmal vor. Im dörflichen Zinsregiſter unterſchied man zwiſchen 3 Trägern desſelben Vor- und Zunamens Johann Karl Hüttig folgendermaßen: Johann Karl Hüttig am Brauhauſe, J. K. Hüttig am Spritzenhauſe, J. K. Hüttig am Ziehborne. Der Volksmund begnügt ſich natürlich oft mit einem verkürzten Beinamen, um unterſcheiden zu können; man ſpricht von Bornmüllers und Stubenmüllers.

Aus den oben angeführten Beiſpielen geht hervor, daß ein gut Teil dieſer Hausnamen von den Vorfahren ſtammt, daß ſie auf Kind und Kindeskinder übergehen, und zwar auch auf einheiratende Schwiegerſöhne und deren Kinder. Viele ſind rund 200 Jahre zurückzuverfolgen, einige noch längere Zeit.

Wenn in Jenalöbnitz eine Familie Tonndorf „Veits" genannt wird, ſo wird der, der den Hausnamen abgab, in einem Veit Dunndorff, der zwiſchen 1567 und 1570 bezeugt iſt, oder in einem Veit Tonndorf um 1710 zu ſuchen ſein.

Daß der Hausname beim Umzug von einem Ort in den anderen mitwandert, kommt in Nord- und Mittelthüringen ſelten vor, häufiger nur im fränkiſchen Sonneberger Kreiſe. Der Pächter des Hügelsgutes in Mogger, Hügelspächter genannt, behielt den Namen, als er nach Muppberg zog, obwohl er dort nicht mehr auf dem Hügel wohnte[8]. Ob der Einheiratende, wenn er aus einem fremden Orte ſtammt, den Hausnamen ſeiner Frau oder, falls dieſe keinen Hausnamen hat, deren Familiennamen annimmt oder ſchließlich ſeinen eigenen Familiennamen zur Anerkennung im dörflichen Verkehr bringt, hängt letztlich von ſeiner Perſönlichkeit ab. Vielfach aber erleben wir es, daß zwar der ortsfremde einheiratende Schwiegerſohn mit ſeinem Familiennamen, ſeine Frau jedoch mit dem alten Hausnamen genannt wird; ihre Kinder entweder mit dem Familiennamen des Vaters oder dem Hausnamen der Mutter. Die alten Leute bevorzugen im Umgang den letzteren Brauch. Nehmen die Kinder den Familiennamen des Vaters in der Umgangsſprache des Dorfes an, ſo erhält auch die Frau allmählich dieſen Namen, im allgemeinen aber erſt einige Jahre nach dem Tode ihrer Eltern[9]. Auf dieſe Weiſe laufen je nach der Generation, von der der Name gebraucht wird, alſo je nach den Alten oder den Jungen, Haus- und Familiennamen nebeneinander her. Nimmt der Einheiratende den Hausnamen ſeiner Frau an, ſo wird er zunächſt mit dieſem und der angehängten Silbe „mann" benannt; alſo heiratet ein Heinrich Naumann eine Frieda Werner, deren Familie den Hausnamen „Tildens" (von Mathilde) führt, ſo heißt er Tildens Mann und nach 1 oder 2 Jahrzehnten ſchließlich abgekürzt nur noch Tildens oder Tildens Heinrich. In Mupperg bei Sonneberg hieß ein Einwohner, der ins Haus ſeiner Frau gezogen war, nach ſeiner Frau Hannema, ſeine Frau kurz Hanna; ſpäter erhielt ſie jedoch, gegen jedes folgerichtige Denken, den Namen Hannefra (Hanne-Frau). Zu wieder anderen Namensbildungen kann es kommen, wenn der einheiratende Schwiegerſohn ein Einheimiſcher iſt, der ſelbſt einen Hausnamen trägt. Es werden dann häufig mehrere Namen aneinandergereiht. Wenn ein Tillig in die Familie Schulz einheiratet, ſo nennt man ihn „Schulztillig". Heiratet ein Sohn des Schulztillig in die Familie Taut ein, ſo heißt er zum Unterſchied von ſeinem Bruder, der das väterliche Gut übernimmt, „Tauten-Schulztillig". Auf dieſe Weiſe alſo entſtehen Namenungetüme wie Schneiderhanſenwetzel, Anniemariestaut (Kr. Schleiz), Treppenfranzheinrich (Kr. Worbis), Hansattensfritz (Hans Adam Fritz, Kr. Stadtroda). Die Verſchleifungen in den Namen,

die durch die Verbindung der Vornamen mit den Haus- und Familiennamen zuſtande kommen, ſind häufig recht eigenartig und verlangen die Kenntnis der heimiſchen Mundart: Hans-Nikol wird zu Hannickel, Hans-Michael zu Hammichel, Bühl Andreas zu Bühlannerſch, Samuel Edmund zu Mels Mund, Erdmuthes Franz zu Muthensfranz.

Weniger häufig, aber in allen Teilen Thüringens vorkommend, iſt auch die Rückführung der Hausnamen auf weibliche Vornamen, wie Muthens (aus Erdmuthe), Mareins (Marie), Evas, Theklas. In einigen Rhön-Orten des Eiſenacher Kreiſes iſt mit dieſem Brauch allerdings eine Kritik der Dorfbewohner verbunden. Denn es wird nur in den Familien, wo die Frau die „Hoſen anhat", deren Vorname an Stelle des Familiennamens angewendet. Ein Emil Teichmüller heißt Evas Emil; ein Johannes Limburg heißt Jane Hans; die Frau Chriſtiane wird alſo an erſter Stelle genannt, da ſie auch zu Hauſe die erſte Geige ſpielt.

Die Hausnamen geben ſich ſelbſtverſtändlich nicht die Träger ſelber, ſondern regelmäßig die guten Freunde und Nachbarn: bei der Arbeit, im Gaſthaus, bei den Zuſammenkünften der Jugend. Und einen ſolchen Namen, der einmal geprägt iſt, wird der Träger auch nicht ſo leicht los. Ein Krauſe, der in einem Hauſe mit einem Birnbaum davor wohnte und zum Unterſchied von anderen des gleichen Namens im ſelben Ort Birnbaumkrauſe genannt wurde, ärgerte ſich über dieſen Zunamen und wollte ihn dadurch beſeitigen, daß er kurzerhand dieſen Birnbaum abhackte. Der Volksmund quittierte jedoch dieſe Tat mit dem neuen Unterſcheidungsnamen „Abgehackter-Birnbaumkrauſe".

Ein Eldorado für dieſe Unterſcheidungsnamen iſt die Stadt Lauſcha auf dem Thüringer Walde, wo bei rund 6000 Einwohnern 3 Namen beſonders verbreitet ſind: Greiner, Müller, Leipold. Die beiden erſten ſind die Begründer der Lauſchaer Glashütte im Jahre 1597. Der Glasmeiſter Greiner iſt aus Schwaben eingewandert, der Glasmeiſter Müller aus Böhmen. Nach dem Lauſchaer Adreßbuch von 1925 iſt Greiner als Familienname 286 mal, Müller 133 mal, Leipold 81 mal vertreten, daneben Bätz 72 mal, Böhm 60 mal, Köhler 59 mal, Eichhorn 51 mal, Weſchenfelger 46 mal. Auch hier machte die Fülle der in Familien- und Vornamen gleichen Namensträger bald Unterſcheidungen notwendig, es geſchah in der Form, daß zum Vor- und Familiennamen ein dritter hinzugefügt wurde, der irgend etwas Auffallendes in Haltung, Gang, Sprache, häufiger einen Fehler und eine Schwäche als eine Tugend, irgendeine Liebhaberei, eine Leiſtung, eine Gewohnheit bezeichnete[10]. H. Töppe[11] hat 1897 ein Gedicht „Lauſcha" veröffentlicht, in deſſen beiden erſten Strophen von dieſen Doppelnamen die Rede iſt:

„Lauſcha iſt das Eldorado
Deutſcher Namens-Einigkeit:
Greiner Vetter, Greiner Schwager,
Greiner Mauſchel, Greiner Bär,
Greiner Adam, Greiner Baſtel,
Sixer und dergleichen mehr –
Hört man nirgend weit und breit.
Eins nur find' ich wunderlich:
Lauſcha hat ken Sperken nich!

Doch nicht nur für Greinersleute
Ward einſt Lauſcha aufgebaut:
Müller Pathle, Müller Kleiner,
Müller Zieg und Müller Schmied,
Müller Schulz und Müller Kuller,
Und noch weiter geht das Lied,
Daß mir vor dem Ende graut.
Eins nur find' ich wunderlich:
Lauſcha hat ken Sperken nich!"

Ein anderer Lauſchaer Witzbold hat eine „kleine Ausleſe" dieſer Spitznamen vom wunderlichſten Klang, deren Erklärung nur dem genauen Kenner der Lauſchaer Mundart und der dortigen Verhältniſſe möglich iſt, in 18 Strophen mit 317 Namen gegeben; nur 2 Strophen ſeien angeführt:

„Stifft, Abſchuß, Dalem, Mienzer, Brull,
Fuchs, Nelſon, Preſchel, Schleifer, Schnull,
Aff, Räder, Hüpfer, Dunſt und Scheck,
Bex, Buckel, Unger, Bandel, Beck.

Schmied, Meichel, Urian, Eugen, Zitz,
Kolb, Mauſchel, Kühle, Mops und Pitz,
Pohl, Doktor, Schlitzer, Teufel, Mar,
Rehauer, Konnel, Rüſter, Lahr.

Ähnlich wie in Lauſcha iſt es in Goldlauter bei Suhl, wo bei der ungewöhnlichen Häufigkeit von Familiennamen wie Weiß, Kolb, Walther faſt jede Familie zur Unterſcheidung ihren Spitznamen hat. Dieſe Spitznamen ſind gerichtlich eingetragene Zunamen, ſie gehen zuallermeiſt auf Spitznamen zurück, die den Vorfahren gegeben worden ſind. Denn die Glasbläſer in Lauſcha waren ja darauf bedacht, möglichſt keine Fremden in ihrem Ort zuzulaſſen, weil ſie ihr Herſtellungsgeheimnis um jeden Preis hüten wollten. Ähnlich iſt's in Neuhaus am Rennweg, wo ein Fremder ohne Kenntnis des Beinamens eine Familie ſchwer finden kann, oder in Dörfern des Schleizer Oberlandes. Dieſe Beinamen zeugen von einem unglaublich ſicheren Blick

für die Schwächen der Nebenmenſchen und von der großen Fähigkeit, hintergründiges Denken zu erfaſſen, zugleich aber auch von dem derben Humor, der ſich in der Namengebung kundtut.

Solche Spitznamen ſind ſchon im ausgehenden Mittelalter, wie wir den Urkunden thüringiſcher Städte wie Erfurt, Nordhauſen, Arnſtadt entnehmen können, den Bürgern aufgehängt worden. In den Renterei-Rechnungen „Zum Gehren" (Amt Gehren) wird 1647 ein Hanß bohn der Noß genannt. „Nuß" iſt auch heute noch ein häufig gebrauchter Spitzname. Bohn kann Abkürzung von Bonifatius ſein. Wenn eine Erfurterin 1248 Herlindis Graukatze genannt wird oder ſpäter ehrſame Bürger Namen wie Eierkuchen, Klotz oder gar Trunkenbolt tragen, in Arnſtadt Hans Muckenbein (1514) oder Gunther Krumbfuß (1584), ſo ſind das ſelbſtverſtändlich Spitznamen geweſen, die den Charakter von Familiennamen annahmen. Das Volk arbeitet heute noch genau ſo lebhaft und phantaſiebegabt wie früher und gibt zur Unterſcheidung derſelben Familiennamenträger mit der gleichen Fähigkeit zur Hintergrundſchau ſeine Spitznamen.

Spitznamen

Von den Hausnamen, die naturgemäß mehr in den bäuerlichen Kreiſen zu finden ſind, und zwar häufig in den Kreiſen Schleiz, Saalfeld, Stadtroda, Weimar, Arnſtadt und Eiſenach, auf dem Eichsfeld und in Südthüringen, ſind wir ungewollt und unbewußt ſchon zu den Spitznamen im engeren Sinne gelangt. Denn bei manchen Hausnamen iſt die Grenze zwiſchen Haus- und Spottnamen durchaus fließend, bei den familiären Unterſcheidungs- oder Zuſatznamen iſt der urſprüngliche Spitznamencharakter in vielen Fällen ſicher. In der Spitznamengebung ſind unbeſtrittene Meiſter die Bewohner des Thüringer- und Frankenwaldes. Ihre Fähigkeit, die lieben Mitmenſchen mit gutmütigem Humor, mit ſprizendem Witz oder ſcharfem Spott zu benennen und für dieſen Zweck alle Eigenheiten und Sonderlichkeiten in Haltung, Gangart, Kleidung, Sprech- und Verhaltungsweiſe auszubeuten, feiert hier Triumphe. Sind dieſe Spitznamen gehäſſig und beleidigend, ſo darf man auf ihre Prägung in Feindeskreiſen ſchließen, ſind ſie von gutmütiger Kritik diktiert, auf Entſtehung in Freundes- und Bekanntenkreiſen. Auch die Annahme oder Ablehnung dieſer Spitznamen erfolgt bei den damit Ausgezeichneten je nach den Hintergründen der Kritik. Es gibt natürlich gewiſſe Spott- und Schimpfnamen, die nie in Gegenwart des Namenträgers gebraucht werden und ihm bewußt ferngehalten werden, da der beleidigende Charakter offen zutage liegt. Aber oftmals haben ſich auch unfeine Spitznamen mit der Zeit Geltung verſchafft und ſind auch von den damit bedachten Familien angenommen worden. Im Oſten und Nordoſten Thüringens iſt die Leichtig-

keit, witzige Spitznamen zu geben, nicht in dem gleichen Maße vorhanden; hier finden ſich hauptſächlich harmlos-gutmütige oder derb-maſſive Prägungen, jedenfalls ohne den ſprühenden Witz, der bei den Wäldlern ſo häufig durchſchimmert. Im Unterſchied von den Hausnamen, die an den Bewohnern eines Hauſes haften und häufig auch auf neue Beſitzer übergehen, ſind die Spitznamen mit den Einzelperſonen verbunden und ſterben in der Regel mit dieſen aus. Nur ſelten gehen ſie auf die Nachkommen über.

Aus einer umfangreichen Sammlung ſolcher Spitznamen[12] ſeien einige nur beiſpielhaft angeführt, und zwar nach 12 Geſichtspunkten geordnet. Aus naheliegenden Gründen verzichte ich auf die Ortsangabe und begnüge ich mich mit der Nennung des Kreiſes. Spitznamen werden gegeben:

1. nach dem Berufe oder Gewerbe:
   Saure Luiſe; eine Frau, die mit ſauren Gurken handelt (Ziegenrück),
   Öltöffel; der Vorfahre Chriſtoph fuhr Öl nach Heſſen (Gotha),
   der Bäcker: Hefenhengſt, Teigaffe, Semmeldämſch (Altenburg),
   Porree-Förſter; ein Gärtnergehilfe (Rudolſtadt);
2. nach körperlichen Beſonderheiten:
   Storch oder Kickerhahn; ein Mann mit geſpreiztem Gang (Stadtroda),
   Vertiko; alte Frau von eckiger Geſtalt (Sondershauſen),
   Zaunkönig; kleiner Mann namens König (Gotha),
   Bratſch; dicker Mann, der ſich gern recht bequem „hinbratſcht" (Weimar),
   Propeller; Mann mit großen Ohren (Sonneberg);
3. nach der Haarfarbe:
   Blauer; Mann mit rotem Haar (Eiſenach);
4. nach anderen äußeren Eigenarten:
   Agent; Mann, der bei einem Ausflug mit einer Aktenmappe, die damals noch wenig bekannt war, erſchien (Schleiz),
   Herzog; Bauer, der immer mit 4 Kühen aufs Feld fährt, wie früher der Altenburger Herzog mit 4 Pferden ausfuhr (Altenburg);
5. nach der Kleidungsart:
   Petersturm; Frau, die ihren Zopf auf dem Kopfe trägt, ſo daß er dem höchſten Kirchturm in Nordhauſen vergleichbar iſt (Nordhauſen),
   Schmiſättenbur; ein Bauer, der mit Chemiſett bekleidet aufs Feld zum Düngen fuhr (Eiſenach);
6. nach ſonderbaren Vorkommniſſen:
   Der Hamburger; ein Mann, der früher durchgebrannt, aber nur bis Hamburg gekommen war (Weißenſee),
   Glaſer; der Großvater war einſt durchs Fenſter geſprungen, wobei ihm der Fenſterrahmen am Halſe hängenblieb (Gotha),
   Die Horniſſe und Hummel; zwei Männer, die viel (im Gefängnis) „brummten" (Eiſenach);

7. nach der Rolle, die sie im Theater gespielt haben:
Jumbo, Dunsel, Zauser; nach Theaterrollen, die schon ein Menschenalter zurückliegen (Gotha);
8. nach Lieblingsliedern:
Millionär; ein Mann, der mit Vorliebe sang: „Ich vertausche meine Heimat nicht um eine Million" (Stadtroda);
9. nach Essen und Trinken, Lieblingsbeschäftigungen und Gewohnheiten:
Garschknall; ein Mann namens Gerstenberger (mundartl. Garschtenbarger), der immer mit der Peitsche knallt (Schleiz),
Gutschmeckchen; ein Mann, der immer etwas Gutes aß (Eisenach),
Der Vierundneunziger; ein Mann, der mit dem 94. Infanterie-Regiment im Kriege war und mit Leib und Seele am Kriegerverein hängt (Stadtroda);
10. nach sprachlichen Eigentümlichkeiten:
Die Hummel; eine alte Frau mit tiefer Stimme (Gotha),
Quäkser; ein Mann mit hoher Stimme (Saalfeld),
Nebelkrähe; ein Mann mit heiserer Stimme (Saalfeld),
Hedulje; guter Jodler (Saalfeld),
Parole auf; ein Bauer, der seinen Kühen militärische Befehle gibt, z. B. „Parole auf!", „Links um", „Gebt Feuer!" (Gotha);
11. nach geistigen und charakterlichen Eigenschaften:
Deutsche Minna; eine Frau, die forsch auftritt und wegen ihrer Tüchtigkeit beneidet wird (Nordhausen),
Glockenläuter; ängstlicher Mann, der bei allen Geschehnissen im Dorfe die bange Befürchtung hegt, sie könnten an die große Glocke geschlagen werden (Schleusingen),
Doppeldecker; Vater zweier unehelicher Kinder (Gotha),
Piepgulker; jähzorniger Mann, der sich wie ein Truthahn gebärdet (Eisenach),
Bismarck; früherer Schultheiß, starke Persönlichkeit (Eisenach);
12. nach sonstigen Besonderheiten werden auch ganze Berufs- und Gesellschaftsklassen mit Spitznamen bedacht:
Der Lehrer ist im Dorfe gewöhnlich der Kantor, der Förster der Grüne, die Sommerfrischler werden Luftschnapper genannt, weil sie Höhenluft atmen wollen (Frankenheim-Rhön); die Fabrikmädel die Fabrikfunseln. In Waldfisch bei Bad Salzungen sagt man zu allen männlichen Wesen mit dem Vornamen Fritz „Gückel". Ja die Frauenkränzchen in einem gothaischen Dorfe hatten im vorigen Jahrzehnt alle ihre Spitznamen erhalten:
Die Aktiengesellschaft; fast alle waren untereinander verwandt und machten gemeinsam Heu, holten Kartoffeln, draschen zusammen, so daß sie andere Leute nicht mehr hinzuzuziehen brauchten;
Der Reichstag; eine Gesellschaft, in der das geringste Ereignis besprochen wurde;

Der Pantoffelklub; Frauen, deren Männer nach der Volksmeinung unter dem Pantoffel ſtanden;
Die Fremdenlegion; junge Frauen, die alle aus den umliegenden Dörfern eingeheiratet hatten;
Der Völkerbund; etwas zuſammengewürfelt, ohne Einigkeit;
Die Nobleſſe; etwas eingebildet;
Der Schmatzenſtock; Frauen der Holzhauer, die beim Eſſentragen einen Schmatzen, d. h. einen nicht zerkleinerten Holzſtock heimtragen;
Grammophongeſellſchaft; urſprünglich die Dorfſchönen genannt, dann wegen der Anſchaffung eines Grammophons umbenannt.

In Weißenſee bedachte man ſogar Straßen und Häuſer mit Spitznamen und übte eine Kritik, die auch teilweiſe zur Abſtellung der Übelſtände führte. Eine ungepflaſterte Vorſtadt hieß Schlammrode; das gelb angeſtrichene Haus, in dem der Wachtmeiſter und der Gerichtsvollzieher wohnten, „die gelbe Gefahr"; ein großer Neubau, auf den man das Leipziger Wort anwandte: Wer nicht im Blauen Affen geweſen iſt, iſt nicht in Leipzig geweſen: „Blauer Affe". Häuſer wurden nach ihrem Anſtrich mit folgenden Spitznamen verſehen: Der rote Heinrich, der rote Ochſe, die gelbe Kutſche, der graue Elefant; nach ihrer Bauart: Vogelbauer, Sternwarte, Storchneſt (Turm); eine Gaſtwirtſchaft: Banane; ein Privathaus: Villa zum dreckigen Vorhemd. Straßen erhielten den Spitznamen: Zigeunerviertel, Filzlatſchengaſſe, Klunkergaſſe (verdorben aus Junkergaſſe).

Alle dieſe Spitznamen werden den Trägern im allgemeinen nicht von einzelnen, ſondern von einer Gemeinſchaft gegeben, wenn Leute gleichen Standes oder gleichen Alters zuſammen ſind zu gemeinſamem Tun oder gemeinſamem Feiern. Ein einzelner wird häufig den Spitznamen prägen, ein anderer ihm einen neuen geben; entſcheidend aber, welcher Name in Geltung kommt, iſt allein die Gemeinſchaft. Und ſelbſtverſtändlich ſind gerade die Gelegenheiten, wo einer ſein Temperament, ſein Geſchick oder Ungeſchick zeigen kann, beſonders geeignet, Scherzworte und Spitznamen zu prägen: beim Dreſchen mit der Dreſchmaſchine, bei einer Feuerwehrübung, beim Skatſpiel, beim Kegeln, beim Hahnſchlagen zur Kirmſe, wenn jung und alt den Burſchen und Mädels zuſehen, die mit verbundenen Augen nach dem Topfe ſchlagen und je nach ihrem Temperament vorſichtig oder ſtürmiſch, beeinflußt von der Menge der Zuſchauer oder ganz ſelbſtändig und eigenſinnig auf ihr Ziel losgehen und losſchlagen. Die Anregung der einzelnen, die ſcharf zu beobachten und zu vergleichen wiſſen, die phantaſiebegabt und wortgewaltig ſind, muß auf aufnahmefähigen Boden fallen, der gemeinſchaftliche Kreis muß zur Anerkennung des Spitznamens geradezu ſein Amen ſagen.

Während Spitznamen einer bestimmten Person – manchmal auch einer Sache – auf Grund besonderer Vorkommnisse gegeben sind und an ihr oft das ganze Leben lang haften, bisweilen sogar auf die gesamte Familie übergehen, treffen die Schimpfnamen die Menschen nur bei bestimmten Gegebenheiten. Sie werden weniger auf die Person als auf ihr Wesen und ihre Haltung bezogen und werden darum ganzen Gruppen mit gleicher Artung beigelegt, ohne an ihnen hängenzubleiben. Auch in diesem Punkte haben die einzelnen Schläge der Thüringer Bevölkerung ihre Lieblingsworte und Sonderprägungen.

Geschwätzige Weiber heißen im Kreis Schleiz (und auch sonst): Alte Schnatter, Dorfzeitung, Klatschfaß, Klatschmaul, Pappermaul, alte Schnattergans; im Kreis Arnstadt: Gassenkalenner, Schwatztante; im Kreis Meiningen: Knättere (eine, die immer knetet, Knetsch oder Geschwätz macht) oder Daigbern (= teigige Birne). Eine sonderbar angezogene alte Jungfer heißt im Kreis Nordhausen: Olle Spinatschachtel, eine unordentlich gekämmte und unsaubere Frau: Olle Rauchschwalbe. Ein liederlich angezogenes Mädchen ist im Kreis Saalfeld ein Zottelbock, im Kreis Sondershausen ein oles Fickel (= Schmutzfink). Ein dummes Frauenzimmer wird in Mittel- und Westthüringen als Gacke, ein dummtuerisches Weib als altes Reff oder alte lange Latte bezeichnet. Im Kreis Saalfeld redet man in solchen Fällen von einer faulen Tappe oder einfältigen Gacke; in Mittel- und Ostthüringen von einer „alten Tante"; in der Vogtei bei Mühlhausen von einem „dummen Rebs". Die Altenburger brauchen als Schimpfworte für redefaule Frauen und Mädchen die Bezeichnungen: altes Kamuffel, alte Muffelgusche, für leicht schimpfende Weiber: Feuerhexe, Donnerhexe, Reibeisen; in der Vogtei: Fahnsen (= Reibeisen). Die Schleusinger nennen solche giftigen Weiber „Schleiereule" oder „alt Katzkröt", ein allzu bewegliches Frauenzimmer „verreckter Hoallerwesch". In Mittel- und Ostthüringen sagt man dafür: „Du bist e Luderchen". Ein windiges Frauenzimmer ist für die Saalfelder ein „Staubbesenmensch", für die Sondershäuser ein „Stickchen Möbel" oder „eine nette Pflanze". Die Mühlhäuser und Eichsfelder nennen ein durchtriebenes, abgefeimtes Wesen in Männer- und Frauengestalt, dem man nicht ernstlich böse sein kann, ein „albernes Schingeleich" (Schindleich).

Freche Jungen werden im Kreis Sonneberg beschimpft als: Du Lauser, du Rotzer, du Stinker, du Brietzel, du Hasenolber, Lumpenhannes; in Mittelthüringen (Rudolstadt und Saalfeld) als: Elender Wanst, verfluchter Bankert, miserabler Kropf, verdammter Wergel, Affensack, Dreikäsehoch, alter Stöpsel, ungezogener Rettel; im Schleizer Oberland als: Fratz, Rotzlöffel, Rotznase, Rotzbibel, Saupelz, Sauzinken, Lausbube, Läusesack; im Schleu-

ſinger Kreiſe als: Lauskegel, Lausbotz, kleiner Hollefang; im Kreiſe Meiningen als: du Huſenlurz, Fünf-Pfennig-Kerl. Als Schimpfworte für erwachſene Männer kurſieren: Du Verrecker, Säubär, Krüppel (Kr. Hildburghauſen), meiſt in Verbindung mit den ſchmückenden Beiwörtern: elender, trauriger, miſerabliger; außerdem hier: Knoblichspeter, Hansklafter, Urſchl, Zitzewitſch, Melac (nach dem franzöſiſchen General, der die Pfalz verwüſtete); in Mittel- und Nordthüringen: Alter Brummochſe, Schafkopf, olles Vieſt, närriſcher Hund, Frechdachs, Striefchen, Lumndrich, Freßmatz, Saufmatz, du Krautspöbel, Waſchlappen, Schlappſchwanz, trauriger Mond, faules Geſtecke, Trauerkloß, Tranlampe, Gärſack, altes Duſſeltier, alte Traumſocke, Nörgelfriede (Rudolſtadt); Himmelhund iſt beliebtes Schimpfwort im Kreis Langenſalza wie im Kreis Altenburg. Beſſerwiſſer heißen hier Klugſcheißer und Klugarſch. Sauhackſch hat im Altenburgiſchen häufig einen gemütlichen Unterton; reicher Hackſch ſchließt im Kreis Ziegenrück ſogar eine gewiſſe Anerkennung ein. Im Erfurter Landgebiet gehen noch alte Schimpfworte um, wie z. B. Dolmes, Zwetſchendolmes, Zwetſchendokter, Flöhhund. Von einem hinterliſtigen Menſchen ſpricht man im Kreis Ziegenrück als von einem hienackiſchen Luder, zu einem Dickfelligen ſagt man daſelbſt: du dickdremiſcher Hund, im Kreis Schleuſingen: du drewiſcher Hund. Ein ſchlechter Menſch iſt ein „Wegwurf". Ein Prahler iſt auf dem Eichsfeld ein „Barliner", ein Verſchwender, ein Schwittjee (franzöſiſch: Suitier). In Frankenheim-Rhön ſind Schimpfworte wie Frecker (Verrecker), Spitzbub, Halunk, Gauner, Stecher, Säukarl gebräuchlich; in Waldfiſch bei Bad Salzungen: Tapper, Geigelhans, Spatzenmichel, Stoffel. Um Bad Salzungen herum heißt einer, der dummes Zeug redet: Suirtaiger. Eine ganze Reihe von Schimpfworten, wie z. B. Luder, (reicher) Hackſch, wird oft auch als freundliche Anrede verwandt und lächelnd hingenommen; nur wenn ſie in beleidigender Abſicht, was am Ton ohne weiteres zu erkennen iſt, gebraucht werden, „bezahlt" der Angegriffene im gleichen Ton mit ausfälligen Schimpfereien oder auch einem härteren Schlag.

So gemütlich und gaſtlich die Thüringer ſind, den Fremden ſei dennoch geraten, ſich mit den Wäldlern nicht in einen Redekampf einzulaſſen, die Fremden würden bei einem ſolchen Schimpfduell manchen unverdaulichen Brocken ſchlucken müſſen und manche Beule geſchlagen bekommen. Das fränkiſche Blut läßt eine Flut von Schimpfworten hervorbrechen, zumal wenn dieſe ſonſt ſo entgegenkommenden Leute ſich von oben herab behandelt glauben.

Ortsneckereien

Wie ſich die Thüringer untereinander mit Spitznamen necken oder mit Schimpfnamen belegen, ſo tun es ganze Ortſchaften untereinander. Bei der

Beweglichkeit ihres Geiſtes greifen ſie alles auf, was ſich ihren ſcharfen Blikken darbietet. Humor und Spott, Neid und Mißgunſt, Ausgelaſſenheit und Schelmerei ſind die Triebfedern dieſer Namenbildungen, und ſie ſorgen für dauernde Neuſchöpfung, ſo daß manche Orte nach den verſchiedenen Gelegenheiten und zu verſchiedenen Zeiten je nach den Beobachtungen der Nachbarn mehrere ſolcher Necknamen tragen können. Viele dieſer Bezeichnungen hören die Bewohner dieſer Orte mit Schmunzeln und Behagen, andere dagegen, wenn ſie überhaupt laut ausgeſprochen werden, rufen Zank und Streit und ſchließlich Rauferei hervor.

Die Urſprünglichkeit der Namen wird von den einheimiſchen Sammlern gewöhnlich überſchätzt; ſowohl die einzelnen Necknamen wie auch die Neckverſe kommen nicht nur in Thüringen mehrfach vor, ſondern finden ſich auch bei anderen Stämmen in gleicher oder ähnlicher Weiſe. Der Grund für dieſe Übereinſtimmungen iſt teilweiſe in bloßer Übernahme zu ſuchen, teilweiſe in gleichen Gegebenheiten, die zu gleichen Benennungen führten. Oft rief ein Neckname eine Reihe anderer hervor. Das wegen ſeiner großen Roßmärkte bekannte Buttſtädt bei Weimar wurde z. B. als „Fahrebuttſcht" bezeichnet. Der Reſidenz Weimar wegen, die ſchon immer gern auf ihren Vorrang hielt, redeten die freundlichen Nachbarn dann aber von Fahreweimar, Ochſenbuttſcht und Hunneapolle. Die drei Dörfer, die zwiſchen Erfurt und Gotha den gleichen Namen Hochheim führen, Hochheim bei Erfurt, Kornhochheim bei Neudietendorf und Hochheim bei Gotha, unterſcheidet der Volksmund in Angleichung an Kornhochheim, indem er das bei Erfurt gelegene Bohnenhochheim, das gothaiſche Möhrenhochheim nennt. Man geht dabei von der irrigen Annahme aus, daß Kornhochheim viel Korn anbaue, deshalb die beiden anderen nach ihren Beſonderheiten unterſchieden werden müßten. Kornhochheim hieß früher nach ſeinem Schutzpatron Cornelius-Hochheim, Hochheim bei Erfurt Bonifatius-Hochheim, abgekürzt Corn- und Bon-Hochheim!

Die Neckverſe beſtätigen die mehr reproduzierende Art des Volkes beim geiſtigen Schaffen. Wie bei den Haus- und Spitznamen fällt auch hier Oſtthüringen, mit Ausnahme des an den Frankenwald grenzenden Schleizer Oberlandes, gegen den Weſten und die Mitte ſtark ab. Aus einer Sammlung von mehr als 1000 ſolcher thüringiſchen Ortsneckereien greife ich nur ganz wenige heraus, und zwar ſolche, die weit verbreitet, aber nicht urſprünglich ſind, dann diejenigen, die ein gewiſſes Eigenrecht beanſpruchen können, und ſchließlich ſolche, die thüringiſche Eigenart gut kennzeichnen. Wir ordnen ſie wieder nach einer Reihe von Geſichtspunkten, die häufig beſtimmend ſind, und nennen nur den Ortsnamen, meinen aber faſt immer die Bewohner.

1. Lage des Ortes

Clettenberg (Nordhauſen): Schlammſchlucker (im Tale wohnend).

Tanna (Schleiz): Mittelpunkt der Erde. Es iſt dort im vorigen Jahrhundert eine Zeitung mit dem Titel erſchienen: „Politiſche Blätter aus der Mitte Deutſchlands". Da Deutſchland als die Mitte Europas, Europa als die Mitte der Erde gilt, war alſo Tanna als Mittelpunkt der Erde abgeſtempelt.

Als Mittelpunkt oder A.... der Welt werden auch bezeichnet: Pauſa (Schleiz), Mumsdorf (Braunkohlenort im Kr. Altenburg), Einzingen bei Allſtedt.

2. Wahrzeichen des Ortes

Schmölln (Altenburg): Afrika. Früher befand ſich dort ein Kloſter St. Afra.

Gleima (Saalfeld): Die Polen. Früher mußten die Gleimaer über einen Steg von Bohlen (!) fahren, wenn ſie zur Landſtraße gelangen wollten.

Thamsbrück (Langenſalza): Nikoläuſer. Ihr Brückenheiliger war Nikolaus.

Aſchara (Gotha): das Dorf: Flohbittel (Flohbeutel), die Bewohner: Aſcherſche Fliehplätzer. Der Name rührt von dem Kirchbrunnen her, auf dem Flöhe in großer Plaſtik ſichtbar ſind. Der Volkshumor hat folgende Anekdote zur Begründung des Namens erdacht: Vor Jahren war es, als Georg Friedrich Günthers Frau die Betten auf dem Raſen lüftete und klopfte. Da kam der Amtmann die Straße daher und fragte: Na, Frau, Ihr ſchlagt ja die ganzen Betten in tauſend Fetzen. Was wird denn Euer Mann ſagen, wenn der heute abend bei Euch ſchlafen will? Da ſoll die Frau geſagt haben: Du Ochs, verſtähſte o was davon, de Bemmſer un de Flieh plätzer ech rus!

Weſtheim (Rhön): Wetzſtein. An der Dorfſtraße ſteht als Wahrzeichen des Ortes ein wetzſteinartiger Stein.

3. Geſchichtliche Erinnerungen

Niederſpier (Sondershauſen): Die Spierſchen Monde. Geht die Uhr falſch, ſo heißt es in Sondershauſen: Deine Uhr geht nach dem Spierſchen Monde. In Niederſpier war ein Gaſthof „Zum Mond", in dem die Poſtillione gern noch einmal einkehrten, bevor ſie nach dem Endpunkt Sondershauſen fuhren. Blieben ſie beim guten Glaſe Bier länger ſitzen und machte ihnen dann der Poſthalter wegen ihrer Verſpätung Vorwürfe, ſo ſuchten ſie dieſe mit den Worten abzutun: Im Spierſchen Monde war's erſt um...!

Lichtenbrunn (Schleiz): Kalennermacher oder Kalennerſtempler. Im Jahre 1718 gab ein dortiger Superintendent einen Bauernkalender heraus. Wer heute die Lichtenbrunner fragt, wann der neue Kalender heraus

kommt, kann ſich auf die Antwort gefaßt machen: Es muß erſt ein Eſel geſchlachtet werden, denn der neue Kalender wird mit Eſelsblut geſchrieben!

Ellrich (Nordhauſen): Bettelfanien. Der Name iſt urſprünglich auf eine Niederlaſſung der Bettelmönche zurückzuführen. Der Ausdruck lebte wieder auf, als nach den großen Bränden im vorigen Jahrhundert der Bevölkerung wegen der großen Armut die Erlaubnis zum Betteln in den Nachbarorten gegeben wurde.

Stützerbach bei Ilmenau: Ulmer. Die Bewohner weimariſchen Anteils mußten unter Napoleon I. in Ulm dienen und wurden deswegen von den preußiſchen Stützerbachern, den „Grützefreſſern", gehänſelt.

Apolda: Gramont. Die Bewohner Apoldas dienten beim 94. Infanterie-Regiment, das 1870 angeblich einen Ausfall aus dem franzöſiſchen Gramont abgewehrt hat. Dabei ſoll den Apoldaern die Ähnlichkeit dieſes Ortes mit ihrer Heimatſtadt aufgefallen ſein. Wahrſcheinlicher iſt die mündliche Überlieferung, wonach die beſonders aus Apolda ſtammenden 94er in dem Kriege 1870/71 eine Zeitlang in einem franzöſiſchen Gaſthauſe einquartiert waren, das den Namen des Miniſters Gramont trug. Deshalb wurden die Soldaten kurz die Gramonger genannt; nach der Heimkehr übertrug ſich der Name auf die Stadt.

Gräfinau und Angſtedt (Arnſtadt): Waſſermäuſe, Waſſerratten. Außerdem heißen die Angſtedter noch die Geſalzenen, weil die Bewohner dieſer alten Fuhrmannsorte früher häufig bis an die See fuhren und geſalzene Fiſche nach Thüringen als Rückfracht brachten.

Gillersdorf (Arnſtadt): Die Salzerten oder Geſalzten. Die Gillersdörfer waren wie die Angſtedter Fuhrleute. Sie heißen auch Blabeeren, weil ſie oft gekochte Kartoffeln und Blaubeeren eſſen.

Frankenhain (Arnſtadt): Kaffeeſäcke. So werden ſie von den alten Oberhofer Einwohnern genannt, wahrſcheinlich weil ſie als gut verdienende Fuhrleute den Kaffee als Getränk von Hamburg her auf dem Thüringer Walde eingeführt haben.

4. Beluſtigende Begebenheiten und Anekdoten

Hachelbich (Sondershauſen): Das deutſche Vaterland. Nach 1848 ſchaffte ſich der Turnverein in Hachelbich eine neue Fahne an. Auf der Vorderſeite war E. M. Arndts „Was iſt des Deutſchen Vaterland" eingeſtickt, auf der Rückſeite „Gemeinde Hachelbich". Der Name Hachelbich wurde von den über die neue Anſchaffung ſtaunenden Beſuchern des Turnfeſtes als Antwort auf die Frage angeſehen.

Horſchlitt (Eiſenach): Mondſtürmer. Es wird erzählt: Der Mond ſtand als feurige Kugel am Himmel. Die Horſchlitter vermuteten eine Feuersbrunſt, bliesen Feueralarm, die Spritze ſollte ſchleunigſt aus dem Spritzenhauſe geholt werden. Dort hatte kurz zuvor ein Spiel-

mann ſeine Drehorgel neben die Spritze geſtellt; da ertönte plötzlich die Weiſe: „Es geht nach Lindenau". Ähnliche Anekdoten werden erzählt von Altendambach (Schleuſingen), Ernſtthal (Sonneberg), Jagdshof (Sonneberg), Wurzbach (Rudolſtadt). Die Greizer werden „Mondfiſcher" genannt, weil ſie den Mond aus der Elſter fiſchen wollten.

Die zur Provinz Heſſen gehörigen Thüringer im Kreiſe Schmalkalden werden „die blinden Heſſen" genannt, weil ſie 1866 nach einem Miſthaufen geſchoſſen haben ſollen.

5. Das Vorhandenſein oder Fehlen beſonderer Einrichtungen

Hildburghauſen: Rappelsdorf. In H. befindet ſich eine Irrenanſtalt.

Markſuhl (Eiſenach): Die Pflaſterſteine. Der Ort war im Gegenſatz zu den Nachbardörfern gepflaſtert. Markſuhl iſt ein Flecken, alſo weder Dorf noch Stadt, im Volksmund „halb Schubkarren und halb Chaiſe".

Hirſchbach (Schleuſingen): Blasröhrchen. Angeblich ſchießen die Kleinbauern in H. die Düngerkügelchen der Ziegen auf ihre hohen, am Abhang gelegenen Acker.

Steinbach (Schleuſingen): Rahmenbeißer. Wenn die Bewohner durch das Fenſter zu Menſchen auf der Straße ſprechen wollten, ſchoben ſie den mittleren Teil des dreiteiligen Fenſters zur Seite. Da die kleine Öffnung aber nicht einmal Kopfgröße erreichte, ſo daß der Mund am Rahmen lag, ſah es ſo aus, als ob die Steinbacher in den Rahmen biſſen.

6. Beſchäftigung der Bewohner

Großfurra, Menteroda (Sondershauſen), Lipprechterode (Nordhauſen), Albrechts (Schleuſingen): Beſenbinder.

Sachſendorf (Hildburghauſen): Die Stäklopfer.

Neuſtadt am Rennweg: Schwammklopfer (Feuerſchwammverkäufer), ſpäter: Streichholzmänner.

Sparnberg (Ziegenrück): Schwartenrutſcher. Früher wurde in Sp. viel Weberei betrieben. Die hin und her rutſchenden Weber machten die Bank bei längerem Gebrauch ganz blank.

Friedrichroda: Die Bleicher oder Zwirnſch...er. Fr. war früher ein bedeutender Bleicherei- und Webereiort.

Heinersdorf (Sonneberg): Haneſchdarfer Maſſapatſcher. Die meiſten Einwohner „drücken" Maſſe zu Puppenteilen, Masken u. ä.

7. Die Kleidung

Trebra (Sondershauſen): Die Knackärſche. Die Bauern trugen lange eng anliegende lederne Hoſen.

Eisfeld (Sonneberg): Aasfeller Hammelſack. Die Eisfelder trugen früher eine geſtrickte Zipfelmütze, den ſog. Hammelſack.

Bachfeld (Sonneberg): Boffeller Sock oder Sockentratſcher. Die Bewohner kommen ſtändig in Strumpfſocken einher.

8. Eſſen und Trinken

Weida (Gera): Kuchenweide.
Meiningen: Kloßdorf.
Hildburghauſen: Kloßheim.
Themar (Meiningen): Die Linſenfreſſer.
Oberwind (Hildburghauſen): Die Rahmlecker.
Hohenleuben (Greiz): Strietzelleim. Die Bäcker buken 1846/51 zum Bau der Göltſchtalbrücke viel Strietzel, was den fremden Arbeitern angenehm auffiel.
Feldengel (Sondershauſen): Kaffeetaſſe. Die Kaffeetaſſen werden hier bis zum Rande voll gegoſſen, ſo daß man ſagt, wenn man die Taſſen voll eingegoſſen haben will: Gieß eine Feldengelſche ein!
Gera: Fettguſchengere oder Biergere oder Freßgere. Man redet auch von der Gerſchen Krankheit, deren Erſcheinungen folgendermaßen gekennzeichnet werden: „'s Eſſen ſchmeckt mer, 's Trinken ſchmeckt mer, egal miede, keene Luſt zur Arbeit, un där Dorſcht!"
Sonneberg: Sumbarger Fraſſer.
Eliasbrunn (Schleiz): Buttermilchſäcke.
Stadtilm: Blaunaſen (wegen des beliebten Trunkes).
Oberlemnitz (Schleiz): Honigtöpfe.
Beberſtedt (Mühlhauſen): Süße Kuchen oder Riedſperlinge.
Hildburghauſen: Speckſchwarten. So werden ſie von den Themarern genannt, weil ſich die „armen Luder" nach dem Eſſen die Mäuler mit einer Speckſchwarte einreiben, damit die Leute denken ſollen, ſie hätten etwas Fettes, alſo etwas Anſtändiges gegeſſen. Aus Rache nennen die Hildburghäuſer die Themarer: Linſenfreſſer, weil ſie angeblich nichts anderes zu eſſen haben.
Unterweid (Rhön): Hornaffen (alte Gebäckart).

9. Körperliche Eigenarten

Eine ganze Reihe von Dörflern und Städtern, die an Kalkbergen wohnen, werden Kröpfe genannt, weil tatſächlich früher häufig Kropfbildungen vorkamen: Treffurt an der Werra, Creuzburg (Eiſenach), Orlamünde (Kropfbürger).
Mihla (Eiſenach): Mihlſche Spitzköpf. In einem andern Dorf werden die Einwohner als Bloſenköpf bezeichnet (durch Inzucht viele kleine Schmalkopfformen wie Ofenblaſen).
Möhra (Meiningen): Die Stelzen (wegen auffälliger Körpergröße) oder: Die Geißböck.
Mühlberg bei Erfurt: Kohlrübenköpfe (große Kopfbildung).

Horba (Rudolſtadt): Sterzmeiſen (wegen des geſpreizten Ganges).
Rauenſtein (Sonneberg): Sperkenbä (Sperlingsbeine).

10. Geiſtige und Charaktereigenſchaften

Mühlhauſen: Die groben Pflöcke.
Janisroda (Stadtroda): Die Wenden. Sie wurden für dumm gehalten. Ihr Bürgermeiſter hieß der Wendenkönig. J. hatte früher wendiſche Bevölkerung.
Toba (Sondershauſen): Man fragt, wenn man mit einem Menſchen ſpricht, der etwas dumm oder doof erſcheint: „Du biſt wohl von Tobe?"
Wenigenehrich (Sondershauſen): Aſtgucker. Die neugierigen Bauern hatten meiſt am Tor eine kleine Öffnung (Aſtloch), die mit einer Holzklappe innen verdeckt war. Durch dieſes Aſtloch beſahen und belauſchten ſie die Vorübergehenden.
Wiegleben (Gotha): Frühaufſteher.
Eſperſtedt (Sondershauſen): Die Spreukörbe. Wegen ihres großen Arbeitswillens haben die Eſperſtedter angeblich keine Zeit, ins Bett zu gehen, ſie ſchlafen im Stall oder in der Scheune im Spreukorb. Wenn der Korb umfällt, ſtehen ſie auf.
Seebergen (Gotha): Spitzköpf. Die Seebergener gelten als ſpitzfindig.
Heinrichs (Schleuſingen): Platzrettiche. Sie platzen vor Wichtigtuerei.
Benshauſen (Schleuſingen): Die beſſeren Benshäuſer. Sie legen auf gute Formen Wert.
Kleinbartloff (Worbis): Die Fixen und Fertigen (wegen ihres Fleißes).
Wehnde (Worbis): Wehnder Eulenſpiegel.
Maſſerberg (Arnſtadt): Die Schnarcher (wegen ihres Hochmutes).

11. Sprachliche Eigenarten und Redensarten

Kölleda: Guhgölln. Die Bewohner können kein k ſprechen.
Leheſten (Saalfeld): Die Kaukauke (Kuckucke).
Maſſerberg (Arnſtadt): Die Forellen. Sie ſprechen ein ſchnarrendes r.
Sonneberg: Sumbarger Nier. In Sonneberg ſpricht man ſtatt „nicht": nier, was dem Hinterlande auffällt.
Effelder (Sonneberg): Schlörpfer. Sie ſchlürfen das r.
Goldlauter (Schleuſingen): Galate (in der Mundart). Paulus ſchrieb ſchon an die Galater, alſo iſt Goldlauter der älteſte Ort des Kreiſes.
Hirſchbach (Schleuſingen): Kuchenbleche. Ein Einwohner ſoll geäußert haben: Der Mond iſt ſo groß wie ein Kuchenblech.

12. Anbau von Pflanzen

Weira (Gera): Weiraer Möhrenſchaber.
Erfurt: Erfurter Buffbohnen (für Mädchen und Frauen).

Manebach (Arnſtadt): Muskännele.
Heldrungen (Eckartsberga): Zwiebelkönige.

13. Tiere

Langenſalza: Schwalben.
Wichtshauſen (Schleuſingen) und Klings (Rhön): Starn (Stare).
Neidhartshauſen (Rhön): Die Fröſche. Ebenſo werden die Bewohner von Cobſtädt (Gotha), Waldfiſch (Meiningen), Waſſerthaleben (Sondershauſen) wegen des ſumpfigen Geländes und der darin vorkommenden Fröſche genannt.
Ellichleben (Arnſtadt) und Frauenwald (Schleuſingen): Haſen.
Bleicherode (Nordhauſen): Schneckenhengſte. Nicht des Wappens wegen, in dem Phantaſten eine Schnecke ſehen wollen, ſondern wegen der Schneckenzucht, welche die Bleicheröder in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts zu betreiben begannen, werden ſie ſo genannt.
Dachwig (Weißenſee): Hunnedachwig. Faſt jedes Haus hat ein Schild mit der Aufſchrift: „Vorſicht! Biſſiger Hund!"
Mauderode (Nordhauſen): Kuckucke.

14. Klima, Wetter

Heberndorf (Saalfeld): Schniegänſe (Schneegänſe).
Rauſchengeſäß (Saalfeld): Winter- oder Eiszacken.
Thierbach (Schleiz): Schlittenſchmierer.

15. Verſchiedenes

Reichſtädt (Gera): Schellenfünf.
Kaulsdorf (Ziegenrück): Stinkpreißen. Das preußiſche Dorf K. iſt auf 3 Seiten von thüringiſchen Orten umgeben.

Zu dieſen in kurzen charakteriſtiſchen Einzelnamen beſtehenden Ortsneckereien kommt noch eine andere Gattung, die aus der gleichen wetteifernden Einſtellung der Nachbarorte heraus Neck- und Spottverſe darbietet. Oft hat nur die bloße Endung eines Ortsnamens zu irgendeiner Reimerei verführt, häufig hat man auch die ſchon für andere Orte beſtehenden Verſe übernommen, alſo nichts Eigenes hervorgebracht. Thüringen als „eigentliche Heimat" dieſer Neckereien in Anſpruch zu nehmen, wie es kürzlich geſchehen iſt, geht alſo nicht an. Im übrigen werden dieſelben Punkte, die wir oben angeführt haben, zum Zielpunkt des Neckens und Spottens genommen. Nur einige Beiſpiele können hier angeführt werden.

In Goth' gehn ſie nach der Mod' (Neufrankenroda-Gotha).
In Eſchenberg'n ſing'n de Lerch'n in der Kerch'n (Ballſtädt-Gotha).
In Mihl' ſind's grobe Kiel' (Mihla-Eiſenach).
In Huſen (Hauſen) han ſe lueſe Schnuſen (Ballſtädt-Gotha).
In Tünge (Tüngeda) is niſcht ze finge (finden) (Goldbach-Gotha).

In Reichenbach ſitzt der Teufel auf dem Dach (Goldbach=Gotha).
In Wange (Wangenheim) is niſcht ze fange (Goldbach=Gotha).

Wenn's bayriſch Bier regnet und Bratwürſte ſchneit,
Dann wünſchen ſich die Waſunger, daß 's Wetter ſo blei(b)t
(Waſungen).

Dieſer Neckvers iſt dem alten Scherzwort nachgebildet, das für die Mädchen in Jena ſchon viel früher in literariſcher Überlieferung umging:

Wenn's Kirſchkuchen regnet und Bratwürſte ſchneit,
Dann werden die Jenſchen Mädchen geſcheit (Jena).

Mehles (Mehlis) es e Stadt,
Ebertshauſen es a Hinnerhaus,
Gucke au de Hexe raus (Benshauſen=Schleuſingen).

Ähnlich:

Greußen iſt ein ſchönes Städtchen,
Clingen iſt ein Bettelſäckchen,
Weſtgreußen iſt ein Taubenneſt,
In Waſſerthaleben gucken die Spitzbuben zum Fenſter raus.

Und:

Treffurt iſt eine Stadt,
Falken iſt e Rad,
Schnellmannshauſen iſt e Taubenhüs,
Do gucken alle Hexen rüs.

Hilf, Feuer, 's Waſſer brennt,
Die Tälſchen (Thalbürgel) kommen mit Stroh gerennt,
Die Gleinſchen (Schöngleina) ſind ja nech ſo dumm
Un löſchens mit Petroleum (Bürgel=Stadtroda).

Ähnlich heißt es von Hummelshain und Schmölln (Stadtroda), Taupadel und Jenalöbnitz (Stadtroda), Ködnitz und Obernitz (Saalfeld), Meilitz und Wolfsgefärth (Gera).

Auf der Finne (Höhenzug) gibt's große Schüſſeln
und wenig drinne.

Ähnlich heißt es von Orlamünde, Linda bei Neuſtadt an der Orla und Leina bei Gotha.

Effelder Gebot, Blattendorfer Bier,
Döhlauer Brot, dauert von drei bis um vier (Effelder=Sonneberg).

Effelder hatte früher eigenes Gericht. Es wurde viel angeordnet, aber wenig gehalten. Die Blattendorfer Wirte brauten Bier nur ſelten und nicht viel auf einmal, ſo daß man oft kein Bier bei ihnen bekam. Die meiſten Döhlauer reichten damals mit ihrem Brot kaum bis Lichtmeß oder Oſtern. Solche

Verſe wurden vielfach geſchmiedet, um den großen Machtbereich der kleinen Herrſchaften zu beſpötteln; z. B.

Hildburghäuſer Gebot
Geht bis nach Roth,
Da hat's ä Krömm,
Da kehrt's wieder ömm.

Ebenſo gehört zu den deutſchen Wanderneckverſen, was auf mehrere thüringiſche Orte, Dörfer und Städte, angewandt wird, in Thüringen aber dem bekannten Studentenvers nachgebildet iſt:

Wer von Leipzig kommt ohne Weib,
Von Wittenberg mit geſundem Leib,
Von Jena ungeſchlagen,
Der hat von Glück zu ſagen.

Wer durch Steinheid kommt und ſpürt kein' Wind,
Wer durch Steinach geht und ſieht kein Kind,
Wer durch Sonneberg kommt ohne Spott,
Der rühme ſich einer Gnade von Gott
(oder: Der iſt ein Geſegneter in Gott).

Wer geht durch Barchfeld ohne geſchmiſſen,
Durch Witzelroda ohne gebiſſen,
Durch Gumpelſtadt ohne ausgelacht,
Der hat ſeine Sache gut gemacht.

Ähnlich von Schleiz:

Wer durch die Teichgaſſ' geht und 's weht kein Wind,
Durch die Nickelsgaſſ' und ſieht kein Kind
Und durch die Heinrichſtadt und wird nicht geſchlagen,
Der hat von Glück zu ſagen.

Auf ärmliche Verhältniſſe deutet der vielgebrauchte Wandervers hin, der von Wirbach-Rudolſtadt und Birkhauſen-Gera gebraucht wird:

Wer in Wirbach ſich will nähren,
Der muß ſuchen Heidelbeeren,
Kann er ſich darein nicht finden,
Muß er lernen Beſen binden.
Wer dazu beſitzt kein Reis,
Stiehlt's in Hainberg. Kyrie eleis!

Wißt ihr nicht, wo Jena liegt?
Jena liegt im Tale.
Sind ſo viele Jungfern drin,
Wie Walfiſch in der Saale.

Die Liebſter und die Grüner
Haben Beine wie die Hühner,
Haben Arme wie die Rohrſtecken,
Drum mögen ſie uns im Ärmel lecken.

Die Liebſter und Grüner ſind die Bewohner von Liebengrün und Liebſchütz im Kreiſe Ziegenrück.

Ebeleben, Ebeleben,
Ach, wärſt du doch daheim geblieben!

So ruft man den Ebelebern in Nachbarorten beim Tanzen und bei anderen Gelegenheiten zu, in Erinnerung an die Teilnahme des Fleckens Ebeleben an dem Bauernkriege. Damals wurde dieſer Spottvers geprägt.

In Ziegenrück iſt große Not,
In Ranis iſt kein Biſſen Brot,
Und Pauſa iſt die Schweſter,
Sind das nicht leere Neſter? (Ähnlich für Orte um Pößneck.)

Durch Adams Fall iſt Triptis verderbt,
Und Auma liegt daneben,
In Weida iſt kein Heller Geld,
Und Neuſtadt kann nichts geben.

Ein Turm ohne Dach,
Ein Teich ohne Damm,
Eine Kirche ohne Geläute,
Das ſind die drei Wahrzeichen von Weide (Weida).

O Herr, gib Regen und Sonnenſchein
Für Reuß, Greiz, Schleiz und Lobenſtein!
Und woll'n die andern auch was hahn,
So mögen ſie's dem Herrgott ſelber ſahn.

Dieſer in ganz Deutſchland umgehende Spottvers ſoll den Partikularismus und die Engherzigkeit der kleinen deutſchen „Vaterländer" treffen. Er ſoll ſogar in „das alte reußiſche Geſangbuch" aufgenommen worden ſein. Aber der Heimatforſcher Robert Hänſel in Schleiz hat die reußiſchen Geſangbücher früherer Jahrhunderte daraufhin durchgeſehen, ohne dieſen Vers irgendwo zu finden. Dieſe Erzählung gehört alſo ins Reich der Fabel. Der Grund für die Nennung der drei Städte iſt vielleicht in der Einrichtung einer Poſtlinie Greiz–Schleiz–Lobenſtein, die 1781 als Reitpoſt und 1821 als fahrende Poſt eingerichtet wurde, zu ſuchen.

In Eiſenach, da kann ſie alles gemach,
Getanz, gepfiff und de Luet usgelach (Mihla).

Ähnlich in Langenſalza:

In Langenſalz ka mer gepfiff und getanz
Un die Zedder geſpäl, us dn Fenſter rus geguck
Un den Lieden uff den Kopf geſpuck.

Schmiera is ne ſchöne Städt, weil ſie fünfzehn Häuſer hat.
Die Häuſer ſind mit Stroh bedeckt, da habn die Mäuſe nein geheckt.
Der Lehrer, der is dick und fett, der ißt den Kindern das Frühſtück weg,
Die ganze Woche fährt er Miſt, am Sonntag iſt er Organiſt...

Ähnlich wird Röhrenſee bei Arnſtadt, Tüngeda bei Gotha und Wallrabs bei Meiningen beſpöttelt.

Döſchnitz iſt ein ſchöner Ort,
Wittgendorf prahlt immerfort,
Meura ſteht in hohen Ehren,
In Rohrbach tun die Bettelleut einkehren (Döſchnitz-Rudolſtadt).

Melkersle, ach Melkersle, wie biſt du doch ſo klei,
On ban der Scholz a Fürzle läßt, do hürt's die ganz Gemei (Walldorf-Meiningen über Melkers).

Zellchen iſt ein kleines Wellchen,
Aber es ſind grobe Knüppel drin (Zella-Mühlhauſen).

Sackholz, Kuhmutſchen und Beeren
Kann ganz Langendembach ernähren (Herſchdorf bei Pößneck).

Simon kommt von Aſpach her
„Was werd's denn wohl fer Wetter wer?"
„'s kann gerän, 's kann geſchna,
„'s kann aber a gut Watter gewar" (Weingarten-Gotha).

Die Wölfiſer haben den Dinkel auf dem Boden, Crawinkler im Kopfe (Wölfis-Gotha).

Den Charakter von Schnaderhüpfle haben die beiden Neckverſe auf Neuhof bei Schleuſingen:

Die Neuhofer Mädle hoan alle Struehüt off,
On obe off 'n Deckel ſtäht Lompenmenſch droff.
Die Neuhöfer Jonge ſenn alle ſo keck,
Sie laſſe ſich verrammel o jeder Hauseck.

Auch das Glockengeläut muß herhalten, Beſchäftigung und Weſen der Dorfbewohner in den Nachbarorten zu kennzeichnen. So künden die Glocken in Horba (Kr. Rudolſtadt): Macht Kinner, macht Körbe, mauſt Holz!

Erſt vor wenigen Jahren entſtand ein Vers, der das damals nicht ge-

pflaſterte, an Schlaglöchern reiche Ichtershauſen bei Arnſtadt, das Sitz eines Zuchthauſes iſt, als Schrecken der Kraftfahrer geißelte:

Ichtershauſen, du Perle des Okzidentes,
Wer es mit Schrecken durchfahren hat, der kennt es!

Vergleichende Redensarten und Sprichwörter

Das Volk weiß mit Begriffen, abgezogenen Begriffen und Bildungen, nicht viel anzufangen. Zur Verdeutlichung ſtellt es das Neuartige in Vergleich mit ihm Bekannten und entwickelt ſo einen Bilderreichtum, der den Vorzug größter Anſchaulichkeit in ſich trägt. Daher kommt es auch, daß in der Volksſprache die Zahl der Bezeichnungen für denſelben Begriff viel größer iſt als in der Hochſprache. Der Tannenzapfen, der in der Mundart als die Tannenzapfe erſcheint, hat in Thüringen z. B. die Namen: Mähhammel, Tannküh', Tannſchafe; die von Kiefern: Muhkutſchen. Wer auffällig gekleidet iſt, iſt „offgedonnert"; wer unordentlichen Bubikopfſchnitt hat, iſt eine „abgerupfte Henne". Wie die Einſchränkung auf den engeren Begriff, auf eine ſinnliche Handlung, einen naheliegenden Vergleich Farbigkeit und Leben mit ſich bringt, ſei nur an dem Begriff „dumm" gezeigt. Die Ortsangabe beſagt nur, daß die Redensart dort gebraucht wird, nicht, daß ſie bloß dort bekannt ſei.

Dumm wie Bohnenſtroh. Dumm wie die Sünde. Dumm wie Gomorra (Leutersdorf-Meiningen).
Schuldumm, aber weltpolitiſch (Niederſchmalkalden-Gotha).
Du biſt dumm, wie du lang biſt.
Wenn Dummheit weh tät, plärrteſt du den ganzen Tag.
Du biſt ſo dumm, daß dich die Gänſe beißen (Alach-Erfurt).
Dir haben ſie wohl etwas in den Kaffee gemacht? (Alach-Erfurt).
Du biſt dümmer, als die Polizei erlaubt.
Du biſt ſo dumm wie Iſaaks ſchwarzes Schwein (Röhrenſee-Arnſtadt).
Du haſt eine mit dem Topflappen erwiſcht (Wundersleben-Weißenſee).
Den hat der Froſt getückt (Werningsleben-Erfurt).
Bei dem haben ſie eingebrochen und vergeſſen zu ſtehlen (Werningsleben-Erfurt).
Der hat en Knall (Marbach-Erfurt).
Doof bleibt doof (Nottleben-Weißenſee).
Dich haben ſe mit dem Klammerſack gepudert (Nottleben-Weißenſee).
Dich haben ſe mit dem Kohlenkaſten (Leierkaſten, der Waſchrumpel, Streichholzſchachtel) überfahren (Nottleben bei Weißenſee).
Dich haben ſe mit dem Gumminuckel gepufft (Nottleben-Weißenſee).
Dich haben wohl die Enten getemmelt (Weingarten-Gotha).
Dich hat ja der Hahn getreten (Hauröden-Worbis).

Dich haben ſie mit dem Wichskaſten ſpazierengefahren (Marbach-Erfurt).
Dich haben ſie mit der Brotrinde aus dem Miſt gelockt (Marbach-Erfurt).
Den haben ſie geſchuppt (Marbach-Erfurt).
Den hat der Teufel im Galopp verloren (Marbach-Erfurt).
Den haben die Zigeuner im Trab verloren (Kr. Schleiz).
Dem haben ſie das Gehirn herumgerührt (Elxleben-Weißenſee).
Dich haben ja die Sperlinge aus dem Miſt gekratzt (Hauröden-Worbis).
Du haſt wohl einen Klaps gefrühſtückt (Deuna-Heiligenſtadt).
Du biſt wohl vom D-Zug geſtreift (Deuna-Heiligenſtadt).
Du haſt wohl eine mit dem Hottenſack gekriegt (Deuna-Heiligenſtadt).
Du biſt ſo dumm wie eine Stummelwurſt (Deuna-Heiligenſtadt).
Dich haben ſie wohl mit dem Kleiderſchrank gekitzelt (Kirchworbis).
Als der liebe Gott die Dummheit verteilte, hat er dich zweimal erwiſcht (Zottelſtedt-Weimar).
Wenn du ſo groß wärſt, wie du dumm biſt, gingſt du nicht zur Stubentür hinein (Hummelshain-Stadtroda).
Du und deine Paten! (Hummelshain-Stadtroda).
Der kann nichts dafür, da ſind die Paten ſchuld (Großaga-Gera).
Er hat eine auf die Glatze bekommen, daß die Strümpfe zerplatzen (Saaſa-Stadtroda).
Dich haben ſie gehackt und vergeſſen zu ſchaufeln (Saaſa-Stadtroda).
Er ſteht da wie der Froſt von Möckern (Tröbnitz-Stadtroda).
Er hat was weg vom letzten Froſt (Rauenſtein-Sonneberg).
Du biſt ſo dumm, wie du tappſt (Unterellen-Eiſenach).
Du biſt mit dem Vollmond überrumpelt worden (Linden-Hildburghauſen).
Deine Dummheit wiegt mehr wie 10 Pfund (Cursdorf-Rudolſtadt).
Dein Rad geht links herum (Kosma-Altenburg).
Du haſt einen Stich in der Birne (im Kopfe) (Kosma-Altenburg).
Dich haben ſie mit dem Muffe gepufft (Kosma-Altenburg).
Dem haben ſie ein halbes Pfund Gehirn gemauſt (Zechau-Leeſen/Altenburg).
Dir iſt die Dummheit wohl zum Strohhut hineingefahren (Großaga-Gera).
Dummheit iſt eine Gabe Gottes, aber der Menſch darf ſie nicht mißbrauchen (Forſtwolfersdorf-Gera).
Du biſt dümmer als 10mal Wurſtſuppe (Venzka-Schleiz).
Wenn ich dich ſehe, fehlen mir 99 Pfennige an der Mark (Boilſtedt-Gotha).
Dumm geboren, ſchief gehotzt (gewiegt) und nichts dazu gelernt (Döllſtedt-Gotha).
Dumm gehotzt und albern gebuit (eingeſchläfert) (Berka-Sondershauſen).
Du alte Bleimeiſe (Blaumeiſe) (Herbsleben-Gotha).
Er iſt dem närriſchen Kerl ſein Bruder (Herbsleben-Gotha).
Du wirſt nech ihr geſcheit, bes dech de Heppel in Orſch bläkt (Herbsleben).
Wenn der Gummiwagen nicht wär umgefallen, hätten ſie dich längſt geholt (Herbsleben-Gotha).

Du biſt en Zwetſchendolmes (Töttelſtädt-Gotha).
Du wirſt wegen allzu großer Affenähnlichkeit ſteckbrieflich geſucht (Töttelſtädt-Gotha).
Du haſt wohl von kalten Erbſen geträumt (Berka-Sondershauſen).
Das mußt du einem erzählen, der die Hoſe mit der Beißzange anzieht (oder: der einen Hut ohne Krempe hat) (Clingen-Sondershauſen).
Wenn du lang wärſt, wie du dumm biſt, könnteſt du den Mond umärmeln (Ranis-Ziegenrück).
Dich hab'n ſe mit dem Zerrwanſt aus dem Urwald gelockt (Großkamsdorf-Ziegenrück).
Du haſt wohl das Gehirn erfroren (Gefell-Ziegenrück).
Dich hab'n ſe vergeſſen im Dreißigjährigen Kriege zu erſchießen (Ziegenrück).
Du giltſt nichts in der Hundeſteuer (Mühlberg-Weißenſee).
Du denkſt wohl, im Himmel iſt Jahrmarkt (Mühlberg-Weißenſee).
Gegen Dummheit gibt's kein Mittel, nur 'n Knüppel (Moxa-Ziegenrück).
Dümmer wie Scheffeln ſein Schwein (Jenalöbnitz-Stadtroda).
Er iſt ein Taps ins Mus (Kleinbrüchter-Sondershauſen).
Dumm wie ein Sack voll Kuhhörner (oder: wie ein Sack voll Gendarmenſtiefel) (Kleinbrüchter-Sondershauſen).
In der Schule der Dümmſte, auf der Straße der Schlimmſte (Ranis-Ziegenrück).
Dich hab'n ſie mit 'nem Stricke totgeſchoſſen und mit 'nem Gewehre aufgehängt (Salza-Nordhauſen).
Du biſt zum Eſſen zu dumm (Salza-Nordhauſen).
Du haſt 'nen Klaps mit Freilauf (Großwerther-Nordhauſen).
Dein Gehirn iſt in der größten Hitze erfroren (Sußra-Nordhauſen).
Wenn ein Dümmerer kommt wie du, mußt du fort (Walldorf-Meiningen).
Von einem Ochſen kann man bloß Rindfleiſch verlangen (Walſchleben-Weißenſee).
Was verſteht der Ochſe vom Sonntag, wenn er die ganze Woche Heu frißt (Wundersleben-Weißenſee).
Bei dir guckt die Dummheit aus den Knopflöchern heraus (Seitenroda-Stadtroda).
Den hab'n ſe mit dem Schaffen über die Schmücke gefahren (Kindelbrück-Weißenſee).
Dich hat wohl geſtern der Mond geſtochen (Seebach-Langenſalza).
Du haſt wohl den Diddi (Seebach-Langenſalza).
Wenn man ſich mit dir ſehen läßt, verliert man ſeine Kundſchaft (Großwenden-Nordhauſen).
Dich hab'n ſe mit der Nähmaſchine geimpft (Großwerther-Nordhauſen).
Dich hab'n ſe mit der Weinflaſche aus dem Ozean gefiſcht (Großwerther-Nordhauſen).
Dich auf dem Pfeifenkopfe, da kann man vor Lachen nicht rauchen (Seibis-Schleiz).

Dich hat wohl der Affe in der Bratpfanne raſiert (Sußra-Nordhauſen).
Dein Rad iſt locker (Janisroda-Stadtroda).
Du haſt eine Schraube verloren (Janisroda-Stadtroda).
Bei dir piept's (Janisroda-Stadtroda).
Dich hab'n ſe mit dem Ruckſack über die Grenze geſchmuggelt (Leinefelde-Worbis).
Der hat eine mit dem Latſchen (Pantoffel) bekommen (Birkungen-Worbis).

Mit einer ſolchen Fülle von draſtiſchen Vergleichen oder Redewendungen, die hier aber nicht vollſtändig aufgezählt worden ſind, umſchreiben und geißeln die Thüringer die Dummheit. Nicht weniger zahlreich ſind die Ausdrücke und Redensarten für das Prügeln, von denen hier nur die aufgezählt werden ſollen, deren bildhafte Prägungen auf die Tätigkeit von Handwerkergruppen zurückgeht: verledern, das Fell verſohlen, vertobaken, pochen, putzen, klatſchen, den Pelz waſchen, vermetern, vernuſſen, verwamſen, verbütteln, verwichſen, verſengen, verpaſſen, verrollen, verduſchen, verdreſchen, verlaſchen, verklitſchen, vermöbeln, verkeilen, verhauen; wenn zwei ſich prügeln, ſo ſagt man von ihnen auch, daß ſie „ſich gollammern", d. h. wie Goldammern gegeneinander losfahren. In allen Abſtufungen und Steigerungen von der gutmütigen Androhung bis zum draſtiſch-derben Vergleich werden auch hier die Redensarten gebraucht.

Ebenſo häufig ſind die Redensarten, die beim Eſſen und Trinken gebraucht werden, die mit ſpöttiſchen Vergleichen den Ausbund, den Freſſer und Säufer treffen. Jeder, der übermäßig reich oder arm iſt, durch Geiz, Hochmut und Stolz, durch dummes oder überkluges Benehmen auffällt, aus der Reihe tanzt, der ſein Anweſen nach eigenen Ideen bebaut, erfährt Angriffe, die ſich meiſt in ſprichwortähnlichen Redewendungen äußern und ſo den Worten das Perſönliche des Angriffes nehmen. Alle die Redensarten ſind nur von der Gemeinſchaft aus zu verſtehen, in der einer drin ſteht und aus der heraus die Sprechenden urteilen. Es iſt ganz natürlich, daß bei den „lieben Nächſten" die Mängel und Fehler ſtärker beachtet werden als die Tugenden und Vorzüge. Es iſt hierbei etwas ſpürbar nicht bloß von dem Geiſte der Gleichheit, der einſt die in derſelben Gemeinſchaft Stehenden verband, ſondern auch von der Verantwortung, die man denen gegenüber empfand, die herabzuſinken und aus der Gemeinſchaft herauszufallen ſcheinen. Verſöhnend wirkt bei vielen dieſer Redewendungen, die bei einer beſtimmten Lage blitzartig aufleuchten, der geſunde Volkshumor, der von Gutmütigkeit und Harmloſigkeit zeugt. Radfahrern, die eiligſt den Ort durchfahren, ruft man die durchaus richtigen Worte zu: „Das hintere Rad geht rum, haſt keine Luft in der Kette" (Wernshauſen-Meiningen). Der Fahrer hört natürlich nur etwas von Rad und keiner Luft, hält an und ſieht ſich gefoppt.

Große Worte zu gebrauchen, die aber nicht ſo ſchlimm gemeint ſind, iſt thüringiſche Eigenart: „Ich reiß' dir die Ohren heraus – bis auf zwei!" (Walldorf bei Meiningen). Die beängſtigende Wirkung der Worte wird durch die humorvolle Wendung aufgehoben. Auf derſelben Linie liegen die Redensarten: „Ich ſchneide dir die Naſe ab – bis auf eine!" und „Zur Strafe kommſt du heute abend barfuß ins Bett!" Von einem Faulenzer ſagt man in Südthüringen: „Er arbeitet gern, nur müſſen bei ihm die Arme und Beine Ruhe haben"; ein andrer fährt fort: „Ich möchte mich gern zum Eſſen ſetzen, wenn ich mich zur Arbeit legen könnte." Um die Stimmung am Biertiſch zu heben, ſagt man in Dörfern um Eiſenach, z. B. in Dippach, öfter: „Vater, kauf den Bullen, du brauchſt ihn nicht zu melken!" Um den Lehrer an der Tafelrunde in der Schenke zu halten, ſagt man: „Hat der Teufel den Pfarrer geholt, kann er den Schulmeiſter auch holen!" Einem Bauer, der eher als die anderen nach Hauſe gehen will, ruft man zu: „Du kommſt noch heim, eh du dich ins Bett legſt!" (Diedorf-Rhön). In Utendorf bei Meiningen ſucht man Stimmung zu machen, indem man ausruft: „Immer luſtig und vergnügt, bis der A... im Sarge liegt!" oder: „Schmerz, laß nach, der Doktor kommt!"

Wie man einen Menſchen als ſchlecht charakteriſiert, wenn man von ihm annimmt: „Für eine ſaure Gurke verrät er das Vaterland", ſo bekennt ein anderer in luſtiger Stimmung: „Angſt habe ich nicht, aber gut laufen kann ich" (Seega bei Sondershauſen). Hat einer unerwartetes Glück, ſo wird es mit dem Spruch begleitet: „Wer Glück hat, dem kalbt im Stall ein Ochſe" (Umpferſtedt bei Weimar). Wie man auf dem Thüringer Walde zum Eſſen ſteht, zeigen die Redensarten in Neuhaus am Rennweg: „In der allergrößten Not ißt man Wurſt auch ohne Brot"; „Wer Wurſt, Brot und Schinken hat, der wird noch alle Tage ſatt"; „Hunger treibt Bratwürſte 'nein". Wer aber übermäßig damit protzt, bekommt zu hören: „Mer hunns, mer kunns, und wenn die Glucke von 'n Eiern muß!" (Wachſtedt bei Heiligenſtadt). Wenn jemand etwas weiß und recht viel dazu dichtet, wendet man in Jüchſen bei Meiningen ein: „Gebt nur der Ziege nicht zuviel Häckerling!" Wer übertreibt, „macht aus em Furz enn Donnerſchlag" (Weira-Gera). Einen Mann, der ſich's wohl ſein läßt, kennzeichnet man: „Er iſt kein ſchlechter Eſſer, aber ein guter Trinker" (Gefell bei Ziegenrück). Eine witzige Übertreibung ſtellt die Wendung dar: „Es wär doch gelacht, daß Pflaumenmus keine Kräfte macht!" (Mörsdorf-Stadtroda). Echt thüringiſche Art, zu übertreiben, d. h. mehr zu ſagen, als ernſtlich vorgeſehen iſt, verrät der Spruch: „Ich nehme gleich 'en Strick, geh ins Waſſer und erſchieß mich" (Grumbach-Schleiz); ebenſo „Spaß muß ſei, und wenn's nachts im Bette is" (Ruttersdorf-Stadtroda). Einem, der klagt, ſagt man zur Beruhigung:

„Heil nur nicht, in der Kachel (Röhre) ſtiehn Kließe, du ſiehſt ſie nur nech!“ (Kirchworbis bei Worbis). Man weiß etwas davon, daß faſt jedes Sprichwort nur eine halbe Wahrheit in ſich ſchließt, wenn man das bekannte Sprichwort umprägt in: „Wenn die Not am größten, iſt der Gerichtsvollzieher am nächſten“ (Altenfeld-Arnſtadt). Einem wichtigtueriſchen Vielredner wird zugerufen: „Recht haſt de, aber 's Maul muß de halte!“ (Schweikershauſen bei Hildburghauſen). Vorübermarſchierende Vereine ſpricht man in Oppurg bei Neuſtadt an der Orla mit den Worten an: „Stellt derweile eure Fahne unter die Linde, wir gehen derweile herein und trinken eins!“ Im Turnverein heißt es: „Turnverein, heb mich nauf, runter fall' ich alleene.“ Fragt jemand: „Wo iſt denn Müller?“, ſo antwortet man dem neugierigen Frager: „Er iſt im Hemd und guckt mit dem Kopfe oben heraus!“ (Walldorf bei Meiningen). Kann einer die auf einer Wetterfahne ſtehenden Buchſtaben O S W N nicht deuten, ſo antwortet man ihm in Weißenſee: Ochſe, ſiehſte Wiſſen nich?“; ähnlich in Poſſendorf bei Weimar: „Ochſe, ſiehſte Weimar nich?“ Auf den Morgengruß erwidert man in Goſpiteroda bei Gotha ſcherzhaft: „Vor morgen iſt mir nicht angſt, wenn nur heute erſt vorüber wär!“; auf den Wunſch „Guten Tag“ erwidert man: „Gute Tage koſten Geld“. Auf thüringiſchem Boden gewachſen ſind folgende Redensarten. Wenn jemand ſich recht breit an den Tiſch ſetzt und beide Ellenbogen aufſtützt, ſagt man von ihm: „Er macht ſich breit wie ein weimariſcher Zweier“ (Prießnitz bei Stadtroda, Sömmerda). Von Apolda, der inzwiſchen ſehr verſchönten Webwarenſtadt, ging in ganz Thüringen um:

„Und wenn ich wäre von Apolde
Und könnte machen, was ich wollte,
Und ſäße bis an 'n Hals im Golde,
So blieb ich doch nicht in Apolde.“

Macht man jedem, woher er auch ſtammen mag, das gleiche Angebot und behandelt man alle gleichmäßig, ſo heißt es: „Er komm aus Reußen oder Preußen“ (ſchon 1565 in einem Geſuch der Gemeinde zu Steinbach-Hallenberg an Graf Poppo zu Henneberg: „Und ſulche Freyheiten einem jedem vergünſtigt iſt, er kom auß Reuſſen oder Preuſſen“)[13]. Das durch ſeinen Pferdemarkt früher weithin bekannte weimariſche Städtchen Buttſtädt ſpielt in vielen Redensarten des Volksmundes eine große Rolle. Um Schnelligkeit zu verdeutlichen, ſagt man: „Da ſauſt de bis off Buttſcht!“ Will man mit einem Menſchen nichts mehr zu tun haben, ſo fährt man ihn hohnlächelnd an: „Du kannſt mich in Buttſcht beſuchen!“ (Ottſtedt bei Weimar). In Erfurt ſagt man dafür auch: „Du kannſt mir in Marbich (Marbach) begegne!“ Ein ſtumpfes Meſſer erhält ſeine Kennzeichnung durch das Wort:

„Auf dem kann man bis Buttſcht reiten" (Golmsdorf bei Stadtroda). „Starken Towak" hat nach Form und Inhalt alles in ſich, was ſtark und auffällig empfunden oder angekündigt wird: „Erfurt und Goth' ſein längſt niſcht, Pfeffer in A..., das bißt (beißt)." In Worbis: „Thüringer Wald — Backpfeife knallt." Von einem ſchlechten Erzähler heißt es in Marbach bei Erfurt: „Der iſt vom Harz, der bringt alles brockenweiſe heraus." Die muſikaliſche Befähigung der Langenſalzaer wird geprieſen wie die der Eiſenacher: „In Langenſalz könn ſe gepfief und gedanz un de Fädel geſpäl on de Liete gequäl." Noch aus der Zeit, da Finſterbergen bei Friedrichroda nicht ſo häufig aufgeſucht wurde wie heute, ſtammen Redewendungen wie: „In Finſterbergen ſagen ſich die Füchſe gute Nacht" oder „Da iſt die Welt mit Brettern verſchlagen" oder „Guck in den Mond, da ſiehſte Finſterbergen!" (Schmerfeld bei Arnſtadt). Ähnlich ſpricht man von Röppiſch bei Schleiz: „Bei euch iſt die Welt mit Brettern verrammelt", angeblich, weil der alte Kirchturm mit Schindeln gedeckt und die Wände mit Brettern verſchlagen waren (bis 1888). In Schmerfeld bei Arnſtadt ſagt man bei großem Schweigen der um den Tiſch Sitzenden: „Hier iſt eine Stille wie in der Hammersfelder Kirche." In Hammersfeld iſt nämlich überhaupt keine Kirche. In Holzſußra bei Nordhauſen iſt eine Greiſin „ohlt (alt) wie de gruße Haardt" (Förſtort in der Flur). Verwünſcht man in Dörfern um Mühlhauſen einen, er ſolle hingehen, wo der Pfeffer wächſt, ſo herrſcht man ihn an: „Geh nach Mühlhauſen auf die Stange!" (Galgen?). In Kalmerode bei Worbis ſagt man von einem ſich aufſpielenden Manne: „Er macht's wie die Leinefelder, trinkt einen Kleinen (Schnaps) und ſpielt den Großen." Iſt einer in Bleicherode bei Nordhauſen geizig, ſo heißt es: „Er iſt von Giezenbach (Fützenbach) und nicht von Geber (Gebra)."

Von einem Menſchen, der ſchlecht ausſieht, ſagt man — ſogar bis Hannover hinauf: „Er ſieht ſchlecht aus wie der Gorsleber Tod." Der Gorsleber Tod iſt die an der Friedhofsmauer in Gorsleben (Eckartsberga) angebrachte Plaſtik eines leidenden Chriſtus, die offenbar auf die vorüberfahrenden Fuhrleute einen ſtarken Eindruck gemacht hat. In Heſſen gebrauchte man bis ins 1. Drittel des 19. Jahrhunderts, in Buttelſtedt bis ungefähr 1900 die Wendung: „Er ſieht aus wie der Tod von Ypern[14]"; in Oberdeutſchland: „Er ſieht aus wie der Tod von Baſel." „Er macht Schritte wie der Langenleuber Tod", ſagt man im Altenburger Kreiſe (Altenkirchen). Vielleicht findet dieſe Redewendung ihre Erklärung in der langen Ausdehnung des ſich ſtundenweit hinziehenden Waldhufendorfes Langenleuba-Niederhain und Langenleuba-Oberhain, das ſich mit Oberhain auf ſächſiſches Gebiet erſtreckt. Die Redensart „Er iſt aufgedonnert wie Neu-Ronneburg" (Oberarnsdorf-Altenburg) geißelt ſinnloſen und geſchmackloſen Aufputz. „He lett Wengen

die Lohre läh" (er läßt Wenden bei Lohra [Nordhauſen] liegen) heißt ſoviel wie: Ihm iſt alles gleichgültig (Niedergebra-Nordhauſen). Wenn jemand vom Hundertſten ins Tauſendſte kommt, ſagt man in Walldorf bei Meiningen: „Du kommſt vom Dolmar auf die Geba", indem man zum Vergleich die beiden entgegengeſetzt liegenden Berge verwendet.

Mehr allgemein bäuerlichen als ſpezifiſch thüringiſchen Charakter verrät die Redensart: „Lang und därre, altes Geſchärre, kurz und dicke, kee Geſchicke"; genau wie ein ähnliches Wort über die Herrſchaft der dürren Frau in der Ehe: „Eene Därre is Herre" (Vieſelbach bei Weimar). Von thüringiſcher Anſpruchsloſigkeit zeugen die Worte: „Beſſer gedreiert als gefeiert" oder „beſſer geleiert als wie gefeiert" (Kleingeſchwenda bei Leutenberg).

Beiſpielſprichwörter in ihrer knappen, ſcharf geſchliffenen Form, wie ſie der Niederdeutſche gern verwendet, kennt der Thüringer kaum, und wenn ſchon, dann etwas breiter: „Der erſchten Not muß ooch z'rerſcht abgeholfen were, ſa'te der Bäcker – da zerhackt' er'n Backtrog, weil er kee klares Holz hatte, 's Säuerwaſſer heeß zu machen." „Spaß muß ſin, ſagte Hans und kitzelte Grete mit der Miſtgabel" (Großwenden bei Nordhauſen). Die Thüringer geben ſolchen Worten gewöhnlich eine andere übertreibende Wendung, z. B. „Spaß muß ſei bei der Leiche, aber man darf nich laut lache, daß der Tute nicht wieder aufwacht" (Bodenrode bei Worbis) oder: „Wenn ich die rote Jacke anziehen darf, gehe ich mit zur Leiche" (Boilſtedt bei Gotha).

In ihren ſonſtigen Sprichwörtern ſchließen ſich die Thüringer den Urteilen der Gemeinſchaft und ihrer formalen Erledigung an, d. h. ſie verzichten auf eine perſönliche Prägung zugunſten des Ausdrucks der Gemeinſchaft, in der ſie ſich eingebettet fühlen.

Gern wendet man ſolche Redensarten an, die einen Bedeutungswandel desſelben Wortes in ſich ſchließen: „Wenn du's nich gläbſt (glaubſt), dann mauerſte" oder „dann leimſt es" oder „dann ſchmierſt's" (Gernewitz bei Stadtroda, Weiſchwitz bei Saalfeld, Goßmannsrod bei Hildburghauſen, Aſchenhauſen-Rhön). Gläbſt = glaubſt wird geſprochen wie „kleibſt" oder „klebſt". Der Kleiber war der mit Lehm umgehende Handwerker, der die Wände mit Lehm bewarf und ihnen mit einem Zinken Ornamente aufdrückte. Es wird alſo mit Rückſicht auf die dem gleichen Wort anhaftende andere Bedeutung der Satz weitergeführt! „Wenn du keinen Platz haſt, ſo bäckſt du dir welchen" (Sieglitz bei Stadtroda). Platz iſt nicht nur Raum, ſondern auch in der Röhre gebackener Kuchen, in der Verkleinerungsform Plätzchen allgemein bekannt. „Wenn du es nicht leiden kannſt, da bimmelſt du es!" Leiden iſt in der thüringiſchen Mundart auch = läuten. Verzichtet ein

Spieler beim Skaten aufs Spiel oder „paßt" er, ſo antwortet ein anderer: „Ich geige." Denn der Thüringer, der „paſſe" weich ſpricht wie „baſſe", denkt ſogleich an Baß und Geige als Streichinſtrumente.

Zu den typiſch thüringiſchen Redensarten, die ein gewiſſes Eigen- und Heimatrecht beanſpruchen dürfen, gehören die zahlreichen Skatausdrücke. Altenburg iſt die Heimat des Skates, der als Hauptkartenſpiel weite Strecken Deutſchlands, beſonders Norddeutſchland erobert hat.

Der Skat muß in der Zeit der Napoleoniſchen Kriege im Altenburger Kreis als Fortentwicklung des Schafkopfes entſtanden ſein. Nach Hempels[15] Bericht aus dem Jahre 1848, der in Altenburg unter den drei erſten Skat mitgeſpielt hat, iſt ſeine Entſtehung folgende geweſen: Der Knecht eines Feldbau treibenden Bürgers der Stadt Altenburg hatte in einer Stadt des Erzgebirges ein ihm unbekanntes Spiel unter dem Namen „Schafkopf" kennengelernt und ſeinem Herrn nach der Rückkehr von ſeiner Frachtfahrt davon berichtet. Dieſer führte es in der „Brommeſchen Geſellſchaft" in Altenburg ein, und von hier aus verbreitete es ſich in Stadt und Land, das bis dahin herrſchende Tarok-Spiel verdrängend. Ein Altenburger Ratskopiſt gab dem immer ſchwieriger geſtalteten Spiele die lange geübte Form. Den Namen Skat bekam es von den beiden „Skat" genannten Karten, die beim Schafkopf wie auch beim Tarok weggelegt wurden. Heute wird Skat in den verſchiedenen Gegenden Thüringens mit recht verſchiedenen Ergänzungen und Ausgeſtaltungen, welche die volle Aufmerkſamkeit der Spielenden verlangen, geſpielt. Die Entwicklung iſt keineswegs abgeſchloſſen.

In einer Altenburger Zeitſchrift[16] von 1818 heißt es: „Dieſes Spiel iſt offenbar der König aller Spiele in deutſcher Sprache, ſo wie das königliche L'Hombre in der franzöſiſchen: denn beide haben den unbeſtrittenen Vorzug, daß Geſchick und Glück in gleicher Wechſelwirkung Gewinn und Verluſt bereiten... Die Vorzüge dies Spieles haben ſolches ſeit dem letzten Jahrzehnt im oſterländiſchen Gau über Stadt und Land weit verbreitet, und wenn es auch in ſeinen Grundregeln auf das alte Spiel – Schafkopf genannt – hinweiſt, ſo kann man es doch einen veredelten Schafkopf – folglich Merino – mit Recht nennen. Es hat ſolches Spiel eine Menge andere aus vornehmen und niedrigen Kreiſen verdrängt und wird allenthalben, doch ſelten gut geſpielt. Mit bewundernswerter Feinheit behandeln es die altenburgiſchen Bauern wie alle Kartenſpiele und nehmen ſonderlich den Vorteil der Vorhand in acht, welchen ſich ſo viele duſſeligen Skatſpieler entgehen laſſen... Die altenburgiſchen Bauern überhaupt haben viel mehr Verſtand, oder vielmehr ſo (ſich?) unter ihnen tun, daß derjenige, welcher ein Spiel nicht verſteht, es nicht wagen darf, viel zu ſpielen, ohne verſpottet zu werden, ſo wie es auch unter ihnen durchaus wider den guten Ton iſt, dem Unmut über

den unglücklichen Kartenfall durch Fluchen oder Klagen Luft zu machen. Sie sind wahre Spielstoiker und beschämen manchen Verstand der verständigen Stadtleute."

Bei den Thüringern findet man allerdings im allgemeinen diese stoische Haltung beim Spielen nicht, vielmehr werden die Spiele meistens mit Belehrungen, Spöttereien, Witzeleien und auch mit derbem Humor begleitet. Die Thüringer spielen sehr gern und zum Teil mit Leidenschaft Skat, sie haben alle kirchlichen Verwarnungen und Verbote, wie sie früher mehrfach erlassen oder abgekanzelt worden sind, in den Wind geschlagen, wiewohl sie die Berechtigung des auch ihnen bekannten Spruches kennen: „Kartenspiel und Branntewein – reißen ganze Häuser ein." Gewöhnlich spielen sie aber nur um die Zehntel- oder Viertelpfennige, nur im Kreise Altenburg etwas höher. Vor allem unterhalten sich die Männer damit in den Schenken, die Frauen seltener in ihren Kränzchen oder in den Spinn- oder Lichtstuben, den südthüringischen „Lichtereien"; die Frauen „gehen" auch nicht „karten" wie die Männer, sondern „ins Mischen" oder „ins Sackkarten". Bei ihrem Glücksspiel mit Verkaufs- und Deckkarte heben sie aus einem oder aus mehreren Kartenspielen die Kartenblätter ab, zuletzt die in der Mitte liegende Karte, die „Sack" heißt.

Wenn auch die Skatredensarten, mit denen die Spieler ihr Ausgeben der Karten oder ihr Spielen begleiten, in Deutschland weitverbreitet sind, so sind doch die Thüringer besonders erfindungsreich gewesen und haben genügend Eigengut, das als Volksgut vor allem der handarbeitenden Schichten, der Bauern, Handwerker, Arbeiter, Handelsleute im ursprünglichsten Sinne gelten darf. Ein Vergleich mit der einzigen Skat-Redensarten-Sammlung[17], die Hans Meyer, Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten (Berlin 1925) S. 236–238 darbietet, zeigt einmal, daß die Zahl der in Berlin und in Thüringen gleich gebrauchten Redensarten verhältnismäßig sehr gering ist, dann aber, daß Thüringen einen größeren Reichtum und eine erstaunliche Mannigfaltigkeit an solchen Redensarten entfaltet, die an Witz fast an den berlinischen heranreichen, an bodengebundenem Humor und derbsinnlichen Vergleichen aber wohl an der Spitze marschieren und nicht zuletzt durch die große Zahl von Zitaten aus der Bibel, dem Gesangbuch oder kirchlicher Verkündigung auffallen.

Ein Kartenspiel wird oft mit der Frage eingeleitet: „Wollen wir ein bißchen arbeiten? Wo ist denn das Gebetbuch mit den 32 Blättern?" (Altengönna bei Jena), oder mit der Aufforderung: „Wir wollen einen dreschen" (Utteroda bei Eisenach). In Theuern bei Sonneberg wird ein besonderes Kartenspiel, „Rehkopf" genannt, gespielt; in Gahma bei Schleiz heißt eins „Hocken". „Wasunger" ist ein Spiel, bei dem die vier Ober, die vier Unter

und das ganze Schellen Trumpf ſind (Zillbach bei Meiningen). In Emleben bei Gotha ſpielen alte Männer eine Art Solo, „das Sputz" genannt.

Bei der Ankündigung des Spiels oder beim Ausſpielen heißt es: „Wie ſoll das Kindlein heißen?" (Stanau bei Neuſtadt an der Orla). „Wie taufen wir das Kind?" (Köditz bei Saalfeld). „Wohinaus, wenn das Hirtenhäusle brennt?" (Stelzen bei Hildburghauſen). Wenn einer Blatt ausſpielt, ſo heißt es: „Blankenburg" (Oberköditz bei Rudolſtadt). Einer, der viel wagt, ſagt: „Ganz egal, Wurſt oder Aal, gewinnt allemal" (Oberköditz bei Rudolſtadt). „Ruff uff'n Tiſch! Popel ſticht" (Heuthen bei Heiligenſtadt). „Ich will euch das Fell über die Ohren ziehen", ſagt der Spieler, der eine „bärenmäßige" Karte hat (Unterſchöbling bei Rudolſtadt). „Raus müſſen ſe, ſagt der Wurmdoktor" (nämlich die Trümpfe), ſagt man in Seibis bei Schleiz. Bei einem unverlierbaren Grand: „Ein aſtreiner Grand"; oder: „Ein Grand aus dem Walde!" (Effelder bei Sonneberg). „Mit dieſer Karte (einer guten) kann man gedrah (drehen), geſchleif und das Küble gehalt" (Stelzen bei Hildburghauſen).

Bei der Aufforderung zum Spiel: „Raus mit der Zicke an die Frühlingsluft!" (Steinbach bei Schleuſingen). „Raus mit der Ziege auf den Teichdamm!" „Na, bring's geſchleift!" (Tröbnitz bei Stadtroda). „Nimms Meſſer, wenn du keine Trümpfe mehr haſt!" (Ammerbach bei Jena). „Triumph heraus, ſagt der Pfarrer zu Oſtern!" (Hetzdorf bei Stadtroda). „Stich, Peter, 's ſind Linſen!" (Cloſewitz bei Jena). „Gib ihm Saures!" „Mut zeigt auch der lahme Muck" (Großenlupnitz bei Eiſenach). „Eine Karte oder ein Scheit Holz!" (Kaiſeroda bei Eiſenach). „Sau raus! Der Alte geht mit!" (Neuhaus-Schierſchnitz bei Sonneberg). „Aufgeſpielt, das Menſch hat Geld!" „Schön muß es geh und Geld muß 's koſt!" (Ummerſtadt bei Hildburghauſen). „Raus mit de Hünd!" (Trümpfe), (Gellershauſen bei Hildburghauſen). „Trumpf iſt die Seele vom Spiel" (Birkenheide bei Saalfeld). Beim Fordern: „Erſt mal hoch, dann mal niedrig, dann kommt der Scherz und dann der Friedrich" (Seibis bei Schleiz). „Raus, du haſt den Teufel im Leibe!" (Frötſtädt bei Gotha). Als Aufforderung, das Spiel zu beginnen: „Vorn hat ſie die Köchin" (Pützlingen bei Nordhauſen).

Beim Bieten oder Nichtbieten: „Ich habe ihn vorn" (= ich bin vorn, d. h. es muß mir geboten werden) (Haſenthal bei Saalfeld). „Vorn drückt's (Sollſtedt-Mühlhauſen). „Tu e Bläk!" (= brülle, biete!) (Döbritſchen-Stadtroda). „Und die eins!" (Biete!) (Neuhaus-Schierſchnitz-Sonneberg). „Freß nein in dein'n katholiſchen Magen!" (Wenn einer recht hoch bietet oder alle Stiche macht) (Zürchau-Altenburg). „Fordern iſt die Seele vom Spiel" (Seibis-Schleiz). Wenn einer die Karte nicht ausbietet oder bei guten Karten den anderen hereinfallen läßt: „Haſt du mal wieder ge-

mauert!" oder „Der Maurermeiſter!" Wahrſcheinlich iſt ein alter Spottreim, der zunächſt nur gegen die Maurer und Zimmerleute geprägt war, auf die Skatſpieler ausgedehnt worden: „Die Zimmerleut' und Maurer, die ſind mir rechte Laurer; eh' ſie eſſen, meſſen, ſtehn und ſich beſinnen, ſo iſt der Tag von hinnen."

Wenn Karten vergeben ſind: „Es geht was im Handwerk vor" (Waldau-Schleuſingen). „Er war doch der Dorfbulle" (Hetzdorf-Stadtroda).

Dem Partner wird ein Wink gegeben: „Immer dicke rin, geſagt wird niſcht!" (Breitungen-Meiningen). „A alt Hemm (Hemd) nei!" (d. h. der Partner ſoll tüchtig draufgeben) (Ratſcher-Schleuſingen). „Trumpf druff, der Ole (Alte) läht!" (Eichſtruth-Heiligenſtadt). „Immer mitnehmen, ſagt der Gendarm!" (Niederorſchel-Worbis). „Nein ein Pfund!" oder: „Tauſend rein!" (Beberſtedt-Worbis). „Immer dicke rin, geſprochen wird nich!" (Kindelbrück-Weißenſee). „Huſen un Hemme nein!", wenn einer viele Zählaugen geben ſoll (Gertewitz-Ziegenrück). „Rin, was Beene hat!" „Langſam reiten, junge Pferde koſten Geld!" (Großenlupnitz-Eiſenach). „Sau raus!" (= Daus ausgeben) oder: „Nimm 'n Alten!" (= Eichelwenzel) (Heubiſch-Sonneberg). „Hinterm Berge wohnen auch Leute" (Wink zur Zurückhaltung an den Partner) (Göttern-Weimar). „Brocken!" oder „Brockmann und Söhne!" (= zugeben, aufladen) (Neuhaus-Schierſchnitz-Sonneberg).

Wenn beſtimmte Karten geſpielt werden, wird das Ausſpielen mit beſtimmten Redewendungen begleitet.

Einzelne Karten erhalten beſondere Namen. Wenn Herz ſticht: „Herzlich tut mich verlangen" (Kirchenliedanfang. Hetzdorf-Stadtroda). Der Schellober gilt als Unglücksblatt und heißt der Dumme. Er wird meiſt zuerſt ausgeſpielt, und dabei wird geſprochen: „Der Dumme macht was Dummes" (Prießnitz-Stadtroda). Der Skat „brüllt" (Döbritſchen-Stadtroda). In Dörfern des Kreiſes Eiſenach heißt der Schellober „Der Ewenſuhler" (Oberſuhler). Wird Grün geſpielt, ſo heißt es: „Grün machen die Gänſe im Mai!" Wird Rot geſpielt: „Rödichen (Dorf) liegt bei Schnepfenthal" (Dippach-Eiſenach, Stanau-Gera, Großkamsdorf-Ziegenrück). Der Eichelober iſt allgemein „der Alte", der Eichelunter „der Junge", der Grünober „der Blaue" oder „Barthel" (Haſenthal-Saalfeld), oder in Südthüringen „die Baſte" oder „Bunz". In der thüringiſchen Rhön heißen die Schellen: „Frankenheimer Klonder oder Höz"; der Schellenober iſt alſo der Hözober oder der Klopfer (Unterweid-Rhön); der Schellenunter „der Kugelſchießer" (Sonneberg). In Haſenthal-Saalfeld heißt der Schellober „Scherbel", das Eichelas „Teufel", der Rotkönig „Weiberfreund", in Neuenbau das Eichelas „die Katz". Wenn Eicheln erwünſcht ſind: „Eichenholz gibt gute Pflöcke" (Neuenbau-Sonneberg). Bei Rot: „Rot iſt der Tod" (Ummerſtadt-Hildburghauſen). „Rode-

wich bei Mickendorf" (d. h. Roda bei Leutenberg) (Burglemnitz-Saalfeld). „Nach Roda nunter!" (Stanau-Gera). Bei Grün: „Im Grunewald ist Holzauktion" (Ummerstadt). „Grün scheißen die Gäns" (Schwickershausen-Hildburghausen). Bei Schellen: „Jetzt gibt's Klöß" (nach dem Kartenbild). „Mit Schellen hatte ich schon in der Schule das meiste Glück" (Ummerstadt). „Schellen bis an die Haustür" (Burglemnitz-Saalfeld). „Kartoffeln oder Schellen heißt mein Hund" (Weingarten-Gotha). „Karo der Hühnerhund" (Walschleben-Weißensee). „Ich hab' 'n Franken Fritz" (= Schellober) (Schaderthal-Saalfeld) oder den „Schernberger" (Bad Tennstedt). Bei Eicheln: „Eicheldorf liegt nicht weit von Schweisten" (= Schweinshaupten) (Ummerstadt). Bei Herz: „Herzen bringt Schmerzen" (Gellershausen-Hildburghausen). Wenn Grün Trumpf ist: „Laub ist grün" (= Gras) (Pützlingen-Nordhausen). „Ein Unreifes" (Weingarten-Gotha). „Grünitze" (= Krienitze, Kreuzschnäbel?) (Ruppersdorf-Schleiz). Beim Grand: „O grand malheur!" (Unterwirbach-Saalfeld). „Er hat ein Grand wie ein Haus" (Henschleben-Weißensee). Bei Null ouvert: „Null uffs Pferd!" (Kriebitzsch-Altenburg). „Hosen runter!" (Weckersdorf-Greiz). „Ech mach Null on de Quer" (Neuhof-Schleusingen). Bei Rot: „Heimat sticht" (Roda bei Ilmenau). „Ein Herz hat jeder" (Spechtsbrunn-Saalfeld). „Rödchen liegt bei Schnepfenthal. Wer's nicht glaubt, der sticht einmal" (Bufleben-Gotha). Bei Rot-Solo: „Herzlich schön singt unser Küster" (Bad Tennstedt). Bei Eicheln: „Steck sie in 'n Ofen, daß sie knäckern!" (Neufrankenroda-Gotha). „Eicheln ist gut Brennholz" (Isserheilingen-Langensalza). Der als Unglücksblatt verschriene Schellober heißt auch noch „der Schwengsche Hirt" (Geschwendaer Hirt) oder „der Wunderdoktor" (Ichtershausen-Arnstadt) oder „Treppenscheißer" (Aschara-Gotha) oder „der Putzemann" (Pützlingen-Nordhausen) oder „Dulk" (Bechstedt-Wagd-Weißensee) oder „Strietzelkopf" (Großkamsdorf-Ziegenrück). Der Grünober „Gahmer Pfarrer, du mußt's freß!" (Gahma-Schleiz), „Paster" (Bechstedt-Wagd), „der Junge" oder „Paster" (Pützlingen-Nordhausen). Bei Rot: „Also Rodewitsch bei Auerbach" (Ruppersdorf-Schleiz). „Rot ist die Liebe" (Walldorf-Meiningen). Der Rotober ist der „Fuchs" (Pützlingen). „Rödchen liegt bei Nerkewitz" (Altengönna-Stadtroda). Der Eichelober ist „der Pampel" (Bechstedt-Wagd). Der Rotkönig ist der „Schachtelschwärmer" (Bechstedt-Wagd). Die Rot-Sieben heißt „die Spitze" (Bechstedt-Wagd, Geiersthal-Saalfeld). Bei Schellen: „Kugeln, sagt die Pfarrschmad" (Isserheilingen-Langensalza). „In den meisten Fällen riskiert man Schellen" (Weilrode-Worbis). „Schellen gibt kein Loch." „Schellen gibt kei Bälln" (keine Beule) (Walldorf-Meiningen).

Die Karten mit 7, 8 und 9 Augen sind „die Fosen" (von franz. fausse)

(Sömmerda). Bei Eicheln: „Eichelina, die schöne Polin" oder „die polnische Edelsau" (Sömmerda), „mei Schwäher (Schwiegervater) heißt Michel" (Walldorf-Meiningen). Bei Grün: „Das hebt ihn" (Kindelbrück-Weißensee).

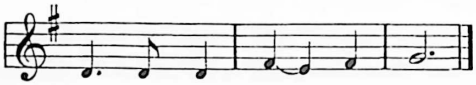
Wer viele Karten einer Farbe hat, der hat eine „lange Flöte" (Pützlingen-Nordhausen). Wer von jeder Farbe etwas bekommen hat, hat „gemischtes Chor" (Breitungen-Meiningen). Wenn einer 8 Karten einer Farbe hinlegen kann, sagt man: „Ochs, leg dich!" (Zillbach-Meiningen). Beim Abwerfen wertloser Karten: „Er mistet aus" (Schweikershausen-Meiningen). Wenn im Skat 2 Wenzel liegen: „Gucke do!" (Bechstedt-Wagd). Schwarz sein oder keinen Stich bekommen: „Ranzen" (Hasenthal-Saalfeld). Der Stich, der beim Spiel den Gewinn herbeiführt, wird mit den Worten abgetan: „Der bindet den Sack zu" (Arnsbach-Saalfeld).

Wenn günstige Karten liegen oder gegeben sind und das Spiel gewonnen wird: „Man denkt, das Schäfchen hat einen geleckt", „Reibe dich erst mal an einem Saustall!", „Den hat der Affe geschmatzt!" (Tröbnitz-Stadtroda). „Gras für die Heppe" (= Ziege) (Quirla-Stadtroda). „Meine Karte ist schön durchwachsen", „Meine Karte ist Promenadenmischung" (Oberwellen-

loren hat, sagt: „Dritthalb Dutzend und 2 Mandel" (Ranis) oder „3 Mandel und 14 und 1" (Haselbach-Altenburg) oder „Er hat hohe 59" (Oberwellenborn-Saalfeld). Wenn ein für verloren gehaltenes Spiel doch gewonnen wird: „Der Dokter tröstet schlecht, der wird wieder gesund" (Bruchstedt-Langensalza).

Wenn schlechte Karten gegeben sind und das Spiel verlorengeht: „Leipziger Allerlei!" (Tröbnitz-Stadtroda). „Und wenn wir morgen Wasser saufen sollen!" (Janisroda-Stadtroda). Bei schlechtem Skat oder ausgefallenem Spiel: „Scheiß der Hund ins Feuerzeug!" (Oberköditz-Rudolstadt). „Auf dem Platze muß ein Jude gefrühstückt haben!" (Oberwellenborn-Saalfeld). „Da habe ich die Bescherung; da möchte man rebolisch (rebellisch) werden!" „Es geht die Bärenleite nein!" „Das kost' 'n Pfund Salz!" (Reichmannsdorf-Saalfeld). „Eins auf die Badehose!" (Roda bei Ilmenau). Wenn jemand schlechte Karten bekommen hat, die er durch Aufnahme des Skates verbessern will: „Samuel hilf!" (Haina-Gotha). Sind die Aussichten recht ungünstig, dann „muß die Mutter die Ziege verkaufen" (Lauscha), oder man sagt: „Das wird ein linkes." „Das ist ein totgeborenes." „Das

ſtorben" (Peuſchen-Ziegenrück). „Schwarz wie eine Judenſeele" (Bleicherode-Nordhauſen). „Es iſt über den Kindel" (Berg bei Eiſenach) (Schönſtedt-Langenſalza). „Das Spiel geht über die Wölmſe" (Wölmiſſe) (Pohlitz bei Köſtritz). Wird ein Spiel ſchwarz, ſo ſingt man in Geiersthal-Saalfeld:



Sieg = frie = dus, Sieg = frie = dus.

Beim Nachzählen. Vor Beginn des Spiels, um nachzuprüfen, ob das Spiel 32 Karten enthält: „Ein Kuckuck auf dem Baume ſaß, es regnete, und er ward naß. Da kam ein ſchöner Sonnenſchein, es müſſner 32 ſein!" (Rudersdorf-Weimar). Wenn der Spieler nur 23 Augen hat: „So viel, wie in Harras Beichtleut warn" (Crock-Hildburghauſen). Bei 15 Augen: „Der Totenmarſch" (Gellershauſen-Hildburghauſen). Bei einigen 20 Augen: „Wenn's Küh wären, müßt 'ch mir 'nen Schweizer halten!" Bei hoch 50: „E ſchönes Alter, wer's erlebt!" (Seibis-Schleiz). Bei 59 Augen: „Bis vor die Haustür" (Emleben-Gotha). Zur Erinnerung an den Verlierer, zu zahlen: „In Schmittfeld (Schmiedefeld) wohnt ſich's ſchön" (Rappelsdorf-Schleuſingen).

Allgemeine Urteile über Spiel und Spieler.

Bei unverlierbarem Spiel: „Das kann mein Großvater auch." „Das gibt eins auf die Badehoſe." „Der 4. Spieler gehört unter den Tiſch" (Förtha-Eiſenach). „Laß dir die Finger vergolden!" „Wer niſcht wagt, kommt nich nach Tonne!" (Gräfentonna mit Strafanſtalt) (Großenlupnitz-Eiſenach). „Wer niſcht wagt, kommt nich nach Maßfeld!" (Zuchthaus in Untermaßfeld) (Roſa-Meiningen). „Er ſpielt Binderslebſch" (mit Sagen und mit Gucken) (Möbisburg-Gotha). „Er ſchielt wie ein Eichhörnchen" „Er ſpielt mit Sagens." „Er lunzt oder frühſtückt" (= er ſieht dem Nachbarn in die Karte). „Er ſpielt wie ein kleiner Gott" (Utteroda-Eiſenach). „Die Knöpf abſchneiden" (= Trümpfe herausfordern) (Ifta-Eiſenach). „Trumpf iſt die Seele vom Spiel." „Aufgepaßt wird groß geſchrieben" (Kaiſeroda-Eiſenach). „Stich mit dem A... wie die Hummel!" (wenn dem Spieler die Trümpfe ausgegangen ſind) (Kaltenlengsfeld-Rhön).

Wenn einer viel gewinnt, alſo reinen Tiſch macht: „Er hot 'n Spülhudel (Spüllappen) eiſtackn" (einſtecken) (Jagdshof-Sonneberg). Zum Glückspilz im Spiel: „Bei dem kälbert der Ochſe oben im Boden." „Du haſt Saumiſt einſtecken." „Du karteſt wie ein Pöbel" (ungeſchickt). „Du biſt ein rechter Nußkarter" (ungeſchickt) (Köppelsdorf-Sonneberg). „Die Kleinen (Trümpfe) jagen die Großen heraus." „Da denken die Könige, ſie wär'n Kaiſer." „Da denken die Geißen, ſie wär'n Böcke." „Brotſpieler" werden die genannt, die

immer gewinnen wollen (Crock-Hildburghauſen). „Zum Kartenſpiel gehört Verſtand, und wer Verſtand hat, kartet nicht." Ein Zuſchauer ſagt: „Die Karte iſt nicht." Der Spieler antwortet: „Man hat noch nichts Schlechtes von ihr gehört" oder „Es wird einem aber ſchlecht" (Stelzen-Hildburghauſen). „Däuſer wie die Häuſer" (Hellershauſen-Hildburghauſen). „Däuſer bauen Häuſer" (Seibis-Schleiz).

Bei Glück: „Du haſt dich heute im Schweineſtall gerieben." Bei ſchlechter Karte: „Schlechte Karte iſt halbes Holz" (Breitenheerda-Rudolſtadt). „Wer h(urt), hat G(lück)" (Paulinzella, Oberköditz-Rudolſtadt). Zum ſchlechten Spieler: „Spiel (= ſpüle) lieber Flaſchen ſtatt Skat!" (Teichel-Rudolſtadt). „Das Spiel macht man auf dem Miſte" (Birkenheide-Saalfeld). „Mit geborgtem Spielgeld hat man Glück" (Marktgölitz-Saalfeld). „Jeden Ritt alle 4 Farben" (Schaderthal, Reichenbach-Saalfeld). Zum Verlierer: „Der erſäuft auf dem Heuboden." „Der kriegt kein Dorf zu ſehen." „Der kriegt keine Arbeit" (Haſelbach-Altenburg). Beim ſicheren Stich: „Dem kann kein Bauer mit der Axt" oder „Der geht nicht vom Tiſche." Beim feſten Stich: „Das war 'n Stich wie 'n Schwein" (Kriebitzſch-Altenburg). „Das war aber eine Schwergeburt." „Verloren haſt gewiß, mein Kind, ſobald's nicht 61 ſind!" (Stanau-Gera). „Ich geh' ran wie wie bei Mars-la-Tour!" „Wenn Große (Trümpfe) ſterben, gehn Große mit ze Grabe." „Was macht da e guter Hausvater?" „Macht nur 'n Eſſenkehrer nich ſchwarz!" „Schneider ſen a Leit" (Seibis-Schleiz). „So 'n Grand ſpielt mein Großvater a" (Gahma-Schleiz). „So ſpielen ſie in Venedig" (Burla-Gotha).

Wenn einer im Anfang kein Spiel bekommt, wird er mit den Worten getröſtet: „In den erſten drei Stunden läßt ſich nicht viel ſagen" oder „Das erſte Spiel (der erſte Gewinn) iſt Katzendreck." Wenn ein Spiel verloren iſt: „Einmal ſchadet keiner Jungfer." Ein ſchlechtes Spiel „ſtirbt" oder „geht in die Kratzbeeren". Ein ſchlechter Spieler ſpielt wie 'ne geſengte Sau" (Haina-Gotha). Bei geringem Gewinn, von dem weiterer erhofft wird: „Das iſt das Heckmännchen" (Seebergen-Gotha). Zum vorſichtigen Spieler: „Er viſiert wie ein Falke" (Crawinkel-Gotha). „Er ſpielt Skat wie ein Fuhrmann." „Spiel nech met Studenten!" (Eſchenbergen-Gotha). Wenn einer im Spiel verloren hat, ſagt man in Molſchleben (Gotha): „Der kann an die Brottröder Kirmes gedenk." Sagt ein Spieler ein Eichelſpiel mit den Worten „Eicheln" an, ſo antworten die Mitſpieler: „Wir werden's doch nicht vergeicheln." „Schellen wird gemacht." Antwort: „Schellen gibt's in den meiſten Fällen" (Ruppersdorf-Schleiz). „Er ſticht wie eine Biene" (Möbisburg-Weißenſee). „Das kann jeder Schulmeiſter." „Aus der Karte kann auch kein Affe predigen." „Da können wir uns unter den Tiſch ſetzen"

(Walſchleben-Weißenſee). Beim letzten Stich: „Der gehört dem Paten" (Kühnhauſen-Weißenſee). „Wer ſchreibt, der bleibt" (Nanis-Ziegenrück).

Wenn keine Trümpfe vorhanden ſind: „In Berlin und dann kein Geld!" Hat ein Spieler gerade 60 Augen bekommen, ſo faßt er die Karten zuſammen, ſteckt ſie in den Halskragen und ſagt: „Kieke da, ein Mädchen!" Wer gern ſpielt, iſt ein „Kartenhengſt"; eine Frau, die Karte ſpielt, iſt eine „Kartenrieke" (Pützlingen-Nordhauſen). Rot und Grün gibt guten „Ginggang" (Ginggang iſt ein Baumwollengewebe, das früher in Bleicherode viel hergeſtellt wurde). „Ich will nicht wünſchen, daß du verlierſt, aber Gott mag's geben!" Wer nicht mitſpielt, aber anderen in die Karten ſieht, heißt „Kiebitz". „Das Spiel wird gemacht, und wenn die Glucke von den Eiern muß!" (Tettenborn-Nordhauſen). „Kleinvieh macht auch Miſt." „Druff uff de Mutter!"

Der Vierte („die Wanze") gehört unter den Tiſch! Bei unerwarteter Spielwendung ſagt man: „Wie ſchäkert ſich die Natur" (Gethles-Schleuſingen). „Er lauert ab wie Freßmatz die Kirmſe" (Berlingerode-Worbis). Beim Abwerfen einer Farbe, die der Spieler dann überhaupt nicht mehr hat: „Mariae Reinigung." Beim Auflegen von Null ouvert: „Zeige dich den Prieſtern!" (Zaunröden-Worbis). „Noch mal, ſagt's Mädchen!" (Weilrode-Worbis). Wenn einer betrogen hat, ſo hat er „geduppelt" (Beverſtedt-Worbis). Wenn der Spieler keinen Trumpf ſpielt: „Er geht auf die Dörfer." Wenn ein zum erſtenmal geſpieltes Farbenas geſtochen wird: „Greif in die Steine!" (Nordheim-Meiningen). „Ich verkaufe dich wie eine Judengeiß" oder „Du biſt verkauft wie eine Judengeiß" (Solz-Meiningen). Wenn der Grünober (beſonders auch beim Doppelkopfſpiel) den letzten Stich macht, ſprechen die Spieler gemeinſam den Vers:

„Karl Müller, wenn er gut beſetzt,
Macht ſeinen Stich, auch wenn zuletzt" (Rappelsdorf-Schleuſingen).

Im Sonneberger Kreis iſt der Eichelunter „Karl Müller". Bekennt einer nach einem törichten Spiel: „Ach, ech Rindvieh!", ſo ſagt ein Gegenſpieler: „Es muß ja jeder wiſſen, wo er hingehört!" (Schmiedefeld a. R.).

Auch beim Skatſpiel hat ſich der Aberglaube eingeſchlichen, was nicht verwunderlich iſt, da ja nicht der Verſtand allein, ſondern auch das unbezwingbare Glück oder Unglück ein Wörtlein mitredet. Wenn ſie die Karten miſchen, ſagen im Kreiſe Sonneberg manche Spieler:

„Miſch, miſch, miſch,
Daß ich den Sack erwiſch!"

Wie ſchon geſagt, gewinnt man das erſte Spiel, Gift genannt, nicht gern; denn „wer zuerſt gewinnt, iſt zuletzt ein Bettelfink". Wer kein paſſendes

Geld hat, wechselt es nicht, um das Glück nicht aus der Hand zu geben, und bekommt auch keinen Pfennig von den Mitspielern geborgt, da diese ebenfalls glauben, das Glück liefe ihnen dann weg. Jedenfalls gewinnt man mit geborgtem Gelde. Wer Glück haben will, muß die Karten einzeln vom Tisch aufnehmen und in der Hand ordnen.

Die Thüringer sind nicht „gerade", schrecken davor zurück, offen die volle Wahrheit zu sagen, wie es die Franken rückhaltloser tun. Gerade bei ihnen kann man es oft hören, daß sie ein Urteil oder eine Äußerung eines erfahrenen Mannes oder einer Autorität anführen, um sich gleichzeitig dahinter zu verschanzen. Auch das thüringische Flickwort „gelle" (= gelte es), im Ostthüringischen „mäch" (= meine ich), hat seinen bekräftigenden Sinn verloren und ist heute mehr in die Frageform gekleidet. Der Thüringer will möglichst die Zustimmung des Angesprochenen erhalten, wie es ja auch Bayern tun mit ihrem „halt", die Sachsen mit ihrem „nich", die Hamburger mit ihrem „nöch", überhaupt Norddeutsche mit ihrem „ja". Das Urteil Nietzsches über die krummen Wege, welche die Thüringer gehen, ist voll berechtigt, wie wir noch sehen werden. Aber der Grund zu dieser Haltung ist häufig nicht in Feigheit, sondern in tieferer Einsicht, verstehender Schau zu suchen, die zur Zurückhaltung nötigt. Besonders bei dem, was nicht faßbar, was nicht ohne weiteres begreifbar ist, macht der Thüringer halt, indem er Umschreibungen und Verschleierungen für die Worte der Schriftsprache wählt. Das bezieht sich auf die göttlichen Dinge, auf das Rätsel des Sterbens, auf das Anknüpfen eines Liebesverhältnisses.

Nur einige Beispiele seien herausgegriffen.

Wenn jemand gestorben ist oder im Sterben liegt, sagt man in Kleinbrüchter-Sondershausen: „Der liebe Gott hat ihn abgeschirrt." „Er hat den Löffel hingelegt. „Er macht's Letzte." „Es geht auf die Neige mit ihm." „Er hat sich auf die Strümpfe gemacht." Weniger taktvoll klingt die Redensart, die für Beerdigungen in Eliasbrunn-Schleiz gebraucht wird, indessen aus uralten Zusammenhängen verständlich ist: „Wir hab'n heute 'n alten Hansimons (Johann Simon) Haut versoffen." – Wenn unerwünschte Hörer vorhanden sind, bremst man dort die Rede ab: „Die Stube ist nicht gekehrt." Wenn ein Liebespaar uneinig wird: „Es gibt andres Wetter" (Walldorf-Meiningen). Wenn öfter Besuch kommt: „Ihr habt wohl den Besen verbrannt?" Zur Abwehr unerwünschten Besuches, z. B. der Hexen und unwillkommener Leute, legte man den Besen quer über die Schwelle (Schönstedt-Langensalza). Wenn die Strümpfe nicht fest sitzen und Falten schlagen: „Die Wettergläser fallen" (Metzels-Meiningen). Wenn einer zuviel getrunken hat: „Er hat sich mit dem Nordhäuser Manne gezankt" (Bleicherode).

Ungemein zahlreich ſind die Redensarten und Ausdrücke für „eine Braut ſuchen" oder „zum Mädchen gehen": auf die Brautſchau gehen, auf die Coureß (Dankmarshauſen-Eiſenach), auf die Heirat (Mittelthüringen), auf die Freierei, aufs Brauten, auf die Heerſchau gehen (Kleingeſchwenda bei Arnsgereuth-Saalfeld), auf die Freite, Friet, Frijate (Zella-Mühlhauſen, Birkungen-Worbis), auf die Schnurre (Kr. Arnſtadt, Rudolſtadt) gehen, auf die Walz gehen (Köditz-Saalfeld), fenſtern gehen (Birkenheide-Saalfeld), auf den Fohlenmarkt gehen (Bleicherode), auf den Strich, in die Weiber gehen (Schwarzbach bei Waſungen), off de Hutt (Schnorr) gehen (Schmalenbuche-Sonneberg), in die Schömpfer gehen (Utendorf-Meiningen), in die Bräut (Schleuſinger Kreis), auf die Gei (Ummerſtadt-Hildburghauſen), auf die Pirſch, auf die Lock', auf die Balz gehen (Tambach-Dietharz). Wie die Thüringer die Brautwahl und die Hochzeit beurteilen, zeigen folgende Redensarten. Sie ſind Ausdruck bäuerlicher Gelaſſenheit und halten ſich von optimiſtiſcher Schönfärberei noch ferner als von peſſimiſtiſcher Einſtellung, ſie ſind vorwiegend Mahnung zur Vorſicht und zum Bedacht.

„Wer Glück hat, führt die Braut heim" (Etzelbach-Rudolſtadt). „Freu dich nicht vor der Hochzeit, ſonſt fällt die Freude in den Born" (Schloßig-Altenburg). „Man ſoll nicht kuxe (jauchze) vor der Hochzeit" (Wilhelmsdorf-Ziegenrück). „Freie übern Miſt, da wißte, wan de kriegſt" (Benshauſen-Schleuſingen). „Kauf die Frau nicht wie die Katze im Sacke!" „Eine gute Kuh beſucht man im Stalle" (Mürſchnitz-Sonneberg). „Mädel, tu die Augen auf, Heiraten iſt kein Pferdekauf!" (Coſpeda-Stadtroda). „17, 18, 19 ſind die allerfeinſten" (Jahre zum Heiraten) (Coſpeda-Stadtroda). „Wer Hochzeit macht um der Geſchenke willen, iſt ein ebenſo großer Narr wie der, welcher baut, um Späne zu bekommen" (Effelder-Sonneberg). Wenn ein alter Mann ein junges Mädchen heiratet, ſagt man in Effelder-Sonneberg: „Er hat einen Kirſchbaum vor ſeine Tür gepflanzt" (d. h. wer vorbeigeht, naſcht daran). „Wenn Gott einen Narren haben will, läßt er einem Mann ſeine Frau ſterben" (d. h. ein Witwer tut ſich närriſcher nach einer zweiten Frau um als ein junger Burſch nach ſeiner Braut) (Effelder-Sonneberg).

Wertungen über Zeit und Ewigkeit bieten die Redensarten, die vor allem bäuerliche Haltung verraten: „Worte ſind Zwerge, Beiſpiele ſind Rieſen" (Zollgrün-Schleiz). „Sehe ich deinen Hof und deinen Miſt, weiß ich gleich, was an dir iſt" (Iſſerheilingen-Langenſalza). „Dr Bur as enn Rindvieh von Natur" (ſicher nicht vom Bauern geprägt, nur im Ärger von ihm angewandt) (Wiedermuth-Sondershauſen). Wenn ein Bauer immer krank ſein will, ſagt man: „Alle Tage eine andere Krankheit und Sonntags keine Leiche!" (Wernburg-Ziegenrück). „Weiberſterben iſt noch kein Verderben, aber das Vieh-Verrecken iſt der Bauern Schrecken" (Kleinbrüchter-Son-

dershauſen, Kirſchkau-Schleiz). „Eine Frau iſt (ißt) halbes Brot" (Kleinbrüchter-Sondershauſen). „Wer nichts erheirat't und nichts ererbt, der bleibt ein armes Luder, bis er ſterbt." „5 Minuten geerbt iſt beſſer wie ein ganzes Leben geſchunden" (Kleinbrüchter). Wenn ein Bauer an einem Acker vorbeigeht, der ſchlecht gedüngt iſt, pflegt er zu ſagen: „Hier hilft kein Beten, hier muß Miſt hin" (Hundeshagen-Worbis); kürzer drückt denſelben Gedanken eine höhere Faſſung aus: „Wo nicht iſt Miſtus, da iſt auch nicht Chriſtus" (Käßlitz-Hildburghauſen). „Mühlenwarm und ofenwarm macht den reichſten Bauern arm" (d. h. wer ſein Mehl von der Mühle weg und das Brot noch ofenwarm genießt, alſo nie auf Vorrat bedacht iſt, verarmt) (Unterweid-Rhön). „Wer Rinde ißt, kann Berge ſteigen, wer keine ißt, muß unten bleiben" (Winterſtein-Gotha). „Wer trinkt ohn' Durſt und ißt ohn' Hunger, ſtirbt deſto junger" (Crock-Hildburghauſen). Wenn die Kühe beim Ziehen ſehr angeſtrengt werden, ſagt man in Badra-Sondershauſen: „Da geht die Milch in die Hörner." „Manche Frau trägt mehr in der Schürze fort, als was der Mann auf dem Leiterwagen anfahren kann" (Mittelthüringen). „Wer Vater und Mutter nicht gehorcht, muß dem Kalbfell gehorchen" (Frankenheim-Rhön). „Unrecht Gut kommt an den dritten Erben nicht" (Hohenwarte-Saalfeld). „Die Heiligſten ſind die Greulichſten" (Naitſchau-Greiz). Für die Militäruntauglichen, die nicht „beim Militär" geweſen waren, ſagte man früher in Hauröden-Worbis: „Du haſt ja in Aſcherod: geſtangn ungern Schmalzbeernbaame" (geſtanden unterm Schmalzbirnbaum).

Fremdwörter

Die Thüringer haben mit den Sachſen und den Rheinländern zuſammen wohl die meiſten Fremdwörter in die Umgangsſprache des Volkes aufgenommen. In viel höherem Maße, als ſie im Schriftdeutſchen von den gebildeten Kreiſen mitverwandt werden, führt ſie der Mann des Volkes im Munde, meiſt allerdings ohne das Bewußtſein zu haben, ein Fremdwort zu gebrauchen. „Egal" z. B. empfindet weder der Thüringer noch der Sachſe als nicht deutſches Wort. Wenn nun ſchon richtig iſt, daß nicht jedes Fremdwort der deutſchen Sprache ſchadet, ſondern daß es von der Kraft einer Sprache, wie Goethe meint, zeugt, wenn ſie auch Fremdes aufnehmen und verarbeiten kann, ſo gilt dieſer Satz in noch höherem Maße für die Mundart. Sie hat in Thüringen vor allem lateiniſche, franzöſiſche und ſlawiſche Worte in Maſſen eingedeutſcht, ſie ſo umgeſtaltet und mit einem Sinn erfüllt, daß ſie manchmal als Lehnwörter erſcheinen oder als ein Gemiſch von einem deutſch klingenden mit einem fremde Beſtandteile tragenden Wort. Rheumatismus wird daher zum Reißmatismus, die Tſcheplitzweide, die in alten Urkunden vorkommende Bezeichnung eines ſüdlich der Stadt Buttſtädt liegenden

Grundſtückes, hat der Volksmund in „Scheffelsweide" umgewandelt. Das Salutglöcklein (Salutatio angelica = engliſcher Gruß), das im Sommerhalbjahr um 18 Uhr läutet, nennen die Heiligenſtädter das „Salatglöcklein"! Salat im Sommer und Herbſt iſt ein anſchauliches, faßbares und jedermann verſtändliches Dingwort. Ein vollſtändiges Verzeichnis dieſer in der Mundart gebrauchten Fremdwörter vorzulegen, iſt Aufgabe der Mundartforſchung. In manchem thüringiſchen Kreis ſind von mir an die tauſend Fremdwörter aufgezeichnet worden. Dieſe Beobachtung, daß der Thüringer geneigt iſt, ſich fremdem Weſen hinzugeben, Fremdes leicht anzunehmen und dabei auch gelegentlich die ſelbſtbewußte und eigenſtändige Haltung zu verlieren, iſt durch geſchichtliche Tatſachen in der napoleoniſchen Zeit erhärtet worden. Der geſunde Geiſt des Landvolkes hat nur mit dem Fremdgut eine ſo gründliche Umarbeit vorgenommen, daß viele Wendungen oft ſehr ſchwer zu enträtſeln ſind. Selbſtverſtändlich brauchen die Städter andere Fremdwörter als die Dörfler, die Gelehrten und geiſtig Gebildeten andere als die handarbeitenden Kreiſe. Nur ganz wenige ſeien hier beiſpielhaft angeführt:

(etwas) Ampartes = etwas Feines, lat.: apparatus, Pracht, Prunk.
Bambuſchen = Pantoffeln, franz. babouches, Schuhe, Pantoffeln.
Baias = Hanswurſt, ital. baiazzo.
Bru(i)nſchnetzen = Preißelbeeren; Prozelbeere bei Pößneck genannt, ſlaw. brusnice = braunrot.

Die rotbraun punktierte Unterſeite der Blätter, vielleicht auch die Farbe der Beeren erinnerte die Leute im Thüringer Walde bei Ruhla und Tabarz an die rotbraun angelaufenen Obſtſchnitzel, und ſo bildete der Volksmund aus brusnice den Namen Brunſchnetz.

Dachtel = Backpfeife, griech. daktylos, Finger (auf der Backe).
ſich verdefendiere = ſich mit Worten verteidigen, franz. défendre.
Fez = Spaß, franz. fête, Feſt.
fichelant = geweckt, franz. vigilant, wachſam.
(einen) Fupper (machen) = einen Fehler machen, franz. faux pas.
Gabſe = Taſche, ſlaw. kapsa, Taſche (Kr. Nordhauſen).
Raaſche = Übereifer, franz. rage, Wut.
Schiepel = alter Hut, franz. chapeau, Hut.
Sperränzchen = ſperren und zieren, weitläufige Komplimente machen, ital. speranca, Hoffnung.
Tätz = Kopf, franz. tête, Haupt.
türengeln = quälen, abgeleitet vom franz. General Turenne (Rudolſtadt).
(Etze) ab ong seefe! = Bei Aufforderung an die Kinder, zu Bett zu gehen. Abgeleitet von franz. allons, c'est fait. Los, fertig!

Kurz zuſammengefaßt läßt ſich von der thüringiſchen Volksſprache ſagen: Sie hat, wie die ausgewählten Beiſpiele zeigen, einen viel größeren

Reichtum an Bezeichnungen für die Einzeldinge als die Hochsprache. Diese Fülle ist ein beredtes Zeugnis für die starke Beobachtungsgabe und die gemütvolle Durchdringung der Umwelt durch das naturgebundene thüringische Volk. Auch ist eine rege schöpferische Kraft in der Bildung immer neuer Wörter, die für die geschaffenen neuen Einrichtungen und Geräte gebraucht werden, zu beobachten, während Wörter mit dem Schwinden veralteter und nicht mehr geübter Handlungen und Dinge vergehen. Die in der Nähe der Mittelstädte wohnenden Landleute haben städtische und schriftsprachliche Wörter aufgenommen, wenn auch lautlich nicht genau, sondern in Annäherung an die gesprochene Mundart und oft auch in umdeutender Form. Gerade die Fülle der Residenzen, die Kulturmittelpunkte waren, hat in Thüringen die große Zahl der Fremdwörter aus dem Lateinischen und Französischen bei den sich an der Hochschicht ausrichtenden Bürgern und Bauern heimisch gemacht. Den Höhergestellten spricht man nach, was man bei ihnen als das Bessere, Richtigere und Schönere hört, wie man sie ja auch in Kleidung und Haltung nachzuahmen sucht. „Wenn m'r mit großem Appetit pokuliert, dazu ohne viele Kompelmente dischkutiert on en Mordsfez on Kommersch macht on de Hongerbongschur derhäme vergißt, fällt's keen Schwitjee ein, d'n Schiepel vom Haken ze nehm'n on häm ze renn; das tut er schonn seiner Fra zum Torte, die wörd 'n met ihrer grußen Schwarte (suada) ja a bluß torbiere." So könnte jemand in Rudolstadt sprechen, auch wenn das Volk im allgemeinen die Fremdwörter nicht in der gleichen Häufigkeit anwendet!

Dann fällt die Einfachheit und Schlichtheit, besonders die Anschaulichkeit der Volkssprache auf, die es vermeidet, abgezogene Begriffe in Form von Hauptwörterhäufungen, wie sie in der Gelehrtensprache (leider) die Regel sind, aneinanderzureihen; sie pflegt vielmehr die verbale Ausdrucksweise, d. h. Tätigkeitswörter zu verwenden. Dem schlichten Thüringer geht die Fähigkeit weithin ab, zusammengehörige Begriffe gattungsmäßig zusammenzufassen, einen allgemeinen Begriff für die zahlreichen Einzelheiten zu gebrauchen. Damit hängt weiter die große Zahl der Dingworte und die geringe der allgemeinen Begriffe zusammen. Die Folge der mangelnden Fähigkeit zur Zusammenfassung und Verallgemeinerung ist die „enumerative Redeweise". Die einfachen Menschen des thüringischen Stammes geben, ohne Wichtiges und Unwichtiges zu gliedern, alle Einzelheiten gleichmäßig wieder, wenn sie in ihren Erzählungen, alle Nebensächlichkeiten ernst nehmend, ihre Erlebnisse und Beobachtungen (parataktisch) aneinanderfügen. Als Beispiel führe ich die Erzählung an, die Anton Sommer in seinen „Bildern und Klängen" von der Schlacht bei Saalfeld gibt: „'s war ä Freitag, ech wöß noch, als wenn's heite wör, meine Fra kochte gerade Mahlkliße, on ech hatte mein Rutkahlchen sei Napfchen räne gemacht on wollte aben 'n Seier stelle, da word's Larm

in d'r ongern Straße, on d'r Lehrjonge kam gerennt on ſahte: ‚Mäſter, 's ſinn grauſam völe Soldaten vorne, ſe män, 's wörn Sachſen, on druſſen off'n Anger ſtihn mäch änne ganze Maſſe gruße Kanon'n.'"

Die gegenſtändliche Gebundenheit bringt notwendig die anſchaulich-bildhafte Ausdrucksweiſe, die Vorliebe für vergleichende Redensarten und bildliche Ausdrücke, die aus der eigenen Erfahrung gewonnen ſind, mit ſich, ſo daß die Rede in einem wirklichkeitsnahen und für jedermann faßbaren Zuſammenhang ſteht. Der Thüringer nennt die Tannenzapfen darum Tannküh', Tannſchafe oder Mähhammel.

Bei den Wendungen für ſchlagen, dumm ſein u. a. tritt die gefühlsmäßige Seite, die der Sprechende mit ſeiner Prägung dem Geſchlagenen oder Dummen gegenüber verbindet, deutlich hervor, ſei es, daß er freundlich-gütig oder feindlich-empört, mitleidig oder höhniſch, humorvoll oder witzig übertreibt oder mildert.

Das aſſoziative Denken verführt das Volk immer wieder, neue, unbekannte und unverſtandene Wörter lautlich an vorhandenes Sprachgut anzuknüpfen; die Thüringer machen deshalb unguentum Neapolitanum zum umgewendeten Napoleon, den Rheumatismus zum Reißmatismus; die Bauern bei Weida deutſchten das ihnen unbekannte Wort Söller, das für das Obergeſchoß verwandt wird, ein, indem ſie ſagten, ein ſolches Haus ſei „überſäulert" worden. Bei dieſem „Zerſprechen" der Wörter nimmt das Volk natürlich häufig Umdeutungen des urſprünglichen Sinnes vor.

Der Humor in den Redewendungen und der verhüllende Zug beſonders bei allem, was die innere, ſeeliſche Art angeht, macht ſich häufig geltend.

Und ſchließlich kümmert ſich der Thüringer, der die Volksſprache ſpricht, weder in Lauten noch in der Wortbildung noch im Satzbau um Vorſchriften, wie ſie für die Hochſprache feſtliegen; er zeigt ſich auch hierin beweglich und ungebunden.

Wir begnügen uns hier mit der Anführung ſprachlicher Äußerungen der Thüringer, um daraus Züge ihrer geiſtig-ſeeliſchen Haltung abzuleiten, und verzichten auf weitergehende Ausführungen über die Volksſprache, zumal da ſie kaum über die Ergebniſſe der Forſcher[18], die ſich in den letzten Jahren mehrfach darüber geäußert haben, hinauskämen; es iſt vielmehr ſo, daß im großen und ganzen die an anderen mitteldeutſchen und oberdeutſchen Stämmen gewonnenen Ergebniſſe von Thüringen aus beſtätigt werden.

Volksrätſel

In neueren volkskundlichen Darſtellungen mehrerer Stämme und Landſchaften wird Klage über das Schwinden der Volksrätſel erhoben, beſonders in Mitteldeutſchland. Das Schwinden iſt verſtändlich in rein induſtriellen

Bezirken, auffällig aber beim gemeinſchaftsgebundenen Landvolk, weil es ſich beim Volksrätſel um wirkliche Gemeinſchaftsdichtung handelt, die ſchon in der germaniſchen Zeit gepflegt wurde. Es bleibt jedoch die Tatſache beſtehen, daß eine große Zahl dieſer nach Form und Inhalt gleich gebauten Rätſel in allen deutſchen Stämmen und Landſchaften zu finden iſt, einfach deswegen, weil ſie der ländlichen Anſchauung, die weithin die gleiche iſt, entnommen und weil ſie einfach, naiv, ſinnlichderb ſind. Die Schulbücher, die ſeit ungefähr zwei Jahrzehnten viele Volksrätſel darbieten, ſorgen für eine weitere Verbreitung. Durch die Kinder, die mit Freude und Ausdauer ſich mit ſolchem Rätſelraten die Zeit vertreiben, werden auch die Alten wieder angeregt, ihre alten Rätſel, die ewig jung wirken, auszupacken und auch neue zu erfinden. Denn die Rätſel mit ihrer verzwickten Einfaſſung, dem irreführenden Rahmen und dem geheimnisvollen Kern beſchäftigen gerade wegen der unlöslich ſcheinenden und doch lösbaren Widerſprüche oft lange die nachdenklichen Bauern und Bäuerinnen bei ihrer gemächlichen Arbeit. Die kleine Auswahl der folgenden Rätſel, die allerdings meiſt als „unechte" Rätſel anzuſprechen ſind, darf den Anſpruch erheben, wenigſtens in dieſer Prägung (nicht nur mundartlich) thüringiſches Eigengut zu ſein, mit Ausnahme von Nr. 7 und 23.

Daß ein Rätſel ein kleines Kunſtwerk ſein kann, das an die Phantaſie, die freilich oftmals auf Irrwege geleitet wird, und an den Verſtand einige Anforderungen ſtellt, ſagt ſchon ein Rätſel aus dem Altenburger Oſtkreis:

Emol leicht, emol ſchwier,
Itze eefoch, nochert geliehrt,
Emol richtig, emol verkiert.
Sie macht eich vor niſcht wie Dunſt
Un is Verſtand un Witz un Kunſt. (Das Rätſel.)

1. Was ſind wir für Ringer? (Thüringer.) In ganz Thüringen.
2. Was denkſtn dech ewer Affert (Erfurt)? (On blaume Hemmel = den blauen Himmel.) Crawinkel-Gotha.
3. Am Himmel ſtehn der Silben zwei,
   Aus der Erde quillt die dritte.
   Das Ganze nicht weit von Gotha liegt,
   Nun rate, Freundchen, bitte! (Sonneborn.) Kr. Gotha.
4. Es liegen vier Engel vor dem Holze und können nicht hinein. Wie heißen ſie? (Die vier ſog. Engelsdörfer im Kreiſe Sondershauſen: Weſterengel, Kirchengel, Feldengel, Holzengel.) Kr. Sondershauſen.
5. Meiningen iſt eine große Stadt, weil ſie viele Dinge hat.
   Männer haben's, Frauen haben's, Kinder haben's hinten;
   In der Stadt Meiningen iſt es nicht zu finden. (r.) Wallbach-Meiningen.
6. Was heißt Reichenhauſen? (Die Reichen ſind hauſen = draußen.) Reichenhauſen iſt ein armes Rhöndorf.

7. Warum werden in Tauſchwitz die Gänſe nur auf einer Seite gebraten? (Weil auf der anderen Seite keine Häuſer ſtehen. Tauſchwitz iſt ein einreihiges Dorf.) Kr. Saalfeld.
8. Zu welchen Blumen gehört die Bratwurſt? (Zu „Je-länger-je-lieber".) Diedorf-Rhön.
9. Welcher Schneider braucht keine Elle? (Der Binſenſchneider, der in der Johannisnacht die Ähren abſchneidet; oder in Breternitz a. d. Saale: der Fiſchſchneider.) Brennersgrün-Saalfeld.
10. Welches iſt die längſte Eiſenbahn? (Die von Altenburg nach Zeitz führende; denn ſie geht von A bis Z.) Kr. Altenburg).
11. Wo fängt der Spaß an? (Wo Ernſt Amende – ein Perſonenname – wohnt.) Kr. Altenburg.
12. Was geht genauer als eine Ruhler Uhr? (Die Laus, die geht aufs Haar.) Ruhla-Eiſenach.
13. Was iſt rot, wenn's grün iſt? (Die Blau- oder Heidelbeere; denn wenn die Blaubeere grün, d. h. unreif iſt, ſieht die Beere nicht blau, ſondern rot aus.) Ruhla-Eiſenach.
14. Warum ſind in Heinersdorf-Sonneberg die Straßen ſo reinlich? (Weil es dort keinen Dreck gibt. Die Heinersdorfer ſagen nämlich „Dreik".) Malmers-Sonneberg.
15. Was liegt zwiſchen Hütes und Knölle? (Der Friedberg, d. h. jenſeits dieſes Hügels, der eine Grenzſcheide bildet, in der Richtung auf Schleuſingen zu, heißen die Klöße „Knölle" = Knollen, in Suhl wie im Werratale „Hütes".) Suhl.
16. Welches iſt der Unterſchied zwiſchen Hüteſen und Klößen? (Die Gleichberge; d. h. im Süden der Gleichberge ißt man „Hütes", nördlich von ihnen „Klöße".) Suhl.
17. Was liegt zwiſchen Kraut und Kräut? (Der Dachsberg; d. h. in Oſtheim ſagt man „Kraut", in dem durch den Dachsberg von Oſtheim getrennten Dorf Sondheim ſagt man „Kräut".) Oſtheim vor der Rhön.
18. In welchem Ortsnamen ſind alle Buchſtaben doppelt vorhanden? (Groſſengottern.) Seebach-Langenſalza.
19. Es kam ein Mann von Bach',
Es kam ein Mann von Eiſenach,
Und der von Eiſenach hat ein Hündlein an der Hand.
Er hat es dreimal genannt. Wie heißt es? (von.) Dieſes Rätſel iſt in Erinnerung an das alte Volkslied gebildet. Möhra-Meiningen.
20. Wer iſt der größte Lügenhund in Aſpach? (Der Kirchturm. Von allen Seiten betrachtet, ſcheint er auf der Straße zu ſtehen.) Aſpach-Gotha.

Das Volk hält ſich, wie die Beiſpiele beweiſen, meiſt ans Gegenſtändliche; Rätſel dieſer Art nimmt das Volk auf und bewahrt ſie feſt. Die ſich mit Worten, in Buchſtaben zerlegt, befaſſen oder gar mundartliche Verſchiedenheiten aufzeichnen, ſind dem Nachdenken eines geiſtig Höherſtehenden ent-

ſprungen, bleiben aber faßbar und finden freundliches Verſtändnis. Sie ſind reine Wiſſens- und Scherzfragen, ohne allen Zauber. Mehr als das Geiſtige zieht das rein Sinnliche, das Derb-Sinnliche an. Manche verführen in ihrer zweideutigen Faſſung zu Vorſtellungen, die die Scham verletzen können, entpuppen ſich in ihrer Auflöſung aber trotz aller erotiſch-ſinnlichen Bilder als harmlos und unſchuldig. Sie ſind nicht nur weit verbreitet, ſondern auch gerade wegen ihrer das Triebleben anſprechenden Form uraltes Gemeinſchaftsgut, alſo keineswegs eine Ausgeburt neuzeitlicher Verderbnis. Nur zwei Beiſpiele dieſer Art ſeien aufgeführt:

21. Ich kenne einen langen dürren Mann,
Der hat ſeinen Beutel unten dran. (Der Brunnen. In Hindfeld ſteht noch ein alter, langarmiger Schöpfhebelbrunnen.) Hindfeld-Hildburghauſen.
22. Ich will in dich,
Ich will auf dich,
Ich will dich bimbernelle,
Daß dir der Bauch aufſchwelle. (Das Brot.) Döllſtädt-Gotha.
23. Wu hot die Kaiſera (Kaiſerin) geſaßn, wie ſa a Braut wor? (Uffn Oeſch: in Deutſchland in ähnlicher Form weit verbreitet.) Judenbach-Sonneberg.
24. Wieviel Pole gibt es? Antwort: „Zwei, den Nordpol und den Südpol.“ „Nein, drei. In Thüringen iſt noch ‚A Pol da‘: Apolda.“

Von der üppig wuchernden Gelegenheitsdichtung der Thüringer, die ſo umfangreich iſt, daß ſie in dieſem Bande nicht mitbehandelt werden kann, ſei nur auf die in vielen Dörfern umlaufenden „Hausverſe“ verwieſen, die bei feſtlichen Zuſammenkünften der Gemeinde oder in den Spinnſtuben alle Häuſer des Dorfes der Reihe nach in Knüppelverſen mit einer kennzeichnenden Bemerkung bedenken. Als Beiſpiel gebe ich einen zwar formal wenig zufriedenſtellenden, aber kurzen und viele bezeichnende Züge enthaltenden Vers aus einem Dorfe bei Gera:

„Bei Johns iſt der Anfang,
Bei Hilberts iſt der Weitergang,
Bei Büchners iſt der Teufel los,
Meißners Mine ißt gern Kloß.
Herr Arnold hat das Holz geſpellt
Und hat den Weidner an den Hinterſten geprellt.
Herr Dix wollte das Melken lerne,
Herr Kirchner ißt gern Pflaumenkerne.
Frau Roth ſchüttet den Nachttopf runter,
Frau Wetzel hält die Schnauze drunter.“

„Bei Büchners in der Küche,
Da ſieht's gefährlich aus,
Da gibt's gebratne Fiſche
Und eine zerquetſchte Maus."

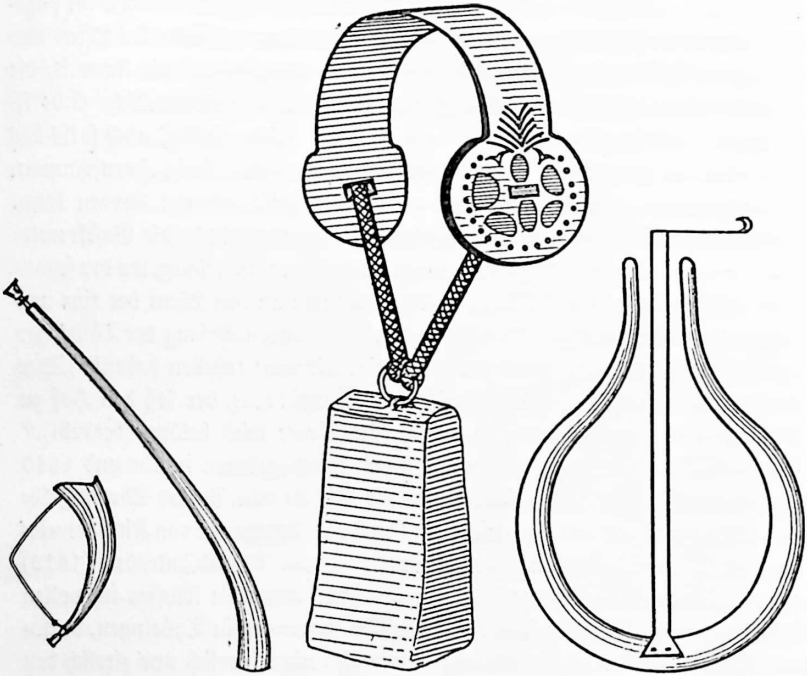
Die gleiche Aufbauform zeigen auch Lieder, wie z. B. das alte Fuhrmannslied: „In Naumburg geht's die Hohle naus, und die Nauhäuſer Wirtin hängt's Maul recht raus", das in 11 Strophen viele der berührten Orte und Schenken auf der alten „Naumburger Straße" bis Hof hin aufzählt und ſchildert.

Bei Hochzeiten, Kirmſen und Maienfeſten betätigen ſich viele Männer und auch Frauen als Verſeſchmiede und Gelegenheitsdichter (in Mundart), von deren Leiſtungen im Abſchnitt „Sitte und Brauch im Jahreslauf" mehrere Proben gegeben ſind.

IX. Volksmuſik und Volkslied

Die Thüringer gelten allgemein neben den Bewohnern der bayriſch-öſterreichiſchen Gebirgsländer als der muſikaliſch begabteſte deutſche Stamm. Da die Sanges-, Muſizier- und Tanzluſt auf dem Thüringer Wald und im hügeligen Vorlande ſtärker hervortritt als in dem ebenen Gebiete im Oſten und Nordoſten Thüringens, ſcheint es faſt ſo, als ob ſie durch die Umwelt, die widerhallenden Höhen und Berge ausgelöſt ſei. Das muſikaliſche Erbe iſt jedenfalls unbeſtreitbar und geht wohl in frühe Zeiten zurück, auch falls das Ornament der jungſteinzeitlichen Handpauke aus Ton, die in Hornſömmern bei Langenſalza gefunden iſt, nicht als Notenſchrift gedeutet werden kann. Vielleicht hat Walther von der Vogelweide, als er um 1200 die Gaſtfreundſchaft des Thüringer Landgrafen genoß und auf der Wartburg, wo der ſagenhafte „Sängerkrieg" ſtattfand, weilte, nicht nur an den Lärm der ein- und ausziehenden Ritter, ſondern auch an den anhaltenden Geſang der Thüringer gedacht; ſonſt würde er kaum warnend ſeine Stimme erhoben haben[1]: „Wer an den Ohren ſiech von Siechtum iſt, das iſt mein Rat, der laß den Hof zu Düringen aus: denn kommt er dahin, fürwahr er wird betöret (betäubt)." Michael Altenburg, der 1584 in Alach bei Erfurt geboren wurde und 1640 als Paſtor in Erfurt ſtarb, iſt bekannt als Dichter von Guſtav Adolfs Feldlied „Verzage nicht, du Häuflein klein" und als Komponiſt von Kirchenmelodien und Choral-Intraden. Im Vorwort zu ſeinen Choral-Intraden (1620) ſagt er: „Man bedenke nur das, wie an allen Orten die Muſica im vollen Schwange geht. Iſt doch bald kein Dörflein, bevoraus in Thüringen, darinnen Muſica, beide vocalis und instrumentalis nicht herrlich und zierlich den Örtern nach ſollte florieren und wohl beſtellet ſein. Hat man ja kein Orgelwerk, ſo iſt doch die vocalis musica zum wenigſten mit ein, 5 oder 6 Geigen orniert und geziert, welches man vorzeiten kaum in den Städten hat haben können." Die thüringiſchen Handwerksmeiſter pflegten mit ihren Geſellen und Lehrlingen durch ihr Singen bei der Arbeit die Nachbarſchaft zu ſtören, wie wir von dem Jenaer Juriſten Adrian Beier[2] erfahren. Dem Mecklenburger Johann Heinrich Voß, der die letzten Jahrzehnte in Heidelberg lebte, iſt die muſikaliſche Begabung der Thüringer aufgefallen, da er, wenn auch mit dichteriſcher Übertreibung, in ſeiner Idylle „Louiſe" (1795) ſagt: „Auch der Jäger mit drei tonkundigen Söhnen, gebürtig fern im Thüringer Lande, wo jeder Bauer Muſik weiß" (3. Idylle, 2. Geſang).

Heimarbeiter auf dem Thüringer Walde und Eichsfelder Bauern ſtellen nicht nur in ihren Dörfern und Städten die eigene Tanzmuſik, ſondern bauten früher auch vielfach eigene Inſtrumente. Schon in der Jugend fangen die Thüringer Kinder an, auf einem Birnblatt liebliche Töne zu erzeugen, die eine Schalmei nachahmen. Die Schalmei bauten wir als Jungen, indem wir die Rinde einer Weide oder Eſche in breiten Streifen vom Stamme löſten und in Hornform wieder zuſammenrollten. Durch eine kurze Flieder-Fietſche, die der Schalmei als Mundſtück oben eingefügt wurde, entlockten wir ihr



Schalmei Kuhſchelle Brummeiſen

weittragende Töne. Wie Trompeten ſchmettern die langen, aus Holz gebauten Schalmeien der Thüringer Hirten aus Finſterbergen und anderen Waldorten. Die 1–1½ m langen Schalmeien, die ein Meſſingmundſtück haben, ähneln den Alpenhörnern und ſind den nordiſchen metalliſchen Luren verwandt.

Wo in Thüringen Rinderherden ausgetrieben werden, achtet im allgemeinen der Hirt darauf, daß das Geläute der glockenrein abgeſtimmten Schellen voll und harmoniſch klingt. Das Schellengeläute, wie es in Nordbayern und im Harz mit den gleichen Schellen verwandt wird, glaubt neuere Forſchung[3]

den alten Thüringern als Erfindung zuſprechen zu müſſen. Dieſe Schmalſchellen werden noch heute in Kleinſchmalkalden in allen möglichen Formen für die ganze Welt, hauptſächlich für die Schweiz, Tirol und Amerika hergeſtellt. Für die typiſch thüringiſche Form iſt die Einbuchtung unter dem Henkel und die kleine Schweifung der Seitenwände kennzeichnend. Die Schellen werden nicht gegoſſen, ſondern aus einem Stück Eiſenblech gebogen, genietet und dann vermeſſingt. Der Stimmer, meiſtens ein tüchtiger Muſiker, ſtimmt die Glocken harmoniſch in jeder gewünſchten Tonart, oft im C-Dur-Dreiklang. Der Ton iſt von der Größe der Glocke und der Stärke des Eiſenbleches abhängig; durch Einſchlagen von Beulen in die Schelle wird der Ton höher. Bei den Kuhglocken unterſcheidet man Generalbäſſe, Bäſſe, Mittelſtümpfe, Mengel, Halbſtümpfe, Auſchellen, Beiſchläge, Lammſchellen und Böller; Schaf- und Ziegenglocken haben Bäſſe, Sterlinge, Beiſchläge, Lammſchellen, Böller und Gitzer. Die thüringiſchen Schellen fallen gegen andere durch den großen Tonumfang auf. In der Regel beſitzt der thüringiſche Hirt das Schellengeläute für die Herde als Eigentum, darum ſetzt er auch ſeinen Stolz in die richtige harmoniſche Zuſammenſtellung. Die hölzernen Schellenbügel, an denen die Kuhſchellen befeſtigt werden, auf dem Walde Kampfen genannt, fertigen die Hirten ſelbſt aus Eſchen- oder Birkenholz an, verzieren ſie mit allerlei Kerbmuſtern und bemalen ſie ſchließlich. Neben geometriſchen Figuren bringen ſie Blumen- und Tierornamente, früher auch Herzformen an.

Nur vereinzelt ſummen und brummen Kinder noch mit dem Brummeiſen oder der Maultrommel, die die Bärenführer früher benutzten, wenn Meiſter Petz ſeine Tanzkünſte auf dem dörflichen Anger vorführte. Sie wurde bis zum Weltkrieg ebenfalls vom Schmalkaldener Kleineiſengewerbe hergeſtellt und nach Rußland, dem Balkan und vielen überſeeiſchen Ländern verſandt. Das Brummeiſen nahmen wir als Jungen zwiſchen die Zähne, und während wir eine Melodie ſummten, ſchnippten wir dauernd an dem aufwärts ſtehenden Teil der Feder. Je nachdem wir die Mundhöhle verengten oder erweiterten, veränderten wir den brummenden Ton nach Höhe und Tiefe. Das einfache Brummeiſen iſt von der Mundharmonika verdrängt worden. Sie und die Thüringer Zither, ein Mittelinſtrument zwiſchen Mandoline und Gitarre, werden in thüringiſchen Häuſern bei Spinnſtuben und Beluſtigungen aller Art am meiſten geſpielt. Für die Begleitung einfacher Melodien und für einen leichten Walzer eignen ſie ſich gut.

Da die thüringiſchen Heimarbeiter ſehr viel baſteln und dabei auch zu mancher brauchbaren Erfindung gelangen, nimmt es nicht wunder, daß auch ein Glasſchneider Johann Georg Greiner in Lauſcha eine Glasharmonika (oder ein Streichglockenſpiel) baute, auf der er am Karfreitag in der Kirche

zur Erbauung der Gemeinde ſpielte. In Waſungen erfand ein thüringiſcher Baſtler ein Harmonicon, in Friedrichroda ein Inſtrumentenbauer ein Terpodion und Uranion, in Schleuſingen ein anderer eine chromatiſche Harfe. Als Erfinder des Pianofortes kann der Organiſt Chriſtian Gottlieb Schroeter (1732–1782) in Nordhauſen gelten, der zur ſelben Zeit, als der Italiener Bartolomeo Chriſtophori ein Pianoforte baute, den Gedanken faßte, für den Anſchlag der Saiten an Stelle der Metallſtifte Hämmer zu verwenden. Vor ihm ſtellte Pantaleon Hebenſtreit (geboren 1669 in Eisleben), der 1706 als Hofkapellmeiſter nach Eiſenach kam, ein Holzinſtrument her, mit dem er die Erfindung des Hammerklaviers anregte. Für die Entwicklung der Hammerklaviere, die im 18. Jahrhundert die Spinette und Kielflügel ablöſten, hat Chr. Ernſt Friederici in Gera große Bedeutung gewonnen. Durch den thüringiſchen Orgelmeiſter Bach wurde die Geltung der deutſchen Orgelkunſt für die ganze Welt begründet.

Von zahlreichen thüringiſchen Firmen, die in Städten und Dörfern Orgeln bauten, ſeien nur die Werkſtätten der Orgelbauerfamilie Joh. Friedrich Schulze in Paulinzella, die der Gebr. Wagner in Schmiedefeld am Rennſteig und die von Troſt in Altenburg genannt. Die Begründer der 3 bedeutendſten Weltfirmen, die Klaviere und Flügel bauen, gehören dem thüringiſchen Stamm an: Julius Blüthner, 1824 in Falkenhain bei Lucka geboren, Karl Bechſtein, 1826 in Gotha geboren, und Theodor Steingräber, 1830 in Neuſtadt an der Orla geboren.

Wie die meiſten thüringiſchen Dörfer imſtande ſind, für ihre dörflichen Feiern die Feſt- und Tanzmuſik zu ſtellen, ſo gibt es auch ein „wanderndes deutſches Muſikantendorf" in Thüringen: das rund 1700 Einwohner zählende Dorf Hundeshagen auf dem Eichsfeld[4]. Faſt jeder der männlichen Einwohner verſteht nach der Schulzeit ein Muſikinſtrument zu ſpielen. Nicht ziellos, ſondern nach einem genau feſtgelegten Plan, durchziehen die Hundeshagener Muſiker in „Muſikgeſellſchaften" ganz Deutſchland. Die Männer mit Blechmuſik beſuchen vielfach Dörfer, Männer mit Geigen und Frauen mit Harfen oder Mädchen als Sängerinnen bevorzugen die größeren Städte. Die Gruppen ſtehen meiſt in verwandtſchaftlichem Verhältnis zueinander. Für ihre Unterhaltungsmuſik und ihren Geſang ergänzen ſie ihr Spielverzeichnis wöchentlich. Neuerdings trifft man die Hundeshagener Muſiker mit Harfen und Zithern auch in bayeriſchen Kurorten, wo ſie einzeln in den Gaſthäuſern und auf den Almen die Gäſte unterhalten oder auch als geſchloſſene Muſikgeſellſchaft große Konzerte veranſtalten. Regelmäßige Ausbildungslehrgänge, die die älteren, nicht mehr wandertüchtigen Muſiker in Hundeshagen während des Winters abhalten, ſorgen für den muſikaliſchen Nachwuchs. Vom älteſten Mann als dem Chorführer zuſammengehalten, leben dieſe

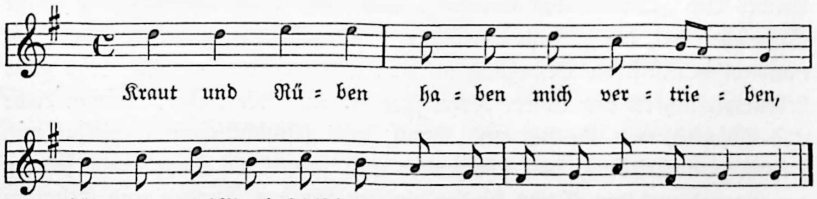
Hundeshagener draußen in der Fremde vom Frühjahr bis zum Herbſt äußerſt ſparſam, um vor Weihnachten ihren Angehörigen ein gut Stück Geld heimzubringen. Die Muſikgängerei führen die Hundeshagener auf einen Joſeph Neumann zurück, der 1795 aus Böhmen nach dem Eichsfeld wanderte, ſich in Hundeshagen verheiratete und ſeine Söhne in der Handhabung der böhmiſchen Begleitharfe unterrichtete. Damals wurde das fahrende Muſikantentum in Hundeshagen heimiſch.

Es braucht ſchließlich nur auf die Städte, beſonders auf die einſtigen Reſidenzen hingewieſen zu werden, deren treffliche Hofkapellen allezeit eine begeiſterte und verſtändnisvolle Zuhörerſchaft fanden, ſo daß bei dieſem gegenſeitigen Verbundenſein von Orcheſter und Hörerſchaft eine wirklich muſikaliſche Kultur von Thüringen ausgehen konnte. Die Namen der großen Thüringer Tonſchöpfer Heinrich Schütz und Joh. Sebaſtian Bach bedeuten ein Programm für die deutſche Muſik; Prätorius und Pachelbel zählen zu den frühen deutſchen Meiſtern. Karl Wilhelm aus Schmalkalden (Die Wacht am Rhein), Methfeſſel in Stadtilm (Der Gott, der Eiſen wachſen ließ), Johannes Cotta in Ruhla (Was iſt des Deutſchen Vaterland?) und Bernhard Thierſch aus Kirchſcheidungen und Auguſt Heinrich Neithardt aus Schleiz (Dichter und Komponiſt von: „Ich bin ein Preuße...") haben durch die Vertonung volkstümlicher vaterländiſcher Lieder, die allgemeine Geltung erlangt oder doch wenigſtens ſtarke Beachtung gefunden haben, Ruhm geerntet.

Auch die größten thüringiſchen Tonſchöpfer, wie Joh. Sebaſtian Bach, haben es nicht verſchmäht, alte thüringiſche Volksmelodien für ihre Tonwerke zu verwenden. Bach hat z. B. in ſeiner Boden- und Naturverbundenheit im 4. Teile ſeiner „Clavierübung", beſtehend aus einer „Aria mit verſchiedenen Veränderungen vors Clavizimpel mit zwei Manualen" zu einer Fuge zwei Volksweiſen verwandt:

„Ich bin ſo lang nicht bei dir geweſen,
Ruck her, ruck her, ruck her!"

und



Der Text dieſer Melodie wäre unbekannt geblieben, wenn ihn nicht Bachs Schüler Joh. Chriſtian Kittel (1732—1809), Organiſt in Erfurt, übermittelt hätte.

In ſeiner „Bauernkantate", die er für den neuen Gutsherrn von Klein-Zſchocher um 1740 verfaßte, gibt er allerlei aus dem Volksmund gehörte Lieder und Kirmestänze wieder[5], z. B.

„Jungfräulein, ſoll ich mit euch gehn?"
„Mit dir, mit dir ins Haberſtroh."
„Was helfen mir tauſend Dukaten, wenn ſie verſoffen ſind?"

Auch von dem „Großvater-Tanz" hat er den Schlußſatz „Mit mir und dir ins Federbett" eingefügt.

„Thuringia cantat", Thüringen ſingt, iſt ein in Deutſchland allgemein bekannter Satz. Schon für das Sprechen des Thüringers iſt das Singen der Worte kennzeichnend. Aber die Luſt und die Gabe, zu ſingen, iſt durchaus nicht überall gleichmäßig vorhanden. Am ſtärkſten iſt ſie ſicher ausgeprägt bei den Wäldlern, den Bewohnern des Thüringer- und Frankenwaldes, des Holzlandes zwiſchen Gera und Stadtroda, des Eichsfeldes und des Südharzes, dagegen iſt ſie in den Ebenen nördlich des Ettersberges und im Altenburger Oſtkreiſe weniger entwickelt. Ja, es gibt auch unter den gothaiſchen Dörfern nördlich des Thüringer Waldes einige, von denen zuſtändige Lehrer erklären, man höre kein Lied im Orte. Aber das ſind Ausnahmen.

Unter Volkslied verſtehen wir das Lied, das wirklich im Volke lebt und zur Volksgemeinſchaftsbildung beiträgt. Wenn ſich auch das Volkslied ſeinem Weſen nach einer genauen Begriffsbeſtimmung entzieht, ſo geht es nicht an, ſich dabei nur an äußere Merkmale zu halten. Ein Lied als Volkslied iſt nicht von der Urheberſchaft eines einzelnen oder mehrerer abhängig, ebenſowenig iſt die Gegenüberſtellung von Volkslied und Kunſtlied und das Zerſingen des Kunſtliedes durch das Volk weſentlich. Entſcheidend iſt vielmehr, daß das Volkslied im ſingenden Volke Leben entfaltet. Zum Leben gehört ſelbſtverſtändlich auch die Wandlung.

Die künſtleriſche Form als Wertmaßſtab, wie ſie die Volksliedbewegung Henſels u. a. fordert, kann nicht von ausſchlaggebender Bedeutung ſein; viele unſerer alten und jungen Lieder, die eine ungeheure Kraft entfalteten, die Deutſche zur Volksgemeinſchaft zuſammenſchweißen, wie z. B. Arndts Lied „Was iſt des Deutſchen Vaterland", das als Dichtung große Schwächen hat, die „Wacht am Rhein" und zahlreiche politiſche Lieder der nationalſozialiſtiſchen Bewegung müßten ausgeſchieden werden, was aller Lebenswirklichkeit des Volkes Hohn ſpräche. Auch die Lieder, die von Liebe und Abſchied, von Heimat und Beruf, von geſchichtlichem Schickſal und ſoldatiſchem Erlebnis, von ſcherzender und ſpöttiſcher Auseinanderſetzung der Jugend und des Alters künden, ſpielen für das Werden und Erhalten der Gemeinſchaft eine außerordentlich bedeutſame Rolle; mit ihnen ſingen ſich die Volksgenoſſen immer wieder zur völkiſchen Gefühls- und Erlebnis-

gemeinſchaft zuſammen. Dieſe Lieder der Lebenswirklichkeit haben ihr Recht neben den nationalen Weiheliedern, die gerade wegen ihres Gewichtes nur bei beſonderen Gelegenheiten erklingen. Männer wie Goethe und Haydn haben natürlich ihrem Erlebnis eine künſtleriſch höhere und gültigere Form geben können, als ſie das Volk in ſeiner geſunden Einfalt und Schlichtheit zu würdigen, geſchweige denn zu ſchaffen weiß. Dieſe äußeren Merkmale ſind keine Weſensmerkmale. Dieſe ſind gegeben in gewiſſen vererbbaren Anlagen, in inneren Haltungen und Wertungen.

Da es uns bei der Darſtellung des thüringiſchen Volksliedes hier auf die Kennzeichnung des thüringiſchen Weſens ankommt, müſſen wir zunächſt das Liedgut, das in ſtärkerem Maße vernehmbar wird, darſtellen, um von der gegebenen Wirklichkeit aus die tatſächlichen Verhältniſſe feſtzuſtellen. Die Wertfrage iſt von uns alſo nicht ausgeſchaltet, ſondern vom Volkhaften her beantwortet. Wir wollen dabei nicht in den Fehler Rouſſeaus und der Romantik verfallen, nur in den Urgegebenheiten, im „alten" Lied das Wertvolle zu ſehen, da ja bei den Menſchen von Anfang an ſtarke Gegenſätze, bedrängende Spannungen vorhanden ſind. Selten wird die Richtigkeit der Volksmeinung, wie ſie ſich im Sprichwort äußert, ſo deutlich wie im Volksliedgut: Wo viel Licht iſt, da iſt viel Schatten. Es findet ſich alſo unter den thüringiſchen Volksliedern neben vielem Guten auch manche Spreu. Für die Volkstumspflege in Schule und Öffentlichkeit iſt ſelbſtverſtändlich nur die Herausſtellung und Förderung des völkiſch wertvollen Liedes geboten.

Die Gelegenheiten, zu ſingen, ſind heute nicht weniger zahlreich als früher. Burſchen und Mädchen gehen noch hier und da im „Sommerhaufen" bei eingetretener Dunkelheit durch die Dorfſtraße, beſonders an den „Strichabenden" (Dienstag und Donnerstag) und am Sonntagabend, wenn keine Feſtlichkeit in einem Hauſe ſtattfindet. Beim Tanz ſingen noch Burſchen und Mädchen in den Pauſen auf dem Saale ein paar Lieder. Wer aber glaubt, die Lieder müßten für den beſonderen Zweck beſonders geeignet ſein, wird enttäuſcht. So verſtändlich es erſcheint, daß in Schleuſingen-Neundorf in den Tanzpauſen „Ein Jüngling von achtzehn Jahren ging unters Militär" geſungen wird, weil der Kehrreim „Liebchen, komm mit...!" die Verbindung herſtellt, ſo auffällig iſt das Abſingen des an einen Bänkelgeſang erinnernden Liedes „Ich liebte einſt ein Mädchen", das von der Ermordung eines Mädchens aus Eiferſucht durch den früheren Geliebten erzählt[6]. Offenbar hat der bloße Anfang des Liedes „Ich liebte einſt ein Mädchen, wie's jeder Jüngling tut" genügt, um es auf Grund dieſes allgemeinen und immer wieder erfahrbaren Erlebniſſes jedesmal anzuſtimmen. Sind Burſchen und Mädchen in einem benachbarten Dorfe in größerer Zahl zum Tanz gegangen, ſo ziehen ſie gewöhnlich, zu Paaren gruppiert, nach Mitternacht

zurück und ſingen gemeinſam ihre innigen, oft gefühlsſchwülſtigen Lieder. Auch die Spinnſtuben ſind nach einer dürren Zeit, da es faſt ſo ausſah, als ob ſie ganz verſchwinden ſollten, wieder in eine gewiſſe Blüte gekommen. Die Burſchen ſtellen ſich nach 10 Uhr bei ihren Mädchen ein, wo ſie gewöhnlich auch mit einigen gemeinſamen Liedern die Unterhaltung und den Schabernack einleiten. Wer an Fabrikbetrieben vorbeigeht, in denen vor allem Mädchen in Arbeitsſälen zuſammenſitzen und zum guten Teil mechaniſche Handarbeit verrichten, z. B. in der Zigarren- und Glasinduſtrie, wird ſie oft mehrſtimmig ſingen hören, wobei natürlich einige beſonders ſangeskundige und auch die Texte beherrſchende Mädchen die Führung haben. Männer, über 40 Jahre alt, ſtimmen ab und zu im Wirtshaus, wenn ſie allerlei Schnurren aus ihrer Soldatenzeit oder Erlebniſſe aus der Kriegszeit zum beſten gegeben haben, ein bei ihnen beliebtes Soldatenlied an, während die jüngeren Männer in den politiſchen Gliederungen bei allen Ausmärſchen und Sitzungen friſche, zackige und luſtige Weiſen erſchallen laſſen.

Das Liedgut verteilt ſich ſehr ungleich auf die Jahrgänge. Carl Hartenſtein[7] in Gera, der weitaus die größte Zahl thüringiſcher Volkslieder, vor allem im reußiſchen Oberland und im Holzland, geſammelt hat, ließ ſich von älteren Frauen mehrere 100 Seiten Volksliedertexte aufzeichnen. Jedenfalls verfügen die mehr als 60 Jahre alten Frauen über einen größeren Reichtum von Volksliedern als die jüngeren. Ihnen kommen am nächſten die Mädchen zwiſchen 15 und 25 Jahren. Männer und Jünglinge zwiſchen 20 und 40 Jahren, die nach dem Dienſt in der Hitlerjugend, im Arbeits- und Heeresdienſt von dem in dieſen Gruppen erlernten Liederſchatz zehren, kommen erſt in dritter Linie, während die Frauen zwiſchen 30 und 40 Jahren in der durch Mutterpflichten beſonders beanſpruchten Zeit etwas ſtiller ſind.

In den einzelnen Teilen des Gaues Thüringen ſingt man ganz verſchiedene Lieder, ja in den einzelnen Dörfern und ſogar Familien durchaus nicht die gleichen. Faſt jeder Liedkundige hat ſich eine Reihe von Liedern je nach ſeinem perſönlichen Geſchmack und zu ſeinen beſonderen Zwecken angeeignet und gemerkt. Irgendwie haben dieſe Lieder den ſie Singenden innerlich bewegt. Muſikaliſch begabte und auch ſonſt geiſtig rege Familien verfügen natürlich über einen ganz anderen Reichtum als weniger Begabte oder ſogar Unmuſikaliſche, und in dieſen Familien vererbt ſich die Kenntnis der Lieder auch ganz naturgemäß weiter auf Kinder und Kindeskinder. Darüber hinaus kommt die jüngere Generation zu neuen Liedern nur durch eigenes Erleben im Rahmen ihrer Gemeinde, ihres Berufes, ihrer Arbeit in der Fremde, ihrer Gliederungen in der Volksgemeinſchaft. Je nach den Lebenserfahrungen oder noch mehr nach den geheimen Sehnſüchten eignen ſich viele Sänger die Lieder an, in denen ſie eine Auslöſung ihrer Gedanken und Wünſche er-

fahren oder eine Deutung ihrer Regungen und Erfahrungen erhalten. Von alledem hängen auch die Veränderungen ab, die ſie am Text oder an der Weiſe vornehmen, beſonders bei den ausgeſprochen gemüts- und heimatbetonten Liedern, wie z. B. beim Lied von der Jugendzeit oder vom Holderſtrauch.

Daß die Arbeiterinnen und Arbeiter in den Fabriken mehr „Gaſſenlieder" ſingen als Bauernburſchen und Mädchen, iſt in Thüringen nicht zu beobachten. Minderwertige, rührſelige Lieder ſingt man überall, beſonders da, wo durch mangelnde Überlieferung in einer geſchloſſenen Familien- oder Dorfgemeinſchaft der Boden des Selbſtvertrauens und des Stolzes ſchwankend geworden iſt. Aber auch die Operetten entnommenen Lieder, oft durch eine Aufführung des Männergeſangvereins ins Dorf hineingetragen, dürfen nichts Unnatürliches und Übertriebenes an ſich haben, wenn ſie wenigſtens für eine Zeit in ſchmunzelnder Erinnerung an das Gebärdenſpiel der Darſteller von alt und jung wiederholt werden, z. B. „Rutſch mit mir, aber laß dabei nicht los" oder „Heil'ger Schnürriem Pech iſt auch dabei, luſtig iſt und bleibt die Schuſterei" (Trebra bei Greußen).

Es geht alſo hier, wo wir die Frage nach der Herkunft des Volksliedgutes nur ganz beiläufig behandeln können, nicht um die Frage, was im Volkslied aus der Oberſchicht oder Unterſchicht ſtammt, weil nicht nur die wirtſchaftlich und geiſtig „unteren Kreiſe" von den geiſtig Reichen leben, ſondern weil auch die geiſtig Führenden gerade dann, wenn ſie aufs Volk am ſtärkſten wirken, vom Lebensgut der großen Volksgemeinſchaft zehren, wie es Goethe (Eckermann, Geſpräche mit Goethe, 12. 5. 1827) ſo ſchön zum Ausdruck gebracht hat: „Man ſpricht immer von Originalität, allein, was will das ſagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht ſo fort bis an das Ende – überall! Was können wir denn unſer eigen nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich ſagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden ſchuldig geworden bin, ſo bleibt nicht viel übrig."

Wir werden ſehen, daß auch das thüringiſche Volkslied durchaus nicht nur, ja zum wenigſten auf thüringiſchem Boden gewachſen iſt, ſondern daß es zum größten Teil Gemeingut aller deutſchen Stämme iſt. Indeſſen liegt natürlich eine gewiſſe Vorliebe für beſtimmte Lieder vor, die freilich der Weiſe nach, manchmal auf engem Raum in dicht zuſammenliegenden Orten, ja im ſelben Dorf und ſogar in der gleichen Familie mit vielen Abweichungen geſungen werden. Die Fülle der verſchiedenen Faſſungen mag die hohe Muſikalität vieler im Volke führend hervortretender Sänger und Sängerinnen erklären und vielleicht auch nahelegen, daß das Volkslied weniger einen durchgängig typiſchen Charakter als einen durch die führenden Sänger(innen) bedingten Variantenreichtum aufweiſt.

Von den Tauſenden der in Thüringen geſungenen Volkslieder ſollen hier nur die am häufigſten geſungenen in beſtimmten Gruppen aufgezählt werden, worauf an einigen Liedern darzutun verſucht wird, was über Herkunft, Aufnahme und Verarbeitung des Liedes und das Verhältnis der Liedträger zu dieſen Liedern bekannt geworden iſt, damit am Ende ſchließlich einige die Eigenart des thüringiſchen Volksliedes kennzeichnende Züge herausgeſtellt werden können. Aber wenn auch die Unterſuchung vor allem dem lebendigen Volkslied gilt, ſo ſei doch von vornherein betont: Das heutige Volksliedgut in Thüringen iſt zeitlich oft tief und verwickelt geſchichtet und zeigt keineswegs eine typologiſche Einheit.

1. Lieder geſchichtlichen Inhalts

Aus dem Mittelalter, d. h. vom 13. Jahrhundert an, ſind uns Lieder überliefert, die politiſche Zeitereigniſſe behandeln. Das älteſte uns bekannte Lied, das „König Adolf in Thüringen" betitelt iſt und aus der Thüringer Chronik von Johannes Rothe, nach 1400 verfaßt, ſtammt, iſt ein Spottlied auf die rheiniſchen Krieger, die im Jahre 1294 nach Raſtenberg kamen, ſich an den Nonnen vergriffen, von den Thüringern entmannt und ins königliche Lager zurückgeſchickt wurden (R. v. Liliencron I, 9)[8].

Ein Loblied auf die Eintracht zwiſchen Fürſten und Städten in Thüringen iſt das Lied, das ein Ereignis des Jahres 1452 behandelt: „Wie die Erfurter Waſſenburg (Wachſenburg) gewonnen" (I, 443). In die gleiche Zeit gehören „Kunz von Kaufungen" (I, 480) und „Die Frau von Weißenburg", worin die ſagenhafte Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich von Sachſen durch den thüringiſchen Grafen Ludwig den Springer, der zu des Pfalzgrafen Weib in heißer Liebe entbrannt war, behandelt wird. In der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der Zeit der Glaubensauseinanderſetzungen, führt man heftig Kämpfe gegeneinander auch mit politiſchen Liedern, wie es z. B. das vom Gothaer Gotthart Schmalz verfaßte Lied „Vom Pfaffenſtürmen zu Erfurt" 1521 beweiſt (III, S. 365–372). Während die politiſchen Lieder in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Zahl und Wert ſtark zurückgehen, erleben ſie im Dreißigjährigen Krieg eine neue ſpäte Blüte. Alle dieſe Lieder führen nur ein literariſches Daſein, dem Volke ſind ſie unbekannt.

Die Weiſe iſt zu dieſen Liedern gewöhnlich nicht überliefert, nur zur „Frau von Weißenburg" haben wir in Ernſt Brotuff, Handſchriftl. Hiſtorienbüchlein, der Stadt Freyburg an der Unſtrut gewidmet, vom Jahre 1557 (Landesbibl. Dresden Ms. R 56 m, Bl. 15a–17a), in der handſchriftl. Beſchreibung des Amtes Roßla bei Apolda vom Jahre 1668 (Thür. Staatsarchiv Weimar, Akten B 27 825) und aufgenommen in Matthes Wille, Top-

Hali-Graphia Sulzensis, d. i. der Bergk-Stadt Saltza (an der Ilmen)... Beſchreibung, Jena 1670", S. 11 die Melodie erhalten. Der Vertoner iſt wohl im ſächſiſch-thüringiſchen Mitteldeutſchland zu ſuchen; er hat die Weiſe unter dem Einfluß der „Schloß in Öſterreich"-Weiſe des Glogauer Liederbuches geſchaffen[9]. Bisweilen wird dazu bemerkt: „Im Ton, wie man das Lied von der Pavierſchlacht ſingt" oder „Bruder Veits Weiſe". In der Reformationszeit übernahm man aus rein weltlichen Liedern öfter die Melodie zu Kirchengeſängen, z. B. entnahm man dem Abſchiedslied „Innsbruck, ich muß dich laſſen" die Weiſe zu „O Welt, ich muß dich laſſen" und ſpäter auch zu den Chorälen „In allen meinen Taten" und „Nun ruhen alle Wälder". Die herrliche phrygiſche Melodie des Liebesliedes „Mein Gemüt iſt mir verwirret, das macht ein' Jungfrau zart" legte man dem Choral „O Haupt, voll Blut und Wunden" und ſpäter durch Joh. Seb. Bach dem Choral „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden" unter. Wenn „Robert Blum" im Werratale noch von einigen alten Männern geſungen wird, ſo erklärt ſich das aus dem Nachhall der wirtſchaftlichen und ſozialen Kämpfe, die um 1848 im Herzogtum Meiningen geführt wurden.

2. Erzählende Lieder: Balladen und balladenhafte Schauergeſchichten

Faſt epiſchen Charakter hat die Ballade von Danhauſer, die das Volk immer anzog, in Thüringen aber beſonders, weil ja das Innere des Hörſelberges als Stätte der Venus und Tannhäuſers galt. Von der Melodie zu dieſer Ballade: „Nun will ich aber heben an von dem Danhauſer ſingen und was er wunders hat getan mit Venus, der edlen Minne" iſt nur ein kurzes Bruchſtück erhalten. Das ſchwere Schickſal, das Tannhäuſer in ſeinem Leben erlitt, hat das Sinnen des Deutſchen und Thüringers im beſonderen in ſeinen Bann gezwungen, ſo daß er auch davon ſang. Die alten Volksballaden, wie die Frau von Weißenburg u. a., halten die Verbindung mit den hiſtoriſchen Volksliedern. An Stelle dieſer jetzt vollſtändig vergeſſenen Volksballaden ſind Balladen getreten, die zum Teil der Balladendichtung am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Entſtehung verdanken, zum Teil aber auch rührſelige Geſchichten von Räubertum und Mord, von ſozialem Elend und Liebestragödien enthalten und im beliebten $^6/_8$-Takt ſtark an den Bänkelgeſang anklingen. Sie greifen weniger ein beſtimmtes Zeitereignis als vielmehr das allgemein Menſchliche und ſtets Gültige heraus.

Das Brombeerlied: Es wollt' ein Mädchen früh aufſtehn.
Es wohnt ein Müller.
In Öſtreich war ein ſchönes Schloß.
Es war einmal eine Müllerin.
Meiſter Müller, du wirſt ſehn.

Es ſchlief ein Graf mit ſeiner Magd.
In des Gartens dunkler Laube.
Es war einmal eine Jüdin.
Es wollt' ein Jäger jagen.
Es wollt' ein Mann nach ſeiner Heimat reiſen.
Ein Gaſtwirt hatte einen Sohn. Dieſe Ballade von den Mordeltern, deren Inhalt von der Schlacht bei Poltava (1618) an im Volkslied, Märchen, Predigtbuch, Film und in der Zeitung[10] bis heute immer wieder erzählt wird, wird in ganz Thüringen geſungen.
Ich liebte einſt ein Mädchen, wie's jeder Jüngling tut.
Es war ein Mädchen, jung an Jahren.
Das Waſſer rauſcht, das Waſſer rinnt.
Mariechen ſaß träumend im Garten.
Es zog ein Wandrer müd die Straße einher.
Ein Mädchen ſo ſchön wie ein Engel.
Die Luft iſt blau und das Tal iſt grün.
Nicht weit von hier in einem tiefen Tal.
An einem hellen Sommerabend.
Dort, wo die Eichen rauſchen auf grünen Fluren.
Leiſe tönt die Abendglocke.
Horch, was geht im Schloſſe vor.
Von der Wanderſchaft zurück treibt ein' Jüngling ſein Geſchick.
Am Grabe ſitzt ein Knabe und weint.
Sollte mir das Herz nicht bluten?
Ein armes Mütterl mit 6 Kindern.
Aus dem Elternhaus verſtoßen, zog ein Jüngling in die Welt.
Verſtoßen ward ich wegen Liebſchaft.
Es verliebte ſich ein Jüngling, der kaum 18 Jahr alt war.
Steh ich am eiſern Gitter, in der ſtillen Einſamkeit.
Es waren einſt 2 Waiſenkinder.

Die große Zahl der von Frauen und Mädchen geſungenen balladenhaften Schauergeſchichten überraſcht am meiſten. Ihre Beliebtheit iſt nur als Erinnerung an die in Heimarbeiterkreiſen vor und nach dem Weltkriege erlebte wirtſchaftliche und ſoziale Kriſe und als ſeeliſche Anteilnahme der Bauernfrauen an der Notlage anderer zu erklären. Die Schauergeſchichten ſcheinen aber dem Tode geweiht zu ſein, da die heranwachſende Jugend die geſchmackloſen und gefühlsſeligen Lieder ablehnt.

3. Soldatenlieder

Zwiſchen den hiſtoriſchen Volksliedern und den Liebesliedern ſtehen die Soldatenlieder. Die Erinnerung an die deutſchen Einigungskriege, an Napoleons Zug nach Rußland, ja ſogar an Laudons Einmarſch in Thüringen während

des Siebenjährigen Krieges, wovon mir ein 50jähriger Bauer im Unſtruttale (Wiehe) bei einem Glaſe Bier ſein Lied vorſang, hält darin noch an.

General Laudon rückt an (Siebenjähriger Krieg).
Iſt es denn wirklich wahr (Moskau 1812).
Im Ural bin ich geboren, ich bin eines Koſaken Sohn.
Kaum war die Schlacht bei Königgrätz (1866).
Die Sonne ſtand im Weſten (Sedan 1870).
Bei Sedan wohl auf den Höhen.
Ich komme von Frankreich her und bin verwundet ſchwer.
O du Deutſchland, ich muß marſchieren.
O Straßburg.
Heimat, o Heimat, ich muß dich jetzt verlaſſen (Chinafeldzug 1900).
Auf, auf, ihr Brüder.
Brüder, Brüder, wir ziehen in den Krieg.
Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen (Umdichtung des Kotzebueſchen Liedes).
Soldaten, das ſein luſtge Brüder.
Des Morgens zwiſchen drein und viern.
Es iſt nichts Schönres auf der Welt.
Das Regiment, mein Vaterland.
Morgen marſchieren wir.
Schönſter Schatz, du wirſt erlauben.
Wir luſtgen Vierundneunziger ſein alle beiſammen.
Wir packen den Torniſter (Reſervelied, nach 1900 in Jena viel geſungen).
Leutnant, warſt du nicht bei den Huſaren, als wir jung und glücklich waren (Kr. Sondershauſen) hat ſchon ſtark operettenhafte Züge angenommen.
Von allen Kameraden war keiner ſo frohgemut wie unſer kleiner Trompeter, ein jung Huſarenblut (Haina bei Gotha) iſt Vorbild für das von der SA. in den erſten Jahren nach dem Siege der nationalſozialiſtiſchen Bewegung vielgeſungene Lied „Horſt-Weſſels-Gedenken": Von allen unſeren Kameraden war keiner ſo lieb und ſo gut als unſer Sturmführer Weſſel, ein luſtig Hakenkreuzlerblut.

4. Ständelieder

Ausgeſprochene Bauernlieder kennen die Thüringer nicht. Das mag im Weſen des thüringiſchen Bauern zutiefſt begründet ſein, der mit ſeinem ſelbſtverſtändlichen Schaffen am Boden kein Geſchrei macht, mit ſeinem mittleren und kleinen Beſitz auch nicht das ſtolze Selbſtbewußtſein entwickelt hat wie etwa der niederſächſiſche Marſchbauer, aber gerade wegen ſeiner ungemein ſchweren und raſtloſen Arbeit Grund zum Stolz hätte, da er dem oft kargen Boden gute und reiche Ernten abzuringen weiß.

Als Bauernlieder werden Lieder empfunden, in denen die Zufriedenheit geprieſen wird. In Thüringen iſt das Lied[11] allerdings nur noch bruch-

ſtückartig bekannt; die das Lied als Bauernlied kennzeichnende letzte (6.) Strophe iſt weggelaſſen. Im Elſaß lautet ſie: Der Baurenſtand iſt gar zu harte, des Morgens früh und abends ſpät. Darum liebe die Zufriedenheit!"

1. Zufriedenheit iſt mein Vergnügen, das andre laß ich alles liegen und liebe die Zufriedenheit.
2. Wenn alle Donnerwetter brauſen und alle Unglücksfälle ſauſen, alsdann vertrau ich meinem Gott.
3. Ich wünſche eins als Mann im Leben: Ein Haus mit Blumen rings umgeben, darin ein ſchönes Weibchen, ſo kann ich froh und ruhig leben (Erk/Böhme III, 577 Nr. 1804. Die 3. Strophe iſt thüringiſches Eigengut).

In Mupperg (Kr. Sonneberg) ſingt man die 3. und 4. Strophe:

3. Was ſcheren mich denn meine Feinde;
Sie werden noch die beſten Freunde.
:/: Man habe nur ein wenig Geduld :/:
4. Was koſt't die Welt? Wir woll'n ſie kaufen,
Wir hab'n das Geld, es liegt auf Haufen.
:/: Wir tauſchen mit keinem Edelmann :/:

Einen ähnlichen, wenn auch mehr lyriſchen Charakter trägt das Lied:

Gibt's denn was Schönres hier unter dem Mond, als wenn im Herzen Zufriedenheit wohnt? (Ruttersdorf bei Stadtroda.)
Meine Hütte ſteht unten im Tale... 2. Strophe.
Ich lebe als Landmann zufrieden und baue mein Häuschen aufs Feld.

Handwerkslieder ſind verhältnismäßig ſpärlich zu hören; am häufigſten ſind noch die alten Fuhrmannslieder, da ja die Fuhrleute am Rande des Thüringer Waldes (Gräfenthal, Goſſel, Crawinkel, Gräfinau-Angſtedt, Tambach, Ernſtroda, Schnellmannshauſen bei Eiſenach u. a.) in ziemlich geſchloſſenen Siedlungen ſaßen.

Fuhrmannslieder: In Naumburg geht's die Hohle 'naus (Holzland). (Die Weiſe des Liedes in Mitteld. Bl. f. Vkde. I, S. 57.)
Bei Naumburg auf der Straße.
Ich ſtand auf hohen Bergen (Ernſtroda, Gräfenthal).
Luſtig iſt das Fuhrmannsleben (Reichenbach b. Hermsdorf).

Maurerlied: Fort mit den Grillen, fort mit den Sorgen, luſtig iſt das Maurerblut. (Dem Lied „Fort mit den Grillen, fort mit den Sorgen, luſtig iſt das Wandrerblut" nachgedichtet; in der Weiſe ähnlich der Melodie von „Soldaten, das ſein luſt'ge Brüder".)

Böttcherlied: Es wollt' ein Böttcher wandern.

Schieferdeckerlied: Steh nur auf, ſteh nur auf, du jung Schieferdeckerblut. (Nachbildung von „Steh nur auf, luſt'ger Handwerksgeſelle.)

Dachdeckerlied: Ein luſt'ger Dachdecker bin ich zwar, verdien' mein Geld ſtets mit Gefahr. (Anfang klingt an „Ein armer Fiſcher bin ich zwar, verdien' mein Geld ſtets in Gefahr.) Lobenſtein.

Steinhauerlied: Luſtig iſt das Steinhauerleben.

Nagelſchmiedlied: D'r Malmerſche Nöelſchmied. (Der Nagelſchmied aus Albrechts bei Suhl.)

Flößerlied: Wir luſt'gen Flößermänner ſind alle beiſammen, wir faſſen das Ruder an, löſen die „Landfeſt" dann. Mit Luſt und Pläſier, luſt'ge Flößermänner, das ſind wir (11 Strophen, Wernshauſen bei Meiningen).

Bergmannslieder wurden früher vor dem Abbau der Schächte häufiger geſungen, ſind jetzt nur noch ſelten zu hören; am häufigſten:
Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt.
Wenn tief in der Grube der Bergmann nicht wär (Grumbach b. Schleiz).
Wenn ſchwarze Kittel ſcharenweiſe hin nach der Grube ziehn (Hüpſtedt, Craja bei Worbis).
Armes Bergmannsleben iſt zwar dürftig nur (Lobenſtein).

Jägerlieder werden meiſtens als Liebeslieder empfunden und als ſolche geſungen:
Ich wollt', daß ich ein Jäger wär und trüg' ein grünes Kleid (Frieſau bei Schleiz).
Es ging bei hellem Mondenſchein ein Jäger wohl auf die Jagd (Heinersdorf, Frieſau bei Schleiz).

5. Liebeslieder

Faſt in jedem Dorf und weitaus am häufigſten von allen Liedern wird ſeit vielen Jahrzehnten geſungen: „Schön iſt die Jugend bei frohen Zeiten" mit dem in jeder Strophe wiederkehrenden Kehrreim: „Drum ſag' ich's noch einmal, ſchön iſt die Jugendzeit, ſie kommt nicht mehr" oder in der anderen Faſſung: „Ich liebt' ein Mädchen von achtzehn Jahren, ich liebt' ſie nur zum Zeitvertreib. Drum ſag' ich's noch einmal..." Sonſt iſt der thüringiſche Wunderborn der Liebeslieder außerordentlich reich, er läuft am ſtärkſten und bietet eine Fülle von ernſten, heiteren und neckiſchen Liedern, die von Liebestreue und Sehnſucht ſo zart und rein ſingen, daß die Derbheiten einiger anderer Lieder dagegen verſchwinden. Selbſtverſtändlich ſind viele der beſten Lieder, die in ganz Deutſchland geſungen werden, wie z. B. das Freude und Herzensglück atmende „Das Lieben bringt groß' Freud'", auch in Thüringen beliebt.

Ach, wie iſt's möglich dann.
Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn (Goethes Heideröslein in der Vertonung Johann Werners aus Kirchohmfeld-Eichsfeld).
Es iſt ein Apfel roſenrot.

Der Holderſtrauch, der blüht ſo ſchön im Mai.
Schatz, reiſe nicht ſo weit von hier.
Das Lieben bringt groß Freud'.
Aus der Jugendzeit (gedichtet von Friedrich Rückert).
Kein Feuer, keine Kohle kann brennen.
Iſt alles dunkel, iſt alles trübe.
Mein Schatz hat mir 'nen Korb gegeben.
Ich ſtand auf hohem Berg, ſchaut in das tiefe Tal.
Ich ha mei Herz noch net verſchenkt.
Auf der Elbe (Weltbahn) bin ich gefahren.
Soll ich dir mein Liebchen nennen? Roſa heißt das holde Kind.
Des Nachts um die 12. Stund.
Es ſcheint der Mond ſo hell auf jener Höh.
In Polen liegt ein Städtchen.
Es ſtand eine Lind' im tiefen Tal.
Dort unten an der Mühle ſaß ich in guter Ruh.
Auf Sommers grüner Heide.
Steh ich an meinem Fenſterlein.
Schönſte Blum', der Männertreu, wo biſt du zu finden.
Es ſollt' ſich ja keiner mit der Liebe abgeben.
Lenchen ging einmal ſpazieren in den grünen Wald.
Es ging ein treu verliebtes Paar im grünen Wald ſpazieren.
Ich ging mal bei der Nacht.
Waldesluſt, Waldesluſt! Oh, wie einſam ſchlägt die Bruſt.
Ich habe den Frühling geſehen, ich habe die Blume begrüßt.
Der Himmel iſt ſo trübe, ſcheint weder Mond noch Stern.
Schwarzbraun iſt die Haſelnuß, ſchwarzbraun bin auch ich.

6. Eheſtandslieder

Daß jedes junge Mädchen den Wunſch hat zu heiraten, und daß ihr „das Eheſtandsleben beſſer gefällt als das Kloſtergehen", da ſie „abends, wenn ſie zu Bette geht", den Wunſch hat: „Schätzchen, komm und lindre meine Pein! Ich mag nicht mehr ledig ſein, ja ledig ſein", iſt ganz natürlich. Die Freude am Sinnlichen iſt aller Jugend eigen; Selbſtkaſteiung zur Buße kennt die Natur des Thüringers nicht. Ohne alle Prüderie werden Wendungen und Ausdrücke gebraucht, die wegen ihrer Derbheit bei manchen empfindſamen Kreiſen Anſtoß erregen können, die aber doch als echter Ausdruck geſunder Volksteile hingenommen werden müſſen.

Wenn es aber ſo weit iſt, daß die Sehnſucht der Burſchen und Mädchen Erfüllung findet und die Hochzeit gefeiert wird, dann ſingt die Jugend den aus dem Jugendkreiſe Scheidenden neben einigen heiteren Liedern auch einige, die aus einer gewiſſen Wehmut heraus mehr das Glück des ledigen Standes

als das des Eheſtandes preiſen. So fügt man in das als Hochzeitslied geſungene Lied von der ſchönen Jugendzeit die Strophe ein: „Wenn man verheirat't iſt, dann kommt es anders, denn da iſt alle Luſt vorbei. Drum ſag' ich's noch einmal, ſchön iſt die Jugend, ſie kommt nicht mehr.“ In einem anderen Liede heißt es:

Und vor der Hochzeit, da ſind wir Brautleut',
Und nach der Hochzeit, da ſind wir Eheleut'.
Drum, Schatz, du weißt es gar zu gut,
Was man aus Liebe tut!

Und vor der Hochzeit, da pflückt man Roſen,
Und nach der Hochzeit, da flickt man Hoſen. Drum, Schatz, ...

Und vor der Hochzeit, da gibt es Weißbrot,
Und nach der Hochzeit, da kommt die Hungersnot. Drum...

Und vor der Hochzeit, da gibt es Küſſe,
Und nach der Hochzeit, da gibt es Schmiſſe. Drum...“

(Hartenſtein. Deutſche Volkslieder für gemiſchten Chor. III.)

Wenn auch die folgenden Lieder einen ſcherzhaften Unterton haben, ſo iſt ihre ernſte Note doch nicht ganz zu leugnen:

Weib, Weib, du ſollſt heimgehen.
Es war einmal ein kleiner Mann.
Ich bin fürwahr ein armer Mann.
Es iſt nichts mit den alten Weibern.

Man heiratet in bäuerlichen Kreiſen nach wirtſchaftlichen Geſichtspunkten; das Volkslied bringt es offen zum Ausdruck:

„Wenn man freien will, ſo fragt man in der Still':
Iſt das Mädel reich, kriegt's einen Mann ſogleich.
Denn das liebe Geld, das regiert die Welt, das regiert die ganze, ganze Welt.

Iſt das Mädel arm, ach, daß Gott erbarm!
Sie kriegt keinen Mann, ſchaut ſie niemand an. Denn das liebe Geld...

Hätt' ich Edelſtein', ſo wär'n die Schönſten mein!
Denn das Weibergeld hat ſchon oft geprellt! Denn das liebe Geld...“

Für den bäuerlichen Menſchen, den Burſchen und beſonders das Mädchen, wird neben der freudigen Seite der Hochzeit doch zugleich auch die ernſte mit allen ihren Verpflichtungen für Hof und Familie geſehen, und ſie findet ihren wehmütigen Ausdruck mehr im Lied als im Wort. Darum wird immer wieder im Kehrreim oder auch als moraliſche Nutzanwendung am Ende einer in der Spinnſtube geſungenen Ballade vom Mädchen, das einen kaum 18jährigen Burſchen heiratete („Es verliebte ſich ein Jüngling“, Tautendorf bei Stadtroda), den Mädchen die Mahnung gegeben: „Ach, ihr hüb-

ſchen Mädchen, heiratet nicht zu früh, denn der Kummer kommt beizeiten und die Sorgen viel zu früh!" In einem anderen Liede heißt es:

„Mädchen, heirat' nicht ſo früh,
Stürz dich nicht in Sorg und Müh!
Heirat' nach Gelegenheit,
Denn du haſt noch Zeit."

(C. Hartenſtein. Im Garten des Volksliedes. II.)

Daß nicht die perſönliche Neigung, ſondern das Wohl des Hofes und der ſachlich eingeſtellte Wille des Vaters entſcheidend iſt, kommt auch im Lied zum Ausdruck, beſonders im Abſchiedslied. Im Lied vom ſtolzen Heinrich „Einſt ſaß ich in der Laube" lauten Strophe 3 und 4:

„Ach Mädchen, liebes Mädchen, du lauerſt wohl auf mich?
Ich wollt' dich ewig lieben, mein Vater leidet's nich(t).

Ich bin bei dich gekommen bei Regen, Sturm und Schnee,
Und nichts hat mich verdroſſen, aber jetzt komm' ich nicht meh(r)."

7. Abſchiedslieder

Das Scheiden zweier Liebenden iſt ein immer wiederkehrender, aber doch recht mannigfach dargeſtellter Gegenſtand im Liede des Volkes.

Schatz, ach Schatz, reiſe nicht ſo weit von hier.
Holder Jüngling, willſt du ziehen.
Holder Jüngling, willſt du wieder fort von hier.
Auf dem Berg, da fließt ein Waſſer.
Abſchied muß ich nehmen heut.
Schöner Schatz, jetzt muß ich wandern.
Wer das Lieben hat erfunden, hat ans Scheiden nicht gedacht.
Wer das Scheiden hat erfunden, hat ans Lieben nicht gedacht.
Wo gehſt du hin, du Stolze.
Mein Schatz iſt bös mit mir, weiß nicht, warum, wofür.
Mutter, liebſte Mutter, liebſt du mich denn gar nicht mehr.

8. Wanderlieder

Hinaus in die Ferne. (Text und Melodie von A. Methfeſſel in Stadtilm
Das Wandern iſt des Müllers Luſt. [1813).
Nimm dein Bündlein und geh wandern.

So gern ſich die Thüringer draußen einmal umſehen und ſich den Wind um die Naſe wehen laſſen, beſonders in Handwerker- und gewerblichen Kreiſen, ſo ſehr ihre Sehnſucht nach der Ferne ſie in die weite, ſchöne Welt treibt, ſo treu klebt beſonders die Landbevölkerung an ihrem heimiſchen Boden, am Wald und am heimiſchen Berge; der Thüringer wanderte nur aus,

wenn die härteſte Not keine andere Löſung zuließ. Auch wer von den Jugendlichen in der Fremde gearbeitet hat, kehrt am liebſten in die Heimat zurück. Die Alten faſſen auf Grund ihrer Erfahrung ihre Weisheit in den Spruch zuſammen: „Lobt das Draußen, bleibt daheim!" Da freilich nur der, der die Welt in ihrer Weite und Schönheit geſehen und etwas erlebt hat, als ein wertvoller Mann gilt, ſtreben die Jungen doch zunächſt einmal hinaus in die Fremde, um ſie kennenzulernen und dann daheim auch loben zu können!

9. Heimatlieder

Als Heimatlieder werden ausnahmsweiſe auch von den Erwachſenen noch die Lieder geſungen, die in der Schule als Kunſtlieder bekannter Dichter und Vertoner gelernt worden ſind:

Thüringen, holdes Land.
Mein Thüringen, aus dem ich ſchied.
Nach der Heimat möcht' ich reiſen.
Was hab' ich im Leben geliebt und gehofft.
Heimat, Heimat, Heimat, wie biſt du ſchön.
Ich bin der Bub vom Schwarzatal. (Nach dem Vorbilde des ſchweizeriſchen Emmertalliedes: Du liebe Bueb vom Emmital. Bi üs im Bärnerland. Herausg. v. Oskar Schmalz und J. Rud. Krenger. IV [Bern 1927, Nr. 6, S. 18–21].)
An der Saale hellem Strande (Franz Kugler).
Dort tief im Frankenwald.
Wo am Rennſteig uralter Hochwald ſteht (Finſterberger Heimatlied).

Lehrer, Pfarrer, Ärzte u. a. haben oft ihren Heimatorten das Heimatlied geſchaffen, das durch Schule und Geſangverein bekanntgeworden und von der heimiſchen Bevölkerung aufgenommen worden iſt. In der Grafſchaft Hohenſtein am Südharz haben viele Dörfer ihre Heimatlieder durch den langjährigen Kreisſchulrat Hülsberg gefunden.

10. Scherz-, Spott- und Schlumperlieder

Soll ich denn mein junges Leben.
Die Mutter ſprach: laß dich nicht küſſen.
Schatz, unſre Lieb', die währt net lang

(Hartenſtein, Thür. Volkslieder. Nr. 42, S. 80.)

Schlumperliedle, treuherzig, aber leicht ins Neckiſch-Spöttiſche umſchlagend, werden vor allem im fränkiſchen Südthüringen, im Schleizer Oberlande und im Holzlande geſungen, meiſt in der Mundart:

Heem ſoll ich gieh, då ſoll ich bleibe,
Soll meiner Mutter d' Ardäppel reibe.
Heem gieh ich nich, då bleib ich nich,
Reib' meiner Mutter d' Ardäppel nich!

(Hartenſtein, Die Rockenſtube. S. 23.)

Wenn a de Leit ſåg'n: unner Singe gieht net, mir ſinge fer uns un fer anner Leit net. (Hartenſtein, Die Rockenſtube, S. 25.)

11. Trinklieder

Es gibt heute noch in Thüringen kein volkstümliches Trinklied, wie ſchon Sigismund in ſeiner Landeskunde von Schwarzburg-Rudolſtadt I, 78 vor faſt 80 Jahren richtig bemerkt hat. Wo man nicht, wie in einzelnen Dörfern um die Univerſitätsſtadt Jena herum, von der Studentenſchaft Kommerslieder übernommen hat, laſſen die Burſchen für kurze Zeit einmal einen modernen Schlager erklingen, die Männer aber halten ſich an Soldatenlieder, wenn ſie beim Trinken gelegentlich einmal ein Lied anſtimmen:

„Jedermann hat ſein Vergnügen. Bügeln, das iſt mein Pläſier." (Hellborn.)

12. Tanzlieder

Stöck, Stöck, Stöck, Stöck macht mei' Vater, macht mei' Vater, macht mei' Vater Stöck.

Lott is tot, Lott is tot, Jule liegt im Sterben!
Das is recht, das is recht, krieg' m'r was zu erben.

(Hartenſtein, Rockenſtube 29.)

Und als der Großvater die Großmutter nahm...

(Hartenſtein, Rockenſtube 30.)

Gieht heem, ihr Mädel, gieht heem, ihr Mädel, der Fuchs, der liegt im Kraute. Er frißt nich nur die Blätter ab, er nimmt die ganze Staude. (Dieſes Lied ſingen die Burſchen auf dem Tanzboden, wenn Feierabend geboten iſt.

(Hartenſtein, Rockenſtube 30.)

13. Jodler

Jodler kennen die Hirten und Burſchen vereinzelt im Thüringer Wald, etwas häufiger im Frankenwald, d. h. im Schleizer Oberland und im Vogtland. Beim Eintreiben des Viehs:

De–o–hu–ei–, de–o–hu–ei, de–o–hu–ei, treib deine Ochſen ei!
Meine ham ſich ſåt gefraßn, deine ſei' in Drack geſaſſ'n...

(Hartenſtein, Rockenſtube 28.)

Weitere Jodler bei Hartenſtein, Thüringiſche Volkslieder S. 85 ff.

14. Schnaderhüpfl

Die Schnaderhüpfl ſind meiſt Vierzeiler und werden wie die Schlumperlieder in der Mundart geſungen; ſie ſind nur im Schleizer Oberland am Frankenwald wirklich volkstümlich.

„Da drob'n bin ich her, wo m'r Erdäpfel baut;
un' drum bin ich ſchön g'wachſ'n wie's Erdäpfelkraut."

(Melodie bei Hartenſtein. Rockenſtube 23.)

„Mei Fra hât d' Sau ausgetrieb'n,
Senn ſe mit enann'r auß'n geblieb'n.
's is mer net üm de Fra, üm de Fra,
's is mr ner üm d' Sau."

(Hartenſtein. Im Garten des Volksliedes. II.)

15. Kinderreime, Kinderſpiele und Kinderlieder

Wenn hier in dieſer Gruppe Reigen, Spiele, Lieder zuſammengefaßt werden, ſo hat das ſeinen guten Grund. Die Lieder ſind zum guten Teil aus Reimen entſtanden, die im Rhythmus geſprochen werden und oft nur aus 2 Tönen, Quinte und Terz, beſtehen. Wenn dann noch der Grundton hinzutritt, nimmt das Sprechen noch mehr Leben an. Steigt der Umfang auf 3 oder 5 Töne, ſo ähnelt das rhythmiſche Sprechen ſchon mehr dem Geſang, es kommt eine gefällige Melodie zuſtande. Mit Hinzufügung der Oktave und auch der Unterquarte werden Singweiſen geſchaffen, wie z. B. in „Wenn die weiſen Frauen fragen". Hoch entwickelt iſt die von Kindern geſungene Ballade „Es wohnt ein Kaiſer an dem Rhein".

Die Kinder begleiten all ihr Sagen und Singen mit einem Handeln; wenn ſie das Tun der Erwachſenen und die Vorgänge der Umwelt nachahmen und ihrer Welt einverleiben, dann ſpielen ſie das alles mit. Für Kinder gibt es keine andere Art, die Welt zu bewältigen, als das Spiel. Rein abſtrakt einen Vorgang nur liedmäßig aufzunehmen, ſtellt einen Höhepunkt im Kinderleben dar. Im Spiel ſtellen ſich die Kinder zum Ringelreihen in einem Kreiſe auf, indem ſie ſich an den Händen faſſen; in 2 Kreiſen ſtehen ſie ſich gegenüber. Dieſe Spiele ſind Geſellſchaftsſpiele, bei denen die Kinder gehen, hüpfen oder ſich niederkauern und dann wieder aufſpringen, in denen ſie rhythmiſches Sprechen mit Singen und Abhandeln verbinden. Manche von dieſen Spielen dürfen als ſinnbildliche Wiederholungen des Jahreslaufs und als mythiſche Handlungen aus altgermaniſchen Frühlingslichtfeiern gedeutet werden. „Himmel und Hölle" oder die auch in der Stadt geſpielte „Himmelsleiter" wird zu den „Trojaburgen" und den damit in Verbindung ſtehenden Kreisläufen in Beziehung zu ſetzen ſein. Wiewohl ſie dem ungeſchulten Betrachter und Hörer als lächerliche Erzeugniſſe einer zügelloſen Phantaſie erſcheinen, ſind ſie zum Teil Überreſte einer längſt vergangenen Zeit. Die Kinder, die den einſt von den Erwachſenen geübten Brauch, der allerdings jetzt ſeines Sinnes beraubt iſt, nachahmen, erweiſen ſich damit als Bewahrer germaniſcher Anſchauungen und Bräuche, als Hüter geſchichtlicher Überlieferungen. Ein Spiellied iſt „die ſchwarze Köchin":

„Iſt die ſchwarze Köchin da?
Nein, nein, nein.

Dreimal muß ſie 'rummarſchiern,
Das viertemal den Kopf verliern,
Das fünftemal: Komm mit!
Iſt die ſchwarze Köchin da?
Ja, ja, ja.
Da ſteht ſie ja, da ſteht ſie ja,
Da ſteht die ſchwarze Köchin ja".

Das Lied wird mit dem altgermaniſchen Mondglauben in Verbindung gebracht[12].

Es iſt bezeichnend, daß ein Thüringer, Franz Magnus Böhme, in Willerſtedt bei Apolda geboren, zum erſtenmal dieſen Fragen in ſeinem Werke „Deutſches Kinderlied und Kinderſpiel" (Leipzig 1897) nachgegangen iſt. In Thüringen liegt uns ein ſo gewaltiger Stoff an Kinderreimen, -ſpielen und -liedern vor, daß damit ſtattliche Bände zu füllen wären[13]. Nur ganz wenige Proben können gegeben werden.

Wenn die Jungen im Frühjahr ihre Pfeifen klopfen, d. h. die Schale vom Aſtchen löſen, ſprechen ſie Baſtlöſereime und geben ihrer Arbeit den eigentlichen Rhythmus.

„Pfeifchen, Pfeifchen, aufgetan,
Morgen geht die Hochzeit an.
Kas und Brut
Schmeckt ſo gut.
1, 2, 3,
Muß das Pfeifchen fertig ſei."
(Etzelbach bei Rudolſtadt)

„Hoppe, Hoppe, Saft,
In Biber (Bibra) wohnt der Pfaff,
In Berkich (Berkach) wohnt der Adelmo,
Hot 6 Poar ledern Hoſen droa.
Beiß nei, ſcheiß nei,
Wenn das Männle widderkömmt,
Muß die Hoppe gerode ſei.
Wenn ſie nit gerode is,
Schmeiß 'e in dan Groabe,
Donn freſſe ſe die Ribbe und de Roabe."
(Ritſchenhauſen bei Meiningen)

Für die Wäldler im Thüringer-, Frankenwald und im Holzland iſt das Beerenſuchen, vor allem das Heidelbeerſuchen, eine recht wichtige Einnahmequelle. Die Sucharbeit leiſten mit den Frauen und älteren Mädchen vor allem die Kinder, die dabei und beſonders mit gefülltem Topf ihre Beerenreime und -lieder erſchallen laſſen.

„Troll, troll, troll,
Mein Topf iſt voll,
Mein Bauch iſt leer,
Mich hungert's ſehr."
(Schichtshöhn bei Sonneberg)

Die erſte in den Mund,
Die zweite in den Grund,
Die dritte über den Kopf,
Die vierte in den Topf."
(Rohr bei Meiningen)

„Hedelbeer, Hedelbeer,
Wer will mir das Ding verwehr,
Daß ich rufe Hedelbeer,
Hedelbeer, Hedelbeer!"
Holzland)

Heidelbeer, Heidelbeer,
Wenn das Mädchen meine wär.
's is nicht meine, 's is nicht deine,
's is dem böhmiſchen Vater ſeine."
(Oberlödla bei Altenburg)

Noll, Noll, Noll,
Olles voll,
Nur dr klene Kaulorſch nich,
Dar noch in dr Hede ſitzt
Un de Beer aus 'n Tuppe frißt."
(Laasdorf bei Stadtroda)

Bei manchen Feſten im Jahre treten die Kinder einen Heiſchegang an und ſprechen ihre Reime; bei der Geburt eines Kindes, bei der Hochzeit, beim Schlachten, zu Weihnachten oder Neujahr, wenn ſie die Erwachſenen „dengeln" (= tängeln = mit Tannenzweigen ſchlagen) oder „pfeffern" gehen, weil ſie einen Pfefferkuchen dafür erhalten.

„Ich bin der kleine Dicke
Und ſchrecke nicht zurücke
Und komme aus dem Mohrenland
Und bringe euch ein Wickelband."
(Otterſtedt bei Sondershauſen zur Geburt des Kindes)

„Dengel, dengel, Pate,
Greif an deine Wade,
Greife aber tief hinein,
Wo die ſchönſten Taler ſein!"
(Reichmannsdorf bei Saalfeld)

„Dengel, Dengel, rund,
Bleibt das Jahr geſund!"
(Steinheid bei Sonneberg)

„Ich pfeffre dich ſtark,
Sei ſo gut und bring mir 1 Mark!"
(Lindenberg bei Sonneberg)

Zahllos ſind die Abzählreime vorm Spielen, ſolche mit und ohne Zahlen, mit Schallnachahmung und luſtigen Geſchichten.

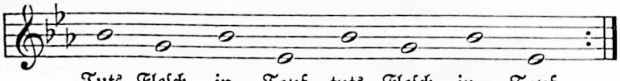
„1 2 3 4 5 6 7,
Meine Mutter kocht Rüben,
Meine Mutter kocht Speck,
Und du mußt weg!"

„1 2 3 4 5 6 7,
Wir fahren mit dem Zeppelin,
Zeppelin wirft Bomben weg,
Wer getroffen iſt, der iſt weg."

Wenn der Zug der Kleinbahn fährt, ahmen die Kinder die Geräuſche der Lokomotive und der Wagen nach: „Ich kann nich meh, mein Bauch tut weh"; bergauf: „Bachſtein, Bachſtein, ſchieb e bißchen (Bachſtein iſt der Name des Erbauers und Beſitzers der Eiſenbahn); bergab: „Ich brauch' dich nicht, ich brauch' dich nicht" (Kleinbrüchter bei Sondershauſen).

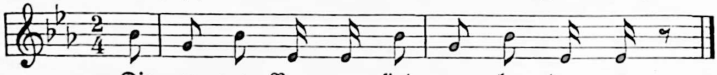
Auch das Glockenläuten wird mit allerlei Reimen begleitet: „Tut's Fleeſch in Topf" oder beim ſchnelleren Läuten: „Die armen Bauern ſind zu bedauern" (Kirchheim bei Erfurt). „Leinefelde liegt im Gelde" (Leinefelde auf

Beim dritten Läuten fängt das Geläut langſam an

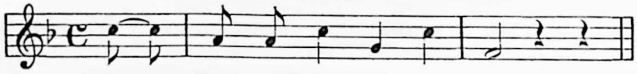


und wird allmählich ſchneller

Kirchheim bei Erfurt



dem Eichsfeld); beim Begräbnisläuten: „Ich bön geſtorben, kann nichts dazu" (Gillersdorf bei Arnſtadt); „Zwiebeln, Gurken, Bohn'n, alles, was wir hohn" (Eichfeld bei Rudolſtadt); „Sin ausgewühlt" (Wanderſage der von Säuen ausgewühlten Glocke) (Ottendorf bei Stadtroda); „Wir ſin Bauern, wir bleib'n Bauern" (Niederkroſſen bei Orlamünde); „Frau von Stein, komm auch herein mit ihrem Fräulein!" (Großkochberg bei Rudolſtadt); „Gruße Metzen, geborgtes Band" (Glocken von Oſtramondra bei Eckartsberga: Die Frauen protzten mit geborgtem Reichtum, den Bandmützen, wenn ſie zur Kirche gingen).



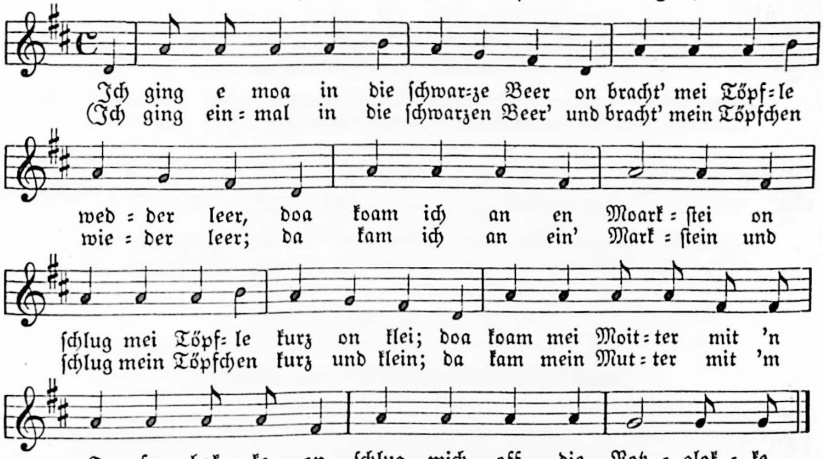
Dazu kommen Kettenreime, Spottreime, Reime, die verderbte Zauberſprüche oder geſchichtliche Erinnerungen enthalten.

„Troll, troll, troll,
Es kumm der Herr von Voll,
Es kumm der Herr von Yſenach,
Bu ſü kummen, mut mea lach" (Ruhla).

Einſt haben wohl die Salzunger Bürger dieſes Lied als Spottlied auf ihre Feinde, den Landgrafen von Thüringen und den Abt von Fulda, geſungen, nachdem der König Adolf, mit dem Landgrafen in Eiſenach verbündet, im Jahre 1295 die Burg Frankenſtein und die Stadt Salzungen eingenommen[14] und dem Abt von Fulda übergeben hatte.

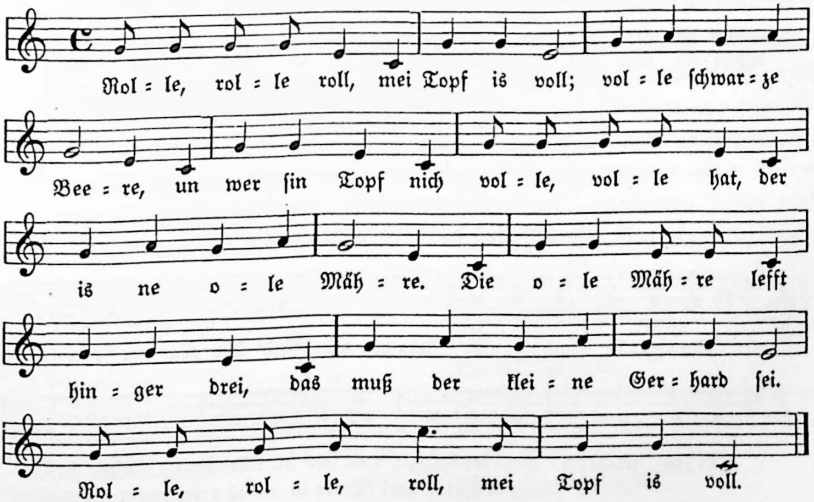
Von den Kinderliedern und -ſpielen, die eingeteilt werden können in Wiegenlieder, Koſe-, Finger- und Kniereiterlieder, Lieder vom Spiel und häuslichen Leben, Freundſchafts- und Liebesſpiele, Reiſe- und Tanzſpiele, Märchen- und Schauerſpiele und dramatiſierte Balladen, ſeien nur wenige Proben aus Walldorf bei Meiningen gegeben[15].

Beim Beerenſammeln (Walldorf bei Meiningen)



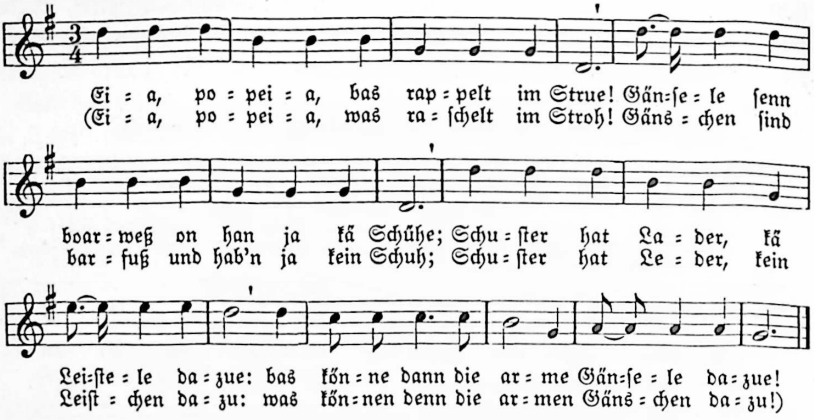
Im letzten Takt müßte eigentlich ſtatt g: fis geſungen werden, aber es iſt eine Eigentümlichkeit im Kindergeſang, daß es am Ende nicht weit genug „herunter" geht!

Beerenſammlerlied (Thüringer Wald)

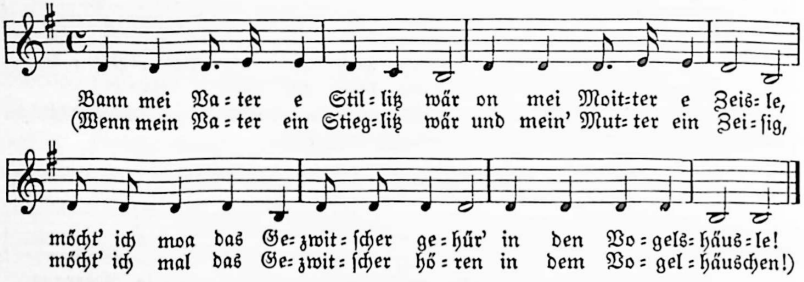


Wiegenlied (Walldorf-Meiningen)

Wenn das Kind eingeſchläfert wird, ſingt die Mutter:

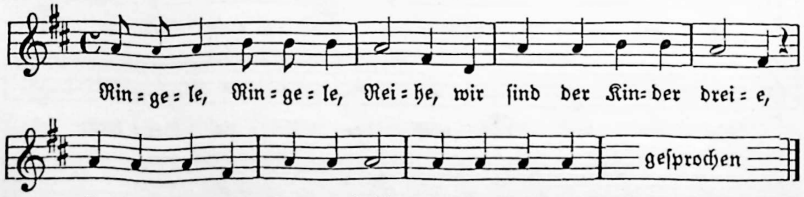


Hochzeitsſpiel der kleinen Kinder



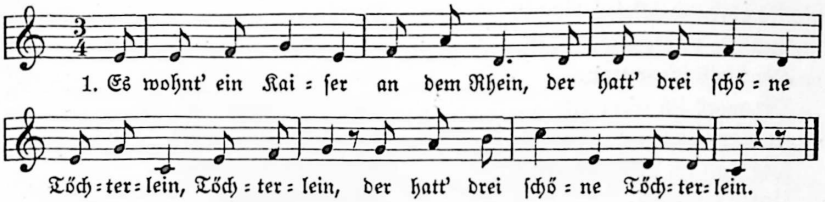
(Auf dieſelbe Melodie wird geſungen [nicht getanzt]:
Ich bin der kleine König ...)

Kreisſpiel der kleinen Kinder



(Die letzten drei Worte in etwas erhobenem Sprachton!)

Kreisſpiel der Schulkinder (Ballade)



2. Die erſte wollt' die ſchönſte ſein,
die zweite zog ins Kloſter ein.

3. Die dritte zog nach Engeland,
dort war ſie fremd und unbekannt.

4. Bei einer Wirtin klopft' ſie an
mit ihrem Ringlein an der Hand.

5. „Wer ſteht denn draußen vor der Tür?"
„'ne arme Dienſtmagd ſteht dafür."

6. „Ein' arme Dienſtmagd brauch' ich nich',
denn die iſt faul und liederlich."

7. „Ich bin nicht faul und liederlich,
bin fleißig, ſorgſam, ordentlich."

8. Sie nahm ſie auf ein halbes Jahr,
ſie aber diente ſieben Jahr.

9. Und als die ſieben Jahr um war'n,
da ward das Mägdlein krank und ſchwach.

10. Man reichte ihr ein Gläschen Wein
und fragt', wer ihre Eltern ſei'n.

11. „Mein Vat'r iſt Kaiſer an dem Rhein
und ich bin Kaiſers Töchterlein."

12. „Ach Kind, das hätt'ſt du eh'r müßt' ſagen,
geſtickte Kleider ſollſt du tragen."

Als das thüringiſche Volkslied gilt in weiten Kreiſen Deutſchlands: „Ach, wie iſt's möglich dann". Dieſes Lied iſt zwar textlich nicht auf thüringiſchem Boden entſtanden, iſt aber muſikaliſch ſo eng mit Thüringen verknüpft, daß die weſentlichen Phaſen der Geſchichte dieſes Liedes hier ſkizziert werden ſollen. Die älteſte bekannte Form des Liedes begegnet uns in einer Liederhandſchrift der Straßburger Univerſitätsbibliothek: „Weltliche Lieder nach Belieben in dem Regiſter aufzuſuchen. 1769" und hat folgende Faſſung[16]:

1. Ach, wie iſt's möglich dann,
daß ich dich laſſen kann
hab dich von Herzen lieb,
das glaub du mir.
Du haſt das Herze mein
ſo ſehr genohmen ein,
das ich kein andre lieben kan ſo ſehr.

2. Lieber bricht's Herz entzwey,
Etwan ein falſche Treu,
Etwan ein falſche lieb
An mir verſpirt,
Ja wan das glück nit wolt,
Das du mir werden ſolt
So lieb ich dan och
Dich glaub ſicherlich.

3. Es ſoll kein andrer ſeyn
Als eben du allein,
Und dir o ſchönſtes Kind,
Dir bleib ich getreu,
Dir werd ich jederzeit
zu Dienſten ſeyn bräuth,
Bis daß ich kommen werd'
Unter die Erdt.

4. Ja nach dem Todt alsdan
Damit man ſagen kan,
Auff meiner Todten Bahr,
Die Grabinſchrift wahr
Hier liegt begraben ein,
den ich geliebt allein
treylich geliebet hab
bis in das grab.

Danach hat Helmine Chriſtiane von Chézy (geboren 26. 1. 1783 in Berlin) das Lied umgedichtet und in ihr Schauſpiel: „Eginhart und Emma, ein Spiel mit Geſang" 1812 eingefügt[17], das vor dem Kurfürſten Karl von Dalberg, der damals in Aſchaffenburg reſidierte, aufgeführt wurde.

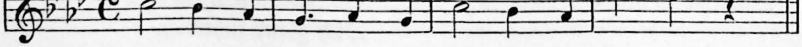
Das Lied hat bei Helmine von Chézy folgende Faſſung gewonnen, die des Volkes Empfinden, beſonders in der 2. Strophe, viel beſſer in 3 Strophen wiedergibt als die frühere.

1. Ach, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann!
Hab' dich ſo herzlich lieb,
Das glaube mir!
Du haſt das Herze mein
Ganz mir genommen ein,
Daß ich kein' andre lieb'
Als dich allein!

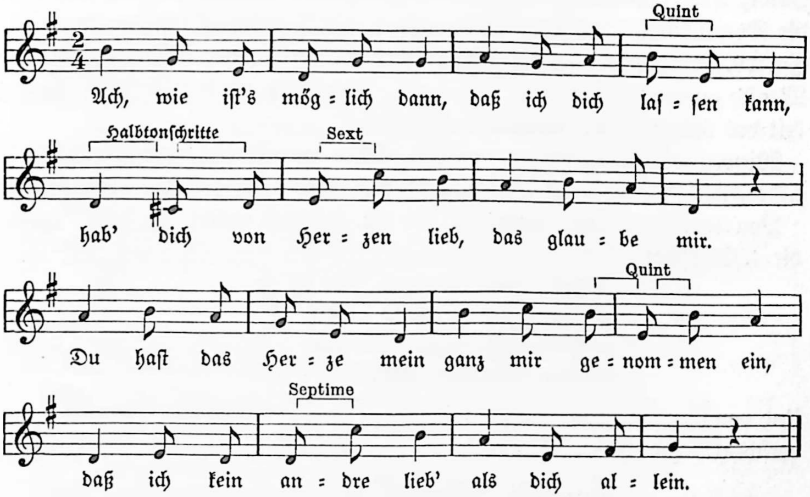
2. Blau blüht ein Blümelein,
Das heißt Vergißnichtmein,
Das Blümlein leg ans Herz
Und denk' an mich!
Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Wir ſind an Liebe reich,
Denn die ſtirbt nicht bei mir,
Das glaube mir!

3. Wär' ich ein Vögelein,
Bald wollt' ich bei dir ſein,
Scheut' Falk' und Habicht nicht,
Flög ſchnell zu dir.
Schöß mich ein Jäger tot,
Fiel ich in deinen Schoß,
Sähſt du mich traurig an,
Gern ſtürb' ich dann!

Vertont worden iſt das Lied nicht von Louis Böhner oder F. W. Kücken, wie die meiſten Liederbücher fälſchlich nach Ludwig Erk angeben, ſondern von dem Ruhlaer Organiſten und Mägdelein-Schullehrer Georg Heinrich Lux (1779–1861) und zwar um die Mitte des vorigen Jahrhunderts[18]. Wieweit er ſich von anderen Werken muſikaliſch hat beeinfluſſen laſſen, natürlich nur unbewußt, ſteht dahin. Jedenfalls klingt der Anfang des Liedes in den erſten 4 Takten an das Streichquartett A-Moll des älteren Fesca an:



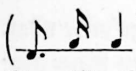
Höchſtwahrſcheinlich hat Silcher, der das Lied „zu hüpfend" gefunden hat, noch Änderungen an dem Liede vorgenommen, ſo daß es dann zu ſeiner großen Verbreitung und Beliebtheit in ganz Deutſchland gelangte. Schon die „Gothaiſche Zeitung" vom 31. 5. 1860 berichtet, „daß das Lied eine ſo große Verbreitung erlangt habe, daß es ſeit einigen Jahren in allen amerikaniſchen Städten muſiziert und geſungen wird", was bei der großen Zahl der Thüringer, die in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts ihre Heimat verlaſſen und in Amerika eine neue gefunden hatten, verſtändlich iſt.



Das Lied war in das Singſpiel von Karl Eberwein „Die ſchöne Ruhlaerin", ohne Nennung des Komponiſten, aufgenommen und 1857 in Weimar aufgeführt worden. Liſzts Nachfolger, der Hofmuſikdirektor Eduard Laſſen, nahm 1858 das Lied zum Hauptthema ſeiner „Feſtouvertüre" op. 51. Ende der ſiebziger Jahre brachte dann Joachim Raff eine „Thüringiſche Suite" heraus, deren Mittelteil Variationen über dieſes Lied enthält.

Wie das thüringiſche Volkslied textlich zerſungen, d. h. oft durch Zuſatzſtrophen verlängert worden iſt[19], ſo ſind auch die melodiſchen Faſſungen recht verſchiedenartig. In Dänemark wird das Lied im ¾-Takt mit vielen freien muſikaliſchen Auflöſungen geſungen; die verſchnörkelte Weiſe[20] iſt heute kaum mehr bekannt. Nach dem Zeugnis des Gothaer Muſikdirektors Thalheim iſt der Text um 1860 in der alten wie in der neuen, von Helmine von Chézy ſtammenden Textfaſſung auf die neue Weiſe geſungen worden.

Das Volk ſchafft ſich natürlich auch bei „Ach, wie iſt's möglich dann" im zweiten Takt (♪ ♪ ♩) die gleiche rhythmiſche Erleichterung

 wie im Deutſchlandlied („Von der Maas bis an die Memel"). Wie erklärt ſich aber die Abneigung der thüringiſchen Jugend, gerade „Ach, wie iſt's möglich dann" als das thüringiſche Volkslied anzuerkennen? Der Grund iſt offenbar im muſikaliſchen Geſchmack unſerer Jugend zu ſuchen. Die dem „echt" empfundenen Volkslied eigene Spannung wird hier dadurch vorgetäuſcht, daß die einzelnen Züge der Melodie nicht zum Grundton zurückfinden, ſondern gern auf den ſchwebenden Tönen (Sekunde, Terz und Sext) verharren. Mit Vorliebe moduliert die Melodie in die Dominante, um dadurch Lebendigkeit und Farbenreichtum zu beweiſen. Im 19. Jahrhundert hat ſicherlich bei der vorherrſchenden Rührſeligkeit kein Menſch an der Weiſe Anſtoß genommen, die ebenſo wie der Text die Innigkeit des thüringiſchen Gemütes wiedergibt.

Wieweit die Überlieferung mancher Lieder zurückreicht, mögen 2 Liebeslieder, wie ſie jetzt in Thüringen geſungen werden, beweiſen.

Von dem Liede „Ach, Vater, ich bin alt, heiraten möcht' ich bald" lautet die 4. Strophe:

„Siehſt, mein Herzchen, das iſt zu,
Es kann auch niemand auftu,
Ja bloß mein einziger Burſche
Hat den Schlüſſel dazu."

Und von dem im Frankenwald geſungenen Lied „Jech hå mei Herz noch net verſchenkt" ſagt die 2. Strophe:

„Mei Herz is verſchloſſ'n,
Kann niemand d'rzu,
Ka anzig'r Bu
Håt 'n Schlüſſ'l d'rzu."

(Hartenſtein. Im Garten des Volksliedes. I.)

Schon um 1170 hat der Mönch Wernher von Tegernſee dieſelben Gedanken in ähnlichen hohen Worten niedergelegt:

„Du biſt mîn, ich bin dîn,
Des ſolt du gewiß ſîn.
Du biſt beſlozzen
In mînem Herzen.
Verloren iſt das Sluzzelîn,
Du muſt immer drinne ſîn."

In Friesau bei Schleiz ſangen 1922 zwei Frauen C. Hartenſtein das Lied vor:

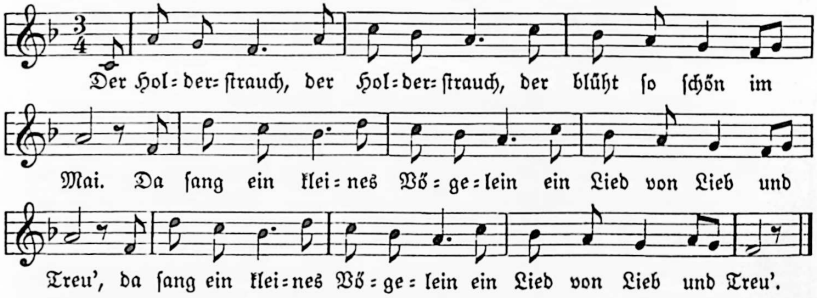
1. „Sieht gleich der Apfel ſchön roſenrot, ſteckt doch ein Würmelein drin.
Und iſt das Mannsbild noch ſo gut, ſo führt er einen falſchen Sinn!"

2. „Einen falſchen Sinnen, einen ſtolzen Mut führt jedes Mannsbilds Blut!
Ich hab' ſchon oft gehört von Leuten: Falſche Liebe tut ſelten gut!"

Schon Luther hat 1537 nach Johannes Matthesius, der uns die Tiſchreden des Reformators überliefert hat[21] (wohl unterm 14. Januar 1537), den Vierzeiler geſungen, wenn auch in Anwendung aufs weibliche Geſchlecht. Es heißt da: Dein cecinit (darauf ſang er):

„iſt der apfel roſen rodd, ſo iſt ein würmlein drinnen;
iſt das meidlein ſeuberlich, ſo hat es krauſe ſinnen."

Das von den Thüringern vielgeſungene Lied „Beim Holderſtrauch" iſt eine mundartliche Dichtung (Bäm Honterſtreoch) des Stadtpfarrers Carl Römer in Mediaſch (Siebenbürgen) und eine Vertonung Hermann Kirchners (1861–1928), der aus Wölfis bei Ohrdruf ſtammt und in Cabarz und Ohrdruf mehrere Jahre als Lehrer tätig war, dann aber nach ſeiner muſikaliſchen Ausbildung in Siebenbürgen wirkte.



2. |: Am Holderſtrauch :| wir ſaßen Hand in Hand,
|: wir waren zu der Maienzeit die Glücklichſten im Land. :|

3. |: Beim Holderſtrauch, :| da muß geſchieden ſein.
|: Kehr bald zurück, kehr bald zurück, Herzallerliebſter mein! :|

4. |: Am Holderſtrauch, :| da weint' ein Mägdlein ſehr.
|: Der Vogel ſchweigt, der Holderſtrauch, der blüht ſchon längſt nicht mehr. :|

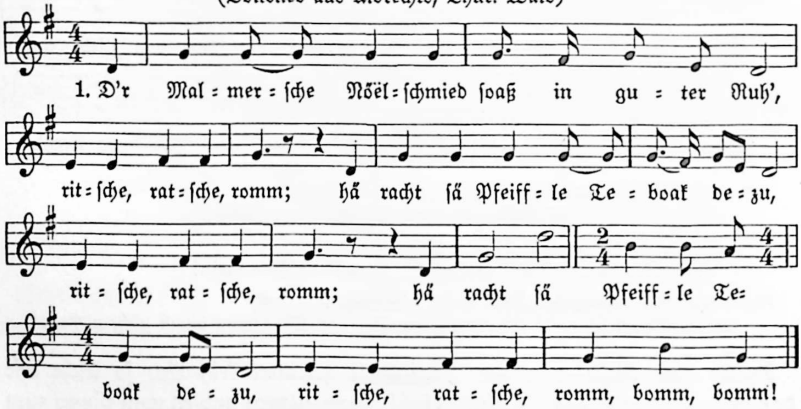
Außer dem Liede von der Jugendzeit geſtattet kein Lied ſo leicht wie das vom Holderſtrauch, ſo viel Gefühl hineinzulegen und es vom piano zum mezzoforte anſchwellen und ſich ſelbſt von der ſchwermütigen Stimmung tragen zu laſſen. Gerade das iſt thüringiſch vom Vertoner empfunden und wird von den Sängern in Thüringen bereitwilligſt aufgenommen. Statt des unbekannten Begriffs „Holderſtrauch", den man in Thüringen nur als Holunder kennt, ſetzt man in der thüringiſchen Rhön (Mittelsdorf) bedenkenlos den wortmäßig anklingenden Wacholderſtrauch, der dort häufig zu finden iſt, ein und ſingt ebenſo gemütsbetont, wenn auch unſinnig, weil der Wacholder gar nicht im Mai blüht: „Wacholderſtrauch, Wacholderſtrauch,

der blüht ſo ſchön im Mai". Die ſchlichte Tonſetzung und die einprägſame Weiſe vom ewigen Thema des Liebens und Scheidens geht über ſolche textlichen Änderungen glatt hinweg, da die Stimmung und nicht der Verſtand für das ſingende Volk entſcheidend iſt.

Eine ganze Reihe von Liedern haben die Thüringer aus anderen Landſchaften übernommen und teilweiſe in ihre heimatliche Sprache und Atmoſphäre umgebogen. Zu ihnen gehört „Dr Malmerſche Nöëlſchmied". Ein Nagelſchmied in Albrechts bei Suhl wollte ſeinen Sohn etwas Beſſeres werden laſſen, womöglich ſollte er als Pfarrer auf der Kanzel ſtehen. Aber das Studentenleben gefiel dem Sohn auch ohne Studium ſo gut, daß ihn der Vater ſchließlich auch noch Nagelſchmied werden ließ. Wie ein Vergleich lehrt, iſt das Lied vom Malmerſchen Noëlſchmied eine Nachbildung des durch das Kommersbuch verbreiteten Geſanges „Es ſaß ein Grobſchmied in guter Ruh" (Text und Weiſe bei Erk und Böhme, Deutſcher Liederhort III, 499 Nr. 1698). Während ſich die thüringiſche Nachbildung textlich auf ein kaum mehr zureichendes Maß beſchränkt hat, iſt es in der Melodie etwas reicher geworden.

D'r Malmerſche Nöëlſchmied

(Volkslied aus Albrechts, Thür. Wald)



2. Doe koem e Brief von d'r Malmerſche Poſt,
|: bu jeder Brief zwä Sölbergröeſche koſt'. :|

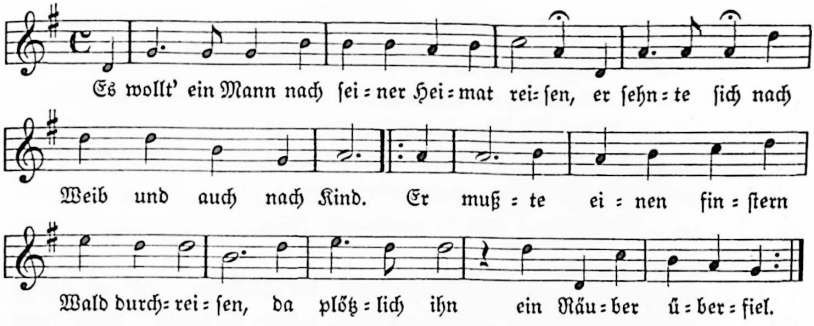
3. Doas iß gewießt e Brief von onſern Fritz,
: doas Kröet, doas iß dan Teufu niß nötz. :|

4. Menn Oabedmoahlsfrack dahn göäb ich drömm,
|: bann unſer Fritz off d'r Kahnzu' ſtinn. :|

5. Doe döächte auu die Leut, unſer Fritz, doar wär arm,
|: doe koeme hemm als reiſender Schandoarm. :|

6. Könnt hä m'r oaber hai, doe krieg' 'ch'n oaber har,
|: doe muß doas Kröat a noch a Nöëlſchmied war. :|

Das Schieferdeckerlied „Steh nur auf, ſteh nur auf, du jung Schieferdeckerblut, die Zeit haſt du verſchlafen, die Vöglein ſingen ſchon auf friſcher, grüner Au, der Fuhrmann tut ſchon klatſchen" iſt dem ganz ähnlich lautenden „Steh nur auf, ſteh nur auf, du luſt'ger Handwerksgeſell" (Erk und Böhme III, 425) nachgebildet und klingt in der Melodie im Anfang an „Muß i denn, muß i denn", im Mittelſatz an „Als ich an einem Sommertag" an.



Manchmal ſind die vorgenommenen Änderungen nur gering und eigentlich nur durch den Heimatort oder die heimiſchen Verhältniſſe bedingt. Aber wer einmal geſehen hat, wie die Geſichter der Sänger und Hörer in gleicher Weiſe aufſtrahlen, wenn durch Einſatz von bekannten Vornamen, Ortsnamen und ähnlichen Dingen Anſpielungen erfolgen, die unausgeſprochen doch Zuſammenhänge aufdecken, der wird die Bedeutung dieſer Aneignung und Verinnerlichung der Volkslieder abſchätzen können. In dem Liede „Bei Sedan auf den Höhen, da ſtand nach blut'ger Schlacht, zu ſpäter Abendſtunde ein Sachſe auf der Wacht" lautet die 7. Strophe:

„Gewährt mir eine Bitte, grüßt mir mein Weib und Kind!
Ich heiß Andreas Förſter und bin aus Orlamünd" (anderswo: Tangermünd).

Eine andere Frau aus Rothenbach im Holzland ſang dafür:

„Ich heiß Andreas Hofer (!) und ſtamm aus Orlamünd."

Im Lied „Es war einmal 'ne Müllerin, ein wunderſchönes Weib" läßt man die Müllerin da, wo junge Männer bei dem 96. Infanterie-Regiment in Gera oder Rudolſtadt gedient haben, in der 3. Strophe ſprechen:

„Ich ſteh nicht auf, laß dir nicht rein,
Sprach ſtolz die Müllerin,
Ich hab' die ganze Nacht gemahlen
Mit 96er Infantrieſoldaten..."

Andere Lieder ſetzen die Thüringer Sänger wieder aus mehreren zuſammen und laſſen eine neue Einheit entſtehen. „Wenn ich gleich kein' Schatz mehr hab'" und „Zwiſchen Berg und tiefem Tal" ſingt man allgemein immer zuſammenhängend nacheinander auf dieſelbe Weiſe, obwohl ſie textlich und melodiſch ihre Eigenſtändigkeit haben. Zu verſtehen iſt dieſe enge Verbindung nur aus dem metriſchen und rhythmiſchen Gleichklang und der ſtimmungsmäßigen Ähnlichkeit der beiden Lieder.

„Sollte ein'm das Herz nicht bluten, wenn man hört von der Geſchicht,
wie in Hamburg eine Mutter ihrem Kind das Urteil ſpricht",

ſingt man in Großenbehringen bei Gotha in den erſten 7 Takten nach der Melodie „Strömt herbei ihr Völkerſcharen" und in den letzten 3 Takten nach „Teure Heimat, ſei gegrüßt"[22]. Bei anderen Liedern, wie „Kommt, laßt uns in'n Garten gehn", „Bin ſchon manchen Weg gegangen", „Treue Liebe läßt nicht ſchlafen", ſind ſogar 3 und 4 verſchiedene Lieder zu einer neuen Einheit zuſammengeſungen worden.

In Saaldorf an der oberen Saale ſingen die Mädchen das von Franz Kugler 1826 gedichtete Lied „An der Saale hellem Strande" nicht genau nach der von F. E. Fesca ſtammenden Weiſe „Heute ſcheid' ich", ſie haben vielmehr die mäßig bewegte Melodie durch einige Auflöſungen noch getragener geſtaltet und an Stelle der allgemeinen Äußerungen über holde Augen, roten Mund und Abſchiedslieder eine perſönlicher gefaßte, wenn auch ganz allgemein menſchliche Lebenserfahrung von Liebe und Treuloſigkeit geſetzt. Franz Kuglers Faſſung lautet:

1. „An der Saale hellem Strande ſtehen Burgen ſtolz und kühn.
Ihre Dächer ſind zerfallen, und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

2. Zwar die Ritter ſind verſchwunden, nimmer klingen Speer und Schild;
Doch dem Wandersmann erſcheinen in den altbemooſten Steinen
oft Geſtalten zart und mild.

3. Droben winken holde Augen, freundlich lacht manch roter Mund.
Wandrer ſchaut wohl in die Ferne, ſchaut in holder Augenſterne,
Herz iſt heiter und geſund.

4. Und der Wandrer zieht von dannen, denn die Trennungsſtunde ruft;
Und er ſinget Abſchiedslieder, ‚Lebe wohl' tönt ihm hernieder,
Tücher wehen in der Luft."

Die in Haueiſen/Neuhammer (Kr. Schleiz) geſungene Faſſung lautet:

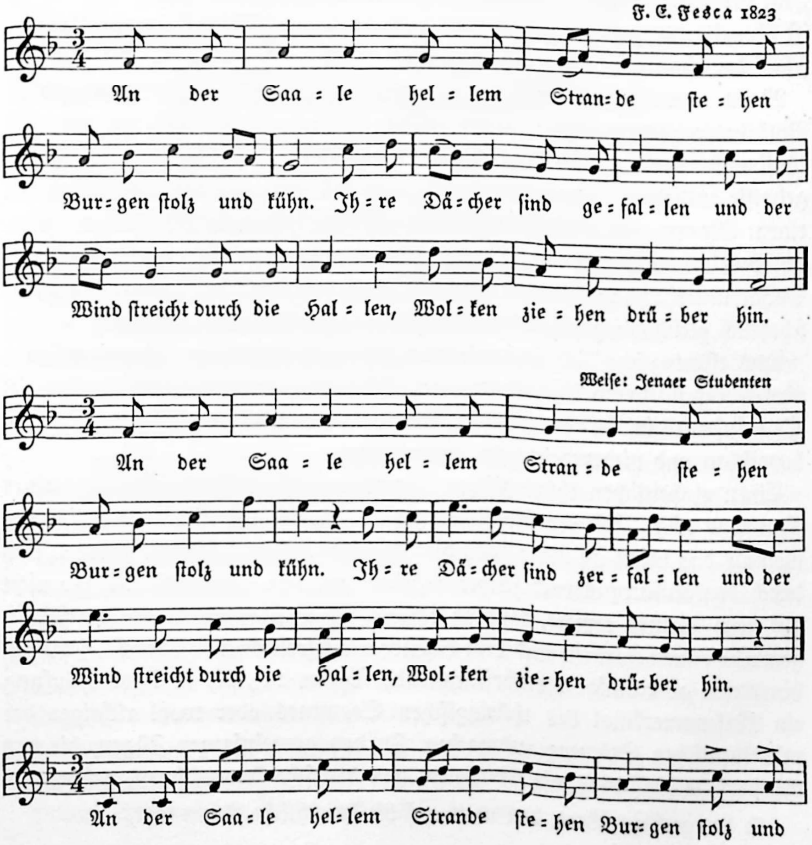
1. „An der Saale kühlem Strande ſtehen Burgen ſtolz und kühn.
Ja, ihre Dächer, die ſein zerfallen, ein kühler Wind ſtreicht durch die Hallen,
und Wolken ziehen drüber hin.

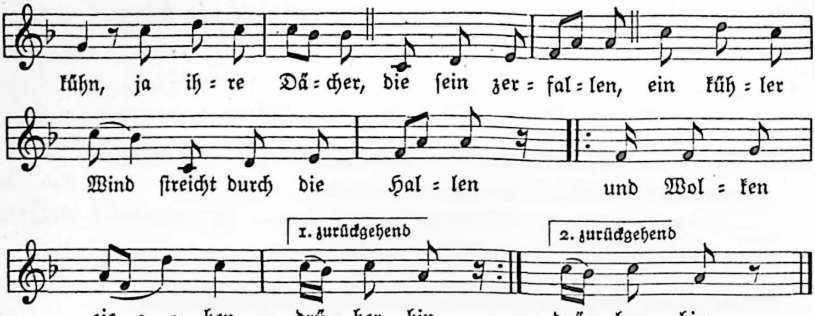
2. An der Saale kühlem Strande ſtehen Burgen ſtolz und kühn.
So mancher Jüngling ſingt Abſchiedslieder,
Zieht aus der Heimat, kehrt niemals wieder.
Ja man bedauert nur ſein jung, ſein junges Blut.

3. An der Saale kühlem Strande ſtehen Burgen ſtolz und kühn.
Ja, manches Mädchen läßt ſich verführen,
Hat an der Rechten ein Kind zu führen,
Hat auch, hat auch den rechten Vater nicht.

4. An der Saale kühlem Strande ſtehen Burgen ſtolz und kühn.
Ja, ich muß ſcheiden, muß dich verlaſſen,
Kann dich, Geliebte, nicht mehr umfaſſen,
Ich kann, ich kann nicht mehr an deinem Buſen ruhn."

(Hartenſtein. Im Garten des Volksliedes. III.)





Sammlung Hartenſtein. Haueiſen 9. 10. 06. Sängerin: Lina Rank

Daß viele Lieder auf alte Melodien geſungen werden, wie z. B. „Hoch auf dem Hörſelberge" nach der Weiſe „Bei Sedan wohl auf den Höhen" und „An der Saale hellem Strande" nach der Weiſe „Heute ſcheid' ich" u. a., iſt überall und zu allen Zeiten zu beobachten, da es leichter iſt, neue Verſe zu ſchmieden als neue Weiſen zu erſinnen.

Wenn zum Schluß einige kennzeichnende Züge des thüringiſchen Volksliedes hervorgehoben werden ſollen, ſo kann es ſich hier nur um vorläufige Bemerkungen handeln, die ebenſoviele Fragen aufwerfen, wie ſie Ergebniſſe enthalten. Gerade die Frage nach der Eigenart des Volksliedes in einem Stamm bedarf des Vergleiches mit dem geſamten Liedgut der anderen deutſchen Stämme und Landſchaften und erfordert eine umfangreiche Sonderunterſuchung, die erſt noch von einem volkskundlich und muſikwiſſenſchaftlich gleichmäßig geſchulten Menſchen angeſtellt werden muß.

Das thüringiſche Lied hat mit dem der mitteldeutſchen Bewohner vom oberen und mittleren Rheinland über Heſſen, Franken nach Sachſen ſehr viel Gemeinſames in Text und Weiſe. Stärker treten die Unterſchiede zum oberbayriſchen und niederrheiniſchen Liede hervor.

Einen einheitlichen thüringiſchen Typus des Volksliedes gibt es meines Erachtens nicht. Mit der bloßen formalen Analyſe der Lieder begreift man niemals das Leben im Lied; denn die textlichen und melodiſchen Formen ſind durch den Kulturausdruck früherer Zeiten geprägt. Das Volk iſt gar nicht auf neue Formen erpicht, ſondern bewegt ſich in übernommenen, volkläufigen. Die reinen Formen ſind kein Gebilde eines ſeeliſchen Ausdrucks. Immerhin treten aber einige formbeſtimmende Typen auf, die in ihrer Häufung ein Weſensmerkmal des thüringiſchen Stammes oder wohl richtiger der mitteldeutſchen Stämme ausmachen. Zu den gemeinſamen Zügen, die das thüringiſche Volkslied wie überhaupt das deutſche kennzeichnen, gehören

1. der geringe Wert, den man auf die ſprachliche Form legt,

2. die ſtändige Wiederkehr von ſchmückenden Beiwörtern und formelhaften Wendungen,
3. der häufige Verzicht auf den Endreim oder die Anwendung unreiner Reime,
4. der Wechſel von direkter und indirekter Rede.

Nicht die ſprachliche Form, nicht das Wort iſt entſcheidend, ſondern die Stimmung, in der und aus der man das Lied ſingt. Darum werden viele Lieder mit einem ſtimmungsvollen Naturgemälde eingeleitet; in Dreba bei Schleiz ſingt man z. B.:

„Auf des Sommers grüner Heide,
Es war des Nachts bei hellem Mondenſchein,
Sah ich von fern ein Mädchen ſtehn.
Sie war ſo ſchön wie eine Rebe,
Ich hab', bei Gott, ſo lang ich lebe,
So etwas Schönes nie geſehn."

In Pörmitz bei Schleiz ſingt man:

„Ich ging am kühlen Abend ſpazieren,
Es war bei hellem Mondenſchein..."

An anderen Orten ſingt man:

„Es war im Wald am grünen Hain,
Es war des Nachts beim Mondenſchein."

Der Thüringer hält ſich aber keineswegs allein an ſeine engere Heimat, ſondern preiſt in den Liedern – ganz gleich, ob er ſie in der Fremde kennengelernt oder ſie ſonſtwie übernommen hat – die Schönheiten ganz Deutſchlands und weiß vom Schickſal in fremden Ländern zu berichten. Das menſchenverſchlingende Meer und die Pracht der Alpenwelt üben auf den von Fernſucht erfüllten Thüringer einen ſtarken Reiz aus. Er ſingt:

1. Im Frühling iſt's auf den Alpen ſo herrlich, ſo ſchön. Wenn die Finken ſchlagen, wenn der Kuckuck ſchreit, ja da iſt die allerſchönſte Frühlingszeit, iſt's auf den Alpen ſo herrlich, ſo ſchön.
2. Im Sommer iſt's auf den Alpen ſo herrlich, ſo ſchön. Wenn die Blitze zucken und der Donner kracht, und der Regen, der hat alles naß gemacht, iſt's auf den Alpen ſo herrlich, ſo ſchön.
3. Im Herbſt iſt's auf den Alpen ſo herrlich, ſo ſchön. Wenn der Gemsbock über Berg und Hügel ſpringt und das Schweizer Mädel ſchöne Lieder ſingt, iſt's auf den Alpen ſo herrlich, ſo ſchön.
4. Im Winter iſt's auf den Alpen ſo herrlich, ſo ſchön. Da der Herbſt ſich auch ſo ſchnell hinweggemacht, kommt der Winter ſchon in ſeiner weißen Pracht, iſt's auf den Alpen ſo herrlich, ſo ſchön.

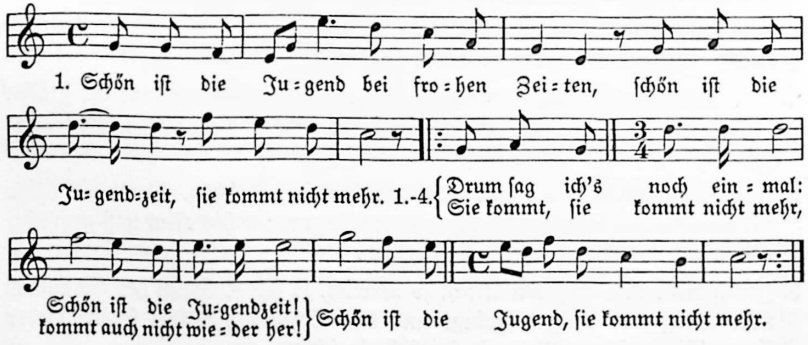
Oder: Das Schönſte auf der Welt iſt mein Tiroler Land...

Oder: Es zog ein Matroſe wohl über das Meer, nahm Abſchied vom Liebchen, das weinte ſo ſehr...

Die Thüringer, der Stamm in der Mitte, im Herzland Deutſchlands, erweiſen auch mit dieſen Liedern ihre Fähigkeit zum Verſtändnis alldeutſchen Weſens, zum Ausgleich, der durchaus kein fauler Kompromiß zu ſein braucht, ſondern eine Notwendigkeit im deutſchen Stammesleben iſt.

Was mir aber das thüringiſche Volkslied beſonders zu kennzeichnen ſcheint – zum Unterſchied von dem anderer Stämme – iſt die Häufigkeit der Wiederholungen von Liedſtrecken im Lied oder an ſeinem Ende und die Einlage von Worten und Lauten, die vortrefflich die Beſinnlichkeit der Thüringer bezeugen. In dieſen Stimmungen leben ſie ſich aus, in ihnen ſchweben und ſchwingen die Sänger und Sängerinnen gleichſam eine Zeitlang, laſſen ſich von einem Akt zum andern tragen. Darum erfreut ſich das Lied von der Jugendzeit mit der Wiederholung: „Schön iſt die Jugend, ſie kommt nicht mehr. Sie kommt, ſie kommt nicht mehr, kommt auch nicht wieder her", der allergrößten Beliebtheit; ebenſo „Lieschen ging einmal ſpazieren in den grünen Wald" mit der oftmaligen Wiederholung von „ja": „Ja, ja, ja, ach ja, 's iſt traurig, aber wahr. Ja, ja, ja, ach ja, 's iſt traurig, aber wahr"; oder: „Zu Haus hab' ich ein Mädchen" mit dem Schluß: „Aber das macht mir, aber das macht mir, aber das macht mir Pläſier".

Text und Weiſe vieler thüringiſcher Volkslieder laſſen alſo – im Unterſchied zu oberbayriſchen und niederdeutſchen – die gemütliche und beſinnliche Stimmung als ein den Stamm kennzeichnendes Merkmal hervortreten.

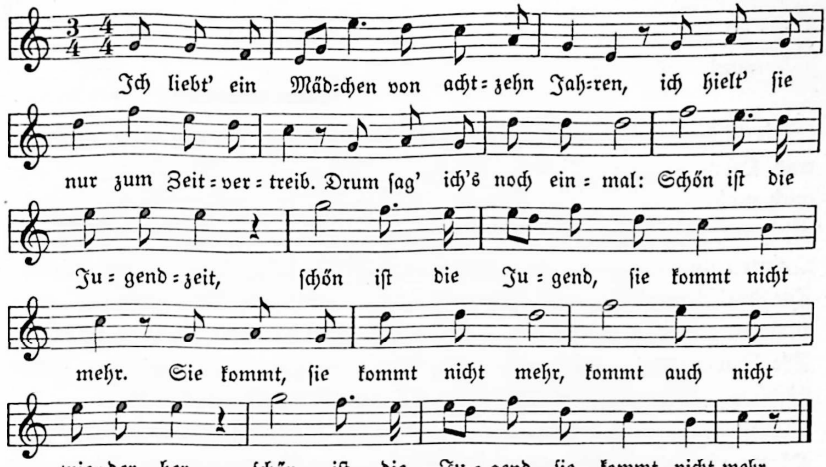


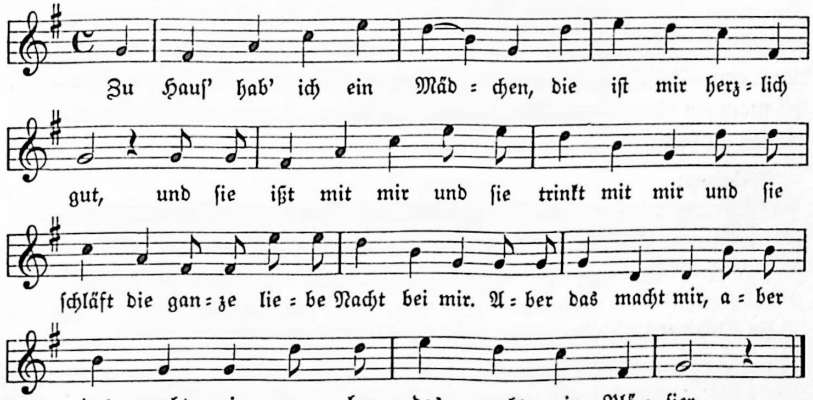
2. Ich liebt' ein Mädchen von achtzehn Jahren,
ich liebt' ſie nur zum Zeitvertreib. Drum ...

3. Ich hatt' nen Weinſtock, und der trug Reben,
und aus den Reben floß ſüßer Wein. Drum ...

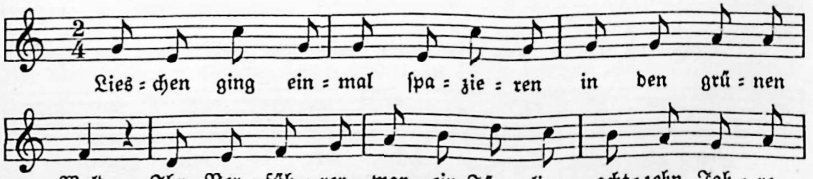
4. Es blühen Roſen, es blühen Nelken,
es blüht ein Blümelein: Vergiß-nicht-mein. Drum ...

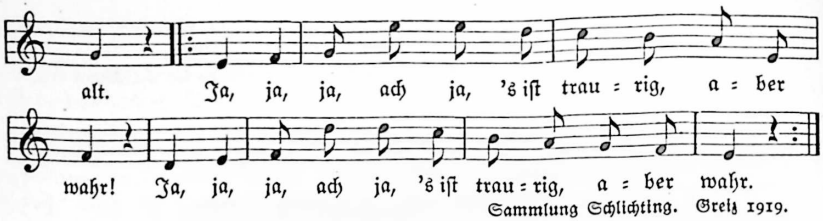
Hartenſtein. Im Garten des Volksliedes III.





Sammlung Hartenſtein. Rothenbach 17. 5. 08. Frau Heuſchkel u. Frau Staps 14. 3. 08.



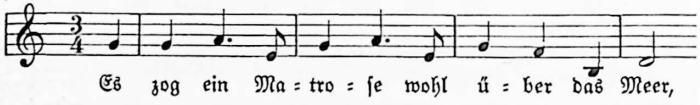


Sammlung Schlichting. Greiz 1919.

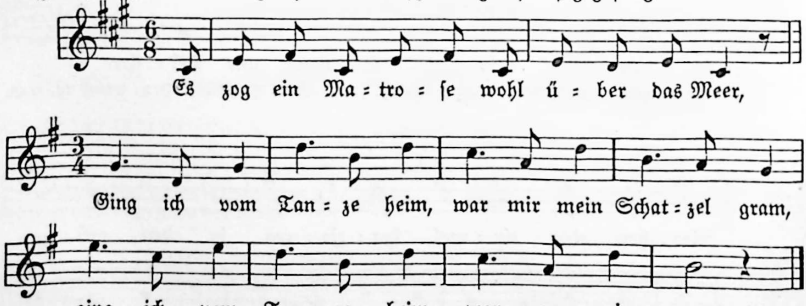
Die Lieder werden vorwiegend einſtimmig geſungen, beſonders in Nord- und Oſtthüringen; auf dem Walde, in Mittel- und Südthüringen aber auch mehrſtimmig. Die 2. Stimme ſchaffen ſich die meiſten Sänger(innen) oft ganz frei, wenn auch die Terz bevorzugt wird; doch finden ſich auch Quinten und Quarten, woran heute muſikaliſche Menſchen Anſtoß nehmen. Die Zweiſtimmigkeit bezieht ſich nicht immer aufs ganze Lied, ſondern manchmal nur auf einzelne Stellen, z. B. bei „Soll ich dir mein Liebchen nennen". Die Dur-Tonart herrſcht faſt ausſchließlich vor, in Moll ſingt man allerhöchſtens Lieder, die aus Niederdeutſchland hinzugekommen ſind.

Die Melodik iſt ſehr einfach gehalten. Die Weiſen gehen kaum über eine Oktave hinaus, was bei einem Volkslied, das von jung und alt, Mann und Frau geſungen wird, wohl verſtändlich iſt; ſie bewegen ſich in den einfachſten Intervallen des Dreiklangs. Während z. B. die Rheinländer bei Liedern mit dreiteiligem Takt gern die 2. Zählzeit betonen, ſo daß durch dieſe Verlängerung eine Art Synkopenwirkung hervorgerufen wird, legen die Thüringer bei manchen Liedern den Ton auf die 1. Zählzeit, wie an einer Reihe von Beiſpielen zu belegen iſt.

Rheinland:

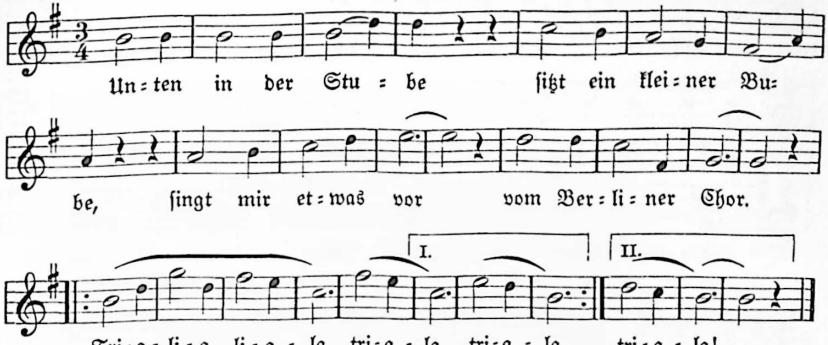


In Thüringen wird das gleiche Lied im $^{6}/_{8}$-Takt gleichmäßig geſungen:

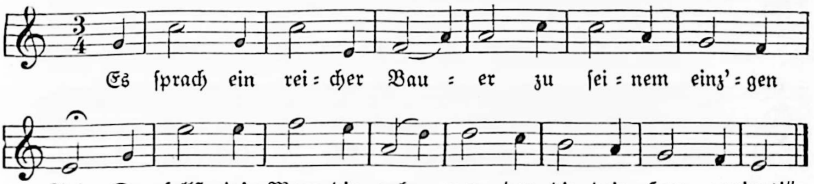


Sammlung Hartenſtein. Rothenbach 7. 3. 08. Frau Thereſe Freund.

Tanzlied



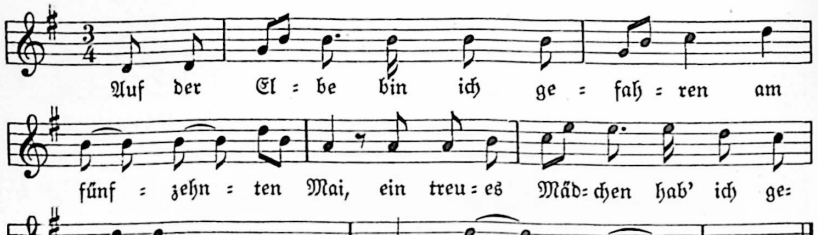
Hartenſtein. Im Garten des Volksliedes II.



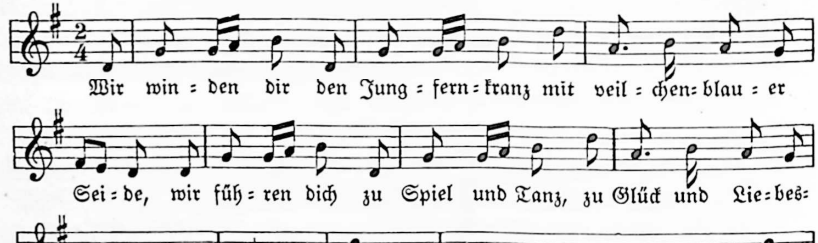
Sonneberg. Thür. Volkslieder. Jena 1911. S. 8.

Der Inhalt des Liedes verlangt eine Aufzeichnung in $^6/_8$-Takt.

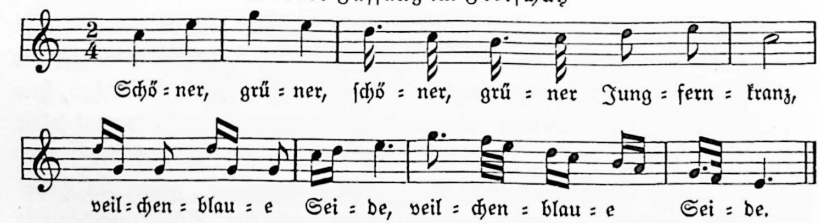
Was die Melodik der meiſten Lieder betrifft, ſo fällt auf, daß die Schlüſſe abſteigen, und zwar mit Vorliebe zur Terz; z. B. bei „Horch, was geht im Schloſſe vor", bei „Geſtern abend in der ſtillen Ruh'", bei „Mädchen, heirat' nicht". Wird die Melodik aber nach unten umgebogen, ſo kommt leicht ein rührſeliger Zug hinein, z. B. beim Holderſtrauch. Vierzeilige Lieder oder ſolche, die durch Wiederholungen auf 4 Zeilen gebracht ſind, geben den Höhepunkt mit Vorliebe in der 3. Zeile und ſinken dann zum Schluß wieder ab; z. B. „Auf der Elbe bin ich gefahren" und bei „Horch, was geht im Schloſſe vor". Die Fülle der Varianten, welche die Thüringer für die gleiche Melodie kennen, iſt einmal die Folge des Zerſingens, z. B. bei „An der Saale hellem Strande", dann aber vor allem die Folge der volksmäßigen Vereinfachung. Ein Vergleich der thüringiſchen Weiſe zu „Wir winden dir den Jungfernkranz" mit Webers Lied im „Freiſchütz" beweiſt es, ohne daß aber bisher entſchieden wäre, ob Weber vom Volkslied gezehrt oder umgekehrt das Volk das Weberſche Lied übernommen und ſich angeglichen hat.



Nach L. Ehlte. 1911, I. 5.



Webers Faſſung im Freiſchütz



Es mag vielleicht auffallen, daß hier nicht die Rede war von den geiſtlichen Volksliedern, die doch gerade Thüringen dank einer Fülle von Kirchenlieddichtern und -komponiſten von Luther bis Julius Sturm dem ganzen deutſchen Volke geſchenkt hat. Aber ſeltſamerweiſe werden auch die neueren geiſtlichen Lieder als Volkslieder, außer am Weihnachts- und Reformationsfeſt, kaum noch geſungen. Nur in einem einzigen Orte, das eine ziemlich ſtarke Methodiſtengemeinde hat (Steinsdorf bei Saalfeld), ſingt die Jugend Sonntagabend auch religiöſe Lieder auf der Straße. Ausdrücklich als thürin=

giſch wird der im Mainzer Cantual vom Jahre 1603 enthaltene alte Thüringer Chriſtgeſang, das alte Weihnachtslied „Sys willekommen, Herr Kerſt" aus der Erfurter Handſchrift um 1394, bezeichnet. Indeſſen handelt es ſich bei der in der Erfurter Sammlung „Die geiſtliche Nachtigall" niedergelegten Weiſe um eine Variante eines alten Geißlerliedes, und dieſes zeugt von einer kirchlich asketiſchen Haltung, die natürlich keine Dauer haben konnte. Trotzdem darf man wohl vom Thüringer ſagen, daß ihm überhaupt das Singen höchſter religiöſer Ausdruck iſt. Während ſonſt der Deutſche, vor allem der deutſche Bauer in ſeiner Arbeit am Boden, immer wieder ſeine Sache, die er zum gedeihlichen Ende geführt wiſſen will, zunächſt ſelbſt in die Hand nimmt und danach Gottes Segen erbittet – alſo in umgekehrter Reihenfolge des alten Spruches: Bete und arbeite – iſt der Thüringer geneigt, mit dem fröhlichen Singen als der rechten Einſtimmung der Tat zu beginnen, zu beten und gleichzeitig ans Werk zu gehen. Vortrefflich hat dieſe thüringiſche Haltung der Verfaſſer und Vertoner des Liedes „Wer nur den lieben Gott läßt walten", Georg Neumark aus Langenſalza (1621–1681), Bibliothekar und Hofpoet in Weimar, in der letzten Strophe zum Ausdruck gebracht: „Sing, bet und geh auf Gotteswegen, verricht das Deine nur getreu und trau des Himmels reichem Segen, ſo wird es bei dir werden neu..." Als beſtimmender Ausgangspunkt erſcheint demnach beim Thüringer das Singen.

Wie dem Thüringer das Lutherlied „Ein feſte Burg" in gleicher Weiſe als religiöſes wie als *völkiſches* Lied gilt, ſo auch das Lied von Luthers Muſikfreund Johann Walther, der um 1496 in Kahla an der Saale geboren iſt, der Mahnruf, der uns heute beſonders zu Herzen geht, deſſen Anfang und Schluß lautet: „Wach auf, wach auf, du deutſches Land, du haſt genug geſchlafen! Bedenk, was Gott auf dich gewandt, wozu er dich erſchaffen! ... Fürwahr, die Axt iſt angeſetzt und auch zum Hieb ſehr ſcharf gewetzt: Was gilt's, ob ſie dein fehlet!" Dieſes Lied ſetzt die bereits von Herder beachtete kämpferiſche Linie des von ihm aufgegriffenen „Thüringer Liedes", das ſchon um 1500 zum Kampfe gegen die wucheriſchen Juden und Pfaffen auffordert, fort und klingt herüber zu den völkiſchen und politiſchen Liedern, die von den nationalſozialiſtiſchen Gliederungen geſungen werden, und zwar in Thüringen, „dem ſingenden Land" ſchlechthin, mit hoher Begeiſterung. Alle dieſe politiſchen Lieder der Gegenwart ſind allerdings durchaus geſamtdeutſch ausgerichtet; eine thüringiſche Prägung wird ſich vielleicht erſt allmählich herausbilden, ſo daß hier von einer Behandlung abgeſehen wird.

Die *Brauchtumslieder* werden in den Abſchnitten über das Brauchtum im Lebenskreis und Jahreslauf jeweilig herangezogen.

Zu den Volkstänzen rechnen wir nicht die modernen Geſellſchaftstänze, in denen einzelne Paare im Saale gehen, ſchieben, wackeln, ſchleichen und mit verrenkten Gliedern, ohne Rückſicht auf die Mittänzer, kreuz und quer von einer Ecke in die andere gleiten, ſondern die Tänze, die aus der Gemeinſchaft geboren ſind und wieder hin zur Gemeinſchaft führen; Tänze, in denen ſich zugehörige Menſchen löſen und finden und, von freudiger Begeiſterung getragen, ſich ſeeliſch ausſchwingen. Anknüpfend an altüberlieferte Volkstänze ſind heute wieder mehrere Vereinigungen in Thüringen bemüht, dieſe gemeinſchaftsgebundenen Tänze zu pflegen.

Als der älteſte thüringiſche Tanz darf der altenburgiſche Rumpuff oder Hautitry gelten[23]. Er ähnelt dem ſteiriſchen Ländler oder Tiroler Schuhplattler, ſtammt angeblich aus dem 16. Jahrhundert und iſt bis in die erſten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts von den Altenburger Bauern auf den Kirmſen getanzt worden. Die Tänzer ſtampften mit ihren Stiefelabſätzen auf, klatſchten in die Hände, trennten und vereinigten ſich, drehten ſich auf der Stelle, bis ſchließlich der Tänzer ſeine Partnerin im kraftvollen Schwung hochhob.

In Hallungen bei Eiſenach eröffnete man nach dem Gothaiſchen Hiſtorienkalender von 1781 den Kirmestanz mit dem Vorreihen, der vor dem Weltkrieg noch in Nazza und einigen benachbarten Dörfern des Kreiſes Eiſenach bei Hochzeiten als Ehrentanz für die Braut und die Brautjungfern, bei der Kirmſe vom Platzmeiſter und dem „Vorreihenmädchen" aufgeführt wurde. „Zum Vorreihen treten 8 Burſchen an, die entweder Reiteruniform tragen oder ſich mit goldbortiertem Zwei- oder Dreiſpitz, mit Achſelſtücken, Schärpen und Säbeln herausſtaffiert haben. Von dieſen 8 Burſchen iſt einer der Solotänzer; er holt ſich während der Muſik ſeine Tänzerin, mit der er zwiſchen den anderen Burſchen, von denen je drei mit den blanken Säbeln Fechtübungen machen, tanzt, während der Fahnenträger die Fahne über dem Paar ſchwingt. Das Fechten und Fahnenſchwenken geſchieht im Takt der Muſik. Hat der Solotänzer einige Runden getanzt, tritt die Tänzerin zurück, der Tänzer löſt einen anderen Burſchen ab, der nun ſeinerſeits ſich eine Tänzerin holt. So fährt man fort, bis die Mädchen, die durch einen Tanz geehrt werden ſollen, zu ihrem Rechte gekommen ſind."

Über einen anderen alten Thüringer Tanz aus Ruhla berichtet der „Verſuch einer Beſchreibung der Sachſen-Gothaiſchen Lande" von Motz und Ziller (Gotha 1813): „Der Rühler Springer, oder der ahle tütſche Volkstanz der Rühler" und gibt auch die Noten dazu. Darüber heißt es: „Die Tanzenden tanzen zuerſt abwechſelnd bald auf einem, bald auf dem andern

Beine, auf jedem gewöhnlich einen ganzen Takt, indem ſie das andere hoch erheben. Die Hände, die ſich faſſen, halten ſie bis zum Kopf empor, den freien Arm ſtemmen ſie in die Seite. Hierauf tanzen ſie auf gleiche Weiſe mit untergeſtemmten beiden Armen nebeneinander fort. Zuletzt ordnen ſich alle in eine lange Reihe, faſſen ſich eins hinter dem andern über den Hüften und hüpfen nun ſo mit gleichen Beinen vorwärts." Im Jahre 1813 wurde er nach dem Bericht nur noch ganz ſelten aufgeführt und in den folgenden Jahrzehnten faſt vergeſſen, bis er 1867 bei der Einweihung des Alexanderturmes wieder vorgeführt wurde. Aber erſt ſeit 1908 iſt er in Ruhla wieder zu neuem Leben erweckt worden. Man erzählt in Ruhla, die Muſik zu dieſem Rühler Springer habe Johann Sebaſtian Bach bei einer Kirmes, zu der er als Jüngling mitgeſpielt habe, geſchaffen. Die Möglichkeit liegt vor, da Johann Sebaſtians Onkel Jakob Bach von 1694–1719 Kantor an der Trinitatiskirche in Ruhla war.

Bei Motz und Ziller werden 1813 noch als den Rühlern eigentümliche Tänze die Siebenſprünge, der Birnſchüttler und der Schlammühler genannt. Der Siebenſprung iſt vielfach in Deutſchland bezeugt, die beiden letzten ſind in Ruhla heute gänzlich unbekannt, vielleicht ſchon im 17. Jahrhundert verboten worden. Um 1680 verboten die Herzöge Friedrich I. von Gotha und Johannes Georg von Eiſenach den zu 2 Herrſchaften gehörigen Rühlern beim Tanzen „das abſcheuliche Rufen, Jauchzen und Lärmen und das ärgerliche Verdrehen, Heben, Betaſten und Schwenken der Weibsperſonen" bei ſtrenger Strafe.

Jedoch kennen die Rühler noch den „Müllchestanz", wahrſcheinlich einen Kußtanz oder „Maultanz". In ihm wechſeln Schottiſch und Schleiferſchritte ab, und der Schluß iſt ein Kuß. Kaltenweſtheim in der Rhön kennt ihn noch heute[24].

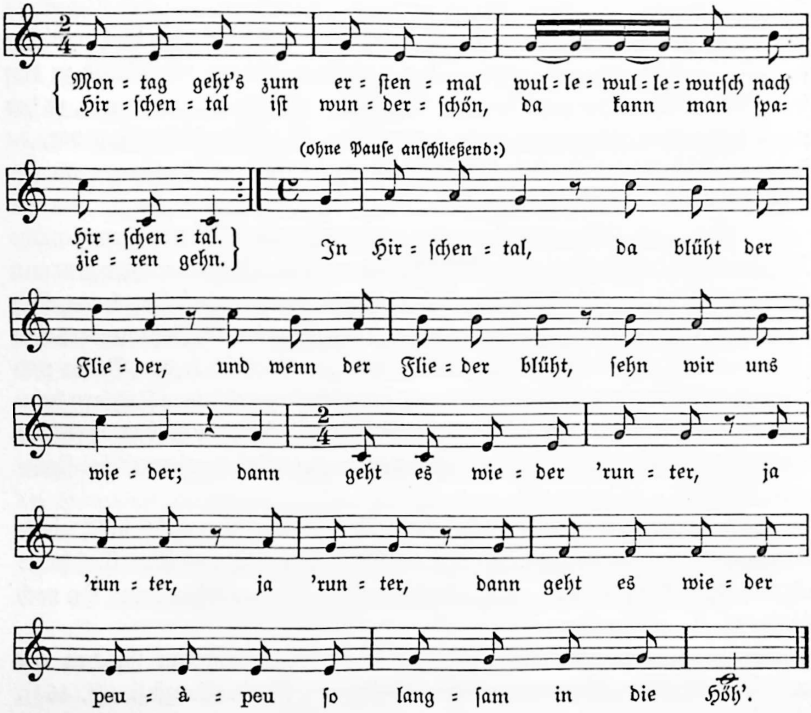
Über den Stadtilmer Schäfertanz mit ſeinem Brauchtum ſprechen wir auf S. 462. Der Kleingeſchwendaer Milchtanz iſt ein Tanzfeſt (S. 464). Beim Gretchentanz in Ruhla gehen die Paare zunächſt im Kreiſe, wobei ſie 3 Verſe ſingen, die Ludwig Storch 1822 verfaßt hat:

„Ich bin dem Gretchen gar zu gut,
Weiß ſelber nicht warum.
Und wenn ſie auch oft böſe tut
Und ſpricht, ich wär' dumm,
So muß ſie doch bei meiner Ehr',
Und wenn ſie noch ſo trotzig wär',
Mit mir im Kreis herum."

Hierauf tanzen die Paare Walzer. Die Muſik ſtammt von dem Ruhlaer Muſiker Berthold Stehmann († 1937). Der „Millionär", bei dem Chaſ-

ſier= und Walzerbewegungen miteinander abwechſeln, erhebt den Anſpruch, etwas ganz Feines zu ſein. Im 19. Jahrhundert wurde noch im Kreiſe Meiningen bei den Zunftfeſten des Schuſterhandwerks der „Schuſterwalzer" aufgeführt.

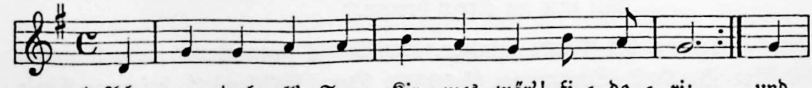
Tanzlied

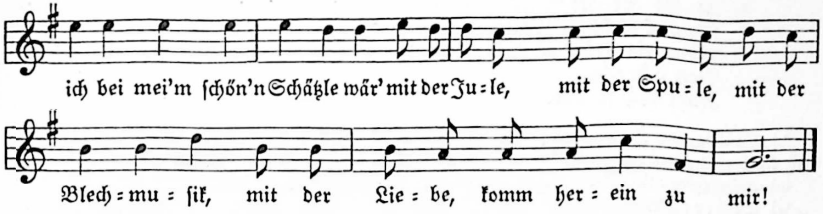


Das Tanzlied wird auf dem Tanzboden zwiſchen 2 Tänzen aufgeführt. Zu dem Lied wird im Gänſemarſch im Achteltempo auf den Fußſpitzen getrippelt, wobei die Hände auf die Schultern des Vordermannes gelegt werden. Bei „'runter" bückt ſich alles, bei „Höh'" ſtreckt ſich alles wieder, immer im Trippelſchritt.

Kirmeslied

(es wird vor und nach der Kirmes geſungen)

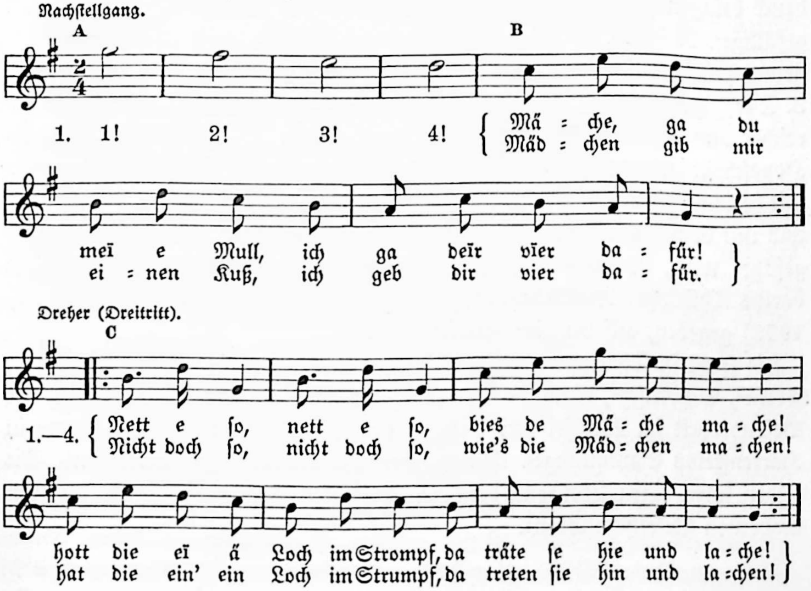




2. Ach, Mutter, ſchaff' mir einen Mann! fideri;
der mir die Zeit vertreiben kann mit der Jule,
mit der Spule uſw.

3. Ach, Kind, du brauchſt noch keinen Mann! fideri;
geh' hin und nimm den Stiefelknecht mit der Jule,
mit der Spule uſw.

Kußtanz aus Kaltenweſtheim/Rhön



2. 2! 3! 4! 5!
Wann en Spiller vierzig biet', do hott er ville Trümpf.
Wenn ein Spieler vierzig biet't, dann hat er viele Trümpf.
Nett e ſo uſw.
Nicht doch ſo uſw.

3. 3! 4! 5! 6!
Wann ä Mäche nünzig wörd, do ies ä rächt all Hex.
Wenn ein Mädchen neunzig wird, dann iſt's 'ne recht alt Hex.
Nett e ſo uſw.
Nicht docht ſo uſw.

4. 4! 5! 6! 7!
Bann ä Mäche Hoïchzich maïcht, do kömmt dös meiſt vom Liebe.
Wenn ein Mädchen Hochzeit macht, dann kommt das meiſt vom Lieben.
Nett e ſo uſw.
Nicht doch ſo uſw.

A) Langſamer Nachſtellgang der Paare nach der Mitte (Burſchen und Mädchen faſſen ſich nach althergebrachter und meiſt noch üblicher Art an) — 4 Schritte!
B) Hüpfender Nachſtellgang nach außen — 4 Schritte!
C) Dreher (Dreitritt).

Der Kreis der augenblicklichen Nichttänzer ſingt die vier Verſe.

In Wünſchenſuhl und Fernbreitenbach bei Eiſenach hat Pfarrer Linſenbarth nach 1925 alte Volkstänze erneuert, die das Dorf mit Freude aufgenommen und mit denen es auch anderswo für die Neubelebung des Volkstanzes gewirkt hat. Den Auftakt bildet der „Bauernmarſch" im $^2/_4$-Takt mit reichen Figuren und abwechſelndem Schritt, der „die Freude zum Ausdruck bringen ſoll, daß ſich nach ſaurer Arbeit die Glieder löſen dürfen im gefälligen Reigen". 2. Der „Schleifer" wird im Schleif- oder Gleitſchritt getanzt, beſchaulich und friſch, mit dem wendiſchen Motiv der Kreiſelfigur. 3. Der „Hüpfländler" iſt dem offenen Rheinländer ähnlich, aber figurenreicher und gemeinſchaftsgebundener, im $^3/_4$-Takt. 4. Der Hüpfer wird im Hopsſchritt getanzt und ähnelt der Polka-Mazurka. 5. Der Springer wird mit beiden Beinen, die geſchloſſen vom Erdboden emporſchnellen, geſprungen und mit dem Hopsſchritt, der auf der Stelle, vorwärts und ſeitwärts ausgeführt wird, verbunden. Eine ausgezeichnete Beſchreibung von „Linſenbarths Thüringer Volkstänzen" hat Heinrich Alexander Winkler (Eiſenach 1928) gegeben, auf die hier verwieſen ſei.

Die ſonſt in Thüringen beliebten Walzer-, Dreher-, $^2/_4$-Takt-, Rutſcher-, Polka-, Schottiſch-, Galopp- oder Rutſcher- oder Hüpfer-Tänze haben ihre Beſonderheit im Wechſel von Geſang und Tanz, weshalb auch mehrere in Hartenſteins Sammlungen thüringiſcher Volkslieder[25] zu finden ſind. Sie bilden ſchon einen Übergang vom gemeinſchaftsgebundenen Volkstanz zum modernen Geſellſchaftstanz.

X. Volksglaube

Alles Brauchtum wird von einem Glauben getragen. Da dieſer Glaube meiſt erſt im Handeln, d. h. in Sitte und Brauch hervortritt und mit ihm aufs engſte verbunden iſt, wird der dabei vorkommende Volksglaube mit dem Brauchtum im Jahreskreis und im Lebenslauf dargeſtellt. Hier findet nur der Glaube ſeine Darſtellung, der ganz allgemein und von Grund auf das Volk im Alltag beſtimmt. Mit der Religion iſt er nicht gleichzuſetzen.

Weite Kreiſe bezeichnen dieſen Glauben als Aberglauben. Zum guten Teil mit Recht. Da aber Aberglaube falſcher Glaube iſt, der zum richtigen im Gegenſatz ſteht, da er zu einer beſtimmten Religion oder Konfeſſion in ein – meiſt negatives – Verhältnis geſetzt wird, ſich damit alſo als ein negativer Begriff erweiſt, ſprechen wir vom Volksglauben und ſehen von voreiligen und höchſt unſicheren Wertungen ab. Die Zugehörigkeit zu einem „Bekenntnis" oder einer beſtimmten wiſſenſchaftlichen Anſchauung ſpielt bei der Äußerung des Volksglaubens keine entſcheidende Rolle.

Wenn auch Volksglaube als kollektiver Glaube einzelner Gruppen und Stände allerlei Beſonderheiten entwickelt hat, ſo iſt er doch nicht ſozial klar abzugrenzen. Er hat ſeine Wurzeln in Empfindungen, die auf ein ſeeliſches Erleben, nicht auf verſtandesmäßige Überlegungen zurückgehen. Und da ſolche Erlebniſſe immer wiederkehren, natürlich in abgewandelter Form, ſtirbt der Volksglaube auch nicht aus und kann nicht ausgerottet werden, wie manche Leute in ihrem erzieheriſchen Aufklärungseifer meinten. Die ſeeliſche Grundhaltung des Volkes iſt, wie man nunmehr erkannt hat, eine weithin gleichbleibende Kraft, und ſo reicht auch manches Glaubensgut von früheſter germaniſcher Vorzeit bis in unſere Tage hinein. Nur die Formen wandeln ſich bei der Fülle der Einflüſſe, denen das Volk zu allen Zeiten immer wieder neu ausgeſetzt iſt, und ſo zeigt ſich heute bei den bäuerlichen, ſtädtiſch-bürgerlichen und induſtriellen Kreiſen ein vielfältiger Volksglaube.

Da der heutige Volksglaube als lebendige Kulturerſcheinung nicht nur als pſychologiſche Tatſache verſtanden und darum aus den ſeeliſchen Gegebenheiten heraus gedeutet werden kann, ſondern da er zum Teil auch eine geſchichtlich gewordene Erſcheinung darſtellt, müſſen wir zum vollen Verſtändnis auf frühere Überlieferungen thüringiſchen Volksglaubens zurückgreifen. Wir gewinnen damit zugleich die Überzeugung, daß der Volksglaube nicht einheitlich geformt iſt, ſondern allerlei fremde Einflüſſe angenommen und verarbeitet hat.

Bei vielem, was das Volk tut, beſonders bei allem, was es trotz alles Strebens nicht erreicht, wird es ſich ſeiner Schwäche und ſeiner Abhängigkeit von anderen Mächten bewußt. Es fühlt, daß ſein Schickſal nicht in ſeiner Hand liegt, ſucht aber die Gründe des menſchlichen Verſagens weniger beim Ich als in außerhalb liegenden Kräften, die das Schickſal beſtimmen, die Glück und Unglück bringen. Getragen von Liebe und Haß, Hoffnung und Furcht, erkennt das gläubige Volk nicht nur Gott, ſondern neben ihm noch eine Reihe von wirkſamen dunklen Kräften an, dies um ſo mehr, als ſie ſich ihm als gute und böſe Mächte offenbaren. Während es das Gute ohne weiteres hinnimmt, beſchäftigt es ſich begreiflicherweiſe viel mehr mit den böſen Kräften.

Zu den böſen Mächten gehört noch immer in Thüringen der Teufel, der freilich nicht mehr dieſelbe gewaltige widergöttliche Rolle ſpielt wie im 16. und 17. Jahrhundert, aber ſich doch entweder in eigener Perſon unter mannigfachen Namen oder in Tieren oder Menſchen, die mit ihm einen Bund geſchloſſen haben, auswirkt. Heute iſt der Glaube an den Teufel ſelbſt beſonders in den an Oberfranken angrenzenden Dorfſchaften des Schleizer Oberlandes lebendig, früher im ganzen Lande. Bei der 2. Kirchenviſitation des thüringiſchen Saalekreiſes im Jahre 1529[1] trafen die Viſitatoren im Amt Arnshaugk bei Neuſtadt an der Orla ein erblindetes Weib, das mit Gottes Hilfe den Teufel zu bannen vorgab. Ihr, die mit ihren Beſchwörungen alles geſtohlene Gut wieder zu beſchaffen verſprach, ſtrömten die Maſſen zu. An den Kurfürſten richtete ſie die Bitte, ihr den gewerbsmäßigen Betrieb des Teufel-Bannens zu geſtatten, zumals da ſie im Intereſſe des öffentlichen Lebens alle Diebe im Amte Arnshaugk zuſammenzubringen hoffte. „Wer nicht an den Teufel glaubt, glaubt auch an keinen Gott", pflegen die Teufelsgläubigen noch heute zu ſagen. Was ſich das Volk heute vom Teufel erzählt, ſei an wenigen Beiſpielen aus Pottiga bei Hirſchberg (Kr. Schleiz) gezeigt. „Es lebte vor einigen Jahren eine Frau. Die hatte ſo viel Geld, daß man nicht wußte, wo ſie es herbrachte. Wenn jemand hinkam und wollte Geld haben, ſo brachte ſie gleich einen Schober. Einmal war ein Stück Pferdeſchwanz dabei. Da ſprach die Frau: Was iſt denn das? Oh, da habe ich mich vergriffen, habe einen Wickel Wolle genommen. Das iſt den Leuten immer ſehr aufgefallen, daß ſie immer ſo viel Geld hatte. Einmal nachts haben ein paar Burſchen zum Fenſter hineingeſchaut. Da kam eine ſchwarze Katze unter dem Ofen hervor. Die wurde immer größer, zuletzt ward es ein Mann mit einem Pferdefuß und Hörnern. Die Frau tanzte mit dem Mann. Das war der Teufel. Jetzt wußten die Leute, wo die Frau immer das Geld her hatte."

„Eine Handelsfrau kam in ein Haus. Da lag ein alter Mann im Bett und

konnte nicht ſterben. Seine Frau holte einen Hahn. Den ſtach ſie ab und gab ihn der Handelsfrau mit. Als ſie zum Ort hinaus war, da ward der Hahn wieder lebendig und flog ihr fortwährend um den Korb herum. Dann konnte der Mann auch ſterben, weil er den Teufel los war."

Man erzählt in dieſen Dörfern weiter, daß der Teufel einen Mann, der ihm nicht gehorchen wollte, aufhuckte und in einem Wald abſetzte. Unterwegs hatte der Mann ſeine Stiefel verloren. Ein andermal ſetzte ſich der Teufel einem Mann als Huckauf auf den Rücken. Als ihn ſeine Angehörigen zu Hauſe fragten, was er auf dem Rücken gehabt habe, antwortete er: „Bei mir hat der Teufel aufgehuckelt. Man ſieht noch die Spuren der Teufelsfüße auf dem Rücken." Wenn die Tür offenſteht, iſt der Teufel dageweſen. Auf die naſſe Türſchwelle zu treten, empfiehlt ſich deswegen nicht (Trebra am Südharz). Viele Teufelsgeſchichten werden auch in Großbartloff bei Heiligenſtadt erzählt. In einem Dorfe bei Eiſenberg erzählte ein Vater ſeinen Kindern folgendes: „Als ich in einer hellen Mondnacht bei offenem Fenſter im Bett lag, kam eine Krähe geflogen. Die war ſo groß wie ein Scheunentor. Als ſie an das Kammerfenſter kam, verwandelte ſie ſich in eine Spinne und kroch über die Bettdecke in mein Naſenloch. Da ſteckt ſie heute noch, denn es drückt mir in der Naſe." Im Saaletal traut man den Teufelsbündnern zu, daß ſie zu gleicher Zeit daheim im Gehöft und auf den Feldern ſein können. Ihnen borgt man nichts, auch nicht ein wenig Salz. Gegen ſie ſtreut man Kümmelkörner auf die Türſchwelle, damit nichts Böſes mehr darüber komme (Marthe Renate Fiſcher, Die kleine Helma Habermann S. 49, 51). Wer das 6. Buch Moſe hat, kann den Teufel nachts um 12 Uhr zur Feuereſſe hinausfahren ſehen. Dem Teufel ſchreibt man nach einer noch im Nordteil des Kreiſes Gotha umlaufenden Sage[2] die Branntweinbrennerei in Nordhauſen zu. Der Teufel war längere Zeit von einem Steinbacher Schwarzkünſtler in einer Buche eingemauert geweſen. Als er ſchließlich in die Hölle zurückkam, traf er nur ſeine Mutter und Großmutter an. Die anderen Bewohner waren in den Himmel ausgewandert. Die Großmutter gab ihm den Rat: „Geh nach Nordhauſen und brenne Branntwein!" Und ſo geſchah es. Die Bauern trinken das Teufelszeug, werden toll und voll und verſchreiben ihre armen Seelen dem Teufel tauſendweiſe. Und die Hölle wurde wieder voll und mußte durch einen neuen Anbau erweitert werden.

Während der Teufelsglaube aber nur vereinzelt auftritt, wird Oſt- und Mittelthüringen nördlich des Thüringer Waldes vom Drachenglauben beherrſcht und zwar vom Glauben an den feurigen Drachen. Wenn es auch möglich iſt, daß dieſer Glaube an die Flügeldrachen, wie W. Bölſche[3] annimmt, in der Erinnerung an die großen Saurier der Vorzeit gründet, ſo iſt er doch ſicher auch ein Ableger des chriſtlichen Teufelsglaubens. Die Prophe-

ten des Alten Teſtaments und die Apokalypſe des Neuen Teſtaments kennen den Drachen als das böſe Prinzip; auch von Johannes von Damaskus (676 bis 780) und dem „Hexenhammer" wird er erwähnt. Wie der Teufel an dem Feuerſtein und dem Geſtank erkenntlich iſt, ſo iſt auch der Drache ſtets ein feuriger.

Was Marthe Renate Fiſcher in ihrem Roman „Die aus dem Drachenhaus" erzählt, iſt dem wirklichen Volksleben im Saaletale und Hexengrunde zwiſchen Orlamünde und Dorndorf abgelauſcht. Vor allem im Holzlande zwiſchen Gera, Stadtroda und Eiſenberg gibt es faſt in allen Dörfern „Drachenhäuſer". Hier wurden 1562 Hans Hopf und ſein Weib und Hans Liebenſtein aus Seifersdorf[4], weil ſie den Drachen hatten, im Amt Eiſenberg gefänglich eingezogen; ebenſo Matthes Liebenſtein und ſein Weib.

In einem Kohlenbergwerksort bei Altenburg, der nur noch von wenigen Bauern, mehr von Grubenarbeitern bewohnt wird, beſuchte eine jüngere Arbeiterfrau im vorigen Jahrzehnt den Lehrer, der das Bein gebrochen hatte. Sie erzählte, daß verſchiedene Perſonen am Vorabend ſeines Unglücks geſehen hatten, wie ein feuriges weißes Pferd an dem Gute vorbei durchs Dorf in den Tagebau gerannt ſei. Im Gute ſei eben der Drache, im Hauſe ginge „es" um und kein Menſch hätte darin Glück. Zum Beweis fügte ſie hinzu: „Sehen Sie, Sie haben das Bein gebrochen, und dem Gemeindevorſteher muß das Bein abgenommen werden. Das hat der Drache getan. Es geht um: der Putz fällt vom Dache."

Der Drache hält ſich entweder in der Feuereſſe oder auf dem Oberboden, auf dem deshalb abends oft Licht zu ſehen iſt, oder in einem Backofen, in einem Schrank, in der Scheune oder dem Stall auf. Man kann ihn ſehen, wenn er als feurige Kugel oder als feuriger Schweif ſich auf einem Hauſe niederläßt oder nachts aus der Feuereſſe hinausfährt. Fährt er zur Eſſe hinein, ſo iſt er ein zutragender, fährt er zur Eſſe hinaus, ein wegtragender Drache. Er ſitzt bei anderen Drachenfamilien auch als Pferd, Hund, Katze, Haſe, Kaninchen oder als großer Vogel im Hofe oder vor dem Stall, er kann auch ſeine Geſtalt verändern. Sein Rumpeln haben viele auf der Treppe nachts gehört. Er muß von den Drachenhaltern mit Hirſe oder Milch gefüttert werden, wenn er Glück und Reichtum bringen ſoll. Er ſchafft alle notwendigen Lebensmittel herbei, vor allem Getreide, gibt Kuchen, Mittageſſen, Eier, Milch. In Berga a. d. Elſter[5] erzählte ein Arbeiter, als Lehrling habe er auf einem Bau gearbeitet und für ſeinen Meiſter oft in einem nahen Laden einkaufen müſſen. Da fiel ihm auf, daß der Meiſter ihm immer paſſendes Geld gab. Auf Befragen erfuhr er, daß der Ladenbeſitzer den Drachen habe, und das Geld, das er ihm zurückgäbe, hole der Drache wieder. Einmal aber hatte der Meiſter nicht paſſendes Geld, und der Lehrling be-

kam einen Zweier heraus. Den taten die Arbeiter in ein Glas und banden es zu. Als es mittags 12 Uhr geſchlagen hatte, fing der Zweier im Glas darin wie toll herumzutanzen. Wer ein Geſangbuch auf das Glas legt, ſichert ſich das Geld beſſer. – Der Drachenfamilie etwas von ihrem Reichtum zu nehmen oder ihr gehörige Früchte zu ſtehlen, iſt höchſt gefährlich. Die es taten, bekamen Läuſe angehext, oder wenn ſie auf dem Apfelbaume ſtanden, wurden ſie plötzlich in dieſer heiklen Lage „feſtgemacht" (gebannt). Schenkt einem eine alte Frau etwas, ſo muß man vorſichtig ſein und das Geſchenkte erſt in der Weiſe prüfen, daß man es einem Hunde hinwirft. Will er es faſſen, ſo beſteht keine Gefahr, verweigert er es, ſo hat die Frau den Drachen. Kleine Hühnereier, beſonders die ohne Schale, wirft man als „Drachenеier", die Unglück bedeuten, rückwärts übers Dach (Holzland bei Stadtroda, Kr. Saalfeld, Trebra am Südharz).

Iſt der Drache ein guter Hausgeiſt, ſo nennt man ihn an manchen Orten Hänschen oder Mätzchen oder Gubbelchen, d. h. Kobold, oder Steppchen (Chriſtophchen) im nördlichen Kreis Gotha, Sondershauſen, im Eichsfeld, oder Heckmännchen oder Bübchen. Da dieſe Namen beſonders als Rufnamen gebraucht werden, iſt anzunehmen, daß man nach einem ungefährlichen Erſatz ſuchte, da man den Teufel ja nicht an die Wand malen ſoll; denn „wenn man den Teufel nennt, kommt er gleich gerennt"! Darum ſpricht man von ihm in Thüringen häufig nur als von dem „Leibhaftigen" oder dem „Gottſeibeiuns", in Südthüringen früher vom „Bües"[6]. Knechte und Mägde haben ihre Herrin oft belauſcht, wenn ſie mit dem Drachen ſprach und in den Backofen hineinrief: „Bübchen, leg Eier!" oder „Bring Geld!" oder „Gubbelchen, ich habe Hunger." In W. ging eine Bauernfrau abends zur Nachbarin. Vor 12 Uhr trat ſie den Heimweg an, da ſie daheim einen Hausgeiſt Hänschen hatte. Der hatte alle Tage für friſche Brötchen zu ſorgen. Die Magd mußte oft haushalten. So ging die Bäuerin wieder einmal zum Schwatz, während die Magd wachte. Sie hatte aber ihren Schatz dazu beſtellt. Die Bauernfrau kehrte jedoch eher zurück, noch bevor der Schatz die Küche verlaſſen hatte, ſo daß ſich der Liebhaber im Backofen verſtecken mußte. Die Magd ging, die Bäuerin rief ihrem Hausgeiſt zu: „Hänschen, Hänschen, gäck lauter weißen Täg (Teig)!" Hänschen kam, ſtutzte und ſagte: „Nee, 's guckt." So ging der Wortwechſel zweimal noch. Da ſagte Hänschen: „Bäuerin, guck, dort guckt's" und verſchwand für immer. Die Bäuerin holte den Schatz der Magd aus dem Backofen hervor. Friſche Semmeln gibt's ſeitdem nicht mehr im Hauſe.

„In Neuenbau (Kr. Sonneberg) lebte um 1910 ein Mann, der jedes Jahr mit ſeinem Freunde bei einer Frau Heu mitmachte. Als der Mittag kam, glaubten die beiden Männer kaum Mittageſſen zu bekommen, denn die

Frau wollte nicht nach Hauſe gehen, um zu kochen. Fünf Minuten vor 12 Uhr verließ ſie die Wieſe, und fünf Minuten ſpäter bekamen die Freunde das beſte Eſſen vorgeſetzt. So ging es einige Tage, bis die beiden einmal nachſchlichen, um ſich Aufklärung zu verſchaffen. Durch ein Loch in die Küche lugend, hörten ſie die Frau einen Geiſt anrufen. Dieſer aber hatte die beiden bemerkt und wollte nichts hergeben. Die Frau wurde zuletzt ärgerlich, und der Geiſt mußte gehorchen. Am ſelben Tage ſollte es Pflaumenmus geben, aber die Pflaumen waren gekochte Mäuſe." Schon 1675 wurde nach dem Römhilder Centgerichtsprotokoll[7] vom 24. Juli Lorenz Nenninger von Mendehauſen beſchuldigt, „ein klein Mennigen" zu haben, das ihm zutrüge. Was der Drache den Drachenhaltern zubringt, holt er natürlich einem anderen, beſonders den Nachbarn, weg. Wer den Drachen hat, hat immer Glück. Die Frau in E. (Kr. Saalfeld), die den Drachen hat, trägt z. B. auf den Markt die beſten Erzeugniſſe an Butter, Käſe, Eiern, Gemüſe. Die andere findet im Walde die beſten Plätze beim Pilz- und Beerenſuchen. Erkenntlich ſind die männlichen Drachenhalter an der Gewohnheit, die rechte Hand zuſammengeballt in der Taſche zu tragen. Leuten, die den Drachen haben, darf man nie mit „ja" oder „nein" antworten; täte man es dreimal hintereinander, ſo käme man in ihre Gewalt oder ließe ſich wenigſtens von ihnen einen Taler nehmen! Darum antwortet man in den Drachenorten verdächtigen Perſonen mit Wendungen wie „'s kann ſchun ſei" oder „ſ'as ja ſu" oder „Das glob ich nich" oder „Da will ich die Wahl ha".

Wie den Drachen einer beim Tode des Drachenhalters oder durch Einheirat in ein Drachenhaus übernimmt oder durch Blutunterſchrift vom Teufel erhält oder durch Anſchaffung eines Zauberbuches, vor allem des 6. und 7. Buches Moſes, ſo kann er ihn auch nur wieder loswerden, wenn er ihn auf andere vererbt. Sonſt dreht ihm der Teufel das Genick um. Die Drachenhalter können ſehr ſchwer ſterben, wenn ihnen keiner den Drachen abgenommen hat. Um ihnen das Sterben zu erleichtern, legt man ſie auf den Düngerhaufen oder bringt wenigſtens etwas Miſt unter das Kopfkiſſen im Bett.

Wie iſt ſolcher Drachenglaube zu erklären?

In bäuerlichen Kreiſen iſt alles Denken und Tun auf das Vorwärtskommen in Feld und Stall gerichtet. Gedeihen Kühe und Schweine und die Feldfrüchte des lieben Nachbarn beſſer, ſo kann es nicht mit rechten Dingen zugehen. Man arbeitet ja auch ſo viel wie der andere, die geiſtige Überlegenheit, die vorteilhafte Ausnutzung des Bodens, die beſſere Pflege des Viehs und die größere Organiſationsfähigkeit überſieht man beim Nachbar ganz ſelbſtverſtändlich. Marthe Renate Fiſcher (Die kleine Selma Habermann, S. 54) ſieht mit Recht in all dem Teufelswerk und im Drachenglauben „ein Ausflußrohr für allerlei üble Geſinnungen, den Neid z. B. und die Feig-

heit, mit ihrer geſamten hündiſchen, ſtinkenden Brut, dem Haß, dem Geiz, dem Eigennutz, der Lüge und Verleumdung. Und iſt doch zugleich das taſtende Suchen der unerfüllten Sehnſucht ins 770mal Verſiegelte des Jenſeitigen".

Sicher iſt, daß der Glaube an Teufel und Drachen in Thüringen bei den jüngeren Menſchen im Schwinden begriffen iſt, daß er mit dem Tode des alten Drachenhalters oder auch mit dem Verkauf des Hauſes (Niederröblingen) nicht mehr geſehen wird. Aber in etwas abgelegenen Dörfern bricht er von Zeit zu Zeit, wie allein aus den Gerichtsverhandlungen des letzten Jahrzehnts erſichtlich wird, bei beſonderen Anläſſen doch immer wieder mächtig auf, ſo daß an ein Ausſterben nicht ſo ſchnell zu denken iſt. Nur gewichtige Feſtſtellungen können wenigſtens für eine Spanne Zeit den Glauben an den feurigen Drachen erſchüttern. In einem Dorfe zwiſchen Triptis und Zeulenroda wurde wiederholt von vielen Bauern geſehen, wie der Drache als feuriges Weſen aus der Eſſe fuhr. Der Beſitzer des Hauſes mußte danach den Drachen haben. Eines Tages wurde der alte, ganz krumm gebaute und mit einem Knick verſehene Schornſtein eingeriſſen und ein geradlinig aufgerichteter neu gebaut. Die Erſcheinungen hörten damit vollſtändig auf. An dem vorſpringenden Knick hatte ſich nämlich der Ruß gefangen, war von Zeit zu Zeit angebrannt und als Feuergarbe zur Eſſe hinausgefahren. Der Drache war als feurige Erſcheinung ſeines geheimnisvollen Schleiers entkleidet.

Natürlich werden die wenigſten zugeben, daß ſie vom Drachenglauben befangen ſind; ſie glauben daran, auch wenn ſie darüber witzeln und ſich an Neckereien beteiligen, wie es Auguſt Ludwig in ſeinem unterhaltſamen Büchlein „Quatſchenkuchen und andere Thüringerſpeiſe", S. 88, beleuchtet: „Ich habe einmal einen Mann in einem Dorfe, in dem es Drachen geben ſollte und das nur 19 Wohnhäuſer hat, gefragt: Wieviel habt ihr denn Hausdrachen? Er antwortete: Siebzehn. Auf meine ſcherzhafte Bemerkung: Aber ihr habt doch 19 Häuſer, entgegnete er mit verſchmitztem Lächeln: Ja, aber in zwei Hofraithen hauſen Junggeſellen." Und ſchon früher hat es offenbar ſolche Schlaumeier gegeben, die mit der Dummheit ihrer Mitmenſchen rechneten, wie eine Erzählung aus Effelder (Kr. Sonneberg) beweiſt: „Vor mehr als 200 Jahren lebte hier auf dem Hügelgut ein Bauer Claus Schweſinger; in deſſen Hauſe war alles verkauft. Aber er verkaufte jährlich viel Getreide, ja mehr, als er baute. Wenn man ihn fragte, wie er ſo viel Getreide verkaufen könne, pflegte er zu antworten: Ich habe einen guten Beſen, mit dem kehre ich alles auf dem Boden zuſammen. Heute ſagt man noch von Leuten, die viel ihnen nicht gehöriges Gut zuſammentragen: Er muß des Hügel-Claſen Beſen haben!"

Die mittelalterliche Lehre, daß der Teufel mancherlei Geſtalt annehme

und als Menſch unter Menſchen verkehren könne, führte weiter zum Hexenglauben und zu den Hexenprozeſſen. Der letzte Hexenprozeß in Thüringen wurde in den Jahren 1708–1710 geführt, in dem Schöppenſtuhl und juriſtiſche und mediziniſche Fakultät in Jena eine ungeheuerliche Entſcheidung fällten, obwohl ſich ſchon der Erfurter Profeſſor der Theologie Johann Matthäus Meyfarth während des Dreißigjährigen Krieges als einer der erſten gegen den Hexenglauben und die Hexenverfolgung gewandt hatte. In Würzburg wurde 1749 noch eine Nonne als Hexe verbrannt. Tauſende von Menſchen mußten bei einer ſolch ſchweren Verirrung des menſchlichen Geiſtes ihr Leben laſſen. In den Jahren 1597–1676 wurden allein in den Amtern Schleuſingen, Meiningen, Waſungen und Friedelshauſen 197, in Suhl 38 Hexen verbrannt, im Jahre 1622 wegen der erkrankten, angeblich verhexten 16jährigen Tochter des Schultheißen in Suhl 11 Hexen verbrannt[8]. Nur durch die Marterwerkzeuge wurden die Frauen meiſtens zu „Geſtändniſſen" gezwungen, wie 1705 die in Großrudeſtedt (Kr. Weimar) mit dem Schwerte hingerichtete Witwe Anna Martha Hausburg. Die Erkenntnis des Schöppenſtuhls in Jena lautete: „Da die Hausburg geſtanden, Hexerei getrieben, Umgang mit dem Teufel Johannes gehabt, Hexentänzen beigewohnt, dem Wirtskinde die böſen Dinger angemacht und das dadurch geſterbt, deſſen älteſten Sohn bezaubert, Dörfelskuh die Milch genommen, Hans Krotzens Kind lahm gemacht, Enkens Kind todt gezaubert, Chriſtian Webers Frau die Milch entzogen, der Gänshirtin Ungeziefer gemacht zu haben...[9]." Die gleichen Anſchuldigungen werden auch heute noch in thüringiſchen Dörfern gegen Hexen erhoben. Als Hexentanzplätze galten früher in Thüringen der Hörſelberg, Inſelsberg, Heuberg bei Friedrichroda, der Pleß und die Waldhöhe beim Hundsbaum am Solaberg in der Nähe von Poppenwind bei Hildburghauſen.

Als Hexen ſind alte Frauen erkenntlich, die rückwärts die Treppe heruntergehen und deswegen auch früher dem Richter rückwärts vorgeführt wurden. Sie machen ſich als ſolche verdächtig, wenn ſie ihre Frage ſo ſtellen, daß man ja ſagen muß, und die einen nach dreimaligem Ja in ihre Gewalt zwingen (Erfurt); die an beſtimmten Tagen ins Haus kommen, um etwas zu borgen; die zu einem Anfang im Leben oder in der Arbeit, d. h. nach einer Geburt oder beim Neubau eines Hauſes oder Stalles erſcheinen. Beim Fortgehen wechſeln ſie die Schuhe oder ſetzen ſich an die Ecke des Tiſches, vielfach gehen ſie nur bis zur Türſchwelle (Venzka, Kr. Schleiz). Meiſt ſind ſie rothaarig und fallen durch ſchielende oder entzündete Augen, durch Schnurrbart oder zuſammengewachſene Augenbrauen oder durch öfter zerkratzte Geſichter auf. Sie können die Geſtalt eines Huhnes (Stützerbach, Kr. Ilmenau), einer Katze oder eines Wirbelwindes annehmen. In E. (Kr. Saalfeld)

wurde folgende Geſchichte erzählt: Die Heuernte war gekommen. Auf den Wieſen beſchien die untergehende Abendſonne die fertigen Schober. Ein drückend ſchwüler Nachmittag mit heißer Arbeit ging ſeinem Ende entgegen. Da – über das Wieſental herunter fährt von Wieſe zu Wieſe ein Wirbelwind, der die fertigen Schober turmhoch in die Luft hebt und zerſtreut. „Ach Gott, ach Gott", ſchreit das Kind. Aber die alte Großmutter ruft den alten Beſchwörungsſpruch: „Hexe, Hexe, Kuhſcheiße!" Ein Wirbelwind heißt noch heute wegen der Ähnlichkeit mit dem geringelten Schweineſchwänzchen nördlich von Gotha und Eiſenach „Säuzahl" (Sau-Zagel = Sauſchwanz) oder Teufelszahl! Am Montag und Freitag muß man ſich am meiſten vor den Hexen hüten. Dieſe Tage ſind für ſie frei, und ihre Macht iſt an ihnen verſtärkt. Zur Abwehr gegen die Hexen hängt man Beſchreikraut, Dorant (Marrubium vulg.) und Doſten (Origanum vulg.) (Ratſcher bei Schleuſingen) oder Baldrian über die Tür (Roda bei Ilmenau) oder Kräuterſäckchen über die Stalltür (Günthersleben bei Gotha), wo auch drei Kreuze angeſchrieben werden (Kraftsdorf bei Gera). Legt man einen Beſen quer über die Türſchwelle oder die aufgeſchnittene Seite des Brotes auf dem Tiſch nach der Tür zu, ſo vermag die Hexe nicht über die Schwelle zu gehen; ebenſowenig, wenn man den Beſen mit dem ſtarken Ende oder die Ofengabel mit der eiſernen Spitze aufwärts ſtellt. In Frauenwald bei Schleuſingen werden Nadeln ins Holz geſteckt, um der Hexe Schmerzen zu verurſachen. Darum muß ſie in der Nacht wandern. Haſelnußgerten, vor Sonnenaufgang geſchnitten, vertreiben ihren Einfluß; auch Salz oder Queckſilber unter der Türſchwelle gelten als gute Schutzmittel gegen Hexen (Geraberg bei Arnſtadt).

Schwerkranke, die als verhext gelten, werden nachts in der Stube mit ſiebenerlei Holz geräuchert. Dabei betritt die Hexe das Haus und fragt den Kranken, ob er geſund ſei (Kindelbrück bei Weißenſee, Kleinbrüchter bei Sondershauſen). Es gibt hier Leute, die feſt daran glauben und das ausprobiert haben wollen. In Stützerbach bei Ilmenau werden die Hexen, die einem etwas Böſes getan haben, ſogar durch Kochen der „Stecknadelbrüh" ans oder ins Haus gerufen! Angehexte Läuſe oder Flöhe tut man in einen Federkiel, verſchließt ſeine beide Enden und befeſtigt ihn am Pendel der Uhr, an der ſog. „Unruhe". Dadurch verliert auch die Hexe ihre Ruhe und klopft am Hauſe, wo ſie allerdings nicht eingelaſſen werden darf. Ein verhextes Kind, das zur beſtimmten Zeit ſchreit oder ſich nicht entwickeln will, ſoll man vor Sonnenaufgang ins fließende Waſſer, der Strömung entgegen, legen (Kleinballhauſen bei Weißenſee). Von den verhexten Tieren, die verendet ſind, hängt man „das Gehänge", d. h. Herz und Lunge, in den Schornſtein (Berteroda bei Eiſenach, Geraberg bei Arnſtadt) oder als Vergeltungs-

maßnahme gegen die Hexen, die dann auch geräuchert werden und einſchrumpfen, dreizehigen Knoblauch in die Feuereſſe (Benshauſen bei Suhl). Um nicht verhext zu werden, zieht man Hemd und Strümpfe umgekehrt an (Gefell i. V.). Gehen Hexen an einem vorüber, ſchlägt man den Daumen ein (Kaltenweſtheim/Rhön, Steinbach-Hallenberg).

Alte Frauen, die als Hexen verdächtigt werden, müſſen auch heute noch ſchwer unter dem ablehnenden Verhalten ihrer Mitmenſchen leiden. Denn dieſe meiden den Umgang mit ihnen. Wollen ſie ein Geſpräch anknüpfen, ſo antwortet man ihnen nicht oder ſpricht ſtill für ſich: „Leck mich dreimal kreuzweiſe im A...!" (Ballſtädt bei Gotha) oder „Hex, Hex, Querfuß – daß dem Teufel ſeine Sache nichts werden muß", worauf man dreimal kräftig ausſpuckt (Biberſchlag bei Hildburghauſen).

Die Frauen dürfen früh nicht in den Stall gehen. Geborgt wird einer Hexe grundſätzlich nichts. Begegnet beim Anſpannen eine alte Frau, ſo muß die Kuh zurück in den Stall, kann aber dann wieder angeſpannt werden (Steinheid, Thüringer Wald). Aus B. (Kr. Schleuſingen) wurde mir berichtet: Vor noch nicht allzu langer Zeit ſchlug man in der Mitternachtsſtunde mit Backäſten, die im Backhaus verbrannt werden, in den Dorfbach und wollte damit der Hexe in der gleichen Weiſe zu Leibe gehen. – Ein Kind war verhext. Als ein Teil von ihm wurden abgeſchnittene Haare und Fingernägel in einem irdenen Topfe in die Feuereſſe gehängt. Dort fand ihn der Schornſteinfeger. Milbitz bei Teichel heißt heute noch „Hexenmilbitz" im Volksmund, zum Unterſchied von Milbitz bei Rottenbach; Rockhauſen bei Arnſtadt „Hexenrukſen". In Großbraunshain bei Gera hatte eine bucklige Frau zum zweiten Male geheiratet, und zwar einen rüſtigen und kerngeſunden Mann. Der bekam ſchmerzhafte Anfälle, die ihn im Bett herumwarfen und ihn ſehr ſchwächten. Er drohte ihnen zu erliegen. Die Ärzte ſtanden vor einem Rätſel. Der Kranke machte ſein Teſtament, wurde aber nach monatelanger Krankheit ebenſo überraſchend und unerklärlich, wie er krank geworden war, wieder geſund. Von der Frau, der man nicht viel Gutes zutraute, wurde allen Ernſtes behauptet, ſie habe ihrem Manne dieſe eigenartige Krankheit angehext. In Weingarten bei Gotha war bei einem Bauer ein Stück Vieh erkrankt. Da es nicht fraß, lag Verhextſein nahe. Der Bauer ging zu einem weiſen Mann, der ihm ſagte: Ihr Vieh iſt verhext. Paſſen Sie auf, wer an dem ... Tage zuerſt früh zu Ihnen kommt! Das iſt die Hexe. Verhauen Sie dann eine Katze und ſprechen Sie den Namen der Hexe dabei! Der Mann machte es. Als nun nach einiger Zeit die Frau, die an jenem Morgen zuerſt das Gehöft betreten hatte, krank wurde, war es „ausgemachte Tatſache", daß die Krankheit eine Folge der Katzenſchläge und die Frau eine Hexe ſei. – In Kirchheim bei Erfurt will ein Mäher auf die Wieſe zum

Mähen gehen und holt ſich im Gaſthaus eine Flaſche Bier. Unterwegs ſpricht ihn eine als Hexe verſchriene Frau an: „Laß mich mal trinken!“ Er: „Wo denkſt du hin, das will ich beim Mähen trinken!“ Sie: „Na, da ſollſt du deine Flaſche nicht bis auf die Wieſe bringen!“ Tatſächlich, ſie fällt ihm unterwegs aus der Hand und zerbricht. Die Hexe hatte das Pech heraufbeſchworen. Unzählig ſind die im Thüringer Landvolke umlaufenden Hexengeſchichten. Auch im thüringiſchen Kinderreim und Kinderſpiel lebt das Hexenunweſen. In Lindenberg bei Sonneberg rufen den Konfirmanden beim Heimweg vom Unterricht die nicht die Konfirmandenſtunde beſuchenden Kinder zu: „Pfarrfuchs feuerrot – mach die alten Hexen tot!“, und in einigen Dörfern ſpielen die Kinder ſogar ein Hexenſpiel. An vielen Orten hütet man ſich wohlweislich, ebenſowenig wie vom Teufel von einer Hexe zu ſprechen, zumindeſt verwendet man das Wort mit größter Vorſicht. Meiſt ſpricht man von ihr als einem namenloſen Weſen: „Eins hat dem Kinde oder der Kuh etwas angetan.“ Man vermeidet es alſo, von Zauberei zu reden, und begnügt ſich mit dem formal-neutralen „Antun“. Häufiger iſt vom Hexenmeiſter die Rede.

Außer den Drachen und Kobolden bevölkert das Thüringer Landvolk Haus und Feld noch mit anderen Geiſtern, wenn auch lange nicht mehr in dem Maße wie vor 150 Jahren. Viele Geſtalten, die damals in Wald und Feld, an Quellen und in Wäldern lebten, lernt die Jugend heute meiſt nur aus den Sagenbüchern kennen. Die freundlich helfenden ſind faſt alle dahingegangen, nur die dunklen und gefährlichen ſpuken noch im Leben der alten Leute herum. Geiſter und Geſpenſter ſehen allerdings, wie man erzählt, nicht alle Menſchen, ſicher aber die, die am „Güldenen Sonntag“ geboren ſind, d. h. an einem Sonntag, der dem Quatember vorausgegangen iſt. Von ihnen werden die Menſchen häufig geneckt (Heinersdorf bei Sonneberg). Noch geht es an den Kreuzwegen um. Feurige Tiere, Männer ohne Kopf laſſen ſich dort ſehen (Hermsdorf bei Stadtroda). Grenzſteinrückern, die ſich ſo ſchwer am Eigentum des Nachbarn verſündigt haben, wächſt die Hand aus dem Grabe (Stanau bei Neuſtadt a. d. Orla). Die Huckaufs oder Alpe, die ſich dem Schläfer auf die Bruſt werfen und ihm den Atem verſetzen, die im Saaletale als „Bettzaierle und Trottenköpfe“ bezeichnet werden (M. R. Fiſcher, Die kleine Selma Habermann, S. 186), plagen vor allem ältere Leute. Die jüngeren erklären den Alpdruck mit Schuldbewußtſein oder ganz verſtandesmäßig mit zu vollem Magen (Leina bei Gotha). Gegen das Mahrdrücken (Elettenberg bei Nordhauſen) ſuchen ſich die alten Leute in der Grafſchaft Hohenſtein dadurch zu ſchützen, daß ſie im Bett die Beine kreuzweiſe übereinanderlegen oder ihre Schuhe unters Bett mit den Spitzen nach außen ſtellen (Kehmſtedt bei Nordhauſen). Läßt ſich das Erdkluckelchen (Erd-

henne) hören, ſo kündet es Unglück an. Noch beſteht der Glaube, daß Flüſſe und Seen, z. B. Saale, Werra, Unſtrut, der Salzunger See u. a., jedes Jahr ihr Opfer fordern. Weißgekleidete Jungfräulein, oft zu dritt, laſſen ſich noch ab und zu an Ruinen im Wald und an Waſſern und Quellen ſehen. Meiſtens warnen aber nur Mütter ihre Kinder mit den Waſſernixen vor dem tiefen Mühlgraben und dem Fluß: „Geh nicht hin, der Waſſernix zieht dich ſonſt nein, und du mußt erſaufe.“ Das Werfen mit Steinen ins Waſſer verbietet man den Kindern mit den Worten: „Du wirfſt ja dem Nix ſeine Kinder tot!“ Bringt das Elſterwaſſer viel Schaum, ſo ſagt man: „Die Nixen waſchen“ (Wünſchendorf a. d. Elſter).

Auch der Binſenſchnitter, entſtanden aus Bilwis-Schnitter, geht noch im hohen Getreide um und zieht darin ſeine Bahnen. Unmittelbar über dem Boden abgemäht liegen die Getreidehalme. Ein Weg, kaum 10 cm breit, zieht ſich ins Kornfeld ſchnurgerade fort, noch weiter ins Nachbarfeld hinein. Die Jüngeren ſagen, es ſeien Haſen oder Hirſche geweſen, die beim Wechſeln der Felder die ſchmalen Streifen im Getreidefelde verurſacht haben; aber die alten Bauern wollen es nicht glauben. Sie wiſſen es beſſer: Der Binſenſchnitter hat hier gehauſt. Im Wogen des Getreides kann man ihn oft durch die Felder eilen, flüchten ſehen. Zur Stütze ihres Glaubens weiſen ſie darauf hin, daß an den abgetrennten Stellen Halm und Stoppel vielfach geſchwärzt erſcheinen. Alſo ohne Zweifel iſt der Binſenſchnitter nachts auf ſchwarzem Bocke, mit einer Sichel an dem einen Fuße, durchgeritten und hat im Ritt noch die Halme niedergemäht. Wer ſo einen Binſenſchnitter ſieht, muß darauf achten, vor ihm und von ihm unbeachtet an ein Waſſer zu kommen und die Hände zu waſchen, ſonſt muß er ſterben, während der Binſenſchnitter am Leben bleibt (Triptis und ähnlich Sigismund I, 96 für das obere Schwarzatal).

Ebenſowenig, wie ſich das wohl ſlawiſche Wort ſicher erklären läßt (pilitj = ſägen, mit einem ſtumpfen Werkzeug ſchneiden! Piltſchik-Säger), war es trotz vielfacher Bemühungen nicht gelungen, eine ſichere Deutung für den unheimlichen Vorgang zu finden. Sonderbarerweiſe zeigte ſich ja in den friſchen Bilwisſchnitten nie eine Spur des Bockreiters. Im Jahre 1932 iſt nun die Löſung in Oberbayern gelungen. Ein geprüfter Wünſchelrutengänger beſtätigte, was einige ſchon früher vermutet hatten, als ſie den Blitz für den Durchſchnitt der Ähren verantwortlich machen wollten. Die naſſen Getreidefelder, ſo vermuteten ſie, müßten den Blitz ebenſo wie große Waſſerflächen anziehen, und die geſchwärzten Halmenden könnten nur von ihm herrühren. Als ſich der Rutengänger dem Durchſchnitt näherte, gab es kräftige Ausſchläge, und das blieb ſo im ganzen Bilwisſchnitt, auch mit verbundenen Augen. Der Bilwisgang zieht meiſt in gerader Linie einer unterirdiſchen

Waſſerader nach, die in verhältnismäßig geringer Tiefe dahinfließt. Der Einſchlag des Blitzes erfolgt immer an einer Kreuzungsſtelle der Waſſerläufe, allerdings ohne irgendwelche erkennbare Spuren, und ſtrahlt von hier nach vier Seiten aus. Der Blitz folgt einer großen Längsader; ſeine Kraft verſagt aber bei den Nebenadern und Kreuzungen ſchnell, meiſt nach 2–3 m. Er mäht meiſt hart über dem Boden die Halme ſchräg ab. So hat die alte Wünſchelrute den Bilwis entlarvt und eine alte Glaubensvorſtellung des Volkes zerſtört[10]. Es ſei daran erinnert, daß Guſtav Schröer den Volksglauben vom Binſenſchnitter in ſeinen Roman „Der Heilige vom Binſenhof" verwoben hat.

Übrigens wurde die Wünſchelrute, von Meſſingdraht gemacht, vor 100 Jahren in Thüringen getauft, damit ſie wirkſam werde. Wenn dem Metalldraht die nötige Form gegeben war, ging man an einem Karfreitag vor Sonnenaufgang zu einer Quelle oder einem oſtwärts fließenden Bach, ſchöpfte mit hohler Hand Waſſer und taufte damit die Rute, wobei die erſten drei Verſe des 1. Kapitels aus dem Johannes-Evangelium geſprochen wurden. Gleich nach der Taufe ſollte die Rute ihre Kraft äußern[11].

Nur Reſte vom Geiſterglauben ſind heute bei den Thüringern feſtſtellbar, wenn auch bei Zuſammenkünften beſonders in ſtürmiſchen Nächten im Thüringer Wald und im Holzland bei Stadtroda noch viel davon erzählt wird. Aber dieſe Erzählungen laſſen doch meiſtens erkennen, daß es ſich um frühere Vorkommniſſe und Erlebniſſe handelt. Das frühere Glaubensgut hat zuallermeiſt ſeinen Niederſchlag in den Sagen gefunden, in denen nicht nur vom Teufel und Drachen, von Alpen und Mahren, ſondern auch von Zwergen und Bergmännchen, Kobolden und Futtermännchen, Holzweibchen und -männchen und Mooskindchen, Nixen und Otterkönigen, geſpenſtiſchen Tieren, Feuermännern und Irrlichtern, Schatzgräbern und Zauberjägern und allerlei Spuk berichtet wird, wie in Paul Quenſels Thüringer Sagen nachzuleſen iſt.

Menſchen, die über die Gabe verfügen, zukünftige Ereigniſſe vorzuſchauen, wie es die „Spökenkieker" in Niederdeutſchland tun, gibt es in Thüringen nicht. Nur von einem Manne, der nachweislich vor dem Hauſe, in dem ein Todesfall eintrat, ſchon ſehr oft im Traume einen Leichenzug ſah, iſt mir Kunde geworden (Gefell i. V.). Wenn Fleiſcher nicht wiſſen, wohin ſie gehen ſollen, um gute Geſchäfte beim Viehkauf zu machen, werfen ſie noch ab und zu nach altem Brauch am Kreuzweg ihren Stock. Wohin die Spitze zeigt, dahin gehen ſie (Kirchheim bei Erfurt). Von den alten Jungfern glaubt man ſüdlich des Harzes (Bleicherode), ſie müßten die Fröſche über den Harz treiben oder die Löwenburg ſcheuern, wozu ihnen die Hageſtolze das Waſſer zutrügen.

Beſtimmten Männern traut man noch immer die Fähigkeit zu, einen ſie ſchädigenden Menſchen „feſtzumachen", d. h. an einer Stelle feſtzubannen. Gegen Felddiebſtahl wendet man, wenn man das Feld beſtellt und umſchritten hat, folgenden Bannſpruch an: „Peter bind, Peter bind, mit liebender Hand, mit Gottes Pfand; alles, was da kommt zu ſtehlen, das ſoll ſtehen wie der Tod an ſeinem Pfahl und ſich nicht regen und die Sternlein im Himmel zählen, die da auf- und niedergehen. Im Namen †††." Im Hexengrunde zwiſchen Zeutſch und Dorndorf bei Orlamünde glaubt man, der Dieb würde eine böſe Plage dafür heimtragen, nämlich Läuſe. Die Diebesſpur im Sand oder ſonſt in der Erde bindet man in ein Tuch und hängt dieſes in die Feueresſe, damit der Dieb ebenſo wie das Tuch mit der Spur zuſammenſchrumpfe und erſcheine – oder zugrunde gehe (Breitenbach bei Schleuſingen, Kleinballhauſen bei Weißenſee). Freilich Holzdiebſtahl, Wildern und Fiſchfang wurde lange Zeit von den Thüringern nicht als „Sünde", als unzuläſſiges Vergehen angeſehen. „Holzmauſen iſt kein Diebſtahl" und „Holz und Unglück wächſt alle Tage", hört man ſehr oft bei den Leuten, die am Walde wohnen. „Die paar Stengelchen, die er gebraucht, wachſen für den armen Mann alle Tage" (M. R. Fiſcher, Das Patenkind, S. 333). Wollen ſie ſich vor dem Erwiſchtwerden ſichern, treten ſie hinter die Tür und beten einen Zauberſpruch, der ſie unſichtbar macht: „Hinter mir Nacht und vor mir Tag, daß mich niemand ſehen mag. Im Namen..." oder den Spruch von der heiligen Dreifaltigkeit:

„Jetzt gehe ich in Gottes Geleit,
Behüte mich Gott, die heilige Dreifaltigkeit.
Jeſus Chriſtus, ſtarker Mann,
Wer ſtärker als Gott und die heiligen drei Perſonen,
Der komm her und greif mich an.
Im Namen..." (M. R. Fiſcher, Das Patenkind, S. 333.)

Anderwärts wieder, z. B. in Niederpöllnitz bei Gera, wird empfohlen, während des Heiligabendläutens zu Weihnachten Schürzen zu waſchen, damit man beim Holzleſen nicht erwiſcht wird; oder wer in der Neujahrsnacht ungeſehen ein Stückchen Holz von einem fremden Hofe mit heimbringt, darf während des Jahres unbeſorgt ſein, daß er vom Förſter erwiſcht wird, wenn er im Walde etwas „holt" (Mäbendorf bei Suhl). Will man recht viele Fiſche fangen, muß man dreimal ſagen: „Trü halle Waſſer!", d. h. trübe helle Waſſer! Damit wird alſo der Wunſch ausgeſprochen, ein Geiſt möge das helle Waſſer trüben (Jagdshof bei Sonneberg).

Gegen Schneckenplage ſpricht man folgenden „Säh", d. h. Segen: „Ich ſäe mein Korn in Gottes Namen, meinen Leuten zum Brot und den Schnekken zum Tod. Im Namen..." oder man wirft beim Säen 3 Hände voll

hinter ſich, dann das übrige wie ſonſt und ſpricht dazu: „Schnecke, ich ſäe dir deines, laß mir meines.“ Auch für die Förderung des Handelsglücks tut man, wie früher, allerlei. Von Schwarzburg-Rudolſtadt berichtet Sigismund I, 94, daß man zu dieſem Zweck dem weggeführten Tier einen Beſen nachwerfe und es an 7 Äckern naſchen ließe. Ein Kalb, das verkauft werden ſollte, wurde dreimal an das Muttertier geſtoßen, damit dieſes den Abſchied leichter verſchmerze. Gehen Frauen aus, ihre Gänſe zu verkaufen, und wollen ſie gute Geſchäfte machen, ſo pflücken ſie ſchweigend Fünffingerkraut, ohne es mit bloßen Händen anzurühren, und ſprechen dazu:

„Pflücke dich, Fünffingerkraut,
du biſt gepflanzt und gebaut,
du ſollſt mit mir rennen und laufen
und alle meine Waren verkaufen. Im Namen...“

(M. R. Fiſcher, Das Patenkind, S. 333.)

Den in Niederſachſen häufiger bezeugten Brauch, nach der Geburt eines Fohlens die Nachgeburt am Hauſe oder in einer alten Eiche aufzuhängen, fand ich nur noch in Kupferſuhl, einem vom Verkehr abgelegenen Walddorf ſüdlich von Eiſenach, wo die Nachgeburt an der Hinterſeite der Scheune aufgehängt war. Es darf wohl in dieſem Brauch das alte germaniſche Pferdeopfer geſehen werden, das man Wotan darbrachte, deſſen Lieblingstier der Schimmel war. Wahrſcheinlich hängte man Wotan, dem wilden Jäger, zuliebe dieſen Teil des Tieres als Erſatz für das Ganze auf, um ihn günſtig zu ſtimmen, wenn er mit ſeinem wilden Heer vorüberzog.

Zur Abwehr von Unglück nagelt man auf dem Eichsfeld Eulen an die Scheunentür. Da ſie nachts fliegen, glaubt man, daß ſie auf dieſe Weiſe beſonders nachts Brand und Diebſtahl vom Gehöft fernhalten. Im Kreiſe Arnſtadt ſah ich Fledermäuſe (Geraberg bei Arnſtadt), in Ernſtroda bei Gotha Käuzchenflügel, in Bellſtedt bei Weimar an zwei Stellen Schleiereulen angenagelt.

Für die Tiere im Stall ſind die Thüringer Bauern faſt mehr beſorgt als für die Menſchen. Der Fremde, wenn er überhaupt den Stall betreten darf, wünſcht in Oſtthüringen ganz allgemein zuerſt einmal „Glück rei!“ oder „Glück zu!“, worauf der Beſitzer ſich nicht bedankt (Langgrün bei Schleiz). Ein Stück Vieh darf man ebenſowenig wie ein Kindchen loben. Hat es aber einer getan, fügt er vorſichtig hinzu: „Wir wollen's nicht beſchreien“ oder „Leck mich am A...!“ und wiſcht ſich dabei das Maul ab (Göttengrün bei Schleiz). Geht ein Kalb, Rind oder Pferd das erſtemal über die Schwelle, ſo muß es zuerſt mit dem rechten Bein darüberſchreiten (Mengersgereuth-Hämmern bei Sonneberg, Liebengrün bei Ziegenrück). Früher legte man Meſſer mit 3 Kreuzen auf die Schwelle, wenn ein neues Stück Vieh zum

erſtenmal herein- oder herausging (Kaltenweſtheim in der Rhön), in Jenalöbnitz eine Senſe oder Sichel, in Steinbach-Hallenberg beſtimmte Kräuter und Schutzbriefe unter die Türſchwelle. Unter ihr oder dem Herde hatte nach dem Volksglauben der Hausgeiſt in Geſtalt einer Otter oder Schlange ſeinen Sitz. Um dieſen Hausgeiſt günſtig zu ſtimmen und Unglück fernzuhalten, füttert man hier und da eine Ringelnatter im Hauſe mit Milch und Reis (Föritz bei Sonneberg). Das am Sonntag gekaufte Vieh darf man erſt in der Woche abholen, ſonſt gibt's ein Unglück (Geſchwenda bei Arnſtadt). Führt man Tiere zum Decken, ſoll man Haſelruten an Zäunen abbrechen (Kauern bei Altenburg). Die Haſelrute ſteht nach der Meinung des Volkes in enger Berührung mit der Fruchtbarkeit. In Neuhaus-Schierſchnitz bei Sonneberg herrſcht z. B. noch der Glaube, daß es, wenn die Haſelnüſſe gedeihen, im folgenden Jahre viele Neugeborene gäbe; wenn dagegen die welſchen Nüſſe geraten, viele Hurenkinder. Vor allem iſt man darauf bedacht, die Haustiere bald zum Eingewöhnen zu bringen. Hühner, Hunde, Katzen, Tauben werden dreimal unterm Tiſch durchgeführt; Hühnern werden die Füße gewaſchen, um ihnen durch das Waſſerbad die letzte Erinnerung an die vorige Heimat zu nehmen. Die neu erworbene Katze muß in den Spiegel, der neue Hund in die Feuereſſe blicken; gekauften Tauben werden 3 Federn ausgerupft oder ſie erhalten 3 Erbſen aus der Hand. Damit die Hühner nicht in fremde Neſter legen und die Tauben in ihren Schlag zurückkehren, werden ſie zu Faſenacht in einem Reifen, der ſie zuſammenhalten ſoll, gefüttert (Schwarzburg-Rudolſtadt nach Sigismund I, 96). Ein gekauftes Ferkel wird rücklings in den Stall geſteckt.

In der Thüringer Sage wird uns häufiger erzählt, wie man Burgen und Brücken durch Einmauerung eines Kindes oder ſpäter eines Tieres ganz feſtzumachen verſuchte. Von der Burg Henneberg bei Meiningen, in der ein Maurer nach der Sage ſeinen eigenen Sohn für Geld eingemauert hat, und von der Brücke zu Vacha, in die ein Steinmetz ſein Kind einmauerte, und von vielen anderen Bauwerken, z. B. der Kraienburg, der Burg Ranis, erzählt man von Bauopfern in Menſchengeſtalt (Quenſel, Thüringer Sagen, S. 24); heute noch läuft die Erzählung[12] um, zum Bau der Burg Henneberg habe man ein Kind gebraucht, ein Kinderfeſt veranſtaltet und des Baumeiſters einziges Töchterlein erloſt, jedenfalls ſo, daß von hier aus das Volkslied „Wir bauen die goldene Brücke" verſtändlich wird. Den Menſchen erſetzte dann eine Nachbildung des Menſchen in Ton, wie eine tönerne Figur beweiſt, die 2 Zoll hoch, bunt und in altertümlicher Tracht, in einem Schafſtall am Dürrenhofe bei Schleiz eingemauert gefunden wurde und im Heimatmuſeum zu Hohenleuben aufgeſtellt iſt. Häufiger traten an Stelle der Menſchenopfer die Tieropfer, die ſich in Bauwerken finden und den noch

heute herrſchenden Volksglauben beſtätigen: in Herſchdorf bei Pößneck unter einem Schweineſtall ein Pferdeſchädel, ebenſo einer im alten Fuhrmannsdorf Buchbach bei Gräfenthal. Man hält noch an vielen Orten an dem Glauben feſt, in einem neugebauten Haus müſſe, bevor die Bewohner Einzug halten, ein Tier ſein Leben laſſen. Deshalb ſperrt man ein Tier, das man vergiftet, in einen abgeſchloſſenen Raum des Neubaues ein (Teichel bei Rudolſtadt), oder ein altes Huhn (Ratſcher bei Schleuſingen, Venzka bei Schleiz, Ernſtroda bei Gotha), oder eine Katze läßt man darin verhungern oder eine Maus (Schlotheim bei Sondershauſen). In Dörfern bei Neuſtadt an der Orla ſperrt man wenigſtens eine Nacht lang ein Tier, beſonders eine Katze ein, um den Tod vom Hauſe fernzuhalten. Oder man beſtreicht den Schornſtein mit dem Blut eines geſchlachteten Tieres (Ohrenſtock bei Arnſtadt), oder man läßt Eier (Schellroda bei Weimar) oder Geld (Hainſpitz bei Stadtroda, Schlotheim), unter der Schwelle eine Flaſche mit Schnaps (Kehmſtedt bei Nordhauſen) oder ein Geſangbuch (Buchfart bei Weimar) einmauern. In Erfurt wurden 1913 unter den Mauern eines Hauſes ſogar 40 „Segenstöpfe" gefunden. Es handelt ſich überall um Reſte von Erſatzopfern, um Tod und Unglück abzuwehren. Der Glaube, daß die Elemente Erde, Waſſer, Feuer bei einer Verletzung, wie z. B. beim Aufgraben der Mutter Erde, ihren Tribut verlangen, läßt ſich nicht austreiben. Überall hält man an dem Brauch feſt, vor dem Einzug der Bewohner in ein neues Haus Brot, Salz und einen Beſen zu tragen als ſinnbildlichen Ausdruck dafür, daß neben Sauberkeit im Hauſe Nahrung ſein muß, wenn darin ein glückhaftes Leben geführt werden ſoll. Auch Schutzbriefe zum Schutze des Hauſes, im Weltkriege auch zum Schutze des Lebens werden noch im Hauſe, beſonders in einer Dachluke eingegraben (Lippersdorf bei Stadtroda, Orlamünde). Dieſe Hausſegen ſind häufig Feuerſegen.

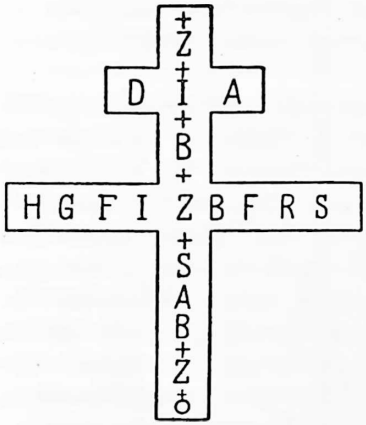
Selten wird der Feuerſegen bei Neubauten mit eingemauert (Jena-Ammerbach), ebenſo ſelten iſt er in Geſtalt eines Strohbüſchels unterm Dach angebracht (Teichel bei Rudolſtadt). Zigeunern traut man eine beſondere Kraft beim Sprechen des Feuerſegens zu. So wird von Blankenberg an der Saale (Kr. Ziegenrück) erzählt, nur ein Haus ſei abgebrannt, das weitere Ausgreifen des Brandes habe ein Zigeuner unterbunden; in Pahnſtangen bei Schleiz begründet man das lange Verſchontſein von einer Feuersbrunſt in gleicher Weiſe durch den wirkſamen Spruch des Feuerſegens durch eine Zigeunerin. In Sättelſtädt am Hörſelberg hat nach der umgehenden Erzählung eine Zigeunerin das Feuer in eine große Linde verbohrt, zum Danke dafür, daß ein dortiger Einwohner ihr Kind aus der Taufe gehoben habe. Das Feuer bleibe deshalb dort immer auf ſeinen Herd beſchränkt. In Weingarten bei Gotha glaubte man feſt, unter einem alten großen Nußbaum liege eine

Zigeunerin begraben. Sie habe eine Schachtel Schwefelhölzer in der Hand und liege auf einem Bündel Stroh. Solange der Nußbaum ſtehenbleibe, werde ein ausbrechendes Feuer auf ſeinen Herd beſchränkt. Werde der Nußbaum umgehauen, ſo brenne das Dorf ab. Dieſer Nußbaum erfror in dem kalten Winter 1928/29, im März 1930 wurde er gefällt. Voller Erwartung ſuchte man nach dem Schatz, aber es fand ſich nur eine wertloſe Halskette. Tatſächlich brach einige Tage darauf ein Brand in der Scheune des Gaſtwirts aus. Glücklicherweiſe konnte er rechtzeitig gelöſcht werden, ſonſt hätte bei der damals herrſchenden Waſſernot im Ort leicht die einſtige Prophezeiung der Zigeunerin in Erfüllung gehen können (Bericht des Lehrers Schlegelmilch in Weingarten). Im Kreiſe Greiz (Zoghaus) ſucht man dem Feuer durch Hinausſtellen von Erbbacktrögen Einhalt zu gebieten, während man in Großbraunshain bei Altenburg den Erbbacktrog dahin ſchaffen ſoll, wo es gebrannt hat, „daß ſich das Feuer wende". Im Kreis Schleuſingen (Fiſchbach) pflanzt man auf dem Dache Feuerwurzeln an, damit kein Brand entſteht.

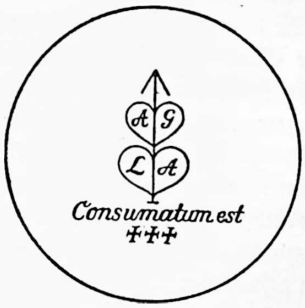
Am häufigſten wurde früher das Feuer durch Beſprechen gebannt. „Feuer, du heißt Glut, das gebiet' ich dir im Namen des Herrn: du ſollſt ſtille ſtehn, nicht weitergehn, ſo wahr Jeſus Chriſtus ſtille ſtand. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes", wobei der Sprecher 3 mal die Feuerſtelle umgehen mußte (Breitenbach bei Schleuſingen; im Saaletal nach M. R. Fiſcher, Die kleine Helma Habermann, S. 333). Wollte das Feuer nicht zum Stehen kommen, ſo warf man dem gefräßigen Element etwas in den Rachen, in Reichenbach bei Eiſenach 3 zuſammengebundene Steine, im Saaletal (Saalfeld) mit 4 Namen beſchriebene Zinnteller (M. R. Fiſcher, Habermann, S. 338), oder den Laib Brot, der als erſter gebacken und mit 3 Löchern verſehen iſt und der dann beim Brande auch heute noch 3 mal ums Feuer getragen wird, ehe er hineingeworfen wird (Hindfeld bei Hildburghauſen). In Gahma bei Schleiz glaubt man, dadurch, daß man einen Feuerſegen durch ein brennendes Haus ſchoß (im Jahre 1884), habe man das Feuer gebannt. Bei Abbruch von Häuſern findet man in Türpfoſten, Bodenluken oder Giebelſtücken häufig alte Feuerſegen. Sie ſind entweder auf Zinnteller oder Papier geſchrieben und enthalten eine Anhäufung von ſinnloſen Zeichen, wie der aus Stadtroda[13] oder die Satorformel aus dem Romanusbüchlein:

Im Jahre 1742 am 24. Dezember erregte eine Beſtimmung des Herzogs Ernſt Auguſt von Sachſen-Weimar, wonach hölzerne Teller mit einer Figur und Buchſtaben als Löſchmittel von allen Städten und Dörfern des Landes angeſchafft werden ſollten, allgemeines Aufſehen. Der Herzog glaubte wie das Volk, das Feuer verlöſche, wenn man die Teller hineinwerfe. Gegen die

erſte Niederſchrift vom 12. November 1742 legten zwar die erſchrockenen Räte „untertänigſt Promemoria", d. h. einen ſehr vorſichtigen Einſpruch ein, doch Sereniſſimus ließ die Verordnung hinausgehen. Wenn ſie auch nur einen Monat in Kraft war, da ſie vom Herzog am 24. Januar 1743 zurückgezogen wurde, wurde ſie im Zeitalter der Aufklärung natürlich ein Zielpunkt des Witzes[14]. Magiſter F. Ch. Laukhardt berichtet in „Leben und Schickſal, von ihm ſelbſt beſchrieben": „Wenn aber vor 40 Jahren der weimariſche Landesherr und ſeine Räte ſo finſter waren: wen könnte es wundern, daß noch 1787 die dickſte Finſternis auf den weimariſchen Dörfern herrſchte! Man ſollte gar nicht glauben, daß dieſe einem Landesherrn angehörten, deſſen Reſidenzſtadt mit den hellſten Köpfen Deutſchlands geſchmückt iſt! Hier



Zachariasſegen. Schutzbrief Stadtroda 19. Jahrh.



Weimariſcher Feuerteller aus dem Jahre 1742

ſieht man recht augenſcheinlich, daß auch die beſten Schriftſteller nicht einmal in ihrem nächſten Umkreiſe auf die Volksklaſſe wirken, wenn Kirchen- und Schullehrer nicht die verdolmetſchenden Vehikel ihrer Belehrung werden. Selbſt leſen tut der gemeine Mann in Städten und Dörfern ſelten, und lieſt er auch, ſo iſt das meiſte für ihn zu hoch." Zwar glaubte auch das Volk noch vom letzten Grafen von Gera, Heinrich XXX. Reuß, daß er das Feuer beſprechen und ihm die Macht des Weitergreifens nehmen konnte, indem er es umritt. In Wirklichkeit aber rührte ſeine bezwingende Kraft daher, daß ſeine bei jedem Feuer gegebenen perſönlichen Anordnungen immer zweckmäßig und darum erfolgreich waren[15].

Mit magiſchen Mitteln glaubt man weiter Blitzſchlag vom Hauſe abhalten zu können. Entweder legt man einen Himmelsbrief unter einen Dachſparren oder Splitter von einem Baum, in den der Blitz ſchon eingeſchlagen hat (Kirchheim bei Erfurt). Auch ein Stück Gummi im Haus ſoll dagegen gut

ſein (Reichenbach bei Eiſenach). Vereinzelt finden ſich im Dachkaſten auch Donnerkeile (Oßmannſtedt bei Weimar). Der Grundſatz der Volksmedizin „Gleiches wird durch Gleiches geheilt" gilt auch bei Gewitter. Damit es nicht einſchlägt, wird empfohlen, Feuer im Ofen zu machen (Gefell i. V.), während in Nordthüringen (Trebra bei Nordhauſen) die günſtige Wirkung vom gegenteiligen Tun (Contraria) erwartet wird, indem geboten wird, das Feuer bei Gewitter zu löſchen und nicht zu eſſen. Wie ernſt das Thüringer Bauernvolk gerade beim gefahrbringenden Gewitter den Volksglauben nimmt, beweiſt das Wort: „Den Beter (beim Gewitter) laß beten, den Schläfer laß ſchlafen, den Eſſer ſchlag tot!" (Mittelſömmern bei Langenſalza). Ein Gewitter, das mit ſchwerem Blitzſchlag allzu leicht ein ganzes Gehöft oder ein ganzes Dorf in Flammen aufgehen laſſen kann, wird immer bänglich beobachtet. „Wenn's Gewitter nur gnädig kommt!" iſt ein oft zu hörender Wunſch dabei.

Wie dem Salz abwehrende Kraft zugeſprochen wird, ſo auch dem Eiſen. Der Glaube an die Abwehrbedeutung des Eiſens war ſchon den antiken Schriftſtellern bekannt; Totengeiſter und Dämonen ſollten ſich vor ihnen fürchten, deshalb trug man eiſerne Ringe als Amulette und legt noch heute Hühnern Nägel und kleine Eiſenſtücke ins Neſt. Im deutſchen Mittelalter nahm man an, daß beſtimmte Metalle mit den Planeten in einer gewiſſen Verbindung ſtünden und die Macht beſäßen, allerlei Übel und Krankheiten fernzuhalten. Darum bannt man auch mit Hufeiſen Hexen und böſe Kräfte. Ein gefundenes Hufeiſen nagelt man an die Stalltür oder läßt es verſilbern und hängt es mit einem Sträußchen über die Zimmertür. In den ſtädtiſchen Schmuckgeſchäften iſt das Hufeiſen in Gold und Silber als Anhänger ein beliebtes Verkaufsſtück. Natürlich ſind alle die Glaubensvorſtellungen des Volkes noch von anderen überkreuzt und dadurch verwickelt geworden. Wichtig iſt, wie man das Hufeiſen findet. Liegt es mit der offenen Seite zum Finder, ſo bringt es ihm Glück. Es wird auch mit der offenen Seite nach außen angenagelt; denn man geht ins offene Glück hinein (Günthersleben bei Gotha). Findet man es vor 9 Uhr, bedeutet es Glück, nach 3 Uhr nachmittags Unglück (Thierſchneck bei Camburg).

Die eiſernen Nägel, die man in die Steine trieb und mit denen man wohl auch Krankheiten gebannt hat, gehören ebenfalls zu dieſen wirkungsvollen Mächten. Solche Nagelſteine[16] ſtanden noch vor Jahrzehnten bei Apolda, Flurſtedt bei Sulza, zwei in Naumburg an der Saale – an der Ecke des Holzmarktes mit etwa 40 Nagellöchern und ein anderer an der Ecke der Salz- und Lindenſtraße – bei Wethau (Naumburg), bei Nebra an der Unſtrut und bei Einzingen (bei Allſtedt) am Rande des Dorfteiches, an den ſich die Sage vom Ausſpruch des Hirten knüpft, der eingeſchlafen war und erſt

aufwachte, als die Sonne gerade über ihm ſtand, ſo daß er ausrief: „Einzingen iſt der Mittelpunkt der Erde[17]!“

Die Schleifrillen und -näpfchen, die auch in Thüringer Kirchen und auf Grabſteinen (z. B. in Gotha, Schleuſingen, Großenbehringen, Plaue) zu ſehen ſind und deren rätſelhaftes Vorkommen man öfter zu erklären verſucht hat[18], ſind wahrſcheinlich dadurch entſtanden, daß man durch Reiben von Holzſtücken an den Steinen Feuer zu erzeugen verſucht hat, um mit ihm die Kerzen der Kirche anzuzünden. Denn die Schleifrillen befinden ſich gewöhnlich in der Nähe der Kirchenportale und häufig an der trockenen Südſeite und zwar in Armhöhe. Die Näpfchen werden durch Drehen eines Stammes entſtanden ſein. Daß es heute nicht mehr verſtanden wird, auf dieſe Weiſe Feuer zu erzeugen, iſt kein Grund zur Ablehnung dieſer Deutung. Wir vermögen heute manche techniſchen Handhabungen des Mittelalters nicht mehr zu meiſtern. Noch heute findet ſich vereinzelt der Brauch, das Oſterfeuer am Karfreitag mit Feuerſtein, Stahl und Zunder, nicht mit einem Streichholz oder Feuerzeug anzuzünden. Als man von dem urſprünglichen Brauch der natürlichen Feuergewinnung nichts mehr wußte, hat man den ausgeriebenen Sand vom Kirchenſtein auch zu Heilzwecken benutzt.

Erſcheinungen ganz natürlichen Urſprungs wurden im 16. und 17. Jahrhundert zwar in ihrer natürlichen Begründung geſehen, aber daneben noch mit einer göttlichen Urſache (causa divina) umkleidet. Nach dieſer Auffaſſung wollte nämlich Gott in ſeinem Zorn über die Sünde der Menſchen mit gewiſſen Naturerſcheinungen die Menſchen warnen und zur Umkehr auffordern. Gelehrte in allen Fakultäten glaubten damals an einen Einfluß der Geſtirne, beſonders der 7 Planeten auf die Menſchen. Man ſtellte es ſich ſo vor, daß die Planeten von Zeit zu Zeit Verſammlungen abhielten wie die Herren der Erde, um über die Schickſale der Menſchen zu beſchließen. Menſchen, Tiere, Pflanzen, Metalle und Edelſteine wurden je nach ihren Eigenſchaften zu den Planeten, die auch über beſtimmte Eigenſchaften verfügten, in ein beſonderes Verhältnis geſetzt; ebenfalls die Krankheiten. Solche Warnungszeichen wurden als prognostica von Erfurter Gelehrten vom 16. bis zum 18. Jahrhundert vielfach in Druckſchriften behandelt[19].

Kometen und Meteore, die man ſich aus den Erd- und Waſſerdünſten entſtanden dachte, galten vor allem als Unglückspropheten. Die Schwanzſterne mit ihrem blutigroten Schweif und der fahlen Farbe des Sterns wurden als Kampfſchwerter oder als Kriegsfackeln gedeutet. Als ſich bei einem großen Waſſer in Erfurt zugleich große Feuer in den Wolken zeigten, glaubten die Feuerwächter, es brenne, und es verbreitete ſich das Gerücht, die Städte Weimar und Jena wären mehr als halb ausgebrannt. Das war nicht der Fall, aber Gott hatte durch Waſſer und Feuer das Volk warnen wollen, ſich zu

bekehren und zu beſſern, wie Konrad Stolle in ſeiner Thüringiſch-Erfurtiſchen Chronik (1900) S. 449 berichtet. Wenn ſich am Himmel ein doppelter Regenbogen oder gar mehrere Sonnen – als Spiegelbild – zeigten, ſo hatte Gott nach dem Glauben des Volkes eine deutliche Warnung zu geben. Am 14. Dezember 1568 war in Erfurt z. B. nach Sonnenaufgang ein Regenbogen um die Sonne und zu jeder Seite der Sonne eine Beiſonne zu ſehen. Der Regenbogen war oben von einer ſchwarzen Wolke bedeckt. Am 21. Dezember ging die Sonne blutigrot auf, ſo daß es am Himmel ausſah, als ob ein Haufe großer Häuſer brenne[20]. Im Jahre 1555 entſtand im Schloßgraben zu Weimar eine Blutquelle, welche den ganzen Graben rot färbte. Schon 9 Jahre vorher hatte ſich vor der Gefangennahme des alten Kurfürſten die alte Blutquelle gezeigt. Im Jahre 1636 verwandelte ſich das Waſſer eines Teiches in Nohra bei Weimar in Blut. Profeſſoren der mediziniſchen Fakultät in Erfurt fanden am Boden dieſes Teiches allerdings roten Töpferton und viel Eiſenſtein, die verrieben und mit Waſſer vermiſcht dieſelbe rote Farbe zeigten wie der Teich, ſo daß die natürliche Erklärung gegeben wurde[21]. Aber da das Dorf Nohra ſeit Jahren von der Peſt heimgeſucht und ſo gut wie ausgeſtorben war, blieb daneben die Deutung als göttliches Warnzeichen unerſchüttert.

Auch heute noch ſpielen Kometen und Meteore eine auf ein Unglück hinweiſende Rolle. Der Regenbogen aber iſt von einem liebenswürdigen Volksglauben umfangen. In Möhra bei Bad Salzungen empfiehlt man, auf den Regenbogen nicht mit Fingern zu zeigen. Wo der Regenbogen aufſteht, ſollen zwei goldene Schlüſſelchen zu finden ſein (Veilsdorf bei Hildburghauſen) oder ein goldenes Meſſerchen und Gäbelchen (Oberdorla bei Mühlhauſen). Einen märchenhaften Zug hat es ſchon, wenn man in Neuenbau bei Sonneberg erzählt, wo der Regenbogen die Erde berühre, liege ein Sack Geld. Wer die Stelle in 5 Minuten, ohne Atem zu holen und nur mit dem Hemd bekleidet, erreiche, komme in den Beſitz des Geldſackes. Auch in den thüringiſchen Dörfern hat man angefangen, von dem ſtädtiſchen Vorbild angeregt und durch die Anzeigen der Zeitungen beeinflußt, ſich nach den Geſtirnen das Horoſkop ſtellen zu laſſen, beſonders bei der Geburt eines Kindes (Herbsleben bei Gotha u. a. O.).

Im ländlichen Leben ſpielt allein der Mond eine entſcheidende Rolle in der Ackerbeſtellung und Viehzucht. Man ſät bei zunehmendem Mond, ſonſt gibt es Brandweizen (Berka bei Sondershauſen). Stehen Sonne und Mond zugleich am Himmel, ſät man überhaupt nicht (Bellſtedt bei Sondershauſen). Die Anhänger der biologiſch-dynamiſchen Wirtſchaftsmethode, die in mehreren Dörfern vertreten iſt, richten ſich bei Feld- und Gartenarbeiten nur nach dem Monde. Jungtiere werden nur bei zunehmendem Mond abgeſetzt,

ſonſt gedeihen ſie nicht, auch nicht im Zeichen des Krebſes oder Skorpions, dagegen im Zeichen des Löwen (Ballſtädt bei Gotha, Lichtenau bei Neuſtadt an der Orla). Ja, es haben Bauern ſogar die Beobachtung gemacht, daß zur Zeit des abnehmenden Mondes weniger Käufer zum Ankaufen der Saugſchweine auf den Markt zu Gotha kommen. Die Tiere, die im Vollmond geboren ſind, gelten als Glückstiere; im ſchwarzen Mond geborene als Unglückstiere (Kauern bei Altenburg). Im Kreiſe Arnſtadt (Kettmannshauſen) wird ſogar nur bei zunehmendem Mond geſchlachtet; auch Sauerkohl darf nur in dieſer Zeit angemacht werden, wenn der Saft ſteigen ſoll; andernfalls „vergeht die Brühe" (Hundeshagen und Hauröden auf dem Eichsfeld).

Selbſtverſtändlich ſtreut man Dünger und Aſche und heiratet nur beim zunehmenden Monde. In ein neugebautes Haus zieht man nur bei Vollmond ein (Tambach-Dietharz bei Gotha).

Als böſe Vorzeichen und Warnungszeichen galten früher auch weiße Vögel, weiße Schwalben, weiße Mäuſe. Anderten die Zugvögel plötzlich ihren regelmäßigen Flug oder flogen ſie in andere Gegenden, als man gewohnt war, ſo wurde darin ein Hinweis auf einen Krieg oder eine ſonſtige Plage geſehen; ebenſo war es bei Heuſchrecken. Schließlich galten auch Mißgeburten als Zornzeichen Gottes. Im Jahre 1563 wurde zu Werningsleben bei Erfurt eine Mißgeburt zur Welt gebracht, die von dem dortigen Pfarrer Gölitz in einem längeren Gedicht als Warnungs- und Zornzeichen beſungen wurde: „Eine erſchreckliche Geburt und Augenſcheinlich Wunderzeichen des Allmächtigen Gottes, ſo ſich auf den 4. Tag des Chriſtmonds dieſes 1563. Jahres in der Nacht in dem Dorfe Werrinſchleben (Werningsleben) in Eines Erbaren Rathes der Stadt Erffordts Gebiete zugetragen. Beſchrieben durch den wirdigen Ern Jan Gölitzſchen, des Orts Seelſorgern." Die Mißgeburt iſt auf dem Titelblatt abgebildet[22].

Dieſe natürlichen Erſcheinungen, die zugleich als göttliche Zorn- oder Warnzeichen gedeutet wurden, wurden früher deutlich geſchieden von übernatürlichen, geſpenſterhaften Vorgängen, die auch Vorzeichen ſein konnten. Zeigte ſich die Weiße Frau in den Schallöchern des Regler Turmes in Erfurt, ſo war ſie Unglücksverkünderin. Wohin ſie ihre Hand drohend erhob, dort war Unheil zu erwarten. Dieſer Glaube war, beſonders nach dem Aufkommen der Sage von der Gräfin von Orlamünde, der Weißen Frau, in Thüringen und Franken allgemein[23]. Auch Polter- und Klopfgeiſter gehören hierher. Die Frau des Schwedenkönigs Guſtav Adolf, die in der Nacht vor der Schlacht bei Lützen, in welcher der König fiel, in Erfurt wohnte, konnte nachts vor Angſt nicht ſchlafen. Da entſtand plötzlich ein großes Gepolter. Die Königin fuhr empor und ſah, wie die Krone aus der von zwei Löwen gehaltenen Wappenſchnitzerei herabgefallen war und durch das Gemach rollte[24].

Alle ſolche nächtlichen Vorgänge, die unvermutet eintreten und einen beſonderen Lärm verurſachen, haben auch heute noch für die Thüringer etwas zu „bedeuten". „Es hat ſich geeignet", wenn von der Uhr plötzlich das Gewicht herunterfällt oder wenn die „Totenuhr" im alten Möbelſtück tickt, in Wirklichkeit der ſein Weibchen rufende Holzwurm rumort, oder wenn ein Bild ohne äußeren Anlaß vom Nagel fällt. Meiſt werden dieſe Vorgänge als Todesvorzeichen gedeutet.

Auf die Erforſchung der Zukunft geht alles Achten auf gute und böſe Vorzeichen bei Menſch, Tier und Pflanze hinaus, alle Tage- und Zahlenwählerei, alle Traumdeuterei und alles Anſtellen von Orakeln, alles Prophezeien und Wahrſagen.

Zunächſt achten die Menſchen auf ſich ſelbſt, wen ſie treffen, zu welcher Zeit und unter welchen Umſtänden; dann achten ſie aber auch auf allerlei Empfindungen am menſchlichen Körper. Einer alten Frau begegnet ungern der Förſter, der Jäger, der Bauer, zumal wenn er mit ſeinem Vieh zur Beſtellung des Ackers ausfahren will. Er ſpannt in einem ſolchen Falle das Vieh erſt wieder ab und führt es noch einmal in den Stall zurück. Beſonders unglücklich erſcheint die Begegnung, wenn die alte Frau mit einem leeren Korbe daherkommt (Bieblach bei Gera); dies Zeichen doppelter Leere oder Unfruchtbarkeit muß beim Analogiedenken des Volkes zum Mißerfolg führen! Glück bedeutet es natürlich, wenn ein Handelsmann beim erſten Tagesgeſchäft von einem jungen Mädchen Geld erhält (Geraberg bei Arnſtadt). Eine Warze zwiſchen den Augenbrauen zeigt Verwitwung an (Benshauſen bei Suhl). Das Nieſen hat gewöhnlich eine Beſtätigung des eben Geſagten zu bedeuten, ſo daß einer etwas „benieſt". Nieſt ein Kind, ſo wünſcht man ihm:

„Gott helfe dem Kinde,
Daß es tauſend Taler finde
Und ein Bittelchen (Beutelchen) dazu,
Daß es kann hinein getu" (Großbrüchter bei Sondershauſen).

Wer an dem alten Laufbrunnen des in der Peſtzeit verlaſſenen Wüſtenhofes unterhalb des Ellenbogens in der Rhön nieſen muß, wird krank (Oberweid-Rhön). Krabbelt es in der Naſe, wird man Gevatter (Mittelthüringen).

Was links und rechts vom Menſchen vor ſich geht, findet beim Volk eine verſchiedene Ausdeutung in glücklicher oder unglücklicher Richtung, gleich als ob der Menſch im Mittelpunkt des Weltgeſchehens ſtünde. Es ſcheint ſo, als ob alles, was ſich rechts von ihm ereignete, unter dem Einfluß der chriſtlichen Kirche zu ſeinem Glück gedeutet wurde, während die Linke die Unglücksſeite war. Wer mit dem linken Beine zuerſt aus dem Bett geſtiegen war, hatte Pech am Tage. Ein Kind wird aufgefordert, nicht das linke,

ſondern das „ſchöne" rechte Händchen zu geben. Beim Kartenſpiel ſuchen die Gegenſpieler das Spiel dem, der es „macht", „link zu machen". Der Verlobte führt ſeine Braut, indem er links von ihr geht, der Ehemann rechts. Das Vieh muß das erſtemal mit dem rechten Bein über die Schwelle gehen, damit es gedeihe (Mengersgereuth-Hämmern bei Sonneberg). Es iſt wohl möglich, daß bibliſche Äußerungen, wie Prediger Salomonis 10, 2: „Des Weiſen Herz iſt zu ſeiner Rechten, aber des Narren Herz iſt zu ſeiner Linken" und Chriſti Scheidung der Menſchen beim Endgericht in Schafe zu ſeiner Rechten und in Böcke zu ſeiner Linken (Matthäus 25, 33), die Auffaſſung im Volke geſtärkt haben, wonach die Rechtsorientierung glückhaft ſei. Wahrſcheinlicher iſt aber, daß der Sonne und Mond beobachtende und verehrende Menſch, wenn er bei ihrem Aufgang nach Oſten ſchaute, die Rechtsbahn der Geſtirne, die Licht und Gedeihen bringen, auch für ſich als gedeihlich und förderlich angeſehen hat. Immerhin haben ſich in neuerer Zeit die Linksbewegungen als glückhaft durchgeſetzt. „Link Ohr iſt Klink-Ohr", d. h. linkes Ohr iſt ein (gut) klingendes Ohr; „Rechtes bedeutet was Schlechtes" (Benterode bei Worbis). Wer den Strumpf oder ſonſt ein Kleidungsſtück unbedacht links anzieht, hat Glück oder bekommt am Tag noch etwas geſchenkt (Kehmſtedt bei Worbis, Rudersdorf bei Weimar). Läuft ein Haſe oder eine Katze von links nach rechts über den Weg, bedeutet es Unglück; läuft er nach links, ſchadet es nichts. Im erſten Falle muß man dagegen ſagen: „Hätte ich dich im Topfe, dann fräß ich dich" (Oberdorla bei Mühlhauſen). „Schafe zur Rechten, gibt's was zu fechten; Schafe zur Linken, tut Freude mir winken."

Neben den Menſchen geben Tiere, wie ſchon unſere Beiſpiele gezeigt haben, eine Vorbedeutung an. Putzt ſich die Katze, ſo kommt Beſuch. Man fragt die Katze: „Es ä Mann, ſieh mich an; es ä Wieb, tu a Schried (Schritt)! Mienz komm!" Blickt die Katze nur auf, ſo kommt Männerbeſuch; tut ſie einen Schritt auf den Anrufenden zu, ſo kommt weiblicher Beſuch (Weingarten bei Gotha). Das Mädchen, das ſchönes Wetter zu ihrem Hochzeitstage haben will, muß die Katze gut füttern. Andernfalls rächt ſie ſich. Verliert der Skatſpieler oft, ſo dreht er entweder den Stuhl um und ſpuckt darauf oder nimmt überhaupt einen andern Stuhl und ſagt dazu: „Auf dem Stuhle muß doch ein Jude geſeſſen haben!" oder „Hier muß doch jemand die Katze geprügelt haben!" Eine Ringelnatter, mit Milch und Reis im Haus gefüttert, ſoll Unglück fernhalten (Föritz bei Sonneberg). Trifft man einen Schimmel, ſo hat man Glück, vorausgeſetzt, daß man dann nicht redet und ihn am ſelben Tage nicht noch einmal ſieht (Thierſchneck bei Camburg).

Als Glückstiere gelten Schwalben und Rotſchwänzchen, Störche, Marienkäferchen, Heimchen. Wo Heimchen zirpen, gibt es nie Zank. Wo Störche,

Rotſchwänzchen und Schwalben niſten, gibt es keinen Brand noch ſonſt ein Unglück. Wenn ein Hund mit verbrennt, brennt es bald wieder (Gefell i. V.). Auch die Kröte gilt als Glückstier (Herrnſchwende bei Weißenſee); ſie darf nicht getötet werden, denn es ſteckt eine „arme Seele" darin (Döringsdorf bei Heiligenſtadt, katholiſch). Als Unglückstiere werden angeſehen Raben und Eulen, Käuzchen, die als Totenvögel ihr „Komm mit!" rufen. Wenn der Kuckuck das erſtemal ruft, wälze man ſich auf der Erde und klappre mit dem Geld im Beutel; dann wird es nicht ausgehen. Er gilt auch ſonſt als Zukunftsdeuter; denn er weiß, wie viele Jahre man noch bis zur Hochzeit warten muß oder wie viele Kinder man bekommt. Daß man den Kuckuck in freundliche Nachbarſchaft zum Teufel rückt, beweiſen thüringiſche Verwünſchungen, wie „Hole dich der Kuckuck" oder „Zum Kuckuck noch einmal" oder „Das weiß der Kuckuck!" Lockt das erſtemal die Wachtel, zählt man die Rufe. So viel Schläge, ſo viel Taler koſtet im Jahr das Korn. Der erſte gelbe Schmetterling bedeutet Gevatterſchaft, ein weißer Hochzeit, ein brauner Sorge, ein ſchwarzer Trauer (Kraftsdorf bei Gera). Auch die Spinne wird, wie anderswo, als glücklich oder unglücklich je nach ihrem Auftreten am Morgen, Mittag oder Abend angeſehen. „Spinne am Morgen, Kummer und Sorgen, Spinne am Mittag, Glück für den andern Tag. Spinne am Abend, erquickend und labend." Der Zuſammenhang mit der Spinne wird neuerdings beſtritten. Es handle ſich um eine Erfahrungstatſache. Mit dem Spinnen am Morgen werde die Bäuerin gewarnt, über dem Spinnrad das Kochen, die Arbeit in Stall und Feld zu vernachläſſigen; das Spinnen am Abend aber, im Kreiſe von erzählenden und ſingenden Frauen und Mädchen, ſei beruhigend für Kopf und Nerven und ein ausgezeichnetes Schlafpulver. Ich glaube nicht, daß eine Bauernfrau das Spinnen als Beruhigung braucht, wiewohl ihr die Gemeinſchaftsarbeit im Winter ſchon eine Erquickung iſt. Es dürfte wohl richtiger dieſes Wort mit dem Spinnen des Lebensfadens in Verbindung zu bringen ſein; dann bezögen ſich die Zeitangaben auf Jugend, Heirat und Alter, und das Glück wäre das Kind als Ergebnis der Eheſchließung[25]. Mit dieſer Deutung wäre der Zuſammenhang mit der altgermaniſchen Glaubensvorſtellung von den den Lebensfaden ſpinnenden drei Nornen wiederhergeſtellt.

Schon die Namen vieler Pflanzen deuten beſondere Kräfte an, wie Tauſendgüldenkraut, Männertreu, Knabenkraut. Glück bringt es, ein vierblättriges Kleeblatt zu finden. Gänſeblümchen, Maßliebchen, Löwenzahn mit dem gefiederten Samen müſſen als Liebesorakel herhalten. Wenn im Frühjahr viele Gänſeblümchen blühen, tritt eine böſe Kinderkrankheit auf, glaubt man in Hindfeld bei Hildburghauſen. Gute Nußjahre bringen viele Kinder, beſonders Knaben (Reichenhauſen in der Rhön). Die Doppelähre im Korn be-

deutet Glück, oder genauer, die „Zwieſel" genannte Doppelähre bringt Gevatterſchaft oder Zwillinge (Neundorf bei Schleiz).

Die Zahlen 3, 7, 77 ſind, wie auch anderswo, glückhafte Zahlen, 13 die einzige Unglückszahl in Thüringen, Lotterieloſe müſſen eine 7 in der Nummer haben. Der Tee aus 7 Kräutern bringt Abhilfe für Krankheit (Marktgölitz bei Saalfeld).

Gute und böſe Vorzeichen ſind mit dem Brauchtum des Jahres und der Feſte ſo eng verknüpft, daß ſie in Verbindung mit dem Brauchtum behandelt werden. Aber ſchon die einzelnen Wochentage ſind, ohne Zuſammenhang mit einem beſonderen Brauch, in manchen Orten ſo genau in ihrer günſtigen oder ungünſtigen Auswirkung feſtgelegt, daß ſie hier beſonders erwähnt werden müſſen. Im ſüdthüringiſchen Grabfeldgau wurden 1859 als Unglückstage bezeichnet: Lichtmeß, Ehrhardstag, Aſchermittwoch und Blaſius. An dieſen Tagen ſollten keine Dienſtboten ziehen. Am Tage Blaſius durften die Frauen keine Wäſche trocknen, weil die Fellmeiſter in der Zeit ihre Häute aufhingen. Bäckt eine ſchwangere Frau am Mittwoch irgendeiner Woche, ſo wird das Kind mit welker und faltiger Haut geboren, es bekommt das „Altväterlein". Als Glückstage galten Dienstag und Freitag, weswegen auch an dieſen Tagen die Trauungen angeraten wurden. Heute iſt der Freitag allgemein in Thüringen ein Unglückstag. An ihm zieht man nicht um, gründet man kein Geſchäft, ſtrengt man keinen Prozeß an, heiratet man nicht, verſchenkt man nichts aus dem Stall und von den Ergebniſſen der Saatwirtſchaft, weder Milch noch Butter noch Rahm. Sonſt gibt man das Glück aus dem Stall (Oppershauſen bei Langenſalza). „Wer am Freitag lacht und am Sonnabend ſingt, weint am Sonntag ganz beſtimmt", ſagt man in Frauenwald bei Schleuſingen. Die Wandlung des Freitags, des Tages der Freia, an dem man in Niederdeutſchland noch heute heiratet, iſt wohl auf den chriſtlichen Einfluß zurückzuführen; der Karfreitag als der Todestag Chriſti ſollte angeblich Unheil auch den gläubigen Chriſten bringen.

Die Wetterprophezeiungen ſind bei der Bedeutung des Wetters für die Landwirtſchaft natürlich vom Volksglauben dicht umrankt. Viele richtige Beobachtungen in der Natur laufen hierbei neben offenbarem Aberglauben. Gern ſchreibt man den Tieren ein ſicheres Gefühl für die bevorſtehende Witterung zu. Steigt der Rauch gerade in die Höhe, ſo iſt gutes Wetter zu erwarten; wird er nach unten getrieben, ſo iſt mit Regen zu rechnen. Quaken die Fröſche, ſpielen die Mücken und fliegen die Schwalben hoch, ſo gibt's ſchönes Wetter. Wenn's im Auguſt ſtark ſtaubt, ſo bleibt das Wetter lange gut (Südthüringen). Morgenrot legt das ſchöne Wetter tot, Abendrot ſchlägt das böſe Wetter tot. „Was Sonntag ſoll für Wetter ſein, das tritt in Freitags Mittag ein." „Wie das Wetter ſoll am Sonntag ſein, ſtellt ſich ſchon am

Freitag ein" (Nordthüringen). Das Wetter ändert ſich, wenn die Advokaten ausgeſchlafen haben (zwiſchen 9 und 10 Uhr). Hat der Mond einen Hof, ſo ändert ſich das Wetter.

Es regnet, wenn die Nebel ſteigen; wenn Fröſche, Kröten und Spinnen über den Weg kriechen; wenn die Regenwürmer kleine Häufchen werfen; wenn die Sonne Waſſer zieht; wenn die Treppenſteine feucht werden; wenn der Hund Gras frißt; wenn die Ameiſen unruhig auf ihrem Haufen ſind; wenn die Hirſche rauchen, d. h. wenn der Nebel aus dem Wald aufſteigt; wenn der Miſt riecht; wenn der Ofen ſingt; wenn ſich früh die Senſe trübt, es den Tag noch Regen gibt (Tegau bei Schleiz); wenn's vor der Kirche regnet, ſo regnet es den ganzen Tag (Kr. Nordhauſen); die Sonne, die ſo früh lacht, ſieht man am Mittag weinen; dagegen: trüber Morgen, die hellſten Tage; Frühregen und Altweibertanz halten nicht lang an. Klappert der Specht mit ſeinem Horn, ſo regnet's heute oder morn (Südthüringen). Am Karfreitag muß es regnen, ſonſt bleibt keine Feuchtigkeit während des ganzen Jahres in der Erde (Steinbach-Hallenberg). Karfreitag- und Oſterregen ſollen einen trockenen Sommer geben. Oſter- und Karfreitagregen füllt das ganze Jahr mit Segen (Südthüringen). Regnet's Heilige Dreifaltigkeit, ſo nimmt der Weizen ab, bis man ihn ſchneid't (Veilsdorf). Pfingſtregen bringt wenig Segen. Regnet es Blaſen, kann es drei Tage nicht laſſen (Werningerode bei Nordhauſen). Regnet es am Siebenſchläfer (27. 6.), dann regnet es ſieben Wochen. St. Medard keinen Regen mag, es regnet ſonſt vierzehn Tag (Behrungen bei Römhild). Regnet's am Maria-Magdalenen-Tag (22. 7.), folgt ſtets mehr Regen nach (Eishauſen bei Hildburghauſen). Gibt's Michaelis (29. 9.) Regen, kann man im Winter den Pelz anlegen (Otzbach in der Rhön). Wenn im Auguſt der Nordwind geht, das Wetter noch lange ſchön beſteht (Eishauſen). Peter und Paul (29. 6.) macht dem Korn die Wurzel faul. Regnet es Peter Kett (1. 8.), muß der Bauer das Band in Gürtel ſteck (Poppenhauſen bei Hildburghauſen). Märzenſchnee tut Weinſtock weh. Geht der Wind in den zwölf Nächten, ſo gibt es viel Obſt (Jena-Ammerbach). Gewitter im Märzen gehen dem Bauer zu Herzen (Südthüringen). Frühgewitter kommen am Abend wieder. Gibt's im Juni Donnerwetter, wird auch das Getreide fetter (Eishauſen). Weihnachten im Schnee, Oſtern im Klee. Läuft die Gans Barba(ra) (4. 12.) im Klee, geht der Chriſttag in Dreck. St. Gall bleibt die Kuh im Stall. St. Viet (Veit) bringt die Fliegen mit. Es iſt noch kein Winter verfault (wenn die Kälte Anfang Winter ausbleibt). Wenn April Spektakel macht, gibt's Heu und Korn in voller Pracht. Märzenſchnee tut den Saaten weh (Otzbach in der Rhön). Wenn die Martinsgans auf dem Eiſe geht, ſo geht ſie Weihnachten auf dem Drecke (Werningerode bei Nordhauſen). Froſt am Kar-

freitag bricht die Macht der Eisheiligen (Neuhaus-Schierschnitz). Treffen die Eisvögel und Meisen früh bei uns ein oder steuern die Zugvögel früh dem warmen Süden zu, so ist ein kalter Winter zu erwarten. Die Kalenderheiligen werden oft mit dem Wetter in Verbindung gebracht: die Eisheiligen Mamertus, Pankratius und Servatius, außerdem die kalte Sophie sowie St. Urban, der Weintöter. „St. Gallus ist das gute Wetter allus", sagt der Erfurter Gärtner. Die Angaben des Volkes über das Wetter sind tausendfach, so daß sie hier nicht aufgezählt werden können[26].

Kartoffeln legt man im Sternbild des Löwen, der Fische oder des Wagens; Bohnen beim Vollmond, Rüben und Zwiebeln bei abnehmendem Mond. Was in der Erde ist, sät oder steckt man bei abnehmendem Mond, was über der Erde liegt, bei zunehmendem. Wie die Ernte ausfällt, sucht der Bauer im Kreise Hildburghausen aus der Blüte des Aronstabes, der kolbenartigen Pflanze, die im Frühjahr blüht, zu ergründen. Es sollen die jeweilige Anzahl der Fruchtknoten und Stempelblüten den Ausfall der Kartoffelernte, die Staubgefäße und der Kranz der fadenförmigen Blütenblätter den Ertrag des Sommer- und Wintergetreides angeben. Man läßt sich den Glauben nicht nehmen, daß in dem jeweiligen Blütenansatz die besondere Anlage vorhanden sei, den Ernteausfall zu prophezeien[27].

Da Bauern von jeher für das Wetter der kommenden Zeit interessiert waren, hat man schon frühzeitig versucht, die Beobachtungen in ein System zu bringen und eine feste Vorhersage zu ermöglichen. Auch in Thüringen hat man unter dem Einfluß der Astrologie solche Bauernregeln aufgezeichnet und gedruckt. Ich nenne hier nur ein gedrucktes Heft von 8 Oktavblättern (16 Seiten): „Der bawren practica" mit dem Untertitel „In disem buchlein wirt der gefunde(n) der bawre(n) Lüsen und Regel, darauff sie das gantz jar eyn auffmercken haben vnnd halten." Gedruckt in Erfurt durch Mathes Maler in der berühmten Buchdruckerei „Zum Schwarzen Horn" im Jahre 1521. Das Heftchen gibt also astrologische Weisheit im Anschluß an die Schriftsteller der Antike wieder und macht die Prophezeiungen von den Wochentagen abhängig, auf die das Christfest fällt[28]. Auch der berühmte Hundertjährige Kalender, der auf die Aufzeichnungen zurückgeht, die der fränkische Abt Mauricius Knauer des Klosters Langheim im Bistum Bamberg sieben Jahre lang Tag für Tag von 1652–1658 gemacht hat, ist das Erzeugnis eines Thüringer Arztes Chr. Hellwig. Der Kalender Knauers hatte nur praktischen Bedürfnissen dienen wollen; er hatte seinen Klosterleuten Ratschläge für die Bestellung von Acker und Weinberg und Anweisungen über Schutz vor Unwettern und Krankheit geben wollen. Knauer glaubte allerdings, daß das Wetter in einer gewissen Gesetzmäßigkeit ablaufe, daß sich sieben Witterungsklassen unerschütterlich ablösten wie Frühling, Som-

mer, Herbſt und Winter. Die ſieben Jahresklaſſen ſeien bedingt durch den Einfluß von ſieben Planeten. Es darf aber nicht überſehen werden, daß Knauer ſein Wettertagebuch nur für Franken als gültig erklärte und Ausnahmen und Verſchiebungen für möglich hielt[29]. Knauers Kalender müßte eigentlich danach Siebenjähriger Kalender heißen. Chr. Hellwig aus Kölleda, in Erfurt ausgebildet, dann Stadtphyſikus zu Tennſtedt, dem eine Abſchrift der Knauerſchen Handſchrift in die Hände fiel, ließ dieſe nun 1701 erſtmalig drucken, allerdings ungenau und völlig entſtellt: „Auf hundert Jahr geſtellter curiöſer Kalender, nämlich von 1701 bis 1801. Darinnen zu finden wie ein jeder Hauß-Vater, hohes und niedriges Standes, ſolche gantze Zeit über nach der ſieben Planeten Influentz judizieren, und ſein Hauß-Weſen mit Nutzen einrichten möge; auch mit Kupferſtichen vermehrt, von J. Chriſtof. Hellwigen, Kölleda, Tur. p. t. Caes. 33. Stadt-Phyſic. zu Tänſtädt. Erffurt bey Joh. Georg Starcken, 1702." Mit ſträflichen Verkürzungen und bedenkenloſen Vereinfachungen wurde er vielfach weitergedruckt. Die „particulare Witterung" wurde aus der Vergangenheit für ewige Zeiten, von Franken für ganz Deutſchland gültig geſprochen! Der Titel „Hundertjähriger Kalender" erſcheint aber erſt 1721 und wurde offenbar von dem findigen Erfurter Buchhändler Weinmann aufgegriffen. Die letzte Ausgabe des alten Hundertjährigen Kalenders erſchien 1883, aber die zahlloſen aſtrologiſchen und okkultiſtiſchen Kalender der Gegenwart beweiſen bei leichtem Geſchmackswandel das ſtarke Weiterleben dieſer Literatur, da dieſe Kalender in Auflagen von vielen 100 000 Stück erſcheinen und noch immer „Volksbücher" ſind.

Natürlich hat faſt jede Gegend im hügelreichen Thüringer Land ihren Wetterberg, der das Wetter fürs Volk ankündigt. Manchmal in den örtlichen Schwankungen ſicherer als die Wetterwarte! Für Nordthüringen iſt es der Kyffhäuſer, der alte Wotansberg, wo noch heute das Verschen umgeht:

„Steht Kaiſer Friedrich (früher: Der Wode) ohne Hut,
Bleibt das Wetter ſchön und gut,
Iſt er mit dem Hut zu ſehn,
Wird das Wetter nicht beſtehn."

In Südthüringen ſind es die beiden Gleichberge, die hochgebauten bläulich gefärbten Häupter mit ihren alten keltiſchen Befeſtigungen. Der kleine und der große Gleichberg werden zueinander in Beziehung geſetzt:

„Wenn der kleine dem großen aufſetzt den Hut,
Wird das Wetter gut.
Wenn der große dem kleinen aufſetzt die Mütz,
Wird das Wetter nichts nütz."

Unter den weisſagenden Zeichen ſpielen die Träume immer noch eine große Rolle. Vor allem wird darauf geachtet, was man in der neubezogenen Wohnung oder im fremden Bett in der erſten Nacht träumt. Wenn ſich auch die meiſten bewußt ſind, daß Träume Schäume ſind, ſo nehmen doch noch häufig Frauen ſolche Träume ernſter als junge Mädel, die oft nur zur Kurzweil untereinander davon erzählen und ſich im ägyptiſchen Traumbuch, das ſie auf dem Jahrmarkt oder in einer ſtädtiſchen Papierhandlung erworben haben, die Deutung holen. Im übrigen ſind die Deutungen der einzelnen Träume mündlich überliefert und feſtgelegt. Sieht man im Traume trübes Waſſer, ſo bedeutet es Trauer; helles: Freude; Ungeziefer: Krankheit; Eier: Verleumdung oder Zank; Pferde: Streit; Schweine: Glück; Läuſe: Geld; Rauch: Trauer; ſchwarze Beeren (Tambach) oder blaue Pflaumen oder weiße Wäſche (Eichsfeld): Tod; Blumen: Hochzeit (Branderode bei Bad Sachſa); Menſchenkot: Geld; Geldbriefträger: Freude und Glück (Plaue bei Arnſtadt). Träumt man von Toten, ſo kommt Regenwetter (Heubach bei Hildburghauſen). In Erfüllung geht der Traum erſt, wenn man ihn nüchtern vorm 1. Frühſtück erzählt (Neuhaus-Schierſchnitz). Nach einem Punktierbuch haben wir als Kinder am Anfang dieſes Jahrhunderts die Punkte, die wir auf ein Blatt Papier, ohne zu zählen, malten und gruppierten, zu deuten verſucht. Aber es war uns Kindern mehr ein Zeitvertreib, an dem die Erwachſenen nie teilnahmen. Jetzt ſcheint ſich das Punktieren in Thüringen verloren zu haben.

Nach wie vor beſchäftigt die jungen heiratswilligen Mädchen die Frage nach dem Freier, ſeiner Treue und nach der Hochzeit. Der Andreas- (30. 11.) und der Neujahrstag ſind in Thüringen die wichtigſten Orakeltage. Zu Silveſter klopft das Mädchen ans Hühnerhaus. „Gackert der Hahn, gibt's 'nen Mann; gackert die Henn', gibt's kenn" (Günthersleben bei Gotha). Oder zu Neujahr hat ein Mädchen in den Ofentopf hineingeſagt: „Kriebt (kräht) ä Hohn, kriech 'ch an Monn. Kriebt enne Henn, wär waß wenn?" Da hat es aus dem Ofentopf herausgerufen: „'s kriebt ke Hohn, 's kriebt kenne Henne – dich wärn ſe uffm Brat rem wenne (herumwenden = auf die Totenbahre legen, Klein-Geſchwenda bei Leutenberg). Sitzt die Haarnadel locker, denkt der Schatz ans Mädchen. Verliert es eine Haarnadel, hat es einen Verehrer verloren. Sooft es die Finger in den Gliedern knacken kann, ſo viel Verehrer hat es. Wer Broſche oder Nadel ſchenkt, ſticht die Liebe tot. In Heiligenſtadt ſoll das Mädchen 99 Schimmel zählen; der nächſte Burſche, der ihm dann begegnet, wird der Bräutigam! In einer Stadt ausgerechnet 99 Schimmel zu zählen, gehört zu den alten Unmöglichkeiten, die den märchenhaften Zug deutlich betonen. Wer Linſen unters Kopfkiſſen legt, bekommt den Zukünftigen zu ſehn (Niederpöllnitz bei Gera). Welchen Stand

der Zukünftige hat, ſucht ſie zu erfahren, indem ſie den Gänſeblümchen die Blütenblätter auszupft und dabei ſpricht: „Kaiſer, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann", oder ſie ſtellt dabei in ländlichen Kreiſen feſt, mit welchem Wagen ſie einſt ſtandesgemäß daherfahren wird: „Kutſche, Karrete, Rollwagen, Leiterwagen, Miſtwagen, Schiebekarren." Wie faſt überall in Deutſchland gießt man in der Silveſternacht zum gleichen Zweck Blei oder läßt Nußſchalen, die mit einem Lichtchen beſetzt ſind, in einem Gefäß mit Waſſer ſchwimmen. Die beiden Lichte ſtellen Burſch und Mädchen dar. Die Annäherung und Berührung beider Schalen läßt auch das Zuſammenkommen der beiden jungen Menſchen erhoffen. In Bauerndörfern ſchüttelt das junge Mädchen in der Andreas- oder Neujahrsnacht zwiſchen 12 und 1 Uhr einen alten Zaun (den Erbzaun), um einen Hund zum Bellen zu reizen und dadurch zu erfahren, aus welcher Richtung der Freier kommt. Sie ſpricht dabei: „Erbzaun, ich ſchüttle dich, Erbzaun, ich rüttle dich. Kannſt du nicht ſelber melden, laß ein kleines Hündlein bellen!" (Liebengrün bei Ziegenrück). In Großberndten bei Nordhauſen wurden drei Teller auf den Tiſch geſtellt; in den erſten tat man etwas Geld, in den zweiten kleine Myrthenzweige, in den dritten Waſſer. Danach ließ ſich ein Burſch oder ein Mädchen die Augen verbinden, dreimal um den Tiſch herumführen und griff dreimal nach den Tellern. Wer Geld griff, würde reich; wer die Myrthenzweige faßte, würde bald heiraten; wer das Waſſer berührte, müßte ſterben. In den Dörfern bei Allſtedt warfen die Mädchen in der Silveſternacht brennende Flachswickel in die Luft. Soviele davon in die Höhe ſtiegen, ſo viele Freier würden ſie haben. Im vorigen Jahrhundert war es in der Goldenen Aue Sitte und heute iſt es noch in Oſtthüringen Brauch, daß ſich die Mädchen am Andreasabend (30. 11.) nachts gegen 11 und 12 Uhr in ihre Kammer einſchließen und entkleiden und ſchließlich mit einem Fuß aufs Bett treten und ſagen:

Eas beas meas (deus meus),
Heiliger Andreas,
Ich bitte dich, laß erſcheinen
Den Herzallerliebſten mein
In ſeiner Geſtalt, in ſeiner Gewalt,
In ſeinem Habit,
Wie er mit mir vorm Altare kniet."

(Kolba bei Pößneck, ähnlich Buchfart bei Weimar)

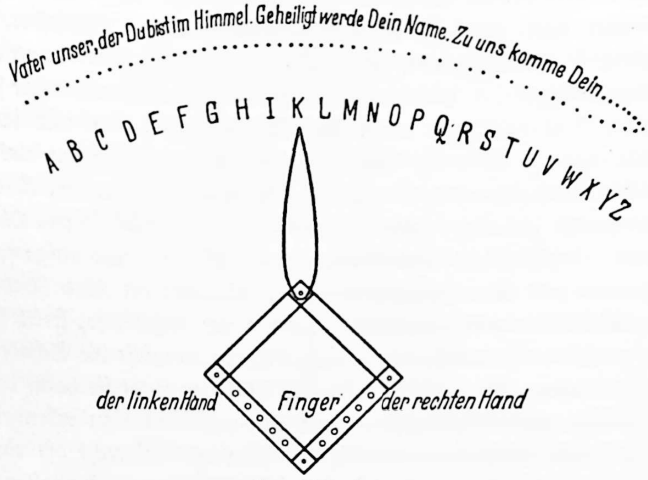
In Dörfern des Schleuſinger Kreiſes tritt das Mädchen mit dem Fuß dreimal an die Bettſtelle und ſagt dazu:

„Bettſtuhl, Bettſtuhl, ich tret dich,
Heiliger Andres, ich bät dich,
Laß den Herzallerliebſten mein
In dieſer Nacht mir beſcheret ſein!“ (Ratſcher bei Schleuſingen)

Andere ſehen mit dem Glockenſchlag 12 in den Spiegel, dann erſcheinen hinter ihnen, über die Schulter ſehend, die Liebſten. Oder ſie kehren mit einem neuen Beſen die Stube, dann tritt der Schatz zur Tür hinein. Freilich bleibt dabei der erſehnte Freier im Dunkeln, da ſich das Mädchen beileibe nicht umſehen darf, ſonſt bleibt ihm der Kopf rückwärts gerichtet, und es muß ſterben[30]! In Graitſchen bei Camburg legt ſich das Mädchen am Andreas- oder Heiligabend verkehrt ins Bett, wirft Leinenſamen über ſich und ſpricht einen Andreasſpruch dazu. Im Schleizer Oberland und im Kreis Ziegenrück, auch in Ifta bei Eiſenach zieht ſich das Mädchen aus einem aufgeſchichteten Holzhaufen von Streuäſten einen Aſt heraus. Aus ſeiner Form und Größe ſchließt es dann auf die Geſtalt des Zukünftigen. Oder man nimmt einen Gänſerich in einen Kreis junger Mädchen, und aufgeregt läuft dieſer hin und her. Wer angegackert wird, bekommt ein Kind (Liebengrün bei Ziegenrück). Läutet es am Weihnachtstag zur Frühkirche, ſtellt ſich das Mädchen unter die Haustür, ſchält einen Apfel und wirft die Schale hinter ſich auf den Boden. Aus der Form der Apfelſchalen ſucht ſie dann den Anfangsbuchſtaben vom Namen ihres zukünftigen Mannes zu erkennen. Bei den ſich rollenden Schalen iſt es nicht erſtaunlich, daß recht oft ein Otto oder ein Ernſt, Emil, Erich oder ein Siegfried, Sigismund herhalten muß! Oder das Mädchen mißt mit der Schürze den Gartenzaun; die zuletzt übrigbleibenden Sproſſen oder Latten geben die Anzahl der Jahre an, die es noch bis zur Hochzeit warten muß. Am Neujahrsheiligabend beteiligen ſich Burſchen und Mädchen an dem Liebesorakel mit den Streuäſten. Sie werfen Streuäſte auf einen Baum. In den meiſten Fällen bleiben ſie nicht hängen; nach der Zahl der herabgefallenen Äſte ſchließt man auf die Zahl der Jahre, die noch bis zur Verheiratung vergehen. In Waſſerthaleben bei Sondershauſen gilt der Palmſonntag als Paarabend. Wer an dieſem Tage keinen Schatz hat, bekommt auch im Jahre keinen. Wenn ſich in Nordthüringen ein Mädchen die Liebe ihres Verlobten dauernd erhalten will, muß ſie ſich die Hand blutig ritzen. In das Blut taucht ſie eine Schreibfeder und ſchreibt damit den Namen ihres Geliebten auf das Brett hinter der „Unruhe“, dem Perpendikel der Uhr im Holzgehäuſe. Bei Anwendung eines ſolchen „Liebeszaubers“ kann ſich der Burſche nicht von ſeinem Mädchen abwenden. Das gleiche Ziel verfolgt das Mädchen, das ſich von ſeinem Liebhaber das Liebesverſprechen unter dem Holunderbaum geben läßt. Das feſtigt das Band. Oder das Mädchen kauft ſich einen Liebeszauber, manchmal ſogar vom Wun-

derdoktor. Nach den Akten eines Prozeſſes in Altenburg aus dem Jahre 1925 aß eine von ihrem Liebhaber verlaſſene Kuhmagd ein von einem Wunderdoktor geweihtes Stück Brot[31]. Im übrigen hält man ſich an ein altes Wort, das ſchon manch einem Troſt geſpendet hat: „Was werden ſoll, wird, und ſollen es die Krähen in den Kröpfen zuſammentragen!"

So oft wie die Fabrikmädel des rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriegebietes, die an vielen Orten jeden Freitag ſich für 10 Pfennig die Karte ſchlagen



Storchſchnabel

laſſen, gehen die thüringiſchen Mädchen freilich nicht zur Kartenſchlägerin. Aber in Dorf und Stadt iſt trotz aller Verbote dieſe Art der Zukunftserfragung nicht ausgeſtorben. Schon 1799 beſtimmt eine kurfürſtlich-mainziſche Verordnung in Erfurt vom 30. Dezember in § 7: „Da die beſten Soldaten durch lüderliche Weibsperſonen oder ſog. Kartenſchlägerinnen, welche ſich mit Wahrſagen abgeben, debauſchiert und zur Deſertion verleidet werden, ſo kann die Orts-Polizei nicht ſcharf genug auf ſolche Menſchen und ihren ſchädlichen Einfluß wachen." Wenn die Kartenſchlägerin heute dem neugierigen Mädchen „die Karte legt" und ſo die Zukunft erhellt, legt ſie die vier Könige aus der Karte auf den Tiſch und beſtimmt bei jedem von ihnen den Gegenſtand, den er vorzuſtellen hat. Sodann miſcht ſie die noch übrigen Karten und legt ſie einzeln in die Reihe unter die Könige. Sooft nun Farbe zu Farbe paßt, macht der betreffende König eine Viertelwendung, bis einer von ihnen wieder aufrecht zu ſtehen kommt. Das bedeutet, daß die darin vorgeſtellte Perſon geneigt iſt. Auch der Grad der Liebe und Stand und Vermögen werden mit der Karte zu erforſchen geſucht. Das Karten-

legen iſt ein altgermaniſcher Brauch, wohl hervorgegangen aus dem Runenſtäbchenlegen.

Nur ſelten noch bedienen ſich die Wunderdoktoren und Kartenlegerinnen für ihre Prophezeiungen eines Storchſchnabels oder eines Erdſpiegels. Der Storchſchnabel iſt ein Apparat, der aus vier gleichgroßen Stäben beſteht, die an den Enden durch einen Stift beweglich miteinander verbunden ſind. An einem Drehpunkt befindet ſich ein Zeiger, der einem Storchſchnabel ähnlich ſieht und dem Ganzen den Namen gegeben hat. Dieſes Geſtell ſteht auf einem größeren Stück Papier oder einer Pappe, worauf oben das Vaterunſer geſchrieben ſteht und darunter im Bogen von links nach rechts das Abc. Wenn man auf die hinteren beiden Leiſten die fünf Finger je einer Hand legt, bewegt ſich der Schnabel ſprungartig von einem Buchſtaben zum anderen, die aneinandergereiht die Frage beantworten, die geſtellt war (Triptis). M. R. Fiſcher beſchreibt in ihrem Thüringer Roman „Das Patenkind" S. 292 den Storchſchnabel, wie er im Saaletal zwiſchen Rudolſtadt und Orlamünde bekannt iſt, etwas anders. Aber auch nach dieſer Darſtellung befiehlt der, der ſeine Hände auf das viereckige Rähmchen legt, den Storchſchnabelgeiſtern, zu erſcheinen und die „richtigen Buchſtaben" anzuzeigen. Mordtaten, Brandſtiftung, Diebſtahl und vieles andere klärt er auf. Ähnlich der Erdſpiegel, der aus einem gewöhnlichen Spiegel dadurch einer geworden iſt, daß man den neuen, in den am beſten noch kein Menſch hineingeſehen hat, heimlich und ohne zu ſprechen in die Kirche bringt und mit der Spiegelſeite nach der Erde zu unter den Taufſtein legt. Wenn neun Kinder im Taufſtein getauft ſind, darf man ihn wieder hervorholen und aus ihm nun alles erſehen, was Geheimnisvolles vor ſich geht. Freilich glaubt man, daß den Erdſpiegel böſe Geiſter bedienen und daß die Beſitzer des Erdſpiegels den Höllenbrand kriegen. M. R. Fiſcher hat in ihrem Thüringer Roman „Die Blöttnertochter", der im Hexengrunde bei Orlamünde ſeinen Schauplatz hat, in menſchlich ergreifenden Bildern von dem Wahn erzählt, der noch immer manche Menſchen ins Elend treibt.

Von den thüringiſchen Wahrſagerinnen hat eine allgemeine deutſche Beachtung gefunden, nämlich die aus einem kleinen Dorfe bei Erfurt ſtammende Frau Liesbeth Seidler, die Tochter eines ſchlichten Tiſchlermeiſters. Schon lange vor dem Kriege war ſie in Berlin als beſonders geeignetes Medium in den okkultiſtiſchen Zirkeln bekannt. Dort lernte ſie die Frau des Generalſtabschefs von Moltke kennen. Durch die theoſophiſche und okkultiſtiſch intereſſierte Familie Moltke kam Frau Seidler auch in Berührung mit der Hofgeſellſchaft. In der Potsdamer Kommandantur, wo damals Graf von Moltke wohnte, ſoll Frau Seidler außergewöhnlich genau den Ausbruch des Weltkrieges auf Jahr und Monat vorausgeſagt haben. Unter dem Eindruck die-

ſes Erfolges nahm ſie Moltke als Pythia mit ins große Hauptquartier nach Koblenz, wo ſie in der Tracht einer Rote-Kreuz-Schweſter ſogar mit im Schloß wohnte. Er betraute ſie ſogar wiederholt mit Sondermiſſionen, die ſie ins neutrale Ausland geführt haben. Sie war auch die Wahrſagerin des ſkrupelloſen Geſchäftsmannes Max Sklarek, deſſen Sturz aus Glanz und Wohlleben ins Nichts ſie auch vorausgeſagt hat. Über ihre Tätigkeit während des Weltkrieges hat ſich Frau Seidler nicht geäußert, ſie hat ſich an die ihr auferlegte Schweigepflicht gehalten. Als „Sibylle des Weltkrieges" ſtarb die wohlhabende Frau einſam in Berlin Anfang des Jahres 1933[32].

Von mannigfachem alten und neuen Volksglauben, der ſich bei den Thüringern genau ſo wie bei anderen deutſchen Stämmen findet, ſoll hier nicht weiter die Rede ſein. Das volkstümliche Denken und Glaubensleben bewegt ſich heute noch in ähnlichen Bahnen wie in der Zeit vor Tauſenden von Jahren. Mögen ſich die Äußerungen des Volksglaubens verändern, ſo ſind die bleibenden Momente doch die auch ihn beſtimmenden Denkformen des Volkes: das aſſoziative und Analogiedenken, die lebensvolle Verbundenheit des ſchlichten Volkes mit der Geſamtheit der Natur und die damit zuſammenhängende Sympathetik der Beziehungen zur Natur, zur Umwelt, das Vorherrſchen des Gefühls vor dem Verſtande und das Unvermögen, die urſächlichen Verflechtungen der Lebensvorgänge voll zu überſehen. Darum wird Volksglaube immer – neben aller Religion – im Volke vorhanden ſein. Manches von ihm vermochte auch nur eine gemütsabſtumpfende Überkultur zu vernichten. Die Auswüchſe lebenzerſtörenden und Gemeinſchaft auflöſenden Aberglaubens werden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt allgemeiner geſehen und erkannt, ſo daß er abzuſterben beginnt.

Zum Schluß ſei nur noch mit einigen Beiſpielen darauf hingewieſen, daß abergläubiſche Anweiſungen, wie ſie in Thüringen gegeben werden, doch auch eine ganz geſunde erzieheriſche Kraft in ſich tragen: „Kehre den Schmutz nicht über die Schwelle (auf die Straße), ſonſt kehrſt du dir das Glück hinaus" (Südthüringen) erzieht zur Ordnung. „Wer in Stube oder Kammer Haarwurzeln (Schuppen), und andere Unreinlichkeiten liegen läßt, bei dem bekommen die böſen Menſchen Macht zu Vermeinungen" (Nordthüringen) kann die Reinlichkeit nur fördern[33]. „Schau nachts nicht in den Spiegel, ſonſt blickt dir der Teufel über die Schulter" kämpft gegen die Eitelkeit an. „Soviel Salzkörner du verſtreuſt, ſo viel Tage mußt du vor der Himmelstür ſtehn" betont die Sparſamkeit. Aus dem alten Spruch „Schneid's Brot gleich, da wirſt du reich" ſpricht auch nicht Aberglaube als vielmehr Ordnungsſinn und Sparſamkeit; vom „lieben Brot" darf nichts vergeudet werden. „Lege kein Meſſer mit der Schneide nach oben, ſonſt ſchneideſt du den Engeln die Füße entzwei" mahnt zur Vorſicht. „Am frühen Morgen die Zeitung auf den

Tiſch bringt Unglück" (Thal-Heiligenſtein bei Eiſenach) fordert den bäuerlichen Menſchen auf, zuerſt ſeine Arbeit ordnungsgemäß zu erledigen. „Tötet man eine Stiefmutter (Haarraupe), dann erhält man eine wirkliche Stiefmutter" oder „Zertritt man einen Wurm, ſo regnet es bald" (Goldlauter bei Suhl) erzieht zur Achtung vor allem harmloſen Gewürm, das keinen Schaden anrichtet. Auch das Denken einfacher Menſchen in Analogieſchlüſſen kann heilſame Folgen haben.

XI. Volksmediziniſcher Glaube und Brauch

Die Volksheilkunde kann im Rahmen einer Stammesvolkskunde nur vom Volke aus behandelt werden. Die Anſchauungen des Volkes vom Weſen der Krankheit, von ihrer Entſtehung und Heilung, die im Volke als überliefertes Gemeingut verbreitet ſind, müſſen zum Ausgangspunkt genommen werden.

Unſer Wort „krank" bedeutete urſprünglich nur ſo viel wie „ſchwach, hinfällig"; für Krankheit gebrauchte man das Wort „Sucht", das ſpäter zur Seuche, d. h. zur anſteckenden Krankheit wurde. Der Arzt, vom griechiſchen archiatros abgeleitet, hieß bei den Germanen lâhi, im Mittelalter lâchenaere = Beſprecher. Schon dieſer ſprachliche Zuſammenhang deutet auf die weſentliche Seite der ärztlichen Tätigkeit in der Frühzeit hin: der Arzt hatte Heilſegen zu ſprechen oder, wie das Volk heute noch ſagt, zu „büßen", die Krankheiten zu verbüßen. Büßen, ahd. buozzan, bedeutet aber ſoviel wie Abhilfe ſchaffen, heilen. Auch Kräuter, die man zur Heilung anwandte, erhielten und erhalten in der Heilkunde auch vielfach heute noch ihre Heilkraft, wenn über ſie Sprüche gemurmelt werden.

Daß daneben auch die ärztliche Kunſt, genauer die Chirurgie, in vorgeſchichtlicher Zeit in Thüringen entwickelt war, beweiſen die Anbohrungen von Schädeln. In Pritſchöna (Kr. Merſeburg) hat man aus der jüngeren Steinzeit einen zweifach präparierten Schädel gefunden. Die geheilten Ränder beweiſen wohl, daß die Bohrung am lebenden Menſchen vorgenommen worden iſt. Krankheiten, wie Knochenbrüche, Eiterungen und Verwundungen, waren alſo ſchon dem vorgeſchichtlichen Menſchen ſo einleuchtend, daß er ihnen mit entſprechenden Maßnahmen und Kunſtgriffen erfolgreich zu begegnen wußte. Unheimlicher, unverſtändlicher dagegen erſcheinen dem Volke von jeher innere Krankheiten, und hier ſind es wieder vor allem Seuchen und Geiſteskrankheiten, die es erſchrecken. Von der früheren religiöſen Weltanſchauung klingt noch vielerlei nach, wenn heute noch viele einfache Menſchen im Wüten ſolcher Krankheiten die Auswirkung böſer Geiſter ſehen, wenn ſie dieſe durch Heilſegen zu beſprechen oder durch Wortzauber und Handlung zu beſchwören, zu bannen, auszutreiben ſuchen.

Dem Bannen liegt eine uralte Krankheitsvorſtellung zugrunde. Es wird gleichſam die Krankheit als ſelbſtändige Perſon oder als Geiſt angeſprochen. Aber dieſe Auffaſſung wird nicht mehr klar im Bewußtſein feſtgehalten, ſie iſt herkömmlich geworden. Die Thüringer brauchen für das Bannen

den Begriff „verſähn" (verſagen, verſegnen) oder „verſöhnen". Das Bannen geſchieht mit Liſt und Gewalt, mit Fluchen und Drohen. Mit Spruch und Handlung ſucht man Einfluß zu gewinnen, die böſen Geiſter zum Verlaſſen des Körpers zu zwingen. Segensformel oder Wortzauber und Handlung gehen dabei gewöhnlich zuſammen. Der eigentliche Segen, d. h. der letzte Teil der Beſprechungsformel, wird gewöhnlich dreimal geſprochen, wobei die kranke Stelle beſtrichen wird. Als wirkungsvolle Zahlen erſcheinen beſonders 3, 7, 9, 77. Bei den unvermittelt auftretenden Krankheiten ſoll die Wendung immer am 3., 7. oder 9. Tage eintreten. Die Wöchnerin darf erſt am 9. Tage des Bett verlaſſen, eine im ganzen richtige Beobachtung. In Neuhaus-Schierſchnitz bei Sonneberg glaubt man, „dürr" dürfe man eine Perſon nicht nennen, ſonſt nehme ſie 7 Tage lang 3 Pfund vom Körpergewicht ab und werde dürr. Die heilende Kraft geht oft nur von der unverſtändigen Formel oder nur von entſtellten, ſinnloſen Worten aus, aber gerade darin liegt für das Volk etwas ungemein Geheimnisvolles und darin wirkt ſich ein ihre Seelenkraft anſprechendes Mittel aus. Z. B. wird einem Pferde, das an Würmern leidet, am Gurt ein Zettel feſtgemacht, worauf geſchrieben iſt: paha maha paholla maholla (Iſſerheilingen bei Langenſalza).

Aus dem 9. Jahrhundert ſtammen die Merſeburger Zauberſprüche, deren 2. Zauberformel gegen die Beinverrenkung eines Pferdes geſprochen wird: „Phol (d. h. Balder) und Wodan fuhren zu Holze, da ward Balders Fohlen der Fuß verrenkt; da beſprach ihn Sinthgunt (und) Sunna, ihre Schweſter; da beſprach ihn Friia (und) Volla, ihre Schweſter; da beſprach ihn Wodan, wie er es wohl verſtand, ſo die Beinrenkung, ſo die Blutrenkung wie die Gliedrenkung: Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliede, als ob ſie geleimt wären." Die Auffaſſung, Krankheiten ſeien angezaubert worden, beſteht bei allen plötzlichen und unerklärbaren Krankheiten. An Stelle der angerufenen germaniſchen Götter, die Heilung bringen ſollten, trat der dreieinige Gott des Chriſtentums oder eine Heiligengeſtalt wie Maria oder Petrus; an Stelle des germaniſchen Prieſters der Diener der Kirche oder in neuerer Zeit der geſcheite Mann, die kluge Frau, der Schäfer. Dem Merſeburger Zauberſpruch ſteht ein „chriſtlicher" Segen nahe, der im oberen Schwarzatal geſprochen wird, wenn „Menſchen oder Vieh Schaden tun": „Jeſus und Petrus, die ritten über das Feld. Sieh, da vertrat Petrus ſeinem Pferd ſeine Knie. Jeſus ſprach zu Petrus: Beuge dem Pferd ſeine Knie, ſo tu' ich dir im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes." In derſelben erzählenden Form iſt ein weiterer Segensſpruch gehalten, der im Kreiſe Langenſalza gegen alle Wunden dreimal unter leichtem Schlagen eines Kreuzes geſprochen wird: „Maria ging über Land, da begegnete ihr ein Stock, der war ſchwarz gebrannt. Sie legte darauf die ſchneeweiße Hand,

da heilte ſie Geſchwulſt, Notlauf und Kohlenbrand. Im Namen..." Die alten Notfeuer, die man früher in Norddeutſchland gegen Viehſeuchen anzündete, ſind heute gänzlich in Thüringen verſchwunden; aber vor kaum 100 Jahren brannte man noch in Nordthüringen Notfeuer bei Schweineſeuchen ab. Nach dem Bericht des Stellmachermeiſters Krug aus Gudersleben (Kr. Nordhauſen) ſchichtete man dort bei der Notlaufſeuche trockenes Tannenholz auf einen Haufen und brannte es ab. Durch den Rauch wurden die noch geſunden Schweine der Gemeinde getrieben, um ſie vor der Seuche zu ſchützen. Man war dabei beſonders darauf bedacht, daß das Notfeuer nicht durch Herdfeuer, ſondern durch „wildes Feuer" erzeugt wurde. Zu dieſem Zwecke mußte der Schmied einen kalten Hufnagel durch unausgeſetztes Hämmern zum Glühen bringen, und mit dieſem zündete man einen Strohwiſch an und ſchob ihn unter den Tannenholzſtoß[1].

Auch der Tanz, der gegen unerklärliche Krankheiten, wie Fallſucht, am Veitstage (darum Veitstanz!) und an anderen Feſttagen angewandt wurde, hat ſich bei der Kampfanſage der Geiſtlichkeit gegen den Tanz in Thüringen nur bis zum 17. Jahrhundert erhalten. Es ſei nur an die Tanzkrankheit, von der viele Kinder in Erfurt im Jahre 1237 befallen wurden, erinnert[2]. Tanzend und ſpringend legten ſie den Weg nach Arnſtadt zurück; viele ſtarben, nachdem ſie von ihren Eltern nach Erfurt zurückgeholt waren, die übrigen blieben bis zu ihrem Tode mit einem anhaltenden Zittern behaftet. Im Mittelalter hat man dieſe Begebenheit legendenhaft ausgeſchmückt. In Fiſchersdorf bei Saalfeld führte noch 1937 ein alter, 77jähriger Zauberdoktor aus Leutenberg, der kranke Menſchen und Tiere geſund zu ſprechen vorgab, nach Beſchwörung vor einem Schweineſtalle einen Zaubertanz auf und verdächtigte, indem er geſtikulierend auf ein Haus hinwies, die beiden darin wohnenden Frauen als Hexen. Das Gericht verurteilte den „Geſundbeter" und Zaubertänzer wegen groben Unfugs zu einer geringen Geldſtrafe, da es beim Angeklagten religiöſen Wahn annahm.

Wenn heute nur ſelten zugegeben wird, daß man an geheimnisvolle überſinnliche Kräfte als Erreger der Krankheit glaubt, ſo weiſt doch manche Redewendung im Kreiſe Gotha deutlich auf die Vorſtellung von einem Überfall durch den böſen Geiſt hin: „Es hat ihn ſo überfallen!" ſagt man, wenn jemand von einer heftigen Krankheit gepackt iſt. „Sie is nich mehr allein", heißt es von einer Perſon, die nicht ganz richtig im Kopfe iſt. Auch von häufigen Kopfſchmerzen berichtet eine Frau: „Da war ich den ganzen Tag nicht allein[3]." Jedenfalls öffnet das Entſtehen von Krankheiten ohne erſichtliche Urſache dem magiſchen Denken und Zauberglauben ein weites Tor; dieſes iſt um ſo größer, je rätſelhafter dem Volke die Vorgänge im menſchlichen Körper bleiben.

Welches Verhältnis hat nun der ſchlichte Thüringer zur Krankheit? Er nimmt ſie im allgemeinen nicht ſo ernſt, wie es der Arzt möchte. Er traut der Natur eine ſtarke Heilkraft zu. „'s werd ſchon wieder wern", meint er. Erſt wenn die Berufstätigkeit empfindlich geſtört wird und wenn Fieber auftritt, das weithin noch als ſelbſtändige Krankheit gilt, ſucht er Hilfe.

Angeborene Krankheiten oder beſſer unerklärliche Fehler, Mißbildungen aller Art, Haſenſcharten, Muttermale führt das Volk gern auf ein „Verſehen" der werdenden Mutter zurück. Wenn ein Kind einen „Leberfleck" am Leibe trägt, einen Fleck von Mäuſe-, Hunde- oder Katzenfell, ſo wird eine Maus, ein Hund oder eine Katze die ſchwangere Frau erſchreckt haben. Schauder, Erſchrecken und ſeeliſche Einflüſſe aller Art werden als Urſache verſchiedenartiger Erkrankungen angenommen. Eine Frau in Lauſcha brachte 1913, in ihrem 41. Lebensjahr, wie ſie ſelbſt einem Lehrer erklärte, ein geſundes kräftiges Mädchen mit einem regelrecht ausgebildeten Katzenkopf zur Welt. Zeuge ſei Dr. med..., der das ſchreiende Kind täglich mit Saugflaſche und Zuckerwaſſer ſtillen ließ, bis es nach 6 Wochen an Entkräftung ſtarb. Die Frau erzählte, daß ſie innerhalb ihres Hauſes an einem heißen Sommernachmittag auf der Haustreppe geſeſſen habe. Plötzlich wollte eine Katze von oben nach unten ſpringen, und da die Frau ihr im Wege ſaß, ſprang ihr die Katze ganz unbemerkt mit einem Satze von hinten auf die Schulter. Dieſem argen Schreck ſchreibt die Frau, die ſich damals im 2. Monat der Schwangerſchaft befand, dieſe Mißgeburt zu, alſo einem „Verſehen". Oder in Kriebitſch bei Altenburg ſoll vor einigen Jahren eine Frau vor einem Froſch erſchrocken ſein und ein „Froſchkind" geboren haben. Die Mißgeburt lebte nur kurze Zeit. In Reichenbach bei Eiſenach erzählte man, daß der rote Fleck auf der Wange eines Kindes von einer Ohrfeige herrühre, welche die werdende Mutter von einer anderen Frau erhalten habe! In Boblas bei Camburg hat ein Junge im dunklen Haar ganz helle Stellen. Die Leute glauben, die Mutter, die vor einer Katze erſchrocken ſei, habe ſich ins Haar gefaßt. Im Gegenſatz zur mediziniſchen Wiſſenſchaft iſt das Volk allzu leicht geneigt, viele ihm unerklärliche Beſonderheiten und Mißbildungen am menſchlichen Körper auf ſolche Verſehen der ſchwangeren Frau zurückzuführen.

Die meiſten Krankheiten freilich haben nach der Volksmeinung ihre Urſache in einer Erkältung, nicht bloß Schnupfen und Huſten, Grippe, Lungenentzündung und Rheumatismus, ſondern auch Fingereiterungen, Furunkel, Zahn- und Bruſtentzündungen und Wochenbettfieber. Da man beſonders an eine Erkältung des Saftes, des Blutes glaubt, ſpielt für die Heilung e contrario die Wärme eine Hauptrolle. Das alte Sprichwort hat in Thüringen noch ſeine volle Geltung: „Der Höllenſtein iſt der halbe Doktor." Die rheumatiſchen Krankheiten ſucht man mit Katzenfellen oder mit heißen Decken

häufig zu lindern, bei Katarrh der Luftwege legt man Watte auf die Bruſt; ſogar die Lungenentzündung kommt nach dieſer volkstümlichen Auffaſſung vom kalten Trunk im erhitzten Zuſtand (Reichmannsdorf bei Saalfeld). „Wenn die Krankheit hitzig iſt, macht ſich der Menſch ſchnell weg", ſagt man allgemein. Auch die kleinen Kinder werden meiſt ſo warm gehalten, daß ſie ſchwitzen. Andernfalls ſollen ſie die Gelbſucht bekommen und krank werden. Die Krankheitsſtoffe, gewöhnlich Schärfen genannt, ſucht man im Blut, und dieſes ſetzt man zwiſchen Haut und Fleiſch. Die aus dem Blute kommenden Krankheiten können „verſprochen" oder „geſühnt" werden (Oberdorla bei Mühlhauſen).

Außer der Erkältung wird häufig das Verheben oder „Verziehen" als Krankheitsurſache angeſehen; beſonders bei Frauenleiden. Fehlgeburten werden faſt regelmäßig mit einem Verziehen der Mutterbänder begründet. Und ſchließlich haben andere Krankheiten ihre Urſache natürlich auch in der Anſteckung. Man braucht bei anſteckenden Krankheiten, wie Grippe oder Ziegenpeter, im nordweſtlichen Thüringer Wald (Möhra) den Ausdruck: „Es iſt eine Muiß unter den Leuten!"

Das Volk denkt alſo nicht daran, konſtitutionelle Krankheiten auf unzuträgliche oder knappe Nahrung, auf enges Zuſammenwohnen in überhitzten Räumen oder auf vernachläſſigte Hautpflege zurückzuführen. Ganz charakteriſtiſch für dieſe Einſtellung iſt die Anekdote, die Otto Kürſten in ſeinen Thüringer Schnozeln[4] unter der Überſchrift „Hichiene" darbietet: In Dottelſcht hatten die Kinder die Maſern bekommen, der Kreisarzt beſieht ſich die Wohnungen. Bei Taudens Emiln iſt er erſchrocken, als er feſtſtellen muß, daß es von der Wohnküche aus gleich 2 Stufen hinunter an den Schweineſtall geht. Die Frau ſollte das Schweinefutter bequem den Borſtentieren zuführen können! Der Doktor iſt erſtaunt darüber, daß ſie das im Sommer überhaupt aushielten, ſie brauchten ſich über die Fliegen nicht zu wundern; dieſer Zuſtand ſei doch geſundheitsſchädlich. Taudens Emil horchte a Weilchen zu, harnach meinte er: „Geſundheitsſchädlich? – Machen Se's hallwaje: mei Großvater hat das ſchonne var 50 Jahren eingericht't – on ons äs nach kee Schwein varreckt." Schuld iſt für das Volk alſo nicht die Umwelt, ſondern der ſchlechte Saft, Erkältung oder Verletzung am greifbaren Objekt (Stoß, Schaden), Belaſtung des Magens durch „verbotenes Eſſen" (Berka bei Sondershauſen) und ſchließlich Würmer, zu denen man neben den Eingeweidewürmern noch einen Zehrwurm (Miteſſer), einen Herzwurm und einen Fingerwurm rechnet. Tödliche Entzündungskrankheiten ſind für das Volk der „Brand", plötzliche Bewußtloſigkeit, der ſog. „Schlagfluß" und Schwindſucht, Auszehrung genannt.

Bei Magen- und Rückenſchmerzen ſpricht man im mittleren Werratal

(Breitungen) und ſüdlich des Thüringer Waldes vom „Anwachſen". In Fiſchbach bei Schleuſingen beſeitigt man das „Anwachſen" des Rippenfelles durch Einreiben mit Schweinefett. Wenn z. B. ein Säugling ſtändig ſchreit, ſo greift die Mutter in Steinbach-Hallenberg mit ihren Fingern vom Leibe her unter die Rippen des Kindes. Iſt ihr das infolge der Spannung des Leibes nicht möglich, ſo iſt das Kind „angewachſen". Man reibt den Leib und Rücken mit Öl ein und ſpricht dabei folgenden Segen:

„Friſch, biſt du angewachſen an Lungen und Lenden,
ſo helf dir Jeſus Chriſtus mit ſeinen Händen.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes."

In Schmalkalden rieb man die angewachſenen Kinder, wenn ſie Schmerzen in den Muskeln des Bruſtkorbes hatten, mit „umgewandeltem Böbel", mit unguentum populi = Pappelſalbe, ein[5].

Ganz allgemein glaubt man in Thüringen auch an eine weitgehende Wanderung der Krankheit. Man ſagt, ſie ſchlage nach innen oder ſie trete zurück. Deshalb fürchtet man die nach innen geſchlagenen Maſern, Windpocken, den nach innen gehenden Scharlach, während es ſich ja in Wirklichkeit mehr um ein Sichfeſtſetzen auf einem inneren Organ handelt. Geradezu beluſtigend kommt uns der Glaube an die Wirkung der „verſchlagenen Winde" in alle Ecken des Körpers vor; das Scherzwort: „Die Schweißfüße ſind ihm in den Bauch getreten und haben ihm das Herz abgedrückt" kennzeichnet dieſen volksmediziniſchen Glauben an die Wanderung der Krankheit durchaus richtig, wenn auch ſcherzhaft übertreibend und vergröbernd.

Eine ſchwere, langwierige Krankheit wird in chriſtlicher Auffaſſung als von Gott zur Strafe oder zur Prüfung geſchickt gedeutet, wie es nicht nur die Bibel, vor allem hier das Buch Hiob, nahelegt, ſondern wie es bei allen Völkern ſeit alten Zeiten zu beobachten iſt. Wenn der liebe Nächſte, der ſonſt immer Glück hatte, von ſchwerer Krankheit erfaßt wird, ſo wird ſie natürlich als ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit angeſehen und vom Kranken ſelbſt als Schickſalsſchlag empfunden. Solche Krankheiten müſſen nach der Volksmeinung in Geduld ertragen werden.

Krankheiten bei Kindern, die ohne Vernunft und Abwehrkraft ſind, werden auf Berufen, Beſchreien, Behexen zurückgeführt; ebenſo Krankheiten, die, mit Unglücksfällen aller Art vereint, nacheinander über eine Familie hereinfallen. Dann geht es nicht mit natürlichen Dingen zu, da haben böſe Mächte ihre Hand im Spiele. Damit wird auch unbewußt das Vorhandenſein unſichtbarer und übelwollender Mächte angenommen. Aber man denkt nicht ſo ſehr an „böſe Geiſter" oder gar an „teufliſche Dämonen", ſondern an Hexen. Hexen ſind in der dörflichen Gemeinſchaft lebende Menſchen, die

unter dem Einfluß des Böſen, des Teufels ſtehen. Nicht nur theologiſche, ſondern auch mediziniſche Fakultäten glaubten bis ins 18. Jahrhundert hinein an ſolche teufliſchen Zauberkünſte der Hexen. Das Volk weiß und verſteht nichts von dem regelrechten Verlauf der biologiſchen Vorgänge der phyſiologiſchen Organfunktionen und verlegt daher die Urſache der Störungen im menſchlichen Körper nach außen. Und gerade, wo man in enger Dorfgemeinſchaft zuſammenwohnt und bei erſchwerten Daſeinsbedingungen das Vorwärtskommen des Nachbarn genau beobachtet, da iſt der neidiſche und mißtrauiſche Bauer leicht geneigt, die „liebe", ſtrebſame Nachbarin als einen dem Böſen verbundenen Menſchen und als eine Krankheiten anzaubernde Hexe zu verdächtigen. Gegen ein „Beſchreien" wehrt man ſich durch ſehr derbe Sprüche. Einer der harmloſeſten lautet:

„Leck mich fett
und beſchrei mich net!" (Lindenau bei Hildburghauſen)

Solche angezauberten Krankheiten können nur durch Beſprechungen geheilt werden, bei denen man mit einem Segen oder Gegenzauber den Zauber zu brechen ſucht. Unter genauer Beobachtung beſtimmter Vorſchriften werden die Segens- oder Zauberſprüche[6] gemurmelt. Wenn z. B. in Steinheid auf dem Thüringer Wald ein Kind durch „Beſchreien" aus der Verzauberung befreit werden ſoll, wird es ruhig hingelegt, eine alte Frau ſpricht bei Kerzenſchein ihre Zauberformel; dann wird das Licht gelöſcht, das Kind in die Zimmerecke geſtellt und durch nochmaliges Murmeln von Sprüchen entzaubert. Soll die Heilung gelingen, ſo müſſen alle Beteiligten, Beſprechender und Beſprochener, Stillſchweigen bewahren; ſprechen ſie darüber zu anderen Leuten, ſo bleibt die Heilung aus. Weder auf dem Wege zum Kranken darf der Beſprecher ein Wort reden oder einen Gruß erwidern noch beim Einholen der Zaubermittel und Heilkräuter. Bei der Ausübung ſeiner Tätigkeit darf er ſich nicht verſprechen oder unterbrochen werden.

Die Kenntnis der Zaubermedizin kann vererbt werden, ſie wird oft vom Vater auf die Tochter und von der Mutter auf den Sohn weitergegeben, niemals innerhalb desſelben Geſchlechts. Zur Gedächtnisſtütze ſind viele der früher nur mündlich überlieferten Sprüche aufgeſchrieben worden. Einen beſonderen Ruf als Beſprecher genoſſen im letzten Jahrzehnt Männer und Frauen in Gotha, in Sundhauſen, Unterloquitz, in Mackenrode bei Nordhauſen, in Elxleben bei Arnſtadt u. a.

Wenn in einer Familie kein Kind „davonkommen", d. h. leben bleiben will, nimmt man in Südthüringen (Crock bei Hildburghauſen) den Schäfer zum Paten. Faſt in jedem Ort iſt wenigſtens ein mehr oder minder zuſtändiger geſcheiter Mann oder eine weiſe Frau, die aufgeſucht werden. Nicht

ſelten nimmt man an, daß mit der Zaubermedizin vertraute Menſchen von der Natur gezeichnet ſind. Gerade alten, häßlichen Frauen mit triefenden Augen und ſolche, deren Augenbrauen zuſammengewachſen ſind, traut man die Zauberkraft zu. Die magiſchen Kräfte ſollen im beſonderen Maße die Zigeuner beſitzen, von denen mancher Beſprecher ſeine Kunſt erlernt haben will. Das „Kunſt- und Kräuterbuch", in Erfurt gedruckt, iſt nach der Aufſchrift dieſes kleinen Druckwerkes von einem geborenen Zigeuner D. B. H. verfaßt! Eine Bezahlung für ſeine Tätigkeit darf der Beſprechende nicht fordern, er muß ſich mit dem zufrieden geben, was er von den Patienten erhält.

Als erfolgreiche Heiltage ſind der Freitag, beſonders der Karfreitag oder ſtille Feiertag, und der Dienstag, daneben der Gründonnerstag, Johannistag, Pauli Bekehrung, Oſtern, Walpurgisnacht, St. Martinstag und die Chriſtnacht, hier und da auch nur der Sonntag in Thüringen bedeutſam. Über die Eignung der einzelnen Tages- oder Nachtzeiten entſcheiden die beſonderen Heilhandlungen. Aber die Tage, an denen ein geneſender Kranker das Bett verlaſſen darf, ſpielen eine große Rolle. In Erfurt und anderen mittelthüringiſchen Städten hat die Woche 4 Unglückstage: den Freitag als allgemeinen Unglückstag, den Sonntag, an dem man überhaupt kein neues Werk beginnen ſoll, und beide Markttage, Mittwoch und Sonnabend.

Dieſe Auffaſſungen des Thüringer Volkes vom Weſen der Krankheit, von ihrer Entſtehung und Heilung, müſſen den Ausgangspunkt bilden, wenn man die Heilweiſe und die Heilmittel verſtehen will.

Die beſonders auf dem Boden der Triasformation – Buntſandſtein, Muſchelkalk, Keuper, ſoweit er noch vorhanden iſt – lebenden Thüringer greifen bei Erkrankung einmal zu dem, was ihnen die Natur an Heilpflanzen gibt, das andere Mal zu magiſchen Heilverfahren, nämlich dann, wenn ſie die Entſtehung der Krankheit auf geheimnisvolle, überirdiſche Kräfte zurückführen. Gegen ſie verwendet der Thüringer Dinge, die er mit geheimnisvollen Kräften im All in Verbindung bringt. Er fühlt ſich hier als ein Weſen, das in das All eingeordnet iſt, nicht als eins, das der Welt ſelbſtändig, kritiſch gegenüberſteht.

Die weſentlichen volksmediziniſchen Bräuche und Glaubensvorſtellungen wollen wir im folgenden auf die erfahrungsmäßigen und pſychologiſchen Grundlinien und Bezüge hin unterſuchen. Wir werden ſehen, daß ſie zum Teil geſchichtlich ableitbar, zum Teil empiriſch erklärbar und zum Teil nur pſychologiſch deutbar ſind, d. h., daß die erfahrungsmäßig erklärbaren meiſtens auch ſinnvoll, die magiſchen Bräuche – bei aller metaphyſiſchen Sinnhaftigkeit – in Wirklichkeit ſinnlos ſind.

Über die *natürliche Heilweiſe*, die Erfahrungsmedizin des Volkes, ſoll hier nur kurz gehandelt werden, zumal da ſie erſt vor kurzem durch Gün-

ther Petry in ſeiner Jenaer Diſſertation „Thüringer Haus- und Heilmittel“ (Weimar 1936) eine klare und umfaſſende Darſtellung gefunden hat. Dieſes natürliche Verfahren mit Heilkräutern iſt ſchon im ausgehenden Mittelalter bezeugt. Im Jahre 1529 erklärte eine verwitwete Frau Konne (Kunigunde) Bocksdorf aus dem Amte Arnshaugk bei Neuſtadt an der Orla in einem Schreiben an ihren Landesherrn, ſie könne die Franzoſen (Krankheit) und andere Krankheiten allein mit Kräutern heilen[7]. Beſonders ausgeprägt iſt die Erfahrungsmedizin bei dem Thüringer Wäldler. Der Wald iſt ſeine Apotheke. Er gewährt ihm einen Reichtum an Heilpflanzen, der die Vorausſetzung für eine hochentwickelte Erfahrungsmedizin gegeben und eine wahrhaft große Volksheilkunde ermöglicht hat. Das Laborantengewerbe der Königſeer, der früheren Olitätenhändler, iſt Beweis dafür. Sie ſtellen vornehmlich Eſſenzen, Salben, Pflaſter und Pillen her, wobei ſie die reichen Erfahrungen ihrer Vorfahren benützen, deren Induſtriezweig ſich meiſt ſchon ſeit Ende des 17. Jahrhunderts[8] von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt hat, beſonders im ehemaligen Fürſtentum Schwarzburg-Rudolſtadt, in Oberweißbach, Deesbach, Rudolſtadt, Königſee, Unter- und Oberhain, Lichtenhain, Meura, Allersdorf, Egelsdorf, Herſchdorf, Meuſelbach, Cursdorf, Gillersdorf, Mellenbach, Rohrbach, ferner in Reichmannsdorf und Schmiedefeld bei Saalfeld. Fortſchrittlich, wie die Olitätenhändler von jeher waren, verbinden ſie einheimiſche Heilkräuter, neue Drogen und ausländiſche Harze und gewinnen ſo verbeſſerte Kräuterauszüge, ſchmerzſtillende Öle und heilende Salben. Etwa 70 verſchiedene Heilmittel können als Thüringer Originalſpezialitäten bezeichnet werden. Am volkstümlichſten ſind Hienfong-Eſſenz (Hienfong = chineſiſch Himmelsſegen), Engelbalſam, Lebenseſſenz, Karmelitergeiſt, Lebensöl, Meliſſengeiſt, Bergöl, Univerſalbalſam, Painexpeller, „Stockdumm“ (Stoughtonstropfen), Lobtinktur, Augenwaſſer, Schwarzburger oder Meuraiſches Pflaſter und viele Kräuterpillen. Bei dem Verkauf dieſer Thüringer Heilmittel wird aber heute beſonders darauf hingewieſen, daß ſie nicht die vom Arzt verordnete Arznei erſetzen ſollen, ſondern nur Vorbeugungsmittel ſind. Als ſolche ſind ſie in der Tat außerordentlich bewährt und in weiteſten Volkskreiſen beliebt. Da es ſich bei dieſen Erzeugniſſen der Laboranten ſchon um pharmazeutiſch-chemiſche Erzeugniſſe handelt, kann hier nicht weiter darauf eingegangen werden.

In Thüringen werden von Arzneipflanzen feldmäßig vor allem Pfefferminze und Baldrian, Fenchel, Majoran, Thymian, Angelicawurzel und Koriander angebaut. Hauptanbauorte ſind Kölleda, Großneuhauſen (Kr. Weißenſee), Ringleben und Andisleben bei Erfurt.

Das Volk hält ſich an einfache und meiſt auch eindeutige Anweiſungen, die mündlich, aber auch ſchriftlich in geſchriebenen oder gedruckten Heil-

mittelbüchern überliefert sind und als erfahrungsmäßig gebundenes, jahrhundertealtes Volksgut von der Schulmedizin übernommen sind.

Der Thüringer, voran wieder der Wäldler, geht zu bestimmten Zeiten hinaus in die Natur und sammelt die Heilkräuter, deren Standort er kennt. Er weiß auch, wo die Heilkraft der Pflanzen sitzt, in der Blüte, Frucht, Wurzel, im Blatt. Er kennt ihre Wirkung, aber nicht die chemischen Bestandteile, die diese Wirkung herbeiführen. Der genaue ursächliche Zusammenhang ist für die Volksheilkunde des Thüringers unwesentlich. Der Laborant, der mehr oder weniger wissenschaftlich geschult an die Heilpflanzenverwertung herangeht, kennt allerdings auch diese Kräfte. Das Volk weiß seit Generationen, daß z. B. Holunder- und Stiefmütterchentee blutreinigend wirken; daß Wacholdertinktur das Wasser aus dem Körper treibt, also harn- und schweißtreibend wirkt; daß eine Mischung aus Thymian, Dosten und Quentel bei Erkältung getrunken wird. Der Holunderstrauch genießt die größte Wertschätzung. In Crock bei Hildburghausen, wo man Holunderrinde gegen Kopfschmerzen auflegt, nehmen alte Leute den Hut vor dem Holunderstock ab; wer Holunder verbrennt, dem verrecken angeblich die Pferde (Berteroda bei Eisenach). In Mengersgereuth-Hämmern sagen alte Leute: „Ein Holunderstrauch ist mehr wert als ein Dukaten."

Für einen geregelten Gang der Verdauungsorgane nimmt man Schafgarbe, Wermut, Kalmus, Tausendgüldenkraut, Kamille, Fenchel, Alantwurzel, Johanniskraut, Wacholder, Thymian, Brennessel und sehr gern Arnika, die als Allheilmittel gilt (Plaue bei Arnstadt u. a. O.). Gegen Husten helfen Rittersporn, getrocknete Brombeerblätter, gekochte Zwiebeln mit braunem Zucker (Silberhausen auf dem Eichsfeld). Gegen Magenverstimmung nimmt man Wermut oder Pfefferminze oder die neunte Nessel (Thonhausen bei Altenburg), während als Laborantenmittel Elixier und Stoughtonstropfen häufig einer weiteren Behandlung vorausgehen, um zunächst einmal dem Magen aufzuhelfen. Zum Schwitzen braucht man Lindenblütentee; Holundersaft gegen Halserkrankung; Petersilie gegen Blasenleiden. Stiefmütterchentee trinken Frauen in den Wechseljahren (Milda bei Blankenhain). Der Saft der ausgepreßten grünen Schafgarbe vertreibt das Fieber. Spitzwegerich und Huflattich, den man auch Lungenkraut nennt, gelten als gut für die Lungen. Für die Atmungsorgane werden wirksam gefunden Schafgarbe, Arnika, Isländisch Moos, Huflattich, Queckenwurzel, Alantwurzel, Johanniskraut, Majoran, Kreuzblume, Holunder, Sanickel, Ehrenpreis (Plaue bei Arnstadt). Salbei gilt allenthalben als bestes Gurgelmittel, Feldthymian wird angewandt gegen Rachitis, Dreiblatt vom Breitunger See im Werratale gegen Tuberkulose, gegen Krampf Farnkraut (Benshausen bei Schleusingen), gegen Gicht oder Rheumatismus Tannentriebe

oder Heidelbeerkraut oder Ameiſenſäure, Taubneſſelblüten gegen Blutarmut, rohe Zwiebeln werden auf Drüſenſchwellungen gebunden. Schwarzwurzel heilt nach Meinung der Nordthüringer (Wallrode bei Nordhauſen) Verſtauchungen, Schwarzdorn (Schlehe) führt Blutreinigung herbei. Gegen Nieren- und Blaſenſtein ißt man jeden Morgen nüchtern 20 bis 30 Wacholderbeeren (Craula bei Gotha). „Baldrian läßt nichts vorm Herzen ſtahn" (Brehna bei Worbis). Gegen aufgelaufene, wunde Füße verwendet man allenthalben noch Wegerichblätter, die man auflegt oder mit deren Saft man die Füße einreibt: ein durchaus guter Erſatz für eſſigſaure Tonerdeaufſchläge! Den Appetit regt Skabioſe an (Waldau bei Schleuſingen); die Schwindſucht vertreibt, wer von drei Ähren blühenden Korns den Blütenſtaub des Roggens abſtreift und ißt (Stanau bei Neuſtadt a. d. Orla, Leina bei Gotha). Gegen „Abnehmen" (Schwindſucht) hilft Kraulich (centaurea scabiosa). In Schmalkalden wurden früher gegen das „Abnehmen", bei dem die Länge des Kranken vom Kopfe bis zu den Füßen mit der Länge der beiden ausgeſtreckten Arme nicht übereinſtimmt, in der Apotheke „Abnehmtropfen" (verdünnte Salzſäure) „für ungerades Geld", d. h. drei, fünf oder ſieben Heller, geholt[9]. Sanickel und Ottermennig werden als Tee bei faſt allen Krankheiten gebraucht (Ifta bei Eiſenach). Die wilde Brunnenkreſſe (nasturtium offic.) wird von Bruſt- und beſonders Herzleidenden in großer Menge als gekochtes Gemüſe gegeſſen. Die wiſſenſchaftliche Unterſuchung hat in ihr beträchtlichen Jodgehalt nachgewieſen[10]. Von Chriſtian Reichart, dem Begründer des Erfurter Gartenbaues, wird ſchon 1745 unter Berufung auf mediziniſche Autoritäten die Brunnenkreſſe, in Erfurt „Braunkärſch" genannt, als Allheilmittel gegen zahlreiche Krankheiten des Leibes und der Seele („wider die Liebes Tränke" und „zur Stärkung der Einbildungskraft") aufgeführt in ſeiner „Kurzgefaßten hiſtoriſchen Nachricht von denen bey der thüringiſchen Hauptſtadt Erfurt gelegenen ſog. Dreyen Brunnen" (S. 56). Erfurt 1745. Früchte vom Lebensbaum wurden früher zur Beſeitigung der Leibesfrucht, natürlich ohne jede Hinzuziehung eines Arztes, benutzt, wie mir mancher Totengräber, der den Beſtand und Fruchtbehang der Lebensbäume auf den Friedhöfen genau muſterte, beſtätigt hat.

Miſchungen von neunerlei Kräutern, von verſchiedenen Blättern und Blüten zu Tees ſind im allgemeinen ein Rezept von Kräutermännern, der einfache Mann des Volkes beſchränkt ſich auf einfache Mittel.

Im Frühjahr und Herbſt machen noch viele Wäldler eine Blutreinigungskur, weil dann der Saft, das Blut, im menſchlichen Körper genau ſo wie im Pflanzenreich ſteige und falle. Bei Ausſchlag muß das Schlechte aus dem Saft heraus; man trinkt dagegen einen Auszug aus Holunderbeeren und Feldſtiefmütterchen, eine Tinktur, die jedermann herſtellen kann. Zu Pauli Bekehrung

am 25. 2. (jetzt meiſt bei abnehmendem Mond) fehlten in Allersdorf bei Königſee faſt alle Schulkinder; ſie mußten daheim zur Blutreinigung „laxiere“[11].

Die heutige biologiſch orientierte Medizin iſt auf viele volksheilkundliche Mittel zurückgekommen; die Heilpflanzen, die das Volk ſeit langem brauchte, wurden ſyſtematiſch unterſucht. Da ließ ſich nun z. B. feſtſtellen, daß alle Pflanzen, die blutreinigend wirken, wie Hauhechel, Bruchkraut, Bibernelle, Wollblume, Holunder, Kreuzkraut, Kamille, Schlüſſelblume, zu der Gruppe der Saponindrogen, d. h. der ſchäumenden Drogen gehören, daß ſie die Speichel-, Schleim-, Schweiß- und Darmdrüſen anregen, alſo zur Steigerung der Abſonderungsvorgänge dienen und eine Wirkung auf verſchiedene Stoffwechſelſtörungen haben[12].

Den Thüringer und beſonders den Wäldler hat nun nicht die Naturwiſſenſchaft, ſondern ſein angeborener Naturſinn und ſeine Naturbeobachtung zu den Kräften des Bodens geführt. Der Sinn dieſer Form der Erfahrungsheilkunde liegt alſo darin, daß ſich der Menſch ganz und gar mit ſeiner Heimat verwachſen fühlt, daß er die natürlichen Heilkräfte erkennt und ſie in ſein Leben einbezieht. Die Erfahrungsmedizin des Thüringers kommt unmittelbar aus ſeiner inneren feſten Naturverbundenheit. Darum iſt auch der Glaube an die Menſchen, welche die Natur mit ihren Kräften kennen, ſo groß. Denn man kann es ſich nicht anders vorſtellen, als daß für die Kranken gut ſein muß, was die Natur durch die Naturheilkundigen zu Hilfe ſchickt, daß Gott für jede Krankheit ein Heilkraut hat wachſen laſſen.

Auch viele volkstümliche Heilmethoden, die mit Aberglauben und Zauber durchſetzt zu ſein ſcheinen, ſind durch die rationell-empiriſche Forſchung als ſinnvoll erwieſen worden. Wenn man im Kreiſe Schmalkalden „Kropfkohle“, d. h. verkohlten Badeſchwamm, früher zur Beſeitigung des Kropfes verwandte, ſo hat die chemiſche Unterſuchung viel ſpäter durch den Nachweis des Jodgehaltes im Badeſchwamm dieſem Volksheilverfahren eine gewiſſe Berechtigung zugeſprochen[13]. Wir kennen ferner eine Reihe von Heilpflanzen, die in einer beſtimmten Tageszeit oder bei einer beſtimmten Stellung der Geſtirne gepflückt werden ſollen. Nach zuverläſſigen Unterſuchungen ſind verſchiedene Pflanzen innerhalb der Tageszeiten Schwankungen unterworfen, z. B. Fingerhut (digitalis purpurea). Wenn der Fingerhut nach der volkstümlichen Anweiſung nur bei Tage, am beſten zwiſchen 11 und 12 Uhr mittags, gepflückt werden ſoll, bevor ſich die Blüte mit Sonnenuntergang ſchließt, ſo iſt wiſſenſchaftlich erwieſen worden, daß das Thüringer Volk durchaus richtig handelt. Denn der Fingerhut bildet tatſächlich bei Tage die herzwirkſamen Glykoſide, baut ſie dagegen bei Nacht ſtark ab[14]. Daß die Schulmedizin an die Volksheilkunde angeknüpft hat, zeigt nicht nur dieſes Beiſpiel, ſondern jede geſchichtliche Betrachtungsweiſe, die man an die Be-

ziehungen zwiſchen beiden in Vergangenheit und Gegenwart anzulegen hat. Opium, Kokablätter, Chinarinde kannte das Volk ſchon lange vor der Schulmedizin, die aus dieſen Kräutern Morphin, Kokain und Chinin gewinnt. Statt der teuren Chinarinde bediente ſich das Volk einer einfacheren heimiſchen Droge als Fiebermittel, nämlich der Weidenrinde, woraus die pharmazeutiſche Wiſſenſchaft Salizyl gewann.

In Süd- und Mittelthüringen pflücken Angehörige aller Stände von den wilden Roſen die „Siebenſchläfer" (Südthüringen) oder die „Schlafroſen" (Mittelthüringen), d. h. die durch den Stich der Gallweſpe (Rodites-Rosae) hervorgerufene Galle, wickeln ſie in Papier und legen ſie den Kindern in Gottes Namen unters Kopfkiſſen, um ſie damit ſchnell zum Schlafen zu bringen. Kleine, alte Waldapotheken haben dieſe Galle manchmal noch als Fungus Cynosbati vorrätig. Die einſchläfernde Wirkung dieſer Galle kennt man auch in Norddeutſchland, wo die Schlafroſe „Schlafkunze" genannt wird. Sie muß alſo einen narkotiſchen Stoff wie die gewöhnliche Heide und die Blüte des Hopfens enthalten[15].

Das Thüringer Volk hält auch, in kleinbürgerlichen Kreiſen ebenſo ſtark wie in ländlichen, an der alten Säftelehre feſt, die ſchon von den alten griechiſchen Ärzten Hippokrates und Galen vertreten und vom Laienheilkundigen Johann Schroth († 1856) in abgewandelter Form (Trockenkur, um die aufgenommenen Säuren im Körper aufzuſaugen) wieder angewandt wurde. Ebenſo kannte die Schulmedizin ſchon lange vor den Laienempirikern Vinzenz Prießnitz († 1851) und Sebaſtian Kneipp († 1892) die Waſſerheilkuren, die auch in Thüringen noch weithin in Geltung ſind. Hier handelt es ſich um Heilmethoden, die die Schulmedizin vor der Volksheilkunde kannte, von denen ſie aber zugunſten beſſerer Heilweiſen zum guten Teil wieder abgekommen iſt. Daß alle dieſe Kuren, wenn ſie von Laien verordnet und indikationslos angewendet werden, auch ſchaden können, bedarf keines Beweiſes. Auf dieſem Gebiete hält ſich die Volksheilkunde zum Teil an überlebte ſchulmediziniſche und von Laien überſchätzte Heilmittel.

Die pharmazeutiſche Induſtrie altbewährter Volksheilmittel, die zu 80% in Dörfern über dem oberen Schwarzatale zuſammengeballt iſt[16], hat die wirkſamen Inhaltſtoffe der Heilpflanzen zum Zwecke genauer Zumeſſung abzuſondern verſtanden. Das iſt ein Fortſchritt. Die Schulmedizin nimmt dieſen Punkt ſehr wichtig und ſpielt ihn gegen die ſchlichte Volksmedizin aus. Es muß zugegeben werden, daß die Rezepte der Volksheilkundigen auch leicht einmal Schaden anrichten können, da ſie meiſt ohne ſachkundige Krankheitserkennung angewendet werden, aber im allgemeinen ſind die wiſſenſchaftlich falſchen Rezepte der Volksheilkunde doch ſo harmlos, daß kein ſchlimmes Unheil entſteht. Und die neueſte Forſchung beſtätigt wieder-

um, daß das Volk mit Recht Jahrtauſende hindurch treu der Arzneipflanze anhing. Die wiſſenſchaftliche Arzneikunde war nämlich davon abgekommen. Unter dem Eindruck der Morphin-Iſolierung (1816) und der Reindarſtellung von Chinin (1817) verſuchte man allenthalben aus den Drogen die wirkſamen Stoffe in reiner Form zu gewinnen. Aber ſo ſtark der Vorteil der genauen Doſierbarkeit war, es zeigt ſich doch auf der anderen Seite dabei, daß Morphin anders wirkt als Opium, Chinin anders als Chinarinde. Deshalb kam die Wiſſenſchaft wieder auf die Droge zurück und wollte wenigſtens nur die Ballaſtſtoffe entfernen: es entſtanden die ſog. Pan-Präparate. Aber auch ſie ſind den einzelnen Arzneipflanzen nicht weſens- und nicht wirkungsgleich, ſo daß der Pharmakologe Tſchirch vor einiger Zeit dringend riet, ſich wieder dem allſeitigen Studium der Arzneipflanze zuzuwenden. Die thüringiſche pharmazeutiſche Induſtrie erfüllt mit ihren Drogen, die aus den Heilpflanzen gewonnen werden, weithin dieſe Forderung. Allenthalben erſchallt die Loſung: Los von den Präparaten, hin zur Heilpflanze, los vom Spezialiſtentum, hin zum Körper und Seele beachtenden Arzt, der Menſchen und nicht nur Krankheiten heilen ſoll!

Auch die heutige wiſſenſchaftliche Organtherapie iſt grundſätzlich nicht über die Anweiſungen der alten Volkserfahrung hinausgewachſen – trotz ihrer modernen wiſſenſchaftlichen Form! Die modernen Sexualhormone, die von der pharmazeutiſchen Induſtrie gegen Impotenz und Sterilität hergeſtellt werden, erſetzt die thüringiſche Volksheilkunde immer noch durch die alten einfachen Mittel, wie ſie auch durch altes Volksheilſchrifttum empfohlen werden. In Weida wird empfohlen, dem impotenten Manne Hirſchbrunſt in den Kaffee zu geben, damit er zu Kräften komme. Das gleiche Mittel, Hirſchbrunſt von einem Hirſch, der auf der Brunſt getötet worden iſt, zu verwenden, wird neben Wurſt von Hühnerhoden angeraten auf S. 214 eines Buches, das in Thüringen im 18. Jahrhundert ſehr bekannt geweſen zu ſein ſcheint, das des Paracelſus Lehre hier verbreitete und noch heute in „Erbbüchern" und anderen ſchriftlichen Aufzeichnungen von Volksheilmitteln weiterlebt: „Der Thüringiſche Theophraſtus Paracelſus, Wunder- und Kräuter Doktor, oder der curieuſe und vernünftige Zauberarzt, welcher lehrt, wie man nicht allein aus den drei Reichen der Natur curieuſe Arzneyen verfertigen, ſondern auch durch Sympathie und Antipathie, Verpflanzungen, Amulette, geringe Mittel, und durch die Magie die Krankheiten des menſchlichen Leibes glücklich curieren könne. Zum drittenmahl ans Licht geſtellet von Valentino Kräutermann, Doctor der Medizin zu Arnſtadt in Thüringen. Arnſtadt und Leipzig 1730", 413 Seiten Umfang. Im Kreiſe Schmalkalden wurden als Aphrodisiaca benutzt: Hirſchbrunſt (elaphomyces granulatus), „Stolze Marie" oder „Stenzemarie" (scincus marinus), eine

Eidechſe aus Ägypten u. a.[17] Auf offene Wunden legt man – ähnlich wie man anderswo regungsloſe Wunden durch Auflegen der aufgeſchlitzten Bauchhöhlen friſch geſchlachteter Tiere wirklich ſehr ſchnell zum Heilen bringt – Regenwürmer, zerſtoßen und mit Baumöl zu einem Pflaſter vermiſcht (Merxleben bei Langenſalza). Die empiriſche Forſchung der volksheilkundlichen Mittel und Verfahren ergibt, daß in vielem, was bei naturwiſſenſchaftlicher Betrachtung zunächſt als Unſinn erſcheint, ein Sinn ſteckt, daß der Volksheilbrauch der Thüringer zu einem guten Teil erfahrungsmäßig erklärbar und ſinnvoll iſt.

Doch weithin die meiſten Heilbräuche können ſich nicht auf wirkliche Erfahrungsgrundlage ſtützen und können auch niemals durch die naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen der Schulmedizin in einem berechtigten Kern beſtätigt werden, ſie ſind zum größten Teil magiſcher Art und können deshalb nur pſychologiſch gedeutet werden.

Wie ſchon bemerkt, glaubt man in weiten Kreiſen des Thüringer Stammes noch an wirklichkeitsfremde Mächte, an gute und böſe Geiſter, an die Kräfte der Menſchen, „die mehr können, als Brot eſſen, und mehr ſehen als andere". Und dieſe Leute können nach der Meinung des Volkes Krankheiten mit übernatürlichen Urſachen auch nur mit Mitteln heilen, die der übernatürlichen Welt entſtammen oder mit ihr in Beziehung ſtehen.

Böſe Kräfte gehen häufig von beſtimmten Menſchen aus, die als Hexen verdächtigt werden. Zur Abwehr hängt man Dorant und roten Doſten auf (Benshauſen bei Suhl). Gegen die Machenſchaften der Hexen gehen die weiſen Männer und geſcheiten Frauen vor, indem ſie die angezauberte Krankheit oder die kranke Stelle beſprechen, behauchen, beſpucken, beſtreichen, umfahren. Wie iſt aber feſtzuſtellen, ob einem Kinde oder einem Stück Vieh eine Krankheit, die dem Laien in ihrer Entſtehung unerklärbar erſcheint, angehext worden iſt? Dazu bedient man ſich einer Art Orakel, „man ſchöpft Kohlen". Glühende Holzkohlen werden dreimal hintereinander ins Waſſer geworfen; gehen ſie unter, ſo iſt das Kind oder das Vieh beſchrien. Natürlich muß auch hier die Handlung ſchweigend vor ſich gehen, nur ein Spruch wird dazu gemurmelt, und zwar ſo, daß bei jedem Wurf eine Zeile des Spruches geſprochen wird. Dann erfährt man, wer am Beſchreien ſchuld iſt:

„Es hat dich beſchrien ein Mann,
So komm' es ihm ſelber an!
Es hat dich beſchrien ein Weib,
So fahr' es in ihren Leib!
Es hat dich beſchrien eine Magd oder ein Knecht,
So fahr' es in ihr Geſchlecht!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes."

Das beſchriene Kind muß einen Schluck Waſſer trinken, um ſichere Heilung zu finden; es hat dann gebüßt. Dem Vieh wird das Kohlenwaſſer zum Saufen vorgeſetzt. Sonſt wird es an eine fremde Dachrinne gegoſſen, damit es abfließe, ohne das eigene Haus nochmals zu berühren. Dieſes Kohlenſchöpfen, das mir in Deutſchland nur noch aus dem Waldgebiet des Vogelsberges in Heſſen bekannt iſt, wird in den Dörfern über dem oberen Schwarzatale noch häufig geübt.

Ein anderer Brauch, durch den feſtgeſtellt wird, ob einer an einer abzehrenden Krankheit leidet, das „Meſſen", iſt mir weniger auf dem Walde (Waldau bei Schleuſingen) als in der Ebene begegnet, z. B. in Rudersdorf bei Buttſtädt, Hörſelgau bei Gotha, Landgrafroda bei Allſtedt und in vielen Dörfern der Kreiſe Gotha und Langenſalza bezeugt. Beſonders wird das Meſſen bei Siechtum oder bei Schwäche nach der Krankheit vorgenommen. Eine Frau mißt die Krankheit mit ihrer Handſpanne vom Ellenbogen bis zu den Fingerſpitzen, beſpricht ſie darauf dreimal am Kreuzweg, und zwar am Dienstag und Freitag. Dienstag ſoll die Krankheit ſtille ſtehen, am Freitag zurückgehen. Eine andere Frau wickelt den Faden dreimal um den kleinen Finger und mißt dann am Gelenk ab. Günſtig liegt der Fall, wenn die Armlänge mit der mehrmals nebeneinander geſetzten Spannweite annähernd übereinſtimmt. Bleibt ein größerer Spielraum, dann hat der Kranke „das Abnehmen". Als Gegenmittel wird ein Tee aus Wieſenflockenblumen genommen (Waldau bei Schleuſingen). In Mittelthüringen (Rudersdorf bei Buttſtädt) trinkt der Sieche nach dem Meſſen an einer Quelle und ſagt dazu folgenden Spruch:

„Das trink ich für meines Leibes ſeine Kraft,
Das trink ich für meines Leibes ſeine Macht,
Das hab' ich getrunken für meiner Lunge und Leber Blut,
Das hab' ich getrunken für meine Krankheit und die Schwindſucht gut."

In Winkel bei Allſtedt wird der Leinenfaden, mit dem die Körperlänge und die ausgebreiteten Arme gemeſſen werden, verbrannt und zur Geſundung des Kranken der Rauch eingeatmet. Vielleicht geht der volksmediziniſche Brauch des Meſſens auf die Bibel zurück. Denn 1. Könige 17, 21 wird erzählt, wie Elia den ſcheintoten Sohn der Witwe in Zarpath heilt: „Und er maß ſich über dem Kinde dreimal und rief den Herrn an und ſprach: Herr, mein Gott, laß die Seele dieſes Kindes wieder zu ihm kommen!" Daß der Prophet durch die Meſſung ſeine eigene Lebenskraft auf das Kind übertragen wollte, iſt möglich. Durch die mittelalterlichen Beichtbücher und dann wieder durch Luther wird das Meſſen, das feſtſtellen ſollte, ob der Kranke „das Maß verloren habe", ob die Krankheit ſtehe oder fortſchreite, verboten. Heute kennt man es außer in Thüringen nur noch in Schleſien und Böhmen.

Die Thüringer verſuchen es meiſtens zunächſt mit ihren dem heimiſchen Boden abgewonnenen Heilpflanzenſäften und -ſalben; kommen ſie dabei nicht ſogleich zum erſehnten Ziele, ſo flüchten ſie zur Sympathie. Viele verbinden aber dieſe beiden Formen, die natürliche und die magiſche Heilweiſe, von vornherein miteinander. Sie meinen: „Doppelt genäht hält beſſer." Dieſe Verbindung erſcheint mir für die Thüringer bezeichnend, ſie iſt für andere Landſchaften und Stämme nicht bezeugt. Sympathie iſt eine für das Volk faßbare Naturphiloſophie, eine im Grunde volkstümliche Weltanſchauung. Danach ſtehen alle Lebeweſen im Weltall, Menſch, Tier, Pflanze und die ganze Natur, in innigſter Verbundenheit und in vielfachen Wachſelbeziehungen. Infolge der äußerlich wahrnehmbaren oder auch der willkürlich angenommenen Ähnlichkeit zwiſchen Dingen und Lebeweſen in der Welt gilt eine Übertragung ähnlicher Eigenſchaften und Kräfte oder ihre Ausſtrahlung als natürlich.

Die Krankheiten, die als ſelbſtändige Weſen[18] gedacht ſind, werden nach dem Glauben des Volkes entweder abgeſtreift oder auf lebloſe Gegenſtände, Pflanzen, Tiere, auch Menſchen, vor allem Leichen, übertragen. Dieſe Auffaſſung wurde von dem thüringiſchen Dichter Novalis „wiſſenſchaftlich" begründet und ausgebaut und trotz aller unglaublichen Phantaſtik ſogar von der ſogenannten naturhiſtoriſchen Ärzteſchule gepflegt; danach hauſt die Krankheit auf dem Menſchen wie ein Paraſit, wird hier erzeugt, geboren und ſtirbt hier, in der Narbe hinterläßt ſie den Leichnam und pflanzt ſich wie eine Blume fort[19].

Beſonders bei Bruchleiden bringt man das kranke Kind ſchweigend um Mitternacht vor Karfreitag zu einem Eichenbäumchen im Walde und ſpaltet dieſes ſo, daß man das Kind hindurchſtecken kann, wobei ein Segen geſprochen wird. Danach bindet man die geſpaltene Eichenrute wieder zuſammen. Die Beteiligten glauben dann auch die Krankheit vom Kinde abgeſtreift, wenn es dreimal von vorn nach hinten hindurchgeſteckt iſt, und auf den Baum übertragen zu haben. Wenn die Eichenrute verdorrt iſt, dann iſt auch der Bruch geheilt. Hackt ein unbeteiligter Freund der Familie das Eichenſtämmchen um, wird das Verdorren und die Heilung beſchleunigt (Weilsdorf u. a. Orte des Kreiſes Hildburghauſen). Handelt es ſich um eine bloße Übertragung, ſo werden die Krankheiten meiſtens durch einen Zwiſchenträger in der Erde vergraben, beſonders unter der Dachtraufe oder im Miſte, in der Friedhofserde, im Ameiſenhaufen oder am Grenzſtein, oder ſie werden in den Rauch gehängt oder in fließendes Waſſer geworfen oder einem Toten mit ins Grab gegeben. In demſelben Zeitraume, in dem der Zwiſchenträger (Holz oder Lappen) verweſt, verſchwindet die Krankheit. Die Übertragung auf Tiere, bei Rheumatismus beſonders auf Katzen und im Thüringer Wald auf

Kreuzſchnäbel, die alle Krankheiten anziehen ſollen, iſt durchaus nicht ſelten. Auf dem Walde haben die fein unterſcheidenden Sympathetiker ſogar herausgetüftelt, daß ein Rechtsſchnäbler, d. h. ein Kreuzſchnabel, bei dem die Spitze des Unterkiefers nach rechts übergreift, bloß für Männer, ein Linksſchnäbler für Frauen heilkräftig iſt[20]! Findet der Kranke Heilung, ſo wird das Fell des Tieres oder das Gefieder des Vogels ſtruppig oder geht überhaupt aus, und das Tier ſtirbt.

Manchmal wird das Tuch, auf das eine Krankheit übertragen iſt, auf einen Strauch gehängt (Kranichfeld bei Weimar), oder der Lappen wird in einen Topf getan, in den Wald, manchmal auch auf die Straße oder ſogar dem lieben Nachbarn aufs Grundſtück geworfen. Da derjenige, der dieſe Gegenſtände berührt, die hineingebannte Krankheit bekommen würde, warnt manche Mutter ihre Kinder eindringlich, weggeworfene Gegenſtände anzufaſſen und aufzuheben (Föritz bei Sonneberg). Aus dem gleichen Grunde darf man die Kleidungsſtücke, die oft von einem Kranken ſtammen und in den Wald gelegt worden ſind, damit die Krankheit ſchwinde, nicht berühren (Fiſchbach bei Schleuſingen). Am häufigſten werden in Thüringen Krankheiten auf einen Baum übertragen, wie es ſchon Theophraſtus Paracelſus (1493–1541), der ſich als erſter deutſcher Arzt von der Schulmedizin der Antike löſte und viele Überlieferungen der alten deutſchen Volksheilkunde in ſeinen Heilſchatz aufnahm, empfohlen hat. Er hat das „Transplantieren" des Zahnſchmerzes auf Bäume angeraten, wie es auch der thüringiſche Paracelſus, der Arnſtädter Arzt Dr. Valentin Kräutermann, noch um 1730 tut, wenn er S. 106 ſchreibt: „Das Zahnweh kann auch glücklich in Holunder oder in eine Haſelſtaude verpflanzt werden. Man nimmt einen etwas ſtarken Aſt von einer Holunder- oder Haſelſtaude, ſchält an einem Ende die Haut ab, doch daß ſie hängen bleibe, und ſchneidet die Länge herab einen ſubtilen Span aus, hiermit muß man die böſen Zähne ſtochern, daß ſie bluten; das Blut laß daran wohl einkriechen. Dieſen Span füge wieder in die Lücke, woraus er geſchnitten, und lege die hängende Schale wieder darüber, und verbinde es wohl, ſo vergehet das Zahnweh. Ein Weidenbaum thut es auch." Ganz ähnlich lauten die Anweiſungen, den Zahnſchmerz in einen Weidenſtamm zu verpflocken, noch heute an vielen Orten, z. B. in Berteroda bei Eiſenach. Derſelbe Grundſatz wird befolgt, wenn in Kaulsdorf bei Ziegenrück empfohlen wird, mit einem Nagel im Zahn herumzuſtechen und ihn dann in einen Baum zu ſchlagen. Als noch wirkſamer gilt es, ſich zu dieſem Zwecke vom Totengräber einen verroſteten Sargnagel geben zu laſſen[21] (Neuhaus-Schierſchnitz). Oder man bannt die Zahnſchmerzen in die Erde, indem man ein Stück Raſen ausſticht, dreimal hineintaucht, dann den Raſen wieder einſetzt (Waldau bei Schleuſingen), oder man bannt ihn in einen

Zaun, zu dem man vor Sonnenuntergang geht und ſpricht: „Zaunſtöckl, ich tret' dich – Zahnſchmerz hab' ich – ich hab' ihn getragen den ganzen Tag – du ſollſt ihn tragen Jahr und Tag" (Bernshauſen-Rhön). Oder man nimmt dreimal einen Schluck Waſſer, ſpeit das Waſſer über einem fließenden Waſſer wieder aus und ſpricht dabei:

„Guten Morgen, Waſſerflut!
Ich klag' dir meine Zahnglut.
Fließ übern Sand
Und nimm ſie mit ins fremde Land!"

Oder man legt die in einem Säckchen bewahrte „Beutelwolle" eines Bockes auf die Wange (Kleinballhauſen bei Weißenſee) oder legt Speck in die Ohren (Reichenbach bei Eiſenach) oder trocknet erſt die rechte Hand, dann die linke, dann das Geſicht ab (Herrnſchwende bei Weißenſee), oder man „büßt" die Zahnſchmerzen am Grenzſtein, indem man den Segen ſpricht:

„Ich ſtehe hier auf dieſem Stein.
Die Würmer freſſen meine Bein.
Sie mögen ſein ſchwarz, weiß oder rot,
In 24 Stunden ſind ſie alle tot." (Rudersdorf bei Buttſtädt)

Das Einreiben der Wange mit Schnaps und Pfeffer (Chriſtes bei Suhl) ſoll die Blutſtauung vom kranken Zahn ableiten. Auch geſchabte Kreide, mit Rum vermiſcht und in die Naſe geſchlürft, ſoll den Zahnſchmerz lindern (Ramsla bei Weimar). Oder man ſtreicht das Blut aus dem Kamme eines Hahnes auf das Zahnfleiſch (Dachwig bei Erfurt). In der Rhön wird dem Vater des Kindes, das an Zahnſchmerzen leidet, empfohlen, einem lebenden Maulwurf den Kopf abzubeißen und dabei einen Segen zu ſprechen! Als ein Scherz, der Pfiffigkeit mit Ironie vereint, kann ich es nur anſehen, wenn ein Alter den Rat gab, bei Zahnſchmerz Pfefferkörner zu zerbeißen oder den Segen herzuſagen: „Eben hatte ich Zahnſchmerzen, jetzt habe ich keine mehr!" Da auch Hienfong ein erprobtes Gegenmittel iſt, finden ſich beim Lindern des Zahnſchmerzes alle natürlichen und magiſchen Möglichkeiten der Volksheilkunde.

Neben dem Vernageln, Verpflocken, Verbohren iſt auch in Thüringen das Verknoten der Krankheit bekannt. Warzen vertreibt man allerorten in Thüringen, indem man ſo viel Knoten in einen Faden knüpft, als Warzen an der Hand ſind. Den Faden legt man unter einen Stein der Dachtraufe oder hängt ihn in den Schornſtein oder gibt ihn dem Toten oder dem fließenden Waſſer mit: iſt der Faden verweſt, ſo ſind die Warzen verſchwunden. Das Volk glaubt, die Warzen oder Krankheiten aller Art ſeien in den Knoten hineingebannt, wie es ja auch an Schieferhäuſern (Hinternah bei Schleuſingen)

ſolche „Wotansknoten" angebracht hat, die dieſelbe bannende Wirkung ausüben ſollten. Daß es ſich hier um einen germaniſchen Bannbrauch handelt, beweiſt die an den Täufling gerichtete Beichtfrage, wie ſie uns aus dem Buß- und Betbuch Burchards von Worms ums Jahr 1000 überliefert iſt: „Haſt du, wie das böſe Menſchen tun, Knoten geſchürzt, um Menſchen und Vieh vor Seuchen und Abſterben zu bewahren?" In der Rhön überträgt man die Gicht in eine Weide, indem man Knoten in die Zweige bindet[22]. Der Weidenbaum, dem vielfach jedes Jahr die Ruten (zum Korbflechten) abgeſchnitten werden, bildet an den Anſatzpunkten der Zweige knorrige Gebilde aus, die an die Gichtknoten erinnern. Darum braucht man bei Gicht den Bannſpruch:

„Ach, du lieber Weidenbaum,
Ich rüttle dich, ich ſchüttle dich,
Ich bringe dir alle meine Schmerzen,
Ich bringe dir meine ſiebenundſiebzige Gicht,
Das in mir reißt und ſticht.
Im Namen Gottes..."

Gegen Gicht oder Rheumatismus wird auch von Dörflern und Städtern häufig eine Kaſtanie in der Taſche getragen, auf dem Walde (Goldlauter bei Suhl) auch eine Kartoffel. In manchen Familien der Stadt Steinbach-Hallenberg beſtand noch vor einigen Jahren die Sitte, daß ſich die Angehörigen zu Neujahr mit Muskatnüſſen beſchenkten. Die Nüſſe wurden ſtändig in der Taſche getragen und ſollten ein Gefeitſein gegen Krankheit und alles Böſe bewirken. Gegen Gicht reibt man auch noch nach der Vorſchrift des Paracelſus die rheumatiſchen Stellen mit einer Eſſenz ein, die aus 20 feiſten Regenwürmern und einem halben Liter Kornſchnaps hergeſtellt iſt. Oder man verbüßt die Gicht, indem man am Gründonnerstag früh vor einer Fichte ſpricht:

„Guten Morgen, liebe Fichte,
Hier bring' ich meine Gichte.
Dazu gehört ſiebenundſiebzigerlei,
Da iſt meine Gichte auch dabei." (Rudersdorf bei Buttſtädt)

Gegen die Gicht trägt man auch heute noch Amulette, beſonders den ſogenannten Gichtring (Lauſcha bei Sonneberg, Trebra am Südharz). Die Gichtringe wurden vor 100 Jahren „um Gottes willen" angefertigt. „Von 3 Schulknaben werden 3 Sechskreuzerſtücke erbettelt, die werden zum Goldſchmied gebracht, und dieſer wird dreimal um Gottes willen gebeten, daraus einen Ring zu fertigen. Dieſer darf nichts von Metall dazu, auch nichts davon tun, auch am Geſchmolzenen nicht feilen, ebenſowenig eine Bezahlung dafür neh-

men, wenn die Perſon, die ihn beſtellt hat, kommt, ihn abzuholen, muß er ihr den Ring ſtillſchweigend an den Finger ſtecken, und iſt das alles erfüllt, ſo hilft der Ring gegen die Gicht nach dem Volksglauben unfehlbar[23]." Nach einem Bericht vom Jahre 1859 hängte man in Lauſcha den kleinen Kindern Fraiſchbeins- oder Jeſuspfennige, Teichroſen, Chriſtusbeeren in ſcharlachroten Säckchen um den Hals, um ſie vor Krankheit zu bewahren und das Zahnen zu befördern. In Erfurt tragen Kinder aus demſelben Grunde ein Samtband, in das Schwefelfäden eingenäht ſind, um den Hals, ohne daß den nicht darauf achtenden Menſchen dieſes „Zahnhalsband" als bannendes Amulett auffällt[24]. Im Kreiſe Schleuſingen (Benshauſen) näht man als Zauberamulett die „Johannishändchen"[25], die handartigen Wurzelfaſern der Händelwurz, eines Wurmfarns, der am Johannisfeſt auf der Waldwieſe „Geiſenhimmel" geſammelt wird, in die Kleidung ein (Benshauſen bei Suhl). In Südthüringen (Sichelreuth bei Sonneberg) flickt man die Reiſer, die mit den Zähnen von einer Stachelbeerſtaude abgebiſſen werden müſſen, in die Kleidung und macht darüber 3 Kreuze, um das Zahnen des Kindes zu erleichtern.

Stoffe, die von Menſchen und Tieren ſtammen, ſpielen im magiſchen Heilzauber eine große Rolle. Aufgeſprungene Hände wäſcht man mit Urin. Zur Linderung des Fiebers wird empfohlen, verdünnten, flüſſigen Kuhkot und den eigenen Urin zu trinken (Kleinkeula bei Sondershauſen). Gegen Gelbſucht gibt man dem Patienten 3 Schafläuſe in einer Pflaume oder Zwetſche zu eſſen (Steinbach-Hallenberg) oder beſpricht ſie mit der „Erbſichel" (Stedtfeld bei Eiſenach). Sommerſproſſen, die man nach der Meinung des Volkes (Dreba bei Schleiz) beim Hineinriechen in das Knabenkraut bekommen ſoll, werden durch Froſchlaich beſeitigt (Reichmannsdorf bei Saalfeld) oder durch Pferdemilz oder durch den Schleim einer ſchwarzen Schnecke (Trebra am Südharz). Den Kropf hilft ein Stück Hemd, das von einem Toten ſtammt, verzehren (Wümbach bei Rudolſtadt). Gegen den Krampf eines kleinen Kindes ſticht man einen Gänſeblumenſtock aus der Erde, beſtreicht mit ihm das Kind, damit es geſunde, und pflanzt das Blümchen wieder ein (Hermsdorf bei Stadtroda). Einer Gebärenden reicht man Waſſer, in dem Eier gekocht ſind, damit ſich die Wehen ſchnell einſtellen (Steinbach-Hallenberg).

Wie ſtark der Glaube an den „Saft" des Körpers noch heute iſt, beweiſt der Brauch, der als eine Art Liebeszauber angewandt wird, wenn es gilt, einen Geliebten an ſich zu bannen: ein Stückchen Brot oder Schokolade wird vom Mädchen unterm Arm getragen, damit ſich der Armſchweiß mit der Eßware verbinde, und wird dann unauffällig dem Geliebten beigebracht (Berka bei Sondershauſen).

Trockene Spinngewebe werden noch immer als blutſtillendes Mittel ver-

wandt, auf geſchwollene Füße werden trockene Weſpenneſter gelegt. Eihäutchen ſollen Ausſchlag und Grind heilen (Neuhaus-Schierſchnitz). Es können weder alle magiſchen Mittel, die zur Heilung einer beſtimmten Krankheit benutzt werden, noch die außerordentlich zahlreichen „Sä-Sprüche" in Thüringen aufgezählt werden. Vom Kuhmiſt bis zur Roſengalle, von Steinbeilen[26], Schafläuſen und Würmern bis zum Blut und dem abgeſchnittenen Finger des Gehängten[27] verwendet die Volksheilkunde alles nur Erdenkliche. Auch diejenigen Thüringer, die alle magiſchen Heilkräuter ablehnen, halten vielfach bei der Roſe, die bisher der ſicheren Heilung durch den Arzt trotzt, an der ſympathetiſchen Heilweiſe feſt. Sie bedienen ſich der Hilfe der Streichmänner und Streichfrauen, die dabei einen Heilſegen dreimal ſprechen:

„Roſe, ich büße dich, mit mannskalter Hand,
Die Schwulſt, die Schmerzen, die Hitz und den Brand,
Das kalte Feuer und auch den Krebs.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes."
(Landgrafroda bei Allſtedt)

Oder:

„Die Vögel haben geſungen,
Die Glöcklein haben geklungen,
Das Evangelium iſt verleſen,
Roſe, du ſollſt dich verſchleichen und verweſen.
Im Namen Gottes..." (Breitenbach bei Schleuſingen)

Wenn auch mit dem Sprechen von Segen manchmal der Einfluß der magnetiſchen Heilkraft verbunden iſt – daß einzelne Männer und Frauen hier und da durch einen natürlichen Heilmagnetismus Geſchwulſte und ähnliche Erkrankungen heilen, wird von vorſichtigen und kritiſchen Männern in Thüringen vielfach bezeugt – und wenn bei „Reißen", Geſchwülſten, Zahnſchmerzen, alſo bei Krankheiten, die auf nervöſer Grundlage beruhen können, eine Heilung über den Glauben und Willen möglich iſt, ſo erſcheint die erfolgreiche Beſprechung der Roſe als einer nicht auf nervöſer Baſis beruhenden Krankheit unerklärlich, ſinnlos. Und doch haben in den letzten Jahrzehnten auch Ärzte, wenn bei der Heilung der Roſe ihre Kunſt verſagte, ihre Patienten zum Beſprecher geſchickt, der ſie mit Sympathie heilte. Pfarrer und Lehrer haben mir ſchriftlich und mündlich ihre guten Erfahrungen und günſtigen Beobachtungen hierüber mitgeteilt.

Dem magiſchen Einfluß des Mondes vertraut man auch in Thüringen.

Beim zunehmenden Mond ſieht die den Schaden, z. B. Warzen beſtreichende Perſon in den Mond und ſpricht:

„Was ich beſtreiche, verzehre ſich,
Was ich ſuche, das verkruche.
Was ich finde, verſchwinde.
Im Namen Gottes..." (Dreimal zu ſprechen.)

Mit dieſem Volksglauben an die magiſche Macht des Mondes wird nur die Meinung des altgriechiſchen Arztes Galen aufgenommen, der gelehrt hat: „Alles Irdiſche wird vom Mond bewegt." Auch hier iſt alſo erſichtlich, daß eine wiſſenſchaftliche Anſchauung früherer Zeiten im Volke haften geblieben und als überlebte Schulmedizin zur Zaubermedizin herabgeſunken iſt. Daß manches Irdiſche vom Mond beeinflußt wird[28], iſt richtig; in der verallgemeinernden Form, daß alles Irdiſche vom Mond bewegt werde, iſt der Satz falſch.

Ordnung kann man in die kaum überſehbare Maſſe magiſcher Heilbräuche nur bringen, wenn man ihre pſychologiſchen Wurzeln unterſucht, wie wir es getan haben. Da treten, wie ſchon angedeutet, vor allem zwei prälogiſche Grundideen auf, welche die ſymboliſch-magiſche Heilbehandlung der Volksmedizin und der älteren Schulmedizin bedingen:

1. Die Idee der Analogie oder der Ähnlichkeit. Danach werden äußerlich vorhandene oder willkürlich hineingetragene Ähnlichkeiten zwiſchen zwei Lebeweſen oder Dingen für wirkliche Übereinſtimmungen gehalten.

2. Die Idee der Emanation oder Ausſtrömung: Ähnliches ſtrömt ſeine Eigenſchaften und Kräfte auf Ähnliches aus („Magiſches Simile").

Bei der Analogie gilt der alte Grundſatz: Similia similibus curantur, Ähnliches wird von Ähnlichem geheilt. Gegen Rotlauf gilt z. B. das Rezept:

„Nimm einen Hafen voll roten Wein,
Nimm einen Löffel voll Kümmel darein
Und ſchütte es dem Vieh ein!" (Oberes Schwarzatal)

Dr. Valentin Kräutermann empfahl S. 355 gegen Rotlauf, ein Tuch von roter Leinwand in sanguinem menstruum mulieris zu tunken und es getrocknet dem Tiere aufzulegen oder um ein Bein zu ſchlagen! Wenn einem Kinde etwas im Magen liegt, wird ihm getrockneter Hühnermagen eingegeben (Mackenrode bei Nordhauſen). Gegen Keuchhuſten, der mit Schleimabſonderung verbunden iſt, wird der ſchleimige Schneckenſaft, mit Zucker vermiſcht, eingegeben (Wallrode bei Nordhauſen). Gegen Lungenſtechen dienen Stachelbeerſpitze und Stechdiſtel als Stechmittel (Wallrode). Dieſes prälogiſche Analogiedenken, in dem wir die unbewußten Anfänge von einem Suchen nach Geſetzmäßigkeit feſtſtellen können, wurde auch von der Schulmedizin aufgenommen und gleichſam logiſch gemacht. Es hat einen Niederſchlag gefunden in der ſogenannten Signaturenlehre des Paracelſus, wonach

ſich die in Pflanzen, Tieren, Steinen wirkſamen Kräfte aus deren beſonderer Farbe, Form uſw. erkennen laſſen. Alſo alles, was gelb iſt, heilt Gelbſucht: das Schöllkraut mit ſeinen gelben Blüten und ſeinem orangegelben Saft, das gelbblühende Johanniskraut, auch der zu Pulver geſtoßene, gedörrte gelbe Vogel Pirol. Auch Augentroſt gehört nach dem thüringiſchen Paracelſus Dr. Kräutermann S. 94 in dieſe Reihe: „Hier wird ſonderlich gerühmet das Augentroſt, Euphraſia, in einem infuso gebraucht, und hat dieſes Kraut per signaturam die Zergliederung aller Augenmängel, und thut große Wunder.“ Kräutermanns Mittel, Roſenwaſſer mit zypriſchem Vitriol, Kampfer und anderen Eſſenzen „wider blödes Geſicht“ zu verwenden, iſt vereinfacht auch in ein altes Rezeptbüchlein der ſchwarzburgiſchen Olitätenhändler aufgenommen worden: „Ein köſtliches Augenwaſſer. Nimm weißes Roſenwaſſer oder, wenn man es nicht haben kann, rothes, für 1 Krtz. Kampfer, für 1 Krtz. weißen Vitriol, ſtoße es in einem Mörſer, gieße das Roſenwaſſer darein, menge es durcheinander, und ſo man ſchlafen geht, ein reines Tüchlein darein geſetzt, die Augen damit gerieben, es vertreibt auch die Flecken aus dem Geſicht.“ Weil der Ackerſchachtelhalm (Equisetum) äußerlich gewiſſe Ähnlichkeiten mit der menſchlichen Luftröhre zeigt, wird er infolge dieſer Signatur gut gegen alle Erkrankungen der Luftwege ſein. Freilich iſt dabei zu bedenken, daß der Schachtelhalm kieſelſäurehaltig iſt und daß kieſelſaure Drogen in der Tuberkuloſetherapie höchſtwahrſcheinlich eine unterſtützende Rolle ſpielen[29].

„Wenn ein Vieh Würmer in den Wunden hat, nimm Täſchelkraut und hänge es dem Vieh um den Hals, ſo fallen ihm die Würmer aus den Wunden. Iſt bewährt“ (Oberes Schwarzatal). Alſo wie die Samen des Hirtentäſchelkrautes ausfallen, ſo entſtrömen die Würmer. Im allgemeinen iſt aber die Emanation auf die den Heilmitteln entſtrömende Kraft eingeſchränkt. Daß die Emanation an beſonderen Tagen und zu beſonderen Zeiten beſondere Wirkung entfaltet, iſt überall zu beobachten. Die von ſieben verſchiedenen Heilkräutern am Johannistag in der Mittagsſtunde gepflückten Heilkräuter ſind beſonders wirkſam (Marktgölitz bei Saalfeld). Auch die katholiſche Kirche hat ſich zur Anerkennung volksmediziniſchen Glaubens bereit gefunden. Im katholiſchen Eichsfeld läßt man die Heilkräuter an Mariä Himmelfahrt kirchlich weihen und gibt ſie dem Vieh ins Futter, damit es vor Krankheiten geſchützt ſei. Wie der Menſch an Tagen und Einſchnitten innerhalb des chriſtlichen Kirchenjahres beſtimmte Handlungen vornimmt, ſo tut er es auch im Rhythmus des Jahreslaufes. Der naturverbundene Thüringer achtet auf jede Änderung, auf alles Beſondere in der Natur. So glaubt er vor allem im Frühjahr in dem Neuerwachen der Natur beſondere Kraft gewinnen zu können. Die erſte Frühlingsblume (Gänſeblümchen),

Eichenlaub eines jungen Schlages, friſches Grün überhaupt ſoll eine magiſche Heilkraft beſitzen.

Die magiſchen Heilbräuche ſind für uns heutige Menſchen, die wir gewöhnt ſind, verſtandesmäßig und auf Grund der Erfahrung den urſächlichen Zuſammenhängen nachzugehen und entſprechende Folgerungen zu ziehen, ganz ſinnlos. Im Rahmen alter magiſcher Weltanſchauung, mit der die Menſchen verſuchten, die höhere Macht in der Welt durch Übungen und Kunſtgriffe aller Art ſich gefügig und dienſtbar zu machen, kommt dieſen Bräuchen aber ein entſprechender Sinn zu, und darum ſind ſie als weltanſchaulich ſinnhaft anzuſprechen. Die Tragik beſteht nur darin, daß dieſes magiſche Weltbild dahingegangen, überwunden iſt, daß es nicht mehr Wirklichkeit iſt! Nur bei kleinen Kindern, zu denen auch Erwachſene manchmal noch im erkrankten Zuſtande gehören, wirkt die magiſche Heilweiſe des Streichens, wenn die Mutter z. B. ihrem Kinde, das auf die Hand gefallen iſt und Schmerz empfindet, dieſe ſtreicht und die beruhigenden Verſe dazu ſpricht:

„Heile, heile Segen!
Morgen gibt es Regen,
Übermorgen Schnee.
Dann tut's nicht mehr weh!"

Bei der magiſchen Heilweiſe iſt der Verſtand, die ratio, vollkommen ausgeſchaltet, aber um ſo ſtärker iſt der Glaube eingeſchaltet. Welcher Kranke glaubt nicht an ſeine Geſundung? Beſonders die Thüringer mit ihrer Glaubensfähigkeit, ihrem Entgegenkommen, ihrer Aufgeſchloſſenheit ſind leicht beeinflußbar mit Mitteln und Handlungen, die aus einer anderen Welt genommen ſind als aus dieſer Welt der Wirklichkeit. Darum kann die Suggeſtion noch breiten Raum in ihrer magiſchen Heilhandlung einnehmen. Der einfache Menſch iſt gern bereit zu glauben und vermag es mit ganzer Kraft. Gläubigkeit gilt mehr als Wiſſen, und Krankheitsbehandlung iſt in der Tat zum guten Teil eine Glaubens- und Vertrauensangelegenheit. Darum ſagt man in Thüringen inbezug auf die Krankheitsbehandlung: „Wie man glaubt, ſo geſchieht einem" (Ballſtädt bei Gotha).

Als im 19. Jahrhundert die ſynthetiſche Chemie aufblühte, verſuchte man die alten Pflanzenheilmittel durch rein chemiſche Präparate zu erſetzen, da ſich dieſe beſſer zumeſſen ließen. Aber hier dachte man rein ſtofflich, man behandelte die Krankheit, weniger den kranken Menſchen. Gegen die Spezialiſten, die manchmal nur für wenige Organe des menſchlichen Körpers zuſtändig waren und den Menſchen als geiſtiges und ſeeliſches Weſen kaum beachteten, kam in der Patientenſchaft ein ſtarkes Mißtrauen auf. Darum ſagten viele der Schulmedizin ade und ſuchten Zuflucht bei der Naturheilkunde, die den Krankheiten nach ihrer Entſtehung und Ausbreitung „natür-

licher", einfacher und fürs Volk faßlicher – keineswegs immer richtiger – nachging und Vertrauen bei denen auslöſte, die für ein naturgemäßes Leben und dementſprechend auch für eine Heilweiſe mit Mitteln, welche die Natur den Menſchen ſchenkte, zu haben waren. Die Naturheilkundigen behandeln jedenfalls in Thüringen heute einen erſtaunlich großen Teil der kranken Menſchen[30].

Wie groß der Glaube an die magiſchen Kräfte und an die mit ihnen heilenden Menſchen iſt, beweiſen die Erzählungen ſchlichter und gebildeter Thüringer. In dem Dorfe B. der thüringiſchen Rhön erzählte ein Mann: „Ich hatte als Junge ein hühnereigroßes Geſchwür am Hals. Erſt ſollte geſchnitten werden. Aber der Vater meinte: Geſchnibbelt iſt bald! Davon wollte er nichts wiſſen. Dann ſchmierten wir braune Salbe vom Doktor darauf, aber es half nichts. Eines Abends erwiſcht mich mein Vater, nimmt mich ſtill mit hinaus, ich darf nicht ſprechen. Mein Vater nimmt den erſten ſchwarzen Schneckenmann vom Weg, ſchmiert mir ihn dreimal um den Hals, ſpricht drei Vaterunſer dabei, danach hat er den Schneckenmann an einer Dornhecke im Walde aufgeſpießt. Ich darf dorthin nicht wieder gehen. Wie der (Schneckenmann) welk wird, geht das Geſchwür weg. Ich bin geſund geworden und geblieben." „Frau W. in H. kann beſprechen. Frau H.s Vater hat ſie wegen der engliſchen Krankheit ſeiner Enkelin befragt. Wir ſollen bei Sonnenuntergang mit dem Kinde kommen. Abends ſind wir hingefahren und haben ihr erſt das Kind gezeigt. Die Haut wuchs ihr ſchon über die Gelenke vor. ‚'s is höchſte Zeit!' ſagte Frau W. und ging ſtillſchweigend mit uns an den Bach. Sie nahm ein Kreuzchen aus Tannenreiſig mit, faßte unſere Helma an Ärmchen und Beinchen und legte das Kreuz darüber. Sie ſagte etwas dabei und warf dann das Fichtenkreuzchen in den Bach und murmelte dabei, die Krankheit ſollte mitwegſchwimmen... Es hat geholfen. Nach einem Vierteljahr war die engliſche Krankheit weg!"

Ein alter Lehrer in Triptis berichtete mir ausführlich von der Heiltätigkeit ſeiner Mutter. „Meine Mutter hat bis zu ihrem Tode im 81. Lebensjahre durch ‚Vertun' ſehr viele Kranke geheilt, auch mit Fernwirkung, und hatte großen Ruf. Beſonders bei Roſe hatte ſie innerhalb dreier Tage ſicheren Erfolg, und unſer hieſiger Arzt Dr. B. hat alle Roſekranken zu ihr geſchickt. Bei dem Tun liſpelte ſie fromme Sprüche, allegoriſche bibliſche Erzählungen, ſtrich mit beiden Händen knapp über den erkrankten Teilen von oben nach unten und blies einige Male ſeitwärts abwärts... Für ihr gottwohlgefälliges Tun hat ſie nichts genommen, da es ſonſt nichts helfen würde, weil ja auch Jeſus nichts genommen hätte." – Ein gebildeter Gewährsmann aus dem Saaletale teilte mir mit: „Ein alter Mann verſteht die Kunſt des Segnens und Sühnens, wird verlacht und macht es nicht mehr gern,

da er nach dem Sühnakt fürchterliche körperliche Schmerzen verſpürt... Ich glaube feſt an die Hilfe des Segnens, da ich viele Fälle der Hilfe, in denen ſogar der Arzt verſagt hat, erlebt habe. Ich glaube ſicher, daß wieder einmal eine Zeit kommt, in der das billige Mittel des Segnens wieder beliebt und begehrt wird."

Das Entſcheidende iſt alſo bei der Volksmedizin die Tatſache, daß das Volk in ſeinem zuſammengefaßten Denken ſtets das Ganze im Auge hat: Körper, Geiſt und Seele, und daß es dieſe Ganzheit auch vom Arzt beachtet wiſſen will. Der Volksheilkundige, der die ihn beſuchenden Menſchen meiſt ganz genau in ihren Bedingtheiten kennt, der denſelben Glauben mit ihnen teilt, behandelt ſie als Menſchen und ſpricht ihre Seele ebenſo an, wie er ihren Leib behandelt. Dieſe ſeelenkundliche Ausrichtung und ganzheitliche Einſtellung vermißt der einfache Mann des Volkes oft beim geiſtig hochgebildeten Arzt. Und wenn er auch an den bedeutenden Kenntniſſen des Spezialarztes nicht zweifelt, ſo meint er doch, für ihn ſei es beſſer, den „geſcheiten Mann" oder die „weiſe Frau", die ihn beſſer verſtänden, aufzuſuchen.

Der Arzt muß ebenſo wie der Juriſt und alle anderen Stände, die mit dem Volke zu tun haben, von den Beſonderheiten der geiſtigen Denkweiſe und Haltung, wie ſie dem Landvolke vor allem eigen iſt, etwas wiſſen. Manche Äußerung oder Haltung gewinnt bei Kenntnis des dahinterſtehenden Volksglaubens eine andere Bedeutung. Holt da eine Mutter ihr Kind ab, das in einem oſtthüringiſchen Kinderhoſpital von ſchwerer Krankheit geheilt worden iſt. Sie geht vom Arzt mit dem einfachen Gruß „Hadje". Der norddeutſche Arzt iſt empört über dieſes undankbare Verhalten und ruft ihr ein „Dankeſchön" nach, worauf die Bäuerin mit „Bitte ſehr" antwortet. Der Arzt wütet, aber die Frau gibt weinend der Schweſter draußen die Erklärung: „Man darf ſich doch nicht bedanken, wenn die Heilung Beſtand haben ſoll!"

Wo die magiſche Heilweiſe von Kurpfuſchern und Gaunern zum Schaden des Volkes angewandt wird, wo dieſe Leute als eigennützige Dummköpfe und verantwortungsloſe Volksgenoſſen in gefährlichem Hinziehen der Patienten die Heilung durch geeignete Heilmethoden nicht mehr ermöglichen, da greift die Polizei nachdrücklich ein; denn hier iſt Volksmedizin nur ein Stück ſinnloſen und ſchädlichen Aberglaubens.

Die harmloſen Rezepte der Erfahrungsvolksheilkunde richten aber auch dann, wenn ſie ohne ſachkundige Krankheitsbeſtimmung angewendet werden, im allgemeinen keinen Schaden an, und dann ſind die ſchlichten Hausmittel für die Dörfler ſofort zur Hand und außerdem viel billiger als die Arzneien. Schließlich kann es die heutige Oberſchicht nicht verantworten, dem Volke die metaphyſiſche Beſinnlichkeit zu nehmen und dafür die bloße Nüchternheit

zu ſetzen. Beſonders auf dem Thüringer Walde und ſeinen Vorbergen, wo die wundervollen Heilkräfte der heimiſchen Pflanzenwelt ſo greifbar nahe ſind, wo die gemütvollen und aufgeſchloſſenen Bewohner in ſo enger Verbindung mit der Natur leben, wo Heimat und Menſch mit tauſend Fäden verſtrickt ſind, bewegt ſich die Volksheilkunde in geſunden Bahnen.

Gewiß, die Thüringer ſind leichtgläubig und vertrauen anderen Menſchen eher als etwa die Niederdeutſchen. Joh. Andreas Eiſenbart hat in Thüringen eine beſonders erſprießliche und wirkungsvolle Tätigkeit entfalten können, da er ſich 1686 in Altenburg, 1688 in Weimar und 1689 in Erfurt, wo er im Ratsprotokoll zum erſtenmal mit dem Doktortitel genannt wird, niederließ und dann wieder ſeit 1713 in Saalfeld, Jena, Bad Berka, Buttſtädt, Bad Sulza und Ilmenau praktizierte. Auch iſt die Zahl der Wunderdoktoren in den letzten Jahrhunderten hier außerordentlich groß geweſen. Aber auch Schulmediziner erſten Ranges, wie der aus Langenſalza ſtammende Chriſtoph Wilhelm Hufeland (1762–1836) mit ſeinem gemeinverſtändlichen Werk „Makrobiotik oder die Kunſt, das Leben zu verlängern" (Jena 1787), bewieſen ihre Volksverbundenheit; und der aus Solz bei Meiningen gebürtige „Alte Heim", Ernſt Ludwig Heim (1747–1834), einer der bedeutendſten Ärzte in Berlin um 1800, bekannte offen, auch von Quackſalbern, Pfuſchern, alten Weibern und Schäfern viel gelernt zu haben[31].

Bei thüringiſchen Ärzten und in Thüringen überhaupt iſt alſo von jeher Aufgeſchloſſenheit für die Volksheilkunde wahrzunehmen, und die Forderung des Reichsärzteführers wird ſich bei den vorliegenden Gegebenheiten hier unſchwer in die Wirklichkeit umſetzen laſſen: „Wir fordern heute von der mediziniſchen Wiſſenſchaft, daß ſie mehr als bisher den Heilkräften der Natur nachſpürt, und verlangen vom Arzte, daß er allen Heilmethoden Beachtung ſchenkt, denen Erfolge beſchieden ſind, auch dann, wenn ſie bisher von ärztlichen Außenſeitern oder von Laien geübt wurden. Wir wollen eine Heilkunde, die den wirklichen Bedürfniſſen und dem natürlichen Empfinden unſerer Volksgenoſſen entgegenkommt[32]."

Jede Krankheit hat zwei Geſichter, das des Arztes und das des Kranken; darum muß ſich der Arzt nicht bloß um den Krankheitsfall, ſondern um den kranken Menſchen bemühen und ihm nicht weniger pſychologiſch als naturwiſſenſchaftlich-techniſch beizukommen ſuchen. In der Vereinigung von Schul- und Volksmedizin liegt – das *Heil*.

XII. Brauchtum und Glaube im Lebenslauf

Brauchtum im Lebenslauf iſt das, was die Menſchen fürs Leben brauchen, alſo Ausdrucksform einer mehr oder minder großen Gemeinſchaft. Brauchtum iſt das Ergebnis langen Nachdenkens über das Woher, Wohin und Wozu des Menſchen, alſo Niederſchlag religiöſen Glaubens, äußerer und innerer Erfahrung. Wie im Jahresbrauchtum, iſt auch im Lebensbrauchtum alles Tun auf Erhaltung und Kräftigung des Lebens, auf Gewinnung und Stärkung der guten Mächte und Abwehr der böſen und verderblichen Kräfte gerichtet. Denn gerade in den Zeiten, da das Leben der Menſchen eine entſcheidende Wende erfährt, iſt es bedroht. Das Neue, Unbekannte, Ungewiſſe ſchafft eine gewiſſe Bangigkeit in freudvoller Erwartung und leidvoller Angſt vor der Zukunft zugleich: beim Eintritt ins Leben, beim Abſchied vom ungeteilten Kindesalter, bei der Hochzeit und bei Krankheit und Tod.

In Thüringen ſind die individuellen Erſcheinungsformen außerordentlich zahlreich, im Vergleich zum norddeutſchen Tiefland und zur oberbayriſchen Hochebene die Gemeinſchaftsunternehmungen aber ſeltener. Was an Brauchtum urſprünglich einfach war und darum ſicher noch beſtimmender zu den Menſchen ſprach, hat vielfach eine Wandlung zum ſpieleriſchen Gepränge erfahren. Trotzdem laſſen ſich die vielfach aufgeſpaltenen Einzelbräuche und Glaubensformen auf ganz wenige Grundformen zurückführen: Vorherrſchend ſind ganz naheliegende Aſſoziationen, d. h. aneinandergereihte Vorſtellungen, die nicht in logiſcher Gedankenfolge geordnet ſind und nicht eine kauſale Reihe ergeben, ſondern ſo, wie ſie nach der Stärke und Unmittelbarkeit ihrer Einwirkungskraft, nach der Verwandtſchaft mit den eigenen Erlebniſſen an die Menſchen herantreten. Die ſchon im Volksglauben aufgezeichneten Denkgrundſätze des similia similibus und pars pro toto ſpielen die entſcheidende Rolle, und dementſprechend behaupten nicht die logiſchen, ſondern die Analogieſchlüſſe im Denken und Glauben des Volkes das Feld. Zu berückſichtigen iſt freilich bei den Formen und Spielarten des Brauchtums gerade im Lebensring die Tatſache, daß ſich bei der Volkszählung vom 16. Juni 1933 im Lande Thüringen 89,5% zum evangeliſchen und 2,7% zum katholiſchen Chriſtentum bekannten. Im Regierungsbezirk Erfurt iſt der katholiſche Anteil größer. Dieſer hohe Hundertſatz der äußeren kirchlichen Zugehörigkeit darf aber nicht darüber hinwegtäuſchen, daß die thüringiſchen Bauern in vielen Dörfern und noch mehr die Induſtrie- und Heimarbeiter ihr Leben durchaus nicht nach den Geboten der chriſtlichen Kirche führen.

Das Alltagsleben wird auch bei den Kreiſen, die noch regelmäßig den Gottesdienſt beſuchen, von der Sitte geregelt. Das religiöſe Leben iſt dem Bauer eine reine Ordnungsangelegenheit. „Der Menſch muß ſeine Ordnung haben", nicht nur für Haus und Hof, Feld und Flur, Gemeinde und Staat, ſondern auch für ſein Verhältnis zu Gott. Wo es Sitte iſt, gehen darum an beſtimmten Sonntagen Angehörige der Familie oder des Geſindes zur Kirche oder laſſen ſie ſich kirchlich trauen, beerdigen und Kinder taufen, aber häusliche Bibelleſung iſt etwas Seltenes. Nur alte Bäuerinnen, die offenbar regelmäßige und aufmerkſame Hörerinnen der Predigt ſind, ſind mir durch den reichen Gebrauch von Bibelverſen aufgefallen. Mehr und eher als zur Bibel greift man zum Geſangbuch, vor allem in Notlagen, bei Unglück, Krankheit und Gewitter.

Wie alle bäuerliche Religion hat auch das Chriſtentum des thüringiſchen Bauern einen Zug altteſtamentlicher Geſetzesſtrenge, dagegen verſteht er von der Lehre des Neuen Teſtaments nicht die vergebende Sünderliebe, nicht die Verachtung der natürlichen Familienbande oder des Eigentums, das ihm Grundlage alles geſunden Lebens für ſein und ſeiner Kinder Daſein iſt. Auch ſeine Erlöſungsſehnſucht darf nicht im morgenländiſchen Sinne verſtanden werden; der thüringiſche Bauer erhofft vielfach, ebenſo wie der Induſtriearbeiter, weniger „des Himmels Seligkeit" (Gebhardt[1], S. 442) als vielmehr Ruhe von der Arbeit des Diesſeits. Den Weg, „den wir alle gehen müſſen", nimmt er, wiewohl er im allgemeinen „chriſtliche Sterbensfreudigkeit" (Gebhardt, S. 444) nicht zeigt, als unwandelbares Schickſal ſtill und gelaſſen hin. Eine Verallgemeinerung der religiöſen Haltung für alle Thüringer iſt freilich nicht möglich, nicht einmal für die einzelnen Berufsſtände. Die Meinung des Lehrers (Gebhardt, S. 7), die thüringiſchen Bauern ließen den Geiſtlichen in der Kirche predigen, aber für ſich hätten ſie einen ganz anderen Glauben, und zwar jeder ſeinen beſonderen Glauben, an den ſie ſich im Leben hielten, wird auch heute noch berechtigt ſein, jedenfalls iſt der individualiſtiſche Zug, der auch in dieſem Urteil zum Ausdruck kommt, für die Thüringer bezeichnend. Neben kirchlich-frommen Bauern und Bürgern ſtehen auch viele, beſonders in der Induſtriearbeiterſchaft, die von der Wirklichkeit des Lebens, vom Kampfe ums Daſein ſo gefangen ſind, daß ſie für ſeeliſche Bedürfniſſe, für das Metaphyſiſche und Ewige überhaupt keinen Sinn mehr haben[2].

Gott ſtellen ſich die ſchlichten Leute natürlich in der ihnen allein faßbaren Form eines perſönlichen Gottes vor. Sie äußern ſich darüber ſelten und auch da nur mit der größten Zurückhaltung; denn ſie wiſſen, daß der Glaube nur auf Grund der perſönlichen Erfahrung Wachstum und Begründung erhält. Einem eifernden Bekehren- und Überzeugenwollen verſagen ſie ſich, Sekten

und religiöſe „Gemeinſchaften", die meiſt nur die dörfliche Gemeinſchaft ſprengen und ſtören, lehnen ſie als überheblich ab; die „Heiligen" oder „bigotten Luder" (Gebhardt, S. 14) beobachten ſie ſcharf und verurteilen ſie hart, wenn ihr „praktiſches Chriſtentum" nicht mit ihren frommen Worten übereinſtimmt; darum geht als feſtſtehende Redewendung um: „Die Heiligſten ſind die Greilichſten!" „Sünde" begeht einer nur, wenn er ſich gegen die Natur und die Forderungen der Gemeinſchaft vergeht, z. B. wenn er das abgehauene Gras oder Getreide nicht genügend wendet und im Regen verfaulen läßt oder wenn die Kinder aus der „Gottesgabe" des Brotes Pillen drehen, ſich damit beſchießen und damit „ſündhafte" Verſchwendung treiben.

Das Brauchtum des Lebenskreiſes iſt in den allermeiſten Gemeinden irgendwie kirchlich-religiös gebunden oder beeinflußt, aber wohlgemerkt handelt es ſich hier um ſittenmäßige Bindungen. Die Löſung von dieſen kirchlichen Bindungen ſcheint allerdings gerade im Lebensbrauchtum nicht nur in der Stadt, ſondern auch auf dem Lande unaufhaltſam fortzuſchreiten. Die neue Form deutſchgläubiger Einſtellung iſt natürlich noch nicht zum Brauch geworden. Ehe ſie Brauch größerer Gemeinſchaften werden kann, muß das, was an Formen und Handlungen bei der Geburts- und Namensfeier, der Jugendweihe und Hochzeit geübt wird, erſt einmal an die nächſte Generation weitergegeben werden; dann kann dieſer bisher nur als allgemein deutſch gepflegte Brauch auch vielleicht thüringiſches Gepräge annehmen, zumal wenn altüberlieferte Formen mitaufgenommen werden.

Aus der Fülle des ſtark individualiſierten Brauchtums in Thüringen wählen wir nur einige weſentliche Seiten aus.

Geburt und Taufe

Thüringen iſt ein rechtes Kinderland. Kinder ſind den Verheirateten, die ſich ihre Natürlichkeit erhalten haben, ein erwünſchtes Geſchenk. „Viele Kinder, viel Segen; Leben ohne Kinder, Tage ohne Sonnenſchein" kann man oft hören, beſonders auf dem Eichsfeld.

Wenn Kinder ihre Eltern nach ihrer Herkunft fragen, ſo antwortet man im Thüringer Flachland, der Storch habe ſie aus dem Teich gebracht; im Thüringer Wald und ſeinem Vorland: aus dem Born. Nur in wenigen Orten erzählt man, Knaben und Mädchen kämen aus beſonderen Brunnen; in Bernshauſen (Rhön): die Mädchen aus dem Hüſchenborn, die Knaben aus dem Steinborn; in Herſchdorf bei Pößneck: die Knaben aus dem krummen Teich, die Mädchen aus dem neuen. Im Greizer Park iſt der Binſenteich der Lieferant der Kinder für viele benachbarte Dörfer. In Katharinau bei Rudolſtadt iſt die Saale die Heimat der Kinder, in Wüllersleben bei

Stadtilm der Butterborn und daneben ſonderbarerweiſe das Holz von einer Fichte. In Ifta bei Eiſenach deutet man das Aufſteigen der Blaſen in der kohlenſäurehaltigen Quelle als das Sprudeln der darin befindlichen Kinder. Weiter zurück führt uns aber die in Hildburghauſen umgehende Rede, wenn die Fröſche quakten, ſchrien die ungeborenen Kinder. Hinter alledem ſtecken natürlich uralte Vorſtellungen von einer beſeelten Welt, mit der die Menſchen durch ſympathetiſche Beziehungen verbunden ſind. Wahrſcheinlich hat man einmal geglaubt, daß die Kinder, bevor ſie menſchliche Geſtalt annahmen, ſelbſt Fröſche wären. Daraus erklärt ſich weiter, daß der Storch die Kinder bringt. In vielen Orten (Reinſtädt, Serba bei Eiſenberg, Stotternheim bei Erfurt, Langenorla bei Pößneck, Goßmannsrod bei Hildburghauſen, Mengersgereuth bei Sonneberg, Hohendorf und Göttengrün bei Greiz, Kraftsdorf bei Gera, Kettmannshauſen bei Arnſtadt, Ohrdruf u. a.) erzählt man den Kindern, daß der auf der Feuereſſe niſtende Storch das Kind zum Schornſtein hineinwirft, und die Hebamme muß es vom Ruß rein waſchen, bevor es die Geſchwiſter ſehen dürfen. Nur in der thüringiſchen Rhön nordwärts bis zum Nordabhang des Thüringer Waldes (Ruhla) bringt es die Hebamme, die Großmutter, Kindfrau oder Borneller genannt wird, in der großen Taſche (Liebſchütz bei Gera) oder im Koffer (Ruhla); in Kaltenweſtheim (Rhön) zieht ſie die langen Waſſerſtiefeln dazu an. Darum heißt ſie dort auch Waſſerfrau (Zitters-Rhön) oder Waſſereller (Fiſchbach-Rhön) (Eller = Großmutter). Erſt in allerjüngſter Zeit ſucht an einigen Orten (Saara bei Altenburg) kirchlicher Einfluß die Naturverbundenheit zu erſetzen, wenn den Kindern auf ihr Fragen geantwortet wird, ſie kämen vom lieben Gott. Die Mutter, die der Storch ins Bein gebiſſen hat und die deshalb zu Bett liegen muß, gibt den älteren Kindern bei der Geburt eines neuen etwas „zum Storch" (Hummelshain bei Kahla), in Nordthüringen erhalten die Geſchwiſter von Verwandten oder Nachbarn Zuckertüten, auf dem Eichsfeld das ſogenannte Hotzegeld (Wiegengeld).

Die Frauen, die guter Hoffnung ſind, finden bei ihren Nachbarn beſondere Beachtung und müſſen auch ſelbſt auf ſich ſorgfältig aufmerken. Vor allem haben ſie den Anblick alles Häßlichen und Mißgeſtalteten zu meiden, weil ſie durch „Verſehen" ihrem Kinde dauernden Schaden zufügen können. Sie dürfen nicht ins Feuer ſehen, damit das Kind nicht rothaarig werde oder Feuermale bekomme, nicht unter Gegenſtänden wegkriechen, ſonſt wächſt ihr Kind nicht; nicht unter Wäſcheleinen dahingehen, ſonſt wickelt ſich die Nabelſchnur um des Kindes Hals, nicht durch einen Lattenzaun ſchlüpfen (Steinbach-Hallenberg). Die ſchwangere Frau darf keine angebrochene Taſſe zum Trinken benutzen, um das Kind vor einer Haſenſcharte zu bewahren (Walſchleben bei Erfurt). Sie darf nicht in der Erde graben, keinem Sarg folgen und

keinen Verſtorbenen anziehen, ſich nicht auf der Waage wiegen; ſonſt ſetzt ſie, wie die Waage ſpielt, ihr Leben aufs Spiel (Ballſtädt bei Gotha). Sie darf nicht „Gevatter ſtehen", ſonſt ſtirbt das Kind; muß ſie aber aus irgendwelchen Gründen die Patenſchaft annehmen, ſo bindet ſie ſich 2 Schürzen, eine vorn und eine hinten, unterm Rocke um, damit keins von beiden Kindern ſterbe oder verderbe (Winkel bei Allſtedt, Saaletal). Auch auf einen Sack darf ſie ſich nicht ſetzen, da ſonſt der zu erwartende Junge impotent würde (Eyba bei Saalfeld). Bleibt ſie mit Nachbarn uneinig, wird das Kind ſtumm (Steinbach-Hallenberg). Das Analogie-Denken nötigt die werdende Mutter dauernd zum Nachdenken bei allem, was ſie tut. Wieweit die Rückſichtnahme auch der dörflichen Nachbarn bei ſolcher Einſtellung geht, beweiſt die Tatſache, daß die Bauern ihre Senſe, mit der ſie Gras oder Getreide gemäht haben, vorm Heimgang nochmals wetzen. Denn begegneten ſie mit ſtumpfer Senſe einer ſchwangeren Frau, würde das Kind blind werden (Oppershauſen bei Langenſalza). Sie läßt man von allem, worauf ſie Luſt hat, eſſen und trinken, damit das Kind nicht naſchhaft werde, auch von fremden Fruchtbäumen darf ſie nehmen, ohne daß darin ein Diebſtahl geſehen würde. In Zollgrün bei Schleiz glaubt man ſogar, daß eine ſtehlende ſchwangere Frau nicht erwiſcht wird. Als „geſegnete" Frau iſt ſie freilich auch fähig, Fruchtbarkeit auf Menſch, Tier und Pflanzen zu übertragen. Wenn Obſtbäume das erſtemal tragen, nimmt ſie die Früchte ab, damit ſich der Segen wiederhole. Noch immer werden gegen alle drohenden Gefahren von den ſchwangeren Frauen Himmelsbriefe getragen (Kälberfeld bei Gotha).

Die immer wieder geſtellte Frage, ob Junge oder Mädchen, ſucht das Volk aus allerlei Anzeichen zu beantworten: hat die Schwangere gelbe Flecken im Geſicht, iſt ein Mädchen zu erwarten; friſches, geſundes Ausſehen ſtellt einen Knaben in Ausſicht (Gebeſee bei Weißenſee). „Bleibt das Kind leben?" iſt die bangende Sorge der Eltern nach der Geburt: Ein geſchenktes Stück Brot wird aufgehoben; ſchimmelt es, ſtirbt das Kind; ſchimmelt es nicht, bleibt es leben (Gefell i. V.).

Aber auch nach der glücklichen Geburt des Kindes iſt die Wöchnerin noch immer in ein Netz von Vorſchriften und Verboten verſtrickt. Sie muß ſich vor allem durch reichliches und gutes Eſſen ſtärken, um ſich gegen alle böſen Kräfte zu wappnen. Früher erhielt ſie, wie es in vielen Dörfern auch heute noch der Fall iſt, die erſten 9 Tage von allen Nachbarn, Freunden und Bekannten tagtäglich die Wochenſuppe, vor allem Nudeln, Reis mit Täubchen oder Hähnchen, und alles ſo reichlich, daß die ganze Familie mit davon zehren konnte. Heute bringt man mancherorts (z. B. Geraberg bei Arnſtadt) unter demſelben Namen kleine Geſchenke für das Kind, Jäckchen, Strümpfchen, Schuhe. Kartoffeln, Gemüſe, Fleiſch oder Brot waren früher als

Wöchnerinnenkoſt verpönt. Die beſuchenden Frauen hielten auch hierbei auf die alten feſten Formen. Solche verfrühten Beſuche, die bereits am Tage der Entbindung einſetzen und oft erhöhte Temperatur verurſachen, können die jungen Mütter in Dörfern und Kleinſtädten nicht leicht abſtellen. Sonſt verfallen ſie unbarmherzig dem Klatſch, der zuerſt an der Abſtammung des Kindes zweifelt. Weil die Frau eines Lehrers in der Kleinſtadt S. am dritten Tage nach der Geburt des 4. Kindes, das noch dazu an einem mit Unglücksziffern überladenen Tag, dem 13. 7. 1931 geboren war, Sauerkraut aß, was ihr und dem Säugling ausgezeichnet bekam, wurde ſie von ſonſt recht verſtändigen bekannten Frauen des Mordverſuches verdächtigt, die Hebamme ſollte wegen Beihilfe verklagt werden! So ſtarr hält man an der überlieferten Wöchnerinnenkoſt feſt.

In den erſten 4–6 Wochen gilt die Wöchnerin in Ackerbaudörfern als unrein. Sie darf die Schwelle des Hauſes nicht verlaſſen, nicht in den Stall, nicht an den Brunnen, nicht in fremde Häuſer gehen. Früher mußte ſie, ehe ſie den Brunnen benutzen konnte, dieſen beſchenken, d. h. ein Geldſtück hineinwerfen, damit er nicht austrockne (Wünſchendorf bei Gera); in Fockendorf bei Altenburg muß ſie eine Handvoll Salz in Gottes Namen hineinwerfen. Ihr Bett mußte 6 Wochen lang auf demſelben Fleck ſtehenbleiben (Dreba bei Schleiz). Der erſte Ausgang iſt der in die Kirche. Früher durfte ſie bis dahin nicht einmal am Fenſter gucken! (Oberlödla bei Altenburg). In Lindenau bei Hildburghauſen wird es der jungen Mutter als Schande angerechnet, wenn ſie vor der Ausſegnung das Haus verläßt. In Nordthüringen (Kleinkeula bei Sondershauſen) wird man in einem ſolchen Falle noch deutlicher; denn man kann dann den Ausſpruch hören: „Die läuft ſchont uff dr Stroßen rim, die labt wie e Schwien!“ Heute wird die Ausſegnung meiſtens in Verbindung mit der Taufe vorgenommen. Eine uralte Vorſtellung liegt einem in oſtthüringiſchen Dörfern beachteten Brauche zugrunde. Die Wöchnerin trägt, wenn ſie in den dunklen Keller oder auf den Dachboden ſteigt, Rock oder Unterjacke ihres Mannes und ſetzt deſſen Mütze auf (Fockendorf bei Altenburg und Dreba und Ullersreuth bei Schleiz, Saaſa bei Eiſenberg, Lippelsdorf bei Saalfeld). Es handelt ſich um eine erweichte Form des ſog. „Männerkindbettes“, das bei fremden Völkern noch in aller Urſprünglichkeit geübt wird. Dabei herrſcht die Sitte: Wenn die Frau gebiert, geht ſie möglichſt raſch wieder an ihre Arbeit. Dagegen legt ſich der Ehemann ins Bett, tut kläglich, ißt Wöchnerinnenkoſt, empfängt die Beſuche, kurz, ſtellt ſich ſo, als ob er das Kind geboren habe. Wahrſcheinlich hat die Sitte zwei auch im heutigen Brauch nachklingende Wurzeln. Einmal liegt eine Erinnerung an die Zeit des Übergangs vom Mutterſchaftsrecht zum Vaterſchaftsrecht vor. In der Männerhaus-Zeit gab es ja nur Erzeuger, keine

Väter. Bei der Wiederkehr ins Haus zur Frau wollte der Mann recht deutlich in ſinnbildlicher Weiſe dartun, daß er an der Geburt beteiligt, daß dieſes Kind ſicherlich ſein Kind ſei. Und ſo tat er ſo, als ob er ſelbſt die Geburt mitgemacht habe. Damit geht zugleich das Beſtimmungsrecht über das Kind an den Vater über. Dann aber hat der Brauch noch einen anderen Sinn, der auch heute noch im Volke verſtanden wird. Jeder einfache Menſch ſieht im Glücksgefühl etwas Gefährliches; die böſen Mächte bedrohen in ihrem Neid den Menſchen und wollen ihn demütigen, wie es Friedrich Schiller in ſeinem „Ring des Polykrates" zum Ausdruck gebracht hat: „Mir grauet vor der Götter Neide". So kommt die junge Mutter, die ſich über ihr Kind freute und dabei zugleich Gefahr witterte, auf einen naiven Ausweg: der böſe Geiſt ſoll irregeführt, genarrt werden. Der Mann verkleidet ſich als Wöchnerin, und auf ihn wird der böſe Gott wie ein tückiſches Tier losgehen. Aber der Mann hat ja das Glückserlebnis nicht gehabt, der böſe Geiſt iſt geprellt, die Frau damit gerettet.

Lange wird es ſicherlich nicht mehr dauern, dann ſind in Thüringen auch dieſe letzten Reſte des „Männerkindbettglaubens" mit der Verkleidung vergangen; ſchon in Südthüringen wird das Verbot, in den Keller zu gehen, nur rein analogiemäßig damit begründet, daß ſonſt das Kind als Taugenichts und Verbrecher ins dunkle Gefängnis oder an den Galgen komme (Sichelreuth bei Sonneberg, Stelzen bei Hildburghauſen).

In Weida glaubt man, daß die erſte junge Frau, die zum Beſuch einer Wöchnerin kommt, ſelbſt guter Hoffnung wird und daß ſich die Frau, die ſich beim Beſuch auf den Bettrand der Wöchnerin ſetzt, „das Neſt holt". Die Wöchnerin, die noch vor dem Kirchgang das erſtemal jemand beſucht, wird nicht immer gern geſehen, weil ſie „das Neſt ins Haus trägt" (Niederpöllnitz bei Gera).

Iſt ein Knabe geboren, ſo wird bald, oft noch am Tage der Geburt, eine „Kleinjungenswurſt", meiſt eine Kittelwurſt, auf dem Eichsfeld gegeſſen. Läßt ſich der glückliche Vater auf der Straße oder im Wirtshaus ſehen, ſo gratulieren ihm die Männer, ſchließen aber ſofort an ihren Glückwunſch die nicht mißzuverſtehende Aufforderung an: „Nun wollen wir den kleinen Jungen (oder das kleine Mädchen) erſt mal ſtrullen laſſen", was in einem Bierumtrunk ſofort in die Tat umgeſetzt wird (Hauröden bei Worbis). In Lauſcha trinken im Wirtshauſe die Freunde des Vaters auf das Wohl des Kindes, worauf der Vater feſtſtellt: „Das Kleine iſt nun begoſſen." Der Glaube, daß mit dieſem Begießen das beſſere Gedeihen des Kindes geſichert ſei, iſt natürlich nicht mehr allgemein vorhanden.

Eine Fehlgeburt wird im allgemeinen bis zum 6. Monat, oder, wenn das Geſchlecht noch nicht erkennbar iſt, im Garten, Acker oder Düngerhaufen

vergraben oder auch verbrannt (Reichmannsdorf bei Saalfeld), bei voller Entwicklung und als Totgeburt, in Gebesee „ärztliche Leiche" genannt, in aller Stille im Grabhügel eines Verwandten auf dem Friedhof vergraben. Der Volksmund spricht weniger von Fehlgeburt als davon, daß es der Frau „unrecht oder link gegangen ist" (Ballstädt bei Gotha). Nimmt die Mutter ihr Kind aus dem Bett, so muß sie es mit der Bettdecke sofort wieder zudecken, weil sonst ein Wechselbalg den Platz des Kindes einnehmen könnte (Kirchgandern bei Heiligenstadt).

Die Namengebung auf dem Standesamt ist heute bewußter als früher. In kinderreichen Familien war es früher in Lausch a Brauch, daß der Vater sein Kind nach der Person, die er auf seinem Meldegange zuerst traf, benannte. Vor 100 bis 200 Jahren gab es in Mittelthüringen kaum jemanden, der nicht die Namen Johann (Johanne) oder Christian (Christiane) mitführte. Man nahm auch damals noch in evangelischen Familien den Namen des Kalenderheiligen an, begann aber schon neumodische, „schönklingende" Namen einzuführen, ja solche zu erfinden, wie z. B. für Mädchen Cylinde, Magnesia, Orodine, Melinka[3]. In der Regel erhalten die aus den bäuerlichen und Handwerkerkreisen stammenden Kinder die Vornamen ihrer Großeltern oder Paten, die Stadtkinder jetzt häufiger zeitgebundene Namen (vgl. S. 181).

Wird das Kind zum erstenmal von der Mutter ausgetragen, bekommt es von den Nachbarsfrauen ein Ei geschenkt, mit dem man dem Kind dreimal sanft auf den Mund zu klopfen pflegt, damit es flott sprechen lerne. Manche Bauernfrauen sagen dazu ein Sprüchlein, wie z. B. in Eyba bei Saalfeld: „Do schenk' ich dir a Gackerle, daß de bald lernst pappere!" Das Ei heißt darum „Schwatz-Ei" (Mäbendorf bei Suhl) oder Dru-Ei (von ahd. druon = gedeihen). Für das Dru-Ei darf sich die Mutter nicht bedanken, wenn das Kind wirklich druen oder gedeihen soll (Kleinkeula bei Sondershausen, Oberdorla bei Mühlhausen). Im katholischen Eichsfeld gilt der erste Ausgang der Aussegnung in der Kirche, wo die Mutter beim Rundgang um den Altar ein Geldopfer darbringt, der zweite den Großeltern des Kindes, wenn sie in einem anderen Hause des Dorfes wohnen. Im Schleizer Oberland (Zollgrün) ist's Brauch, nach der kirchlichen Aussegnung im Interesse einer gedeihlichen Weiterentwicklung Bier im Wirtshaus zu holen. Wenn es auch verpönt ist, das neugeborene Kind zu loben und damit zu „beschreien", d. h. das Kind einem schädlichen Einfluß auszusetzen, so helfen sich die Thüringer doch vielfach in ihrer „verbindlichen" Art, beides zu verbinden, indem sie sagen: „Das es aber e schienes Kindchen, ganz wie der Vater, ech well's aber nech beschreie."

Die Taufe des Kindes ist zwar eine kirchliche Einrichtung, die für Deutschland allgemein durch die Mainzer Synode im Jahre 813 getroffen wurde,

hat ſich aber, zumal in evangeliſchen Kreiſen, immer mehr zu einer Familienfeier im Kreiſe der nächſten Verwandten und Freunde entwickelt. Die Paten oder Gevattern, die als geiſtige Väter oder Mütter die leibhaftigen Eltern vertreten, ſtanden früher zu ihren Patenkindern in einem innigeren Verhältnis als heute, wenn auch jetzt in manchen Dörfern noch die Beziehungen und Verpflichtungen wenigſtens bis zur Hochzeit des Patenkindes andauern. Im fränkiſchen Thüringen heißen die Gevattern auch Dote oder Döt(e). Wiewohl die Kirchenverſammlung von Trient nur einen oder höchſtens 2 Paten verſchiedenen Geſchlechts anordnete, vergrößerte man bald aus äußeren und inneren Gründen die Zahl der Gevattern. In Nordthüringen wählt man für Mädchen möglichſt Paten, für Knaben Patinnen aus (Clettenberg bei Nordhauſen); im Altenburgiſchen nimmt man bei einem Mädchen 2 Herren und 1 weibliches Weſen, bei Knaben 2 Jungfrauen und 1 Herrn (Fockendorf). In Südthüringen (Stelzen bei Hildburghauſen) bekamen bisher eheliche Kinder oft nur 1 Paten, uneheliche Kinder mußten aber 3 erhalten. Sie beſtimmten auch den Namen des Kindes. In anderen Dörfern werden gewöhnlich 4 (Kleinſchwabhauſen bei Jena) oder 6 (Petersberg bei Eiſenberg) und zwar meiſt ledige Paten bevorzugt. Auf dem Thüringer Wald (Lauſcha) werden häufiger 5–6 Patenpaare, die auch paarweiſe zur Kirche gehen, zur Taufe gebeten. Früher bekam der Täufling ſo viel Namen, als er Paten hatte. Im Jahre 1858 nahmen in Blankenburg bei Rudolſtadt an einer großen Kindtaufe, die mehrere Tage gefeiert wurde, ſogar 16 Gevattern mit ihren Ehegeſponſen teil. Sie gaben Veranlaſſung zu einem Spottgedicht in der Zeitung, dem dann noch ein gerichtliches Nachſpiel folgte. Da aber bald darauf die Annahme von mehr als 3 Gevattern beſteuert wurde, ſetzte ſich die beſchränkte Zahl ſehr bald durch[4]. Bis zum Beginn des Weltkrieges ſtanden gewöhnlich Brautleute nicht zuſammen Gevatter; man glaubte, die Verlobung gehe dadurch in die Brüche (Neuenhof bei Eiſenach).

Die Art von Verwandtſchaftsverhältnis, in das der Pate zum Kinde tritt, iſt durch den Glauben bedingt, daß die „dritte Ader auf den Paten ſchlägt" (Weißenborn-Lüderode bei Nordhauſen) oder daß wenigſtens „der neunte Teil des Kindes dem Paten nachfährt" (Lindenau bei Hildburghauſen). Aus dieſem Grunde nimmt man keinen Trinker zum Paten (Römhild); darum verrichten die Paten am Tauftage fleißig allerlei Arbeiten, um Fleiß und Sorgfalt auch auf das Patenkind zu übertragen; darum leſen ſie in einem guten Buche, damit das Kind klug werde (Hundeshagen bei Worbis); darum treten ſie vor dem Taufgang in friſcher Wäſche nicht mehr aus, damit der Täufling kein Bettnäſſer werde (Waldau bei Schleuſingen). Hervorgewachſen iſt der Volksglaube, daß die 3. Ader auf den Paten ſchlägt, natürlich aus dem früher regelmäßig und heute noch häufig geübten Brauch, die

Geſchwiſter der Eltern zu Paten zu wählen. Da in den Adern des Kindes und ſeiner Patenonkel- und -tanten verwandtes Blut kreiſt, iſt der Glaube alſo urſprünglich voll berechtigt.

Eingeladen wurden die Gevattern bisher meiſtens durch bunte Patenbriefe, die oft noch der Kantor ſchreibt. In dieſen Patenbriefen in Käſtchen- oder Briefform wurde das in Geld beſtehende Taufgeſchenk verwahrt und nach der Taufe unauffällig unter das Kopfkiſſen des Täuflings geſteckt. Seit ungefähr 1910 ſind in vielen Dörfern die handſchriftlichen Patenbriefe durch vorgedruckte Patenkarten erſetzt, die von der Hebamme ausgetragen werden. Im Kreiſe Worbis wird die Hebamme vom Empfänger zum Frühſtück und einem Glaſe Schnaps eingeladen und erhält von jedem Paten wenigſtens einen halben Taler. Im Kreiſe Langenſalza bekommt ſie bei ihrem Einladungsgange Wurſt und Speck. Manchmal geht ſie auch nur mündlich „zum Gevatterbeten" (Geraberg bei Arnſtadt). Die Patenkarte muß hoch gelegt werden, damit das Kind auch eine hohe Stellung einnehme und ehrenhaft werde (Jena-Ammerbach). Wiewohl die Patenſchaft als Ehre gilt und nicht abgeſchlagen werden darf (Kleinbrüchter bei Sondershauſen), wird eine zu häufige Inanſpruchnahme als Beläſtigung empfunden. Der Gevatterbrief, der an die obere Fenſterſcheibe geſteckt wird (Nordthüringen und Kreis Saalfeld), ſoll nicht nur in dem uns bekannten Analogiedenken des Volkes das Großwerden und die hohe Stellung des Säuglings befördern, ſondern auch den Nachbarn und Bekannten damit anzeigen, daß man für dieſes Jahr „vergeben" iſt (Hauröden bei Worbis, Eyba, Buchbach bei Saalfeld). Das Patenſuchen war für den Kindesvater nicht immer die erfreulichſte Aufgabe. Man ſagt heute noch in Kleinbrüchter von einem barhäuptig dahingehenden Manne, er „laufe herum wie ein Taiftenvater"!

Die kirchliche Taufe findet auf dem katholiſchen Eichsfeld innerhalb dreier Tage ſtatt, in evangeliſchen Dörfern meiſt 4 Wochen nach der Geburt; in der Stadt beeilt man ſich nicht ſo ſehr damit. Wer die Koſten für die Kirche ſcheut, tauft gebührenfrei ſonntags nach dem Gottesdienſt oder Donnerstag nachmittags (Sömmerda bei Weißenſee); in anderen Städten, wie Ronneburg bei Gera, gibt man beſondere Taufſonntage öffentlich bekannt.

Die Verpflichtungen der Gevattern für das Patenkind, die Feier und den Taufſchmaus ſind in den einzelnen Orten recht verſchieden. In Oberdorla bei Mühlhauſen wird am Vorabend der Taufe der Gevatter „luſtig gemacht", d. h. zum Abendbrot und Wein eingeladen. Er kauft das Taufkleid und überreicht den Patenbrief mit dem Patentaler, bei dem ein Pfennig oder Groſchen nicht fehlen darf. Die Patin bedenkt die Geſchwiſter des Patenkindes mit Zuckertüten. Früher gaben Paten am Vorabend in ihrer Wohnung einen koſtſpieligen Schmaus (Hötzelsroda bei Eiſenach). Im

Schleizer Oberland bringen bei einfacheren Verhältniſſen die Paten am Vortage Kaffee, Zucker u. a. ins Taufhaus, um die Koſten mitzutragen; in Treffurt an der Werra bringt der Pate der Mutter des Kindes als „Morgengeſchenk" eine Reihe Semmeln, ¼ Pfund Bohnenkaffee und 1 Pfund Fleiſch. In Reichenbach bei Eiſenach gaben Paten außer dem Patentaler noch 75 Pfennig Waſchgeld; davon wurde ein Stück Seife gekauft und das Kind gewaſchen. War das Patenkind dann „unter der Naſe gut beſchlagen", dann hieß es wohl, der Waſchpfennig ſei gut angeſchlagen. Im katholiſchen Eichsfeld ſtiftet der Pate die Kerzen und die Feſtkleidung für das Kind. Hier, wo der Taufſchmaus am Tauftage unbekannt iſt, feiert man den Kirchgang am folgenden Sonntag beim Paten (Hüpſtedt bei Worbis). Vielfach kauft jeder Pate noch ein buntes Gevattertuch (Kirchheim bei Erfurt), das Dotentuch in Südthüringen. Dieſe Tücher werden nach der Taufe auf dem Heimwege über das Kind gebreitet. In Hermsdorf bei Stadtroda legt die Hebamme ein blumiges Muſſelintuch darüber; in Südthüringen ein oder zwei zuſammengeſteckte bunte Schultertücher, die auf dem Wege zur Taufe die eine Seite, auf dem Rückwege die andere Seite mit den verſchiedenartigen Muſtern zeigen. In Mittel- und Oſtthüringen breitet die Mutter den Brautſchleier übers Kind. Anderwärts (z. B. in Holzthaleben bei Sondershauſen) hat der jüngſte Pate die Aufgabe, die Myrthenzweige, welche die Gevattern anſtecken, für den Kirchgang zu beſorgen.

Die Paten binden in Nordthüringen, wie es früher überall Brauch war, ihr Patengeſchenk in das Wickelband ein und nehmen es zur Taufe in die Kirche mit. Darum ſpricht man heute noch von einem „Angebinde". Man ſchreibt ihm eine beſondere Schutzkraft zu, glaubt auch, daß das Kind dadurch Geld kennen und ſchätzen lernen werde (Hundeshagen bei Worbis). In Südthüringen (Stelzen) ſchieben die Paten die Geldſtücke, die vom Pfennig bis zum Fünfmarkſtück in lückenloſer Folge vertreten ſein müſſen, unters Kopfkiſſen, wenn ſie unter der Dachtraufe ſtehen. Im Kreiſe Schmalkalden legt man zum üblichen Patengeſchenk für den Jungen eine Feder, für das Mädchen eine Nadel in den Patenbrief oder in den ebenſo häufig vorkommenden „Dodenbüttel", einen Beutel aus ſeidenen Läppchen. Es iſt vielfach Sitte, daß die Paten das Kind im 1. Lebensjahr von der Mütze bis zu den Schuhen vollſtändig einkleiden, daß ſie ihren Patenkindern zum Weihnachtsfeſte ein Kleidungsſtück oder Geldgeſchenk, zu Neujahr eine große Brezel, die bei den Knaben einen Reiter, bei den Mädchen eine Puppe darſtellt, überreichen; bei der Schuleinführung wiederum neue Kleidung, die Schulbücher, Ranzen, Tafel und Schreibwaren; zur Konfirmation eine goldene Uhr oder Kette oder ein größeres Geldgeſchenk, ebenſo bei der Hochzeit.

Zur Taufe in die Kirche trägt die Hebamme das Kind; über dem Altar

hält es die jüngſte Patin (Nordthüringen). Der Sonntag iſt als Glückstag für die Taufe beliebt. Allerdings vermeidet man in Dörfern, an einem Sonntag zwei Kinder taufen zu laſſen, damit nicht das eine dem andern das Glück wegnehme. Geläutet wird zum Taufgang gewöhnlich mit der kleinen Taufglocke und zwar ſo lange, bis die Taufgeſellſchaft die Kirche erreicht hat (Neuhaus-Schierſchnitz).

Die Bräuche ſind auch bei der Taufe in den einzelnen Orten recht mannigfaltig und ihres urſprünglichen Sinnes meiſt ſchon entkleidet. Sind Geſchwiſter vorher geſtorben, ſo wird das Taufkind durchs Fenſter hinaus und bei der Rückkehr ebenſo hinein gereicht. Denn über die Schwelle, über welche die Geſtorbenen getragen werden, darf es nicht gebracht werden, damit ihm nicht das gleiche Geſchick widerfahre (Saale- und Orlatal, Kraftsdorf bei Gera). Um ſie vorm frühen Sterben zu bewahren und ſie auf der Erde zu erhalten, gab man dem Täufling gern den Namen „Erdmann" oder „Erdmuthe" (Stanau bei Neuſtadt-Orla). Am Südharz (Trebra) reicht vor dem Taufgang die Frau dem Manne eine Zitrone, der Mann der Frau eine Möhre! Früher blieb die Mutter gewöhnlich dem Taufakt fern, heute iſt ſie bei dem ſpäteren Termin meiſt mit ihrem Manne zugegen, zumal da die Kirche gern die Ausſegnung der Frau danach am Altar vornimmt. Beim Taufakt ſelbſt müſſen die Paten eng zuſammenſtehen, damit das Kind nicht ſtirbt; es wird von jedem Paten der Reihe nach in die Arme genommen. Das „Weſterhemd" faſſen die Paten mit Zeige- und Mittelfinger an (Wolfersdorf bei Greiz). Es darf vom Kinde nicht wieder getragen, wohl aber kann es verſchenkt oder verliehen werden; mehr als drei Kinder dürfen freilich nicht mit dem gleichen Kleidchen getauft werden (Sömmerda). Die Hebamme verrichtet zuerſt ihr Gebet am Taufſtein (Hohndorf bei Greiz), und die Paten ſprechen ſtill die Rede des Pfarrers oder wenigſtens das Vaterunſer mit, damit ſich das Kind geiſtig gut entwickle (Biſchleben bei Gotha, Sichelreuth bei Sonneberg). Schreit der Täufling während des Aktes, ſo bedeutet das nach dem Volksglauben, daß noch Geſchwiſter nachkommen; wen es während des häuslichen Taufſchmauſes am lauteſten anſchreit, wenn es bei den Gäſten von Hand zu Hand geht, den bekommt es ſpäter am liebſten (Sömmerda). Nach der Taufe ſchießen die Burſchen nur noch ſelten mit Böllern und Gewehren, z. B. in Titſchendorf bei Schleiz, „um Unheil abzuwehren". Der Heimgang muß ebenſo ſchnell wie der Gang zur Kirche erfolgen, damit das Kind recht laufen lerne (Buchfart bei Weimar). Der urſprüngliche Sinn ging natürlich auf die ſichere Bergung des Kindes vor Feinden und ſchädlichen Kräften. Heimwärts wird das Kind als erſtes vorangetragen (Benshauſen bei Suhl); der Mann der Patin, der am Taufakt keine Aufgabe und Rechte hat und darum am Zuge „klunkert", geht als

„Klunkervatter" im Taufzug hinter der Patin (Kleinkeula bei Sondershausen). Der volkstümliche Ausdruck für die vollzogene Taufe ist in gothaischen Dörfern: „Der Matz ist gewaschen!"

Der Taufschmaus, der früher, als der kirchliche Taufakt bald nach der Geburt stattfand, an einem späteren Sonntag gefeiert wurde, an dem die Frau mitfeiern konnte, ist heute meistens mit dem Taufakt verbunden. Am Nachmittag kommt man zu Kaffee und Kuchen zusammen, abends wird der eigentliche Schmaus „groß gefeiert" mit Kartoffelklößen und Braten, Bier und Wein. Weil die Kindtaufen die kinderreichen, lebenslustigen und darum allezeit zu Feiern aufgelegten Wäldlerfamilien zu stark belasteten, verbot die Rudolstädter Regierung alle Kindtaufschmäuse und -tänze von 1660 bis 1784[5]. Oft kamen die Paten nicht allein zur Feier, sondern brachten ihre Freunde und Freundinnen mit, die man „Züchtpaten" oder im Volksmunde deutlicher „Freßgevattern" nannte. Wenn die Eltern der jungen Paten miteingeladen wurden (Oberlödla bei Altenburg) und diese durch Geschenke den Ausgleich schufen, so war darin nur eine pädagogische Maßnahme zu sehen. In Oppershausen bei Langensalza nimmt stets auch der Altpate des vorangegangenen Kindes teil. Beim Schmaus müssen die Paten von allem etwas essen, damit das Kind tüchtig essen lernt, und daher erklärt sich – allen hygienischen Forderungen zum Trotz – die Teilnahme des Täuflings am Schmause im verräucherten Zimmer (Clettenberg bei Nordhausen). Auch die Kinder zieht man z. T. mit in die Eßgemeinschaft ein, wenn in Buchfart bei Weimar jedes getaufte Kind ein Stück Kuchen, Westerlein genannt, erhält. Auch in anderen Orten, wie Hermsdorf bei Stadtroda, wurde den Kindern auf der Straße beim Rückweg von der Kirche Taufkuchen ausgeteilt, in Kleinschwabhausen bei Weimar wurden bis ungefähr 1905 zwei „Kinderkuchen" gebacken, in Stücke geschnitten und in den Hausflur gestellt, wo sich die Kinder ihren Anteil holten. Auf dem Thüringer Wald (Lauscha) stellen sich während des fidelen Taufschmauses oft auch vermummte Gestalten ein, von denen eine einen großen Korb trägt. Während der Korb mit Eßwaren gefüllt wird, weissagt sie den Eltern allerlei Gutes für das Kind und läßt es schließlich hochleben.

Wer zum ersten Male „Gevatter steht", wird heimlich an den Stuhl gebunden und muß sich durch Wein oder Schnaps lösen (Branderode bei Nordhausen), oder er büßt trotz Sträubens einen Schuh ein, den er bei der amerikanischen Versteigerung wiedererstehen muß und deren Erlös ebenfalls in alkoholische Getränke umgesetzt wird (Hauröden bei Worbis). In Lauscha ist's Sitte, daß sich der Bursch oder das Mädchen, die zum erstenmal ein Kind aus der Taufe heben, auf die Salzmeste setzen und sich ebenfalls schröpfen lassen müssen. Wie bei der Hochzeit, geht auch beim Taufschmaus

für die Köchin ein Teller mit Salz herum, in das nach Belieben Geld geſteckt wird (Rothenſtein bei Jena). In Ballſtädt bei Gotha bekommt auch der Glockenläuter Kuchen und Wein. Viele ſparſame und wenig vermögende Kreiſe begnügen ſich ſeit einigen Jahren mit einer einfachen „Kaffee-Taifte", wo man nur einige Stunden nachmittags zuſammenſitzt, oder ſie laſſen die Paten nur kirchlich einſchreiben und jede Feier wegfallen.

Kinderloſe Eheleute, die als Paten ſehr geſucht ſind, werden von Freunden und Verwandten, zum gerechten Ausgleich der Laſten, auch hie und da in Thüringen veranlaßt, einen „Taufſchmaus" zu geben; denn „wer nicht läßt taufen, den muß man raufen!" (Meſchenbach bei Rauenſtein). Ein ſolcher Schmaus heißt, da das Kind fehlt, „blinde Taufe" (Walſchleben bei Erfurt) oder „gelle Taufe" (Hauröden bei Worbis) oder „blinde Kinderkirmſe" (Saara bei Altenburg).

Die Sorge der Wöchnerin gilt in den nächſten Monaten, ja im ganzen erſten Jahre dem Kind. Faſt in jedem Dorfe gibt es andere Vorſchriften oder genauer Verbote, die alle nur auf Abwehr des Böſen und Unheilvollen und auf Analogiezauber abgeſtellt ſind. Sonderbar wirkt die Vorſchrift (Hundeshagen bei Worbis), die Wöchnerin ſolle die erſten neun Tage keine friſche Wäſche tragen und ſich in dieſer Zeit nicht kämmen. Das Kind darf im erſten Lebensjahre nicht auf den Friedhof und nicht ins Regenwetter – ſonſt bekommt es Sommerſproſſen – getragen und vor allem nicht durch ein Lob „beſchrien" werden. Nur „Gott behüte" darf man ſagen, wenn man zu einer Mutter mit ihrem kleinen Kinde hereintritt. Alte Leute ſetzen allerdings, „damit auch der Teufel zu ſeinem Rechte komme", ohne Scheu hinzu: „Gott behüte – lecke im A...!" (Oppurg bei Pößneck). Im 1. Lebensjahre darf man dem Kinde keine Blumen, kein Sparkaſſenbuch ſchenken (Benshauſen bei Suhl), man darf es nicht zum Fenſter hinausheben, ſonſt lernt es ſtehlen (Mäbendorf bei Suhl), man darf ihm weder Fingernägel noch Haare ſchneiden. Beim erſten Austragen wird es am beſten das Dorf aufwärts getragen, damit es auch im Leben mit ihm aufwärts gehe (Ruppersdorf bei Schleiz).

Beim Baden des Kindes träufelt die Wöchnerin mit der Kerze, die ſie mit in die Kirche nahm, Wachs ins Badewaſſer in Form eines Kreuzes und klebt das Kreuzchen aus Wachs an den Türpfoſten – zum Schutze ihres Kindes (Dingelſtädt bei Heiligenſtadt). Die Mittel zum Entwöhnen des Kindes umfaſſen alle Möglichkeiten von praktiſch-nüchterner Abwehr bis zur magiſchen Heilweiſe. Alkohol, Eſſig, Senf, Stinkbalſam, Aloe, Holunderbrei, Peterſilienwurzel werden auf die Mutterbruſt geſtrichen, oder ein ſchwarzes Schaffell oder eine Bürſte werden darauf gelegt. Oder die Mutter ſetzt ſich beim letzten Stillen des Säuglings auf einen Grenzſtein im Feld, um für den Säugling ein zeitliches Grenzzeichen „Bis hierher und nicht wei-

ter!" analog zu machen (Eichsfeld). In Südthüringen ist für diese Grenzsteinbesetzung das Zusammenschlagen der Kirchenglocken vor dem Sonntagsgottesdienst die geeignete Zeit (Stelzen bei Hildburghausen). In Waldau bei Schleusingen empfiehlt man, Muttermilch auf ein Tuch zu spritzen und in den Wind zu hängen und dazu die Besprechungsformel zu sagen: „Ich spreche dich in den Wind, daß, wenn ich dich brauch', auch wiederfind'." Wenn das Kind entwöhnt wird, darf kein Schnee (milchweiß!) liegen (Niederböhmersdorf bei Schleiz). Es eignet sich der Palmsonntag vor allem dazu (Kirchhasel bei Rudolstadt).

Das Zahnen des Kindes wird sehr ernst genommen und mit vielen abergläubischen Bräuchen umkleidet. Kommen die Zähne zuerst am Oberkiefer, so muß das Kind ins Gras beißen; es „kaut sich in die Erde" (Eichsfeld). Für die Entdeckung des ersten Zahnes schenken die Eltern etwas, auch unter sich. Diesen hebt man in Familien mit mehreren Kindern gern auf, um ihn später in eine Schlipsnadel, eine Brosche oder einen Ohrring hineinarbeiten zu lassen (Sömmerda). Die Zähne beißen sich die Kinder an harten Brotrinden oder Veilchenwurzeln, am Erbschlüssel (Wernshausen bei Meiningen), an einem Schweinszahn (Geisenhöhn bei Schleusingen) oder Zähnen von Toten (Saaletal), die natürlich in ein Beutelchen eingenäht sind, durch. Oder man hängt ihnen eine Bernsteinkette (Schellroda bei Erfurt) oder eine aus der Apotheke gekaufte „Elefantenlaus" (Buchfart bei Weimar, Herrnschwende bei Weißensee) oder ein samtenes Zahnband mit eingelegtem Draht um den Hals. Um das Zahnen zu erleichtern, drückt die Frau, wenn sie bäckt, das Kind mit dem Gesicht dreimal in Gottes Namen auf ein ungebackenes Brot (Kirchhasel bei Rudolstadt) oder haucht den Säugling an, wenn sie vom Abendmahl kommt (Buchfart). Im Kreise Langensalza (Oppershausen) und in der Rhön glaubt man, daß die Zähne ohne Fieber kommen, wenn der Vater einen Maulwurf mit dem Taschentuch fängt, dann mit den Zähnen die linke Kralle abbeißt und sie dem Kindchen in einem Bändchen um den Hals hängt. Wenn man zu der Maulwurfskralle noch Wolle von einem Schafbock in das umzubindende Säckchen legt, hat man ein gutes Mittel gegen Kinderkrankheiten (Sichelreuth bei Sonneberg). Damit das Kind wenig weine, wird der Gummilutsch ins Taufwasser getaucht und dem Kinde gegeben (Geisenhöhn bei Schleusingen).

Das Sprechenlernen begünstigt Bettelmannsbrot, zumal wenn es dem Bettler heimlich weggenommen wird. Auch Zigeunerinnen bieten es jungen Müttern an, damit das Kind später sprachgewandt werde (Geraberg bei Arnstadt, Saaletal). Auch das beim ersten Besuch geschenkte Ei, mit dem die Lippen berührt werden, soll oft die gleiche Wirkung haben, wie die dabei gesprochenen Verse aus Südthüringen beweisen: „Lerne das Schwatze, wie

die Hühner kratze!" (Friedelshauſen bei Meiningen) oder „Wie die Geigen ſingen, lerne das Kind das Singen!" oder „Wie die Hühner lernen das Gackern, ſo ſoll das Kindlein lernen das Plappern!" (Lindenau bei Hildburghauſen). Entdeckt man zwei Wirbel im Kopfhaar, ſo wird der kleine Erdenbürger ſehr klug werden (Kirchgandern bei Heiligenſtadt).

Zum 1. Geburtstag ſchenkt man in Nordthüringen (Kleinbrüchter bei Sondershauſen) häufig eine Kaffeetaſſe mit Inſchrift: „Dem Vater zur Freude, der Mutter zum Glück, legt unſer Liebling heute das 1. Jahr zurück", während es ſüdlich des Rennſteigs verpönt iſt, an dieſem 1. Geburtstage dem Kinde etwas zu ſchenken, weil es ſonſt nicht alt werde (Geiſenhöhn bei Schleuſingen). Die Geburtstagsfeiern beginnen ſich erſt nach dem Weltkriege langſam bei der bäuerlichen Bevölkerung Thüringens durchzuſetzen; man macht darum nicht viel Aufhebens, jedenfalls nicht an arbeitsreichen Wochentagen zur Beſtell- oder Erntezeit.

Schuleintritt

Eine Wende im Leben des Kindes bedeutet der erſte Schultag. Bis dahin hat ſich das Kind dem Spiele ohne Unterlaß hingeben können, jetzt tritt eine ſeine Freiheit beſchränkende Macht in ſein faſt nur vom Spiel ausgefülltes Leben, die es als feindlich empfindet, zumal wenn Mutter und größere Geſchwiſter oft mit der Schule als ſchrecklichem Popanz drohen. Allgemein ſuchen heute die Eltern in Thüringen den Eintritt in die Schule dadurch zu verſüßen, daß ſie ihnen durch den Lehrer eine große Zuckertüte überreichen laſſen. Man erzählt den Kindern ſchon vorher, die Zuckertüten wüchſen im Schulkeller am Zuckertütenbaum und der Lehrer müſſe ihn fleißig begießen. In Elxleben bei Stadtilm gedeihen ſie am Zuckerborn im Schulkeller; in Zechau-Leeſen bei Altenburg an den Büſchen des Schulhofes, und in Eckartsberga hat man 1925 den ſchönen Brauch eingeführt, die Zuckertüten von der großen Linde auf dem Schulhofe im Beiſein der Abc-Schützen herunterzuholen. In einigen Dörfern des Kreiſes Arnſtadt (Wüllersleben, Neuroda, Kettmannshauſen) erzählt man, im Schulkeller hauſe der alte „Stachelеſel", der den guten Kindern eine Tüte bringe, den böſen aber Strafe. Der Brauch, den Kindern die Tüte durch den Lehrer übergeben zu laſſen, geht aber kaum über das Ende des 18. Jahrhunderts zurück und iſt wahrſcheinlich durch die Philanthropen (Baſedow, Salzmann) verbreitet worden.

An Stelle der Zuckertüte wurden den Schulneulingen früher nur Brezeln oder Wecken von der Gemeinde geſchenkt, wie es in Reichenhauſen in der Rhön noch heute der Fall iſt und in Kaltenſundheim, Unterweid u. a. Rhönorten bis nach dem Ende des Weltkrieges vorkam; ebenſo im Kreis Greiz, wo früher Semmeln, Eier und Schulbedarfsdinge geſchenkt wurden. In

Coſſengrün bei Greiz kam die Tüte 1896 auf. In Dörfern des Kreiſes Hildburghauſen (Oberſtadt, Lindenau) bringt der „Fuhrmann" die Tüte, die aber auch erſt ſeit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bekannt iſt (Crock bei Eisfeld). Vorher wurde hier ein Pfefferkuchen und noch früher ein Butterbrot gegeben; in die Butter ſchrieb man das Vaterunſer, damit das Kind klug und fromm werde. In den ärmeren Dörfern der Rhön, wie Kranlucken, Zitters u. a. wird das früher viel gebräuchlichere „Bündel", das Tafel, Griffel, Schieferkaſten, eine Tüte mit Zuckerwerk, Schokolade, Eier, Kuchen und Apfelſinen enthält, geſchenkt. Da alles in ein Schnupftuch eingebunden iſt, hat es den Namen Bündel erhalten. Es war auch in Thüringer-Wald-Orten, z. B. in Fehrenbach, bis 1890 bekannt. Die reicheren Mädchen erhielten dort kleine „Butten", Waſſergefäße aus Pappe oder Nähkörbchen, die Knaben Rucksäckchen mit Naſchwerk gefüllt. Im Kreis Eiſenach (Mihla) kannte man früher nur die Oſterſchachteln, nicht die Tüte. Nur in wenigen Dörfern ſchenken noch die Paten und Verwandten Tüten; aber in Ohrenſtock bei Arnſtadt kommt es noch vor, daß einzelne Kinder am Schuleinführungstage 10–20 kleine Tüten von ihren Verwandten und Bekannten überreicht bekommen! Einige Induſtrieorte ſind aus erziehlichen Gründen zur Einheitstüte übergegangen, und hier übergibt gewöhnlich nicht der Lehrer in der Schule, ſondern die Mutter oder Patin dem Kinde auf dem Schulhofe die Tüte.

Ähnlich wie früher in Crock gab man bis ungefähr 1890 in Immenrode bei Nordhauſen den Schulanfängern am erſten Schultage ein Butterbrot mit zur Schule, auf dem der Name des Kindes eingekratzt war und das unterwegs verzehrt werden mußte. Das Kind ſollte durch dieſes magiſche Eſſen leicht lernen und gut gedeihen. Man fragt noch heute ein Kind, ob es das Gehörte verſtanden habe, volkstümlich etwas derb: „Na, haſt's gefreſſen?"

Selbſtverſtändlich werden die Kinder auch oft angehalten, von dem Gebäck ihren Paten, Verwandten, Nachbarn und Lehrern etwas zu ſchenken. Die Mutter hat ja nicht nur zur Füllung der Tüte gebacken, ſondern auch zum Schenken. Überall, wo die Kleinen Proben ihrer Tüten abladen, erhalten ſie in Mäbendorf bei Suhl Geld oder kleine Geſchenke, mitunter ſo viel, daß das ganze Backgeſchäft nachträglich davon finanziert werden kann.

Schulentlaſſung (Konfirmation)

Eine weitere wichtige Lebenswende für das Kind iſt die Schulentlaſſung, die gleichzeitig auch den Eintritt in die Berufsarbeit bedeutet. Ihren Ausdruck findet die Feier dieſes Tages im evangeliſchen Thüringen noch durchweg in der kirchlichen Konfirmationsfeier, die auch von ſonſt kirchenfeind-

lichen Kreiſen um der Kinder willen, denen man die Feier mit den Altersgenoſſen nicht verſagen will, „als unvermeidliches geiſtliches Anhängſel zur Schulentlaſſung angeſehen wird“[6]. Daß aber die kirchliche Feier, die ja erſt im 17. und teilweiſe erſt noch im 18. Jahrhundert in Thüringen Eingang fand, nicht als das weſentlich Beſtimmende von den Kindern empfunden wird, beweiſt ihre Ausdrucksweiſe. Man ſpricht gewöhnlich nicht von Konfirmation oder Einſegnung, ſondern ſagt: „Sie kommen aus der Schule.“ Noch im 19. Jahrhundert kannten viele Orte, z. B. in den hennebergiſchen Landen, keinen beſonderen Konfirmationstag, der heute durchweg auf den Sonntag Palmarum vor Oſtern gelegt iſt, ſondern die Schulentlaſſenen wurden am 2. Oſterfeiertage eingeſegnet. In Mäbendorf bei Suhl findet die Konfirmation nach dem Herkommen noch heute am 2. Oſterfeiertag ſtatt. Das aus Fachwerk errichtete Gotteshaus wird von den Mäbendorfer Kindern am Nachmittag des erſten Oſterfeiertages ganz wundervoll zum deutſchen Wald ausgeſtaltet. Die Knaben holen aus dem Wald Tannenbäumchen und ſetzen ſie in einer ſolchen Fülle und verbinden ſie miteinander durch Girlanden und ſchmücken die Emporen mit Kränzen, daß man ſich im grünen Wald zu befinden glaubt. Früher ſetzte man in Nordthüringen die Zweige der Saalweide als Palmzweige in die Kirche, woraus man wohl den Schluß ziehen darf, daß urſprünglich die Saalweide der deutſche Schmuck für die Kränze (auch bei der Hochzeit) war, daß die Kirche aber dieſen „heidniſchen“ Brauch durch Einführung der ſüdländiſchen Myrthe zu ächten geſucht hat.

Vor der kirchlichen Feier bedanken ſich die Konfirmanden in der Regel bei Pfarrer, Lehrer und Paten. Den Paten überreichen ſie ihr Lichtbild und „beten ab“, bekommen dabei aber ihr Patengeſchenk in Geſtalt einer Uhr oder eines Schmuckſtückes oder eines Geldgeſchenkes. In Oſtthüringen (Pörsdorf bei Gera) tragen ſie ihr gedrucktes „Boden-Bedankchen“ (Patendank) zum Paten, in Südthüringen (Föritz bei Sonneberg) ſchenken ſie beim „Abbeten“ einen Krapfen.

Faſt in allen Teilen Thüringens werden die Häuſer der Konfirmanden mit Tannengrün und buntem Papier geſchmückt, vor Schule, Kirche, Pfarrhaus werden Tannenbäumchen geſetzt; in Orlamünde ſtreut man die grüne Preißelbeerheide und Veilchen vor die Haustüren der Konfirmanden. In der Grafſchaft Hohenſtein ſüdlich des Harzes tragen die Mädchen noch vielfach Myrthenkränze, die Knaben ebenſolche Sträuße im Knopfloch. Im Kreiſe Sondershauſen (Steinthaleben) kaufen die Mädchen dieſe Sträuße, wofür ihnen die Knaben kleine Tannen vors Haus ſetzen. Auch in einer Stadt wie Weida tragen die Knaben am Nachmittagsbummel den Myrthenzweig im Knopfloch und meiſt ein Gehſtöckchen in der Hand. Wenn wir be-

denken, daß die Konfirmanden früher in Kehmſtedt bei Nordhauſen ſchwarze Röcke, die ſich in den Familien forterbten, und in Gemeinden an der Hainleite ſogar Zylinderhüte trugen, daß in Kleinſchmalkalden die Mädchen zur Konfirmation und zu dem damit verbundenen erſten Abendmahl blaue Kirchenmützen, blaue Mäntel und weiße Schürzen anlegten und daß noch nach dem Weltkriege die Mädchen in Altenfeld bei Ilmenau den Knaben bunte Bänder auf den Hut ſteckten, ſo wundert es uns nicht, daß man bei einer ſolchen Aufmachung in Orten, wo die häusliche Feier mit Paten, Verwandten und Bekannten ſehr üppig verlief, die Konfirmation „kleine Hochzeit" (Treffurt a. d. Werra) nannte.

Vor dem Weltkriege wurde in Holzthaleben bei Sondershauſen dem Geiſtlichen eine Zitrone mit rotem Band überreicht, in Kleinkeula bei Sondershauſen erhält er ſie heute noch vor der Einſegnung, wenn auch ohne Band, während in Gerterode bei Worbis Pfarrer, Lehrer und alle Knaben von den Konfirmandinnen – ſtatt der desinfizierenden Zitrone – je eine Apfelſine erhalten (in Unkenntnis des einſtigen hygieniſchen Sinnes). In Trebra am Südharz haben die Konfirmandinnen beim Kirchgang die Apfelſine in der Hand.

Die Schulkameraden, die ihre Kinder- und Schulzeit gemeinſam verbracht haben, zeigen natürlich das Beſtreben, noch einmal gemeinſam im Frohſinn zuſammen zu ſein. In vielen Orten Thüringens beſuchen ſich die Konfirmanden darum am Nachmittag des Palmarumſonntags, oft nach Geſchlechtern getrennt, und laſſen ſich mit Kaffee und Kuchen bewirten. Nur in wenigen Orten, z. B. in Reichmannsdorf bei Saalfeld, kommen alle Konfirmanden in einem Hauſe, das eine große Wohnſtube hat, am Konfirmationstage im Laufe des Nachmittags zuſammen und verzehren bei Kaffee den Kuchen; abends gibt's ein gemeinſames Abendeſſen, an das ſich Spiele und Scherze aller Art anſchließen. Den kleineren Kindern ſchenken ſie bei dem Rundgang von Haus zu Haus entweder Zuckerſtücke (Orlamünde) oder Kupfergeld, „Bichter" in Ronneburg bei Gera genannt. In Kleinbrüchter bei Sondershauſen hat kurz vor dem Weltkriege der ſchöne Brauch Fuß gefaßt, daß die Konfirmanden jüngeren Schulkameraden ihr Bild mit Namensunterſchrift verehren. Die Sitte, daß in Nordthüringen (Wernrode bei Nordhauſen) Konfirmanden jüngeren Schulkindern Bälle ſchenkten[7], findet ihre Behandlung in anderem Zuſammenhang (S. 386, 428/429).

Hochzeit

Die Jugendbünde, in denen ſich Burſchen und Mädchen zuſammenfinden, ſchaffen viele Gelegenheiten, daß ſich beide Geſchlechter zu gemeinſamer Veranſtaltung und Feier vereinigen und dabei doch einzelne Paare ſich fürs

Leben zuſammenfinden. Allerlei Liebesorakel ſuchen den Schleier, der die Zukunft verhüllt, zu lüften und womöglich die Zuſammengehörigkeit der Paare zu ergründen. Dieſe Vereinigung von Burſchen und Mädchen zur Lebensgemeinſchaft, die das Weiterleben der Familie, der Sippe verbürgen ſoll, macht im Meinen des Volkes die Hochzeit in der Reihe der „hochgezîten" zum höchſten und ſchönſten Lebensfeſte, zur Hochzeit ſchlechthin. Aber nicht nur für die Brautleute iſt die Eheſchließung die hohe Zeit, ſondern meiſt noch, wie in frühgermaniſcher Zeit, ein Feſt der beiden Sippen und oft auch der geſamten Dorfgemeinſchaft. Im thüringiſchen Oſterlande (Kr. Altenburg) war es vor 100 Jahren Sitte, daß, wenn eine Hochzeit im Dorfe gefeiert wurde, alle Nachbarn in ihren eigenen vier Pfählen mitfeierten; wenn es bei ihnen auch nicht ſo hoch herging wie im Brauthaus, bekundeten ſie damit doch ihre innige Anteilnahme[8].

Die altgermaniſchen Stufen der Ehe: Vermählung = Willensbekundung der Eheſchließenden, ſich anzugehören, Beilager = ſüdthüringiſch Hingébĕt, Verlobung = Familienvertrag zwiſchen dem Muntwalt der Frau und dem Freier, Trauung = Erfüllung des vertraglichen Verlobungsverſprechens ſind als weltlich-rechtliche Vertragsformen in Thüringen nicht mehr vorhanden, Einzelheiten in den Sitten des Thüringer Stammes weiſen aber noch hie und da auf ſie hin. Die Kirche hat ſich verhältnismäßig ſpät in die Regelung der ehelichen Verhältniſſe durch die Sippe eingeſchaltet, aber mit ihrem Verbot der Laientrauung durch das Trierer Konzil von 1227 ſcheint ſie nicht recht durchgedrungen zu ſein, bis es ihr im ausgehenden Mittelalter gelang, die kirchliche Segnung als göttliche Ehebeſtätigung durch den Prieſter, der die Rolle des Fürſprechers oder Muntwalts übernahm, dem weltlichen Eheabſchluß hinzuzufügen. Nach der heutigen gültigen Geſetzgebung des Deutſchen Reiches iſt es ja auch nicht die kirchliche Trauung, ſondern die von den beiden Ehegatten gewollte und vom Standesbeamten vollzogene Eheſchließung, die ihrem Zuſammenleben Rechtsgültigkeit verleiht[9]. Der große Thüringer Martin Luther ſah in ſeinem „Traubüchlein für die einfeltigen pfarrherren" Hochzeit und Eheſtand als ein rein „weltliches Geſchäft" an und empfahl dem evangeliſchen Geiſtlichen, ſich nicht in die durch zahlreiche Hochzeitsordnungen feſtgelegten Eheregelungen der Behörde einzumiſchen, dagegen den Wünſchen nach kirchlicher Einſegnung und Trauung zu willfahren.

Eine Brautwerbung im vertraglichen Sinne, zwiſchen Brauteltern und dem Bewerber oder dem beauftragten Werber abgeſchloſſen, iſt in Thüringen nicht mehr bekannt. Im allgemeinen heiraten die thüringiſchen Induſtriearbeiter und unter ihnen beſonders die Wäldler ſehr frühzeitig. Einen beſonderen Auswahlgrundſatz kennen ſie nicht. Bei den Bauern ſind Stand, Vermögen und Arbeitsfähigkeit weſentliche Vorausſetzungen. Je reicher man

iſt, deſto mehr ſchaut man nach einer gleichartigen Partie aus. Aber bei aller Vorſicht bleibt doch die Heirat ein ganz bedeutungsvoller Wendepunkt; denn „Heiraten iſt kein Kuhhandel, den man rückgängig machen kann". Raſſiſche und hygieniſche Geſichtspunkte, die im letzten kapitaliſtiſchen Zeitalter überſehen worden ſind, werden heute wieder beachtet, wie ſie ja auch früher bekannt waren, nur daß der Staat in den früheren Jahrhunderten die Kirche mit der belehrenden Aufgabe betraut hatte. Das Fürſtl. Weimar-Ehe-Mandat vom 27. November 1706 beſtimmte z. B.: „Es ſollen alle und jede, die zur Ehe greifen wollen, genau zuſehen und ſich hüten, daß ſie nicht zu nahe und verbotene Anverwandſchaft heirathen, wie ſie dann hierüber von den Prieſtern zu belehren ſind, welche auch ſolche vor der Verlobung zum Fürſtl. Ober-Konſiſtorio zu weiſen haben." Die Mütter halten vor allem im Dorfe darauf, daß ihre Mädchen möglichſt bis zum 25. Lebensjahre „hinaus geräumt" ſind; „ſonſt verlieren ſie den Geſchmack". Die Verheiratung gehört zu den bäuerlichen Selbſtverſtändlichkeiten, irgendeine Gelegenheit dazu muß ſich nach bäuerlicher Meinung bei gutem Willen ſchon finden; „'s iſt kein Töpfchen ſo ſchief, 's paßt ein Deckelchen darauf", pflegt man häufig zu ſagen. Ältere unverheiratete Mädchen ſind in thüringiſchen Dörfern deshalb ſelten. Wer als alte Jungfer ſtirbt, „muß die Sperlinge im Tragkorbe in den Himmel hocken" (Hermsdorf bei Stadtroda).

Die wirtſchaftliche Regelung erfolgt zumeiſt erſt kurz vor der Hochzeit; nur ſelten wird nach altem Brauch durch ein „Draufgeld" die Verlobung „richtig gemacht" (Sigismund, S. 70, für Schwarzburg-Rudolſtadt, heute in Prießnitz bei Camburg). Noch im 19. Jahrhundert gab im Eiſenacher Kreis das umworbene Mädchen ſeine Einwilligung durch Handſchlag, „die Handfeſte". Der Bräutigam drückte dabei der Verlobten ein Handgeld von einigen Talern in die Rechte. Von den Anweſenden wurde dieſer Akt durch eine gemeinſame Mahlzeit, die aus kalten Speiſen beſtand, beſtätigt[10]. Um 1700 wurde auch in den althennebergiſchen Landen Südthüringens noch dieſer Brauch beachtet, wiewohl er ſchon um 1659 durch das Konſiſtorium verboten war[11]: „Bei Verlöbnis pflegte ſonſt an etlichen Orten, ſonderlich auf den Dörfern, der Bräutigam den Mahlſchatz auf die Erde zu werfen, welchen die Braut ſofort, zum Zeichen ihres Gehorſams, aufheben muß." In Stotternheim bei Erfurt mußte bei Wohlhabenheit der Bräutigam der Braut als Mahlſchatz am Verlobungstage einen goldenen Schmuck oder ein koſtbares Kleid geben[12]. Der alte Name im fränkiſchen Südthüringen und im Rhöngebiet „Hingebĕt" zeigt aber noch an, daß man die auf die heutige Verlobung folgende germaniſche Form, das Beilager, den „ſich verſprochen" Habenden im Volke geſtattet. Ein thüringiſcher Waldpfarrer[13], der um 1842 Aufzeichnungen über die Wäldler in Wiedersbach bei Schleuſingen

gemacht hat, iſt deshalb der Meinung, daß eine Verlobung eigentlich gar nicht gehalten werde, „da die meiſten ſich nicht früher verſprechen, als bis ſich das Mädchen in geſegneten Umſtänden befindet. Auf Neigung, Geſundheit, Charakter, Sitte uſw. wird hier keine Rückſicht genommen, ſondern allein nach Geld oder Gütern gefragt, daher das Sprichwort: Reicher Leute Kinder werden bald groß und armer Leute Säue bald fett. Iſt jedoch einmal eine Verlobung, ſo wird in Gegenwart der Paten der Handſchlag gegeben; die Braut erhält einen Fingerring, einen Verlöbnistaler und einen Dukaten an die Halskette. Der Bräutigam dagegen wird mit einem leinenen Hemd und mit einem Handtuch bedacht". Heute, nach 100 Jahren, wird auf dem Dorfe die Verlobung nur durch Jawort und Handſchlag beſiegelt, in der nächſten Stadtzeitung angezeigt und im engſten Kreiſe „klein gefeiert", während ſie in der Stadt als Familienfeſt oft ein größeres Ausmaß annimmt als ſelbſt die Hochzeit.

Der Bräutigam kauft gewöhnlich die Verlobungsringe, die dann ſpäter auch als Trauringe (urſprünglich Treuringe) verwandt werden. Hie und da ſchenken ſich die Brautleute gegenſeitig auch Schmuck, Bilder, eine Standuhr oder ein Kaffeegeſchirr. In anderen Dörfern wieder ſchenkt die Braut, wie es früher regelmäßig geſchah, dem Bräutigam ein ſelbſtgefertigtes Hemd mit Namenszug, das er zur Hochzeit und jedes Jahr zum Erntefeſt trägt; im Gothaiſchen erhält er heute manchmal von ihr einen Zylinderhut. Über Brautſchuhe, die der Bräutigam früher erſtand, denkt man heute verſchieden: Während der Bräutigam in der Rhön (Kieſelbach) der Braut noch die Schuhe ſchenken darf, iſt dieſe Gabe im Saaletal (Orlamünde) verpönt, es werde die Liebe mit Füßen getreten! In vielen Dörfern iſt das Brautkleid noch oft ein Geſchenk des Bräutigams. Ungebundener als heute zeigten früher die Brautleute ihre Freude, wenn ſie auf Möbelſtücken und Schachteln ihrer Stimmung mit Verſen Ausdruck gaben, wie z. B. mit dem folgenden auf einem Möbelſtück aus Hinternah bei Schleuſingen: „Ach, wie wird mein Schätzchen lachen, wenn ich werde Hochzeit machen."

Iſt die Ausſteuer beſorgt und die Zeit günſtig, dann trifft man die Vorbereitungen für die Hochzeitsfeier. Es wird in Thüringen im allgemeinen bald nach der Verlobung geheiratet; denn „ein langer Brautſtand iſt nichts nütze", ſagt vor allem die vorſichtige Schwiegermutter. Die Feſtſetzung des Hochzeitstages verlangt die Beachtung von mancherlei Regeln, die mündlich weitergegeben werden. Wenn die Ehe glücklich werden ſoll, heiratet man nicht im Zeichen des Krebſes, Skorpions oder der Fiſche, ſondern im Zeichen des Löwen oder der Jungfrau, immer bei zunehmendem Mond; auch nicht zur Faſtenzeit, denn „Faſtenzeit macht arme Breit" (= Brautleute, Waldau bei Schleuſingen). Am offenen Grab vorüber zur Trauung zu gehen, wird ver-

mieden. Die meiſten Hochzeiten ſchließt man zwiſchen Weihnachten und Oſtern und nach der Ernte im Herbſt. Mai und Auguſt ſind im Kreiſe Arnſtadt (Wümbach bei Ilmenau) als unglücklich verſchrien, während man in Steinheid auf dem Thüringer Walde die Hochzeit gerade im Mai, wenn die Tauben ſich paaren, empfiehlt. In früheren Jahrhunderten waren Dienstag und Donnerstag die beliebteſten Hochzeitstage und ſind es noch, beſonders für die großen Hochzeiten, in einigen Bauerndörfern (Ifta bei Eiſenach, Kranlucken-Rhön, Steinbach-Hallenberg, Steinbach bei Heiligenſtadt). Heute wird in den Städten und Induſtriedörfern gewöhnlich der Sonnabend, in Bauerndörfern für kleine „Betſtundentrauungen" der Sonntag bevorzugt, der freilich allgemein als Unglückstag abgelehnt wird.

Das kirchliche Aufgebot, das ſich vom früheren dreimaligen heute wohl allgemein zum einmaligen entwickelt hat, erfordert nur in Weſtthüringen noch den Beſuch des betreffenden Gottesdienſtes durch das Brautpaar. Wie das Brautpaar kirchlich aufgeboten, durch den Pfarrer von der Kanzel „herabgeworfen" wird oder von ihr „herabfällt", ſo bringt es der Standesbeamte „in den Kaſten". Für Blumenſchmuck im Aushängekaſten, in dem die Aufgebote der Öffentlichkeit kundgetan werden, ſorgen ſonderbarerweiſe im ſonſt ſo ſchmuckfreudigen Thüringen die Freundinnen weniger. Wenn Zwetſchen hineingelegt werden (Kr. Stadtroda), ſo erhebt man damit den moraliſchen Finger; ebenſo, wenn ganz junge Menſchen heiraten. In dieſem Falle werden Brenneſſeln in den Kaſten geſteckt (Dingelſtädt bei Heiligenſtadt). In Neuengönna bei Jena wurde früher, wenn ſich ein Mädchen verlobte, das keine Jungfrau mehr war, auf einer Gelte getrommelt oder ein Neſt auf ein Wagenrad gebaut, mit Eiern belegt und der Braut am Verlobungstage vor das Haus getragen. So wurde ihr ein Lied ohne Worte geſungen, das in ſeiner Sinnbildlichkeit recht bitter wirken mußte!

Wenn der Tag zu der Feier feſtgeſetzt iſt, kommen in den Dörfern die beiderſeitigen Eltern zuſammen und ſprechen über die Vorbereitungen und die Verteilung der Koſten. Dieſe werden im allgemeinen von den Eltern der Braut getragen, in gothaiſchen Dörfern auch manchmal zu gleichen Teilen unter die beiderſeitigen Eltern verteilt; der Bräutigam übernimmt häufig die Getränke (Kr. Hildburghauſen, Reichmannsdorf bei Saalfeld) oder die Muſik zum Hochzeitstanz (Hötzelsroda bei Eiſenach). Früher gaben die Gäſte außer dem eigentlichen Brautgeſchenk dem Brautpaare für den Tag noch 3 RM. (Kleinſchmalkalden). Über die Ausſteuer unterhält man ſich in bäuerlichen Kreiſen, die eine Ehe ja nüchtern von wirtſchaftlichen Geſichtspunkten aus beurteilen, ganz offen und klar. In einigen Dörfern, z. B. Kirchhaſel bei Rudolſtadt, iſt es noch üblich, daß der Teil, der in eine Wirtſchaft einheiratet, die Ausſtattung mitbringt. Sie beſteht aus Möbeln und Wäſche

und wird ſchon ein bis zwei Tage vor der Hochzeit ins zukünftige Haus gefahren. Wo man einheiratet, wird in der thüringiſchen Rhön auch die Hochzeit gehalten. Die Mitgift der Frau wird aber durchaus nicht immer ſofort bei der Verheiratung mitgegeben, ſondern in Südthüringen (Grümpen bei Sonneberg) wird erſt ungefähr ein Jahr nach der Hochzeit der „Trölwagen" mit der Ausſtattung geſchickt, wenn nämlich mit einiger Sicherheit zu erwarten iſt, daß ſich beide Ehegatten vertragen und zuſammenbleiben; in anderen Orten (Weſthauſen bei Heiligenſtadt) häufig erſt nach der Geburt des erſten Kindes.

In dieſer Rüſtezeit, wenn nicht am Tage der kirchlichen „Abkanzlung", erfolgt dann auch die Einladung an die Gäſte, ſpäteſtens acht Tage vor der Hochzeit. Im Orte ſind es heute gewöhnlich die Brautleute ſelbſt, die mündlich die Einladung vollziehen. Wo noch Hochzeitsbitter, wie in Weſthauſen bei Heiligenſtadt, herumgehen, wird dieſen ein Imbiß vorgeſetzt. Dieſe Hochzeitsbitter oder Brautdiener, mit ſeidenen Tüchern geziert, ritten früher auch in Thüringen hoch zu Roß einher (Werningshauſen bei Sömmerda), noch um 1860 gingen in Ballſtädt bei Gotha zwei Hochzeitsbitter herum. In Südthüringen (Stelzen bei Hildburghauſen, ähnlich in Schwärzdorf bei Sonneberg) und Oſtthüringen wird acht oder vierzehn Tage vor dem Hochzeitstage aus dem Hochzeitshauſe Kuchen geſchickt mit der nochmaligen Einladung auf Tag und Stunde. Die Paten bekommen einen breiten Kuchen und zwanzig Pfannkuchen, die anderen Gäſte halb ſoviel. In Gleichamberg bei Hildburghauſen iſt der Pate der Hochzeitslader, in Ummerſtadt bei Hildburghauſen lädt der Bräutigam drei Tage zuvor nochmals ein, in anderen Orten (Badra bei Sondershauſen, Fiſchbach-Rhön) der Bräutigam am Hochzeitsmorgen; in Ifta bei Eiſenach ſchickt man am Morgen des Feſttages nochmals einen Knaben mit buntem Band an der rechten Schulter zu den Gäſten des Dorfes. In Weſtthüringen läßt man die Einladung mit folgenden Worten ausſprechen: „Einen ſchönen Gruß von Braut und Bräutigam und von den Eltern von beiden Seiten, und Ihr ſollt am Sonnabend um zwölf zur Hochzeit kommen." Je nach der Größe der Feier werden die Verwandten, Paten, Nachbarn, nächſte Freunde und Freundinnen, meiſtens auch Pfarrer und Lehrer eingeladen.

Eine Woche vor der Hochzeit werden die Vorkehrungen fürs Backen getroffen, an denen in vielen thüringiſchen Dörfern die ganze Gemeinde, zumindeſt die Nachbarſchaft teilnimmt. Wer ſelbſt nicht die eigentliche Hochzeitsfeier mitmacht, bringt Rahm, Milch, Butter, Roſinen, Zucker und Gewürze zum Backen ins Hochzeitshaus und wird dafür bewirtet; ſo hält man eine kleine Vorfeier ab, die im Kreiſe Hildburghauſen „Hühnerhochzeit" genannt wird. In der thüringiſchen Rhön, wo es etwas einfacher zugeht,

wird dem, der „gebracht hat", Zuckerbrot, mit Schnaps beträufelt, gereicht (Unterweid-Rhön). In nordthüringiſchen Dörfern, die ein Gemeindebackhaus haben, werden hier die anderen anweſenden Frauen mit Kuchen und Beerenwein oder Likör bewirtet. Auch Kinder erhalten bei dieſem Backfeſt ein Stück Kuchen (Kleinbrüchter bei Sondershauſen); im Orlagau (Krölpa bei Pößneck), im Kreis Gera (Kraftsdorf) und im reußiſchen Oberland (Langgrün) wird der erſte Hochzeitskuchen, der aus der Bäckerei kommt, von Freunden und Nachbarn zerriſſen und ſtückweiſe gegeſſen. Das Kuchenbacken iſt im thüringiſchen Hochzeitshauſe von jeher die Vorbereitung, die von den Frauen weitaus am ernſteſten genommen wird. Vor 100 Jahren mußten auch die geladenen Gäſte Kuchen backen und auf dem Thüringer Walde im „Hochzeitshauſe auflegen, ſo daß der Kuchen oft bis zur Decke in dem Hochzeitshauſe aufgeſchichtet lag"[14]. 80 bis 100 Kuchen ſind für eine dörfliche Hochzeit durchaus keine Seltenheit, und ſie werden ja auch gebraucht, wenn man bedenkt, daß nicht nur die Paten ihr „Viertel" vom großen, dicken, runden, bis 15 cm hohen Kuchen, der mit Mandeln oder ſüßen Roſinen gewürzt iſt, bekommen, ſondern auch die Glockenläuter, daß weiter am Polterabend der polternden Jugend, den Burſchen und Mädchen und allen Glückwünſchenden an und nach dem Hochzeitstage Kuchen und immer wieder Kuchen gereicht oder geſchickt wird. Daß die Kuchen geraten, iſt die Hauptſorge. Denn mißraten ſie, wird die Ehe unglücklich, und dann iſt's ſchon beſſer, mit dem Backen ſogleich noch einmal von vorn zu beginnen.

Die Beſchaffung der Kleider macht dem Brautpaar weniger Schwierigkeiten. Die Braut erhält häufig von ihrem Verlobten das weiße Brautkleid, den Schleier von ihren Freundinnen und ebenſo den Brautkranz. Ein ſchwarzes Brautkleid, meiſt ohne Schleier, tragen auf dem Eichsfeld öfter alte Jungfern. Bei großen altenburgiſchen Bauernhochzeiten ſind noch heute manchmal Brautkronen zu ſehen, die Metallplättchen mit eingeritzten Lebensbäumen und Früchten, Roſen und Sternen zeigen, die auf Segen und Fruchtbarkeit hinweiſen. Bis ungefähr 1880 trug die Braut auch in Mittelthüringen (Sülzenbrücken bei Arnſtadt) noch die Brautmütze mit langen breiten Seidenbändern und einen Federbuſch, im Kreiſe Eiſenach (Kittelsthal, Unterbreizbach) früher die Kopfkrone oder Schnürheid, eine Krone aus Meſſingflitter mit rotſeidenem Band und ſilbernen und goldenen Perlen. In Städten (Zeulenroda) erfreut ſich neuerdings eine Brautkrone, wie man ſie bei Filmbräuten ſieht, einiger Beliebtheit, die aber ſicherlich nur eine vorübergehende Erſcheinung iſt. Der Brautſchleier, der die Frau vor dem böſen Blick neidiſcher Menſchen und gieriger Geiſter ſchützen ſoll, iſt orientaliſches Gebilde und über die Kirche im Mittelalter nach Deutſchland eingeführt, vom deutſchen Bauerntum aber recht lange als undeutſch abgelehnt

worden. In vielen Dörfern Thüringens iſt er erſt um 1900 in Aufnahme gekommen, ſo in Neuſtadt am Rennſteig, in Schellroda bei Erfurt; in Ifta bei Eiſenach erſt 1928. Ebenſowenig kannte man bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts auf dem Eichsfelde (Hauröden bei Worbis) den ſchwarzen Zylinderhut. Der Bräutigam mußte in Nordthüringen (Kehmſtedt bei Nordhauſen) ausdrücklich im bloßen Kopfe zur kirchlichen Trauung gehen, die Braut hatte unter dem Kleid das Brauthemd mit nur einer Naht zu tragen. Heute hat die Braut auf dem Kopfe über dem Schleier einen Myrthenkranz, der den Rosmarinkranz faſt völlig verdrängt hat. Sie darf die Myrthe aber nicht ſelbſt gezogen haben; denn: „Wer Myrthe baut, wird keine Braut", oder „Wer Myrthe pflanzt, trägt keinen Kranz" (Geſchwenda bei Arnſtadt). Wenn „der Butz (der Marder) ins Hühnerhaus geraten iſt", wie man in Mittelthüringen ſagt, d. h. wenn die Braut vor der Eheſchließung ein Kind bekommen hat, muß ſie nach kirchlicher Vorſchrift auf den Kranz verzichten, in den meiſten Orten hat ſich aber der Brauch durchgeſetzt, daß der Kranz in dieſem Falle hinten geöffnet getragen wird. Der Bräutigam ſteckt ſich den Myrthenſtrauß an der Bruſt an.

Allerlei Aberglaube hat ſich an die Herſtellung des Brautkleides angeſchloſſen. Die geſamte Kleidung muß neu ſein, aber am Brautkleid darf die Braut ebenſowenig wie beim Backen und Waſchen mitarbeiten. Am beſten iſt es, wenn das Kleid erſt eine halbe Stunde vor der Trauung von der Schneiderin gebracht wird (Oſtthüringen). Dann muß die Braut allerdings ein paar Nadelſtiche daran tun. Am Brautkleid dürfen keine Perlen angebracht ſein (Kr. Schleuſingen). Der Bräutigam darf die Braut erſt fertig angezogen ſehen (Gefell i. V.); in anderen Dörfern wird der Braut zu ihrem Glück empfohlen, an ihrem Hochzeitstage etwas Geborgtes zu tragen. Wenn das Kleid ins Brauthaus gebracht wird, muß es hingelegt, nicht aufgehängt werden, ſonſt würden ſich, dem analogen Denken entſprechend, die Brautleute erhängen (Tüttleben bei Gotha); dagegen muß die Braut ihr Hochzeitskleid über die Kleidung ihres Mannes am Abend hängen, damit ſie über ihn Herr wird (Dienſtädt bei Orlamünde).

In allen Dörfern und Kleinſtädten Thüringens iſt es Sitte, dem Brautpaar vor dem Hochzeitshauſe Fichten als eine Ehrenpforte zu ſetzen; meiſt zwei Fichten, in mittelthüringiſchen Orten auch vier, indem jedesmal zwei hintereinander zu beiden Seiten des Haus- oder Toreingangs aufgerichtet werden. Die Bäume werden durch zwei mit Fichtengrün umwickelte Querhölzer verbunden, mitten darauf wird wieder ein Fichtenbäumchen mit bunten Bändern oder Papierroſen geſetzt. In dieſen Mittelrahmen ſind die Anfangsbuchſtaben der Vor- und Zunamen der Brautleute aus natürlichen oder künſtlichen weißen Blumen gebracht. Die vorher von den Mädchen aus

Preißelbeerheide oder Fichtenreisig gebundenen Girlanden und Kränze erhöhen den Schmuck der Ehrenpforte. Unter dem mittleren Fichtenbäumchen wird gewöhnlich der mit Blumen und roten Bändern geschmückte Brautkranz samt einem großen Glückwunschspruch aufgehängt. In Witterda bei Erfurt bringt man inmitten dieses Kranzes eine Zitrone mit rotseidenen Bändern an. Die Fichten, die bis an die Krone entästet sind, setzen die Burschen bei eintretender Dunkelheit am Vorabend, dem Polterabend, während die Mädchen Kränze und Girlanden daran befestigen. Zieht die Braut ins Haus des Bräutigams, so erhält auch das Bräutigamshaus zwei Fichten (Geraberg bei Arnstadt). Sehr sinnig und stilvoll brachten bisher die Glasmacher von Altenfeld auf dem Kamm des Thüringer Waldes zwischen den vier Fichtenbäumchen einen großen türartigen Glasbogen als Ehrenbogen an. Die Ehrenpforten sind in Thüringen ungemein vielgestaltig, hier können die Phantasie des Thüringers und sein künstlerisches Schaffen Triumphe feiern. M. R. Fischer schildert uns in ihrem Roman „Das Patenkind", S. 257, sehr eindrucksvoll und wirklichkeitsgetreu das Fichtensetzen im Saaletal und fährt dann fort: So wurden auch dem Bunten die Fichten gesetzt, gleich darauf vor der Tür der Braut. Und dann kam das Brautpaar heraus und lud die Burschen und Mädchen ein, näherzutreten. Kaffee und Kuchen, Brot, Fleisch, Wurst, Schnaps und Bier wurden ihnen vorgesetzt. Am Hochzeitstag sollte Faßbrand sein in Rauten. Zum Faßbrand war eingeladen, wer kommen wollte. Wenn einer Faßbrand anstellte an seinem Hochzeitstag, d. h. wenn er Freibier gab, da trat jeder ein, wer Lust verspürte, und trank sich einen Brand an... Und jetzt drang Stimmengemurmel herein – Tonwellen wogten heran – Männergesang. Der Burschengesangverein Harmonie, dem der Bunte als Mitglied angehörte, brachte das Hochzeitsständchen. „Still wie die Nacht, tief wie das Meer, o Mensch, soll deine Liebe sein." Nach einer kurzen Pause folgte ein Tanzlied mit jauchzenden Jodlern, ein Baritonlied. Und dann hielt der Bunte seine Dankrede. „Ihr habt mir die Ehre angetan", sagte er, „und habt mir ein Ständchen gebracht. Ich sage meinen schönsten Dank dafür. Meine Braut dankt ebenfalls. Morgen abend stellen wir Faßbrand an in Rauten. Da bitten wir sehr, daß ihr uns die Ehre antut und teilnehmt. Itze sind wir e bißchen zusammen – die Kranzbindemädchen sind auch doe. Kommt e bißchen rein und langt mit zu!"

Schon beim Fichtensetzen wird allerlei Scherz und Neckerei getrieben. Wer von den Burschen zum erstenmal eine Ehrenpforte mitbaut, wird „gerollt" und muß sich durch eine Spende loskaufen. Die Spitzen der Hochzeitsbäume dürfen nicht abbrechen, damit die Frau nicht in den Verdacht kommt, nicht „ehrlich" zu sein (Untergneus bei Stadtroda). In mittelthüringischen Dörfern gibt der Bräutigam den Burschen fürs Bäumchen das „Hochzichen-

geld", 30–100 Reichsmark, wovon ſie ſpäter einen Tanz veranſtalten (Kirchheim bei Erfurt).

Während des Baumſetzens oder unmittelbar danach beginnt das Poltern, das vor allem die Kinder beſorgen. Schadhafte Töpfe, zerbrochenes Porzellan und Glas ſchleudern ſie ſo maſſenhaft auf den Boden vor dem Brauthaus, daß oft mehrere Kaſtenwagen voll Scherben weggefahren werden müſſen. In den meiſten Orten, vor allem auf dem Eichsfelde, verlangt es die Sitte, daß die Braut ſelbſt die Scherben zuſammenkehrt und der Bräutigam die Schippe hält. Wenn beim Polterabend weder Kuchen noch Bier geſpendet wird, ruft die Jugend in Mäbendorf bei Suhl einen ſicherlich recht alten Fluch für einen Geizhals: „Dörrhof" (= dürrer, armer Hof). In Dörfern der alten Grafſchaft Camburg a. d. Saale wird der Kuchen erſt dann ausgegeben, wenn der Kinderruf ertönt: „Kuchen 'raus, Kuchen 'raus, ſonſt kommt der Klapperſtorch nicht ins Haus!" (Janisroda, Prießnitz). Scherben von Blech gelten als Unglückszeichen und ſind deshalb unerwünſcht. Wegen des groben Unfugs, der beim Poltern verübt wurde, hat man hier und da den Polterabend ganz verboten, wie es ſchon 1749 für das ſchwarzburgiſch-rudolſtädtiſche Gebiet geſchah. In Nordthüringen knallen die Burſchen mit Gewehren und Piſtolen zum Polterabend, in anderen Dörfern mit den Peitſchen. Auf dem Eichsfeld (Döringsdorf) ſetzen die Burſchen die ſchon anweſenden Gäſte in den großen Spreukorb, damit ſie zum Hochzeitsfeſte einen guten Tag erleben.

Typiſch thüringiſch iſt der Geſang der Mädchen nach Errichtung der Ehrenpforte. Gewöhnlich ſingen ſie das allbekannte, wegen ſeiner gefühlvollen und langgezogenen Weiſe beliebte Lied: „Schön iſt die Jugend", in Künsdorf bei Schleiz noch dazu: „Sag an, mein liebes Kind, was muß ich leiden." Die Lieder ſind durchaus nicht alle freudig, ſondern wiſſen vom Ernſt des Eheſtands mancherlei zu ſagen (vgl. S. 249). Auch Nicolaus Hermans Anſingelied „Hiefür, hiefür, vor eines frommen Bräut'gams Tür" haben hennebergiſche Dörfer im Amt Römhild um 1700 bei dieſer Gelegenheit geſungen, jedoch ſetzten ſie noch die unkirchlichen Verſe dazu, die beweiſen, wie dieſes Lied vom Volke ganz aufgenommen und wirkliches Volkslied geworden war[15]:

„Die Braut, die hat ein Lein Schürtz Tuch, in Züchten und in Ehren,
Übers Jahr wird's ein Windeltuch, in Züchten und in Ehren,
Der Bräut'gam hat einen ſchwarzen Flor, in Züchten und in Ehren,
Übers Jahr wird's eine Windelſchnur, in Züchten und in Ehren."

Hierauf begoß der Bräutigam die Braut mit Waſſer, ſuchte alſo damit die Fruchtbarkeit des Waſſers auf ſie zu übertragen und ſie zu ſegnen. Wenn ſie begoſſen war, fuhr die jugendliche Schar fort:

„Auf der Miſten krehet der Hahn, in Züchten und in Ehren,
Das Weib iſt Herr und nicht der Mann, in Züchten und in Ehren,
Hinter dem Haus da ſteht ein Scheit, in Züchten und in Ehren,
Der Mann iſt Herr und nicht das Weib, in Züchten und in Ehren."

Danach ließen ſich die Sänger mit Fleiſch, Bier, Kuchen, Suppe und dergleichen für ihre Bemühungen bewirten.

Am Hochzeitstage blitzt alles im und vorm Haus, überall duftet es nach Waldesgrün und Blumen. Im Feierraum haben Burſchen und Mädchen oder auch die Brautjungfern allein die „Brautecke" hergerichtet. An einer Ecke des Zimmers, meiſt zwiſchen zwei Fenſtern, haben ſie über dem Platz für das junge Paar ein Dach aus Tannenzweigen und bunten Papierblumen hergeſtellt. Am Abend wird oft die Erſtlingsausſtattung darübergehängt, ſo daß Hemdchen und Jäckchen luſtig über den Tellern und Kaffeetaſſen baumeln[16]. Der Brauch findet ſich nur noch in Dörfern der Kreiſe Gotha, Eiſenach und Langenſalza.

Die Hauptſache iſt, daß der Himmel heiter blaut, daß nicht Regen ſtürmiſch herabbrauſt; denn wie das Hochzeitswetter, ſo die Ehe. Stürmt und donnert es, wird auch die Ehe ſtürmiſch. Regnet es der Braut gelinde in den Kranz, hat ſie viel Geld zu erwarten (Mittel- und Südthüringen), oder allgemeiner: „In den Brautkranz Regen bringt Segen." Im Eichsfeld und Nordthüringen glaubt man dagegen, wenn's beim Traugang regne, wären Tränen und Unglück zu erwarten. Auch der Schnee muß ſich eine entgegengeſetzte Ausdeutung gefallen laſſen. Im Kreiſe Eiſenach (Ifta) bringt Schnee reichen Kinderſegen, im Holzland (Lippersdorf bei Stadtroda) wird dagegen die Meinung vertreten, wenn es beim Kirchgang ſchneie, ſchneie es Not. Den Segen des Lebenswaſſers ſoll ſich die Braut aneignen, wenn ihr angeraten wird, am Hochzeitsmorgen über ein Waſſer zu gehen (Oppershauſen bei Langenſalza).

Eine ſchöne Sitte iſt es, daß der Braut am Morgen ihrer Hochzeit der „Morgenſegen" geblaſen wird (Mihla bei Eiſenach). Während die Gäſte ankommen und je nach dem Wohlſtand des Hauſes mit Frühſtück, Rotwein, Kaffee und Kuchen, Fleiſchbrühe und ruſſiſchem Salat bewirtet werden, fährt das Paar zur ſtandesamtlichen Trauung oder, wie man im Kreiſe Schmalkalden (Oberſchönau) ſagt, zur „Schreibehochzeit". Die Brautkutſche oder das Brautauto ſind häufig mit dem großen Brautkranz geſchmückt (Mittelpöllnitz bei Gera). Zuallermeiſt ſtellen die beiderſeitigen Väter oder männlichen Paten die Trauzeugen. Dieſer Akt der weltlichen Trauung war auch in Thüringen noch im Mittelalter der ausſchlaggebende, wie das Mühlhäuſer Reichsrechtsbuch[17] aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts beweiſt. In hochdeutſcher Überſetzung heißt es dort 22, 1, 2 (S. 127): „Wo immer

zwei zuſammenkommen zu rechter Ehe, iſt es dann, daß die Frau (noch) einen Vater hat, der ſoll von Rechts wegen die Vormundſchaft übergeben, wenn ſie ihr Hausherr beſchlafen hat eine Nacht. Kann ſie ihres Vaters nicht habhaft werden, ſo ſoll ſie ihr nächſter Vatermag übergeben, der zu ſeinem Jahre gekommen iſt", d. h. es wurde – nach der Verlobung, die die geſchäftlichen Angelegenheiten zwiſchen beiden Familien regelte, und nach dem Beilager – bei der Trauung die Braut durch den Vater oder einen väterlichen Blutsverwandten ihrem Manne zu Treuen übergeben.

Wenn die Brautleute Abſchied von Vater und Mutter genommen haben, ſetzen ſie ſich an die Spitze des Hochzeitszuges. Nur ein oder zwei Blumenmädchen gehen dem Paar voran, um auf dem Weg Blumen zu ſtreuen. Es folgen dann die Brautjungfern mit ihren Brautführern, die Eltern und Gäſte. Auf dem Wege zur Kirche iſt aber ungemein viel zu beachten, was zum Glück oder Unglück des Paares ausſchlagen kann. In vielen Dörfern ſchießen die Burſchen zum Heile der Brautleute. In Ammerbach bei Jena wird darauf geſehen, daß der Brautzug erſt nach Beendigung des Läutens das Haus verläßt, ſonſt ſterbe jemand. In die Brautſchuhe ſteckt man faſt regelmäßig ein paar Getreidekörner oder etwas Geld, um zukünftigen Reichtum und Fruchtbarkeit zu ſichern. Regnet es, ſo darf die Braut keinen Schirm mitnehmen (Emleben bei Gotha), ja ſie darf auch bei ſchlechtem Wetter nicht einmal das Kleid hochnehmen (Neuenhof bei Eiſenach). Sie darf vor dem Gang nicht in den Spiegel ſehen (Roda bei Ilmenau), das Paar darf ſich nicht umſehen, nichts vergeſſen, beſonders nicht den Strauß, darf nicht irgendwie hängenbleiben, vor allem muß es in vielen Orten einen anderen Weg rückwärts nehmen als hinwärts, in Kaltenweſtheim muß es durch ein anderes Tor der Feſtungskirche hinausgehen als hinein. Wenn der Geiſtliche auf die Hochzeitsgäſte warten muß, bedeutet es Glück für die Brautleute (Lauſcha).

In der Kirche iſt oft das ganze Dorf, zumindeſt die Frauen und Mädchen, als Zuſchauer auf der Empore vereinigt und achtet auf alle „Zeichen". Gelingt es einem Teil der Brautleute, dem anderen auf den Fuß zu treten, ſo wird er die Herrſchaft im Hauſe haben. Vor dem Altar legen vielfach (in Nordthüringen, Prießnitz bei Camburg) die Bindemädchen eine Girlande in Kreisform und auf die Stufen des Altars zwei Kiſſen, worauf das junge Paar bei der Einſegnung kniet. Im Ring ſtehend – vielleicht in unbewußter Anknüpfung an eine altgermaniſche Form – müſſen ſie darauf achten, daß beim Ringwechſel kein Ring zu Boden fällt und daß das Paar bei der Traurede dicht zuſammenſteht. Sonſt „läßt es dem Teufel eine Gaſſe" (Steinbach-Hallenberg). In Kaltenweſtheim-Rhön hat man offenbar die Sinnbedeutung des Ringes vergeſſen, da man dort für den Standort des Paares ein Herz aus grünen Zweigen legt.

Aber der gemeinſame Gang in die Kirche hat ſich in Thüringen durchaus nicht in derſelben Form durchgeſetzt. In vielen Dörfern geht der Bräutigam auf dem Wege zur Kirche links von der Braut, heimwärts rechts, genau ſo, wie er und die Braut den Ring bis zur Trauung an der linken Hand, danach an der rechten tragen. In der Kirche macht die Braut vor ihm einen Knicks und geht auf deſſen linke Seite, und ſo auch vor dem Altar (Rieth bei Hildburghauſen). In rudolſtädtiſchen Dörfern geleiten nach alter Sitte die Platzburſchen und Platzmädchen (Brautjungfern) Braut und Bräutigam zum Altar. In anderen Dörfern des Eichsfeldes (Birkenfeld, Kirchgandern, Neuendorf) geht's ſogar im Gänſemarſch zur Kirche, die Brautführer mit dem Blumenſtrauß voran, jedes Geſchlecht für ſich geſondert, oft in der Reihenfolge: Braut, Brautjungfern, Eltern und Schwiegereltern, Trauzeugen und zuletzt der Bräutigam. Nach der Trauung gehen alle paarweiſe zurück. Die Vermutung liegt nahe, daß die eichsfeldiſchen Bauern mit der langen Reihe des Hochzeitszuges gern die Größe ihrer Sippe und ihres Reichtums vor aller Welt bekunden wollen. In die Kirche geht in Döringsdorf bei Heiligenſtadt die Braut zuerſt, heimwärts der Mann; denn „vor der Hochzeit läuft der Mann der Braut nach, dann iſt's umgekehrt"! Am Altar ſtehen die Väter der Brautleute oder die Paten hinter dem Paar (Schellroda bei Erfurt), in Unterwellenborn bei Saalfeld flankieren Brautführer und -führerinnen das Paar. In Bernshauſen-Rhön wurde früher die Braut heimwärts vom Pfarrer, der Bräutigam von der Frau des Lehrers geführt. Dieſe Vielgeſtaltigkeit der äußeren Formen wahrt mehr oder minder altes Zeremoniell.

Beim Rückweg läßt ſich das Paar gern vom Schäfer mit ſeiner Herde aufhalten; denn durch die Schafherde zu gehen, bringt Glück (Kirchhaſel bei Rudolſtadt, Nord- und Südthüringen). In vielen Orten ſtellen ſich Kinder, auch Erwachſene dem Hochzeitszug in den Weg, indem ſie mit einem ausgeſpannten Seil, das oft mit einem roten Band oder einem Sträußchen geſchmückt iſt, das Paar „aufhalten" (Mittelthüringen, Schleiz, Südthüringen) oder „hemmen" (Sondershauſen) oder „ſchützen" (nördlich von Weimar bis zur Unſtrut) oder „hänſeln" (Meiningen) oder „rappeln" (Crock bei Hildburghauſen). Erſt wenn der Bräutigam Geld und die Brautmagd Pfannkuchen (Crock) oder aus ihrem Rumpelſack Gebäck und Süßigkeiten (Breitenbach bei Schleuſingen) und zuletzt das Säckchen ſelbſt ausgeworfen hat, laſſen ſie den Zug vorbeigehen. In Roda bei Ilmenau hat faſt jedes Haus ein ſolch beſonderes buntes Band zum Sperren des Hochzeitszuges. In anderen Orten breiten die Burſchen oder die Kinder nur die Arme aus, faſſen die Hände zur Kette, oder die aufhaltenden Burſchen ſtecken ſich in die Berufskleidung des Bräutigams, alſo wenn er Zimmermann iſt, erſchei-

nen ſie mit einem Balken oder Beil, wenn Gaſtwirt, mit einem Bierglas, wenn Bauer, mit einem Pflug, wenn Glasbläſer, mit Glasröhren und Thermometern, und ſtellen ſich in dem als ehrenvoll herausgeſtellten Gewand und mit den entſprechenden Sinnbildern dem Hochzeitszug in den Weg. Die Burſchengeſellſchaft oder der Stammtiſch rollt oft nur ein leeres Faß vor die Füße des Paares, und der Bräutigam ſchreibt mit Kreide, da er die Wünſche ſeiner Freunde ſehr wohl kennt, nur die Zahl der Liter, die er als Freibier ſpenden will, darauf. In Neuſtadt am Rennſteig gebraucht man weder Strick noch Stange, ſondern Stühle, auf die Erwachſene einen Teller mit einem Glas Wein geſtellt haben. Das Brautpaar trinkt und legt Geld auf den Teller. In Lauſcha legte man früher zum gleichen Zwecke einen Kranz auf die Stühle, die man auf die Straße geſtellt hatte. In gothaiſchen Dörfern (Friemar, Aſchara, Ballſtädt, Weingarten) hemmt man nur dann, wenn die Braut in ein anderes Dorf wegzieht. Der junge Ehemann muß ſeine Frau durch ein Geldgeſchenk loskaufen.

Nach der Heimkehr findet das Brautpaar die Haustür oft verſchloſſen. Sie wird erſt nach Pochen geöffnet, in Nordthüringen und auf dem Eichsfelde erſt dann, wenn das Paar ein Stück trockenes Brot gegeſſen und Waſſer aus einem Glas getrunken hat (Kirchohmfeld). In anderen Orten Oſt- und Nordthüringens wird beim Eintritt ins Haus Brot und Salz überreicht, damit immer das Notwendige zum Lebensunterhalt vorhanden ſei, manchmal auch ein Beſen (Eisfeld bei Hildburghauſen), um anzudeuten, daß auf Sauberkeit der Wohlſtand des Hauſes beruht. Wenn ein Glas Wein zum Aufſchnitt eines friſchen Brotes gereicht wird, muß die junge Frau nach dem Trunk das Glas hinter ſich werfen, damit es zerbreche. Das Zerſchlagen des Glaſes wird zum Sinnbild der Fruchtbarkeit genommen; denn man ſagt darüber: „Soviele Stücke (des Glaſes), ſoviel Glücke" oder „Soviel Splitter, ſoviel Kinder" (Kr. Stadtroda). In den gothaiſchen Dörfern Herbsleben, Ernſtroda (früher auch Ballſtädt) iſt es noch Sitte, daß die Braut nach der Heimkehr ihr langes, breites Strumpfband löſt, es in ſo viele Stücke zerſchneidet, als Gäſte geladen ſind, und jedem ein Stück Band gibt, zum Sinnbild dafür, daß alle zur Feiergemeinſchaft gehören. Heute liegen in Ballſtädt die ſogenannten Läppchen ſchon geſchnitten bereit und werden den Gäſten nach der Rückkehr vom Kirchgang zum Anſtecken gereicht, dazu noch Rosmarin. In Herbsleben nennt man es das Austeilen des „Brautſtückes[18]". Das Brautpaar bleibt an der Haustür ſtehen und nimmt die Glückwünſche der Hochzeitsgäſte entgegen.

In feſtlichem Kleid ſetzt ſich die Feiergemeinſchaft zum Hochzeitsmahle. In vielen Orten Mittel- und Oſtthüringens iſt's zunächſt nur ein Kaffeetrinken. Danach gehen die jungen Leute ſpazieren, die alten Männer ſpielen

Karten oder beſichtigen Ställe, Gärten und Felder, die Frauen erzählen ſich etwas. Erſt am Abend wird hier das eigentliche Hochzeitsmahl abgehalten; im reicheren Altenburger Lande dauert das Mahl von abends 9 bis 2 Uhr nachts. Nach der Suppe wird Fiſch (Karpfen, Schleie, Aal), Braten, zumeiſt Schnitzel mit Gemüſe oder Zunge, gereicht, danach Fürſt Pückler und ſchließlich Butter und Käſe, natürlich zu einem guten Tropfen Wein; zuguterletzt wieder Kaffee und Kuchen. Einfacher iſt das Feſtmahl in der Rhön: Nudelſuppe, Gemüſe, Braten, Nachtiſch als Mittageſſen und abends Fleiſch, Bratwurſt und Salate (Kaltenweſtheim). In den Kreiſen Eiſenach und Gotha, wo meiſt zu Mittag die Hauptmahlzeit eingenommen wird, hält man ſich oft noch an die alte Speiſeordnung: Fleiſchbrühe mit Semmel, Reisſuppe mit Muskat, Schweinebraten mit Roſinenbrühe, Hirſebrei mit Zuckerplätzchen (Beerfladen) für die Kinder, Rinderbraten mit Sauerkraut (Mihla bei Eiſenach). Das herkömmliche Eſſen auf dem Wald und in Südthüringen iſt freilich auch bei der Hochzeit der Thüringer Kloß. Reisbrei, Roſinenbrühe und Sauerkraut (Kleinſchmalkalden) erinnert an die alte Hirſe- oder Reisſpeiſe, die wegen der Vielfalt der Körner als Fruchtbarkeitsſegen geſchätzt wurde. In Bernshauſen-Rhön wird die leere Reisſchüſſel zum Fenſter hinausgeworfen, damit durch die Scherben das Glück herbeigerufen werde.

Die Hochzeitsordnungen der Behörden in Stadt und Land haben, wie überall, auch in Thüringen dem übermäßigen Verbrauch an dieſem Feſttage zu ſteuern geſucht. Die Schwarzburger verbot 1572 den ärmeren Leuten, über 60, den reichen, über 132 Gäſte zu laden. Nach dem Dreißigjährigen Kriege um 1660 geſtatteten ſie den Tagelöhnern und Geſellen nur 3, den Bürgern höchſtens 4 und den Amtsperſonen höchſtens 6 Tiſche zu je 12 Gedecken. Für jeden Tiſch mehr war eine Abgabe von 3 Gulden zu entrichten. Die Altenburger Hochzeitsordnung von 1577 billigte den Ratsperſonen 8 und den gemeinen Bürgern je 6 Tiſche zu, während eine Ordnung des Landgrafen Friedrich des Strengen vom 5. 5. 1379 für Altenburg nicht mehr als „12 Wirte und Wirthynne ſyner Frunde angeferde" mit 2 Spielleuten zugelaſſen hatte.

Das Brautpaar, das in Weſtthüringen in der Brautecke ſitzt und vor ſich auf dem Tiſch an jeder Ecke ein viertel Brot und einen Apfel mit einem Rosmarinzweig liegen hat, wird von den Paten eingerahmt. Das Brot verteilt die Frau an Arme, den Apfel bewahrt ſie bis zum Verwelken auf (Biſchofrode bei Eiſenach). Auch evangeliſche Pfarrer und Lehrer nehmen gewöhnlich an der Tafel teil. Wo der katholiſche Pfarrer, wie auf dem Eichsfeld, nicht teilnimmt, ſchickt man ihm einen Kuchen und mittags einen Teller Suppe und Fleiſch. In manchen evangeliſchen Gemeinden ſingt man bei Be-

ginn des Hochzeitsmahles den Choral: „Jeſu, geh voran!“ (Göttengrün bei Schleiz), dann ſpricht der Pfarrer oder Lehrer das Tiſchgebet, in gothaiſchen Dörfern (Emleben) meiſt ein Konfirmand, der an der ganzen Hochzeitsfeier teilnimmt. Auf dem katholiſchen Eichsfeld betet ein Brautdiener vor und ſchneidet den Braten an (Hundeshagen).

Pfarrer, Lehrer und Bräutigamsvater halten meiſt Reden auf die Brauteltern, Freunde feiern das junge Paar in Trinkſprüchen; in Tafelliedern rufen ſie heitere Erinnerungen an frühere Erlebniſſe der Brautleute wach; Kinder ſagen Gedichte, meiſt nach gedruckten Vorlagen, auf und überreichen dabei kleine Geſchenke. Nur ſelten bringen die Gäſte auf Dörfern noch ihre Beſtecke mit, vor einigen Jahrzehnten auch große Mundtücher, in die ſie ihre „Klemme“, d. h. ein großes Viertel Kuchen und auf einem großen Teller von allen Gängen die reichlichen Überbleibſel banden und nach Hauſe trugen oder ſchickten. Im Meininger Lande nannte man um 1700 den Brauch, von den Hochzeitsgerichten einen Teil nach Hauſe zu ſchicken, „einen alten Karn machen“[19]. Heute bekommen die Gäſte ſtatt dieſer Klemmen, genau ſo wie die an der Teilnahme verhinderten Freunde, ein großes Kuchenpaket für die Verwandten des Hauſes, das freilich auch Klemme im Volksmund heißt (Oppershauſen bei Langenſalza). Verkleidete Burſchen oder bedürftige Bewohner ſprechen hier und da abends im Hochzeitshaus vor, indem ſie auf einem Zettel ihre Wünſche überreichen:

„Ein kleiner Mann, 'ne große Frau, die gehen auf die Reiſe,
Die kamen durch das kleine Dorf und bitten um 'ne Speiſe.
Hochachtungsvoll Hans Hungerſchwanz nebſt Frau.“
(Waldfiſch bei Bad Salzungen)

Wiewohl das Mahl mit fröhlichem Geplauder und ausgelaſſenem Lachen eingenommen wird, muß ſich das Brautpaar doch allerlei Neckereien durch die Jugend gefallen laſſen. Beeilt ſich das Paar nicht, an der Tafel ſeine Plätze einzunehmen, ſo hat ſchon ein anderes dort Platz genommen, und es bleibt ihm nichts übrig, als ſich mit einer Spende Wein oder Schnaps den Ehrenplatz zu erkaufen. Oder es werden ihm die Beſtecke weggenommen, ſo daß es mit den Fingern eſſen muß (Trebra am Südharz). In Bad Tennſtedt erhält das Paar Holzmeſſer und Holzgabel, anderswo allerhöchſtens einen Teller und ein Beſteck und bloß Knochen zum „Abknabbern“. In Nordthüringen wird zwar die Braut von den Brautführern aufmerkſam bedient und unterhalten, der junge Ehemann aber muß beim Eſſen bedienen und jedem Gaſt das Gewünſchte bringen; damit man ihn ordentlich im Schwunge hält, verſteckt man Salz und Eßgeräte und jagt ihn mit Aufträgen hin und her. In Dreba bei Schleiz erhält das Brautpaar zerbrochene Teller vorgeſetzt, und in die Klöße, die es bekommt, ſind oft kleine Püppchen

hineingepackt. In Kindelbrück bei Weißenſee überreicht man dem Bräutigam ſeine erſten Hoſen und Schuhe. Die Anſpielungen auf reiche Nachkommenſchaft kehren in allen Abwandlungen wieder. Schon auf die Querſtange der Ehrenpforte werden auf dem Thüringer Walde (Buchbach bei Saalfeld) oft ſcherzhafte Sinnbilder, wie Puppen, Kinderklappern, Milchflaſchen, gehängt, oder aufs Dach des Feierhauſes ſetzen die Burſchen in der Nacht einen Storch aus Holz (Thierſchneck bei Camburg). Die Hänſelei des jungen Paares während der häuslichen Feier iſt nach der Meinung des Volkes eine Notwendigkeit; denn „wenn das Brautpaar nicht geneckt wird, werden die erſten Kinder Narren" (Hauröden bei Worbis). In Steinbach-Hallenberg herrſcht der beſondere Brauch, daß die Braut verkauft wird. Der Verkäufer ſetzt ſich mitten im Zimmer hoch auf dem Tiſch auf einen Kuchenteller, der wieder auf einem alten Topfe liegt. Alle bieten auf die Braut, ſchließlich wird dem jungen Ehemann der Zuſchlag erteilt; dabei nimmt der Zuſchlagerteiler einen ziemlich großen Knüppel und ſchlägt den Topf in Scherben, ſo daß der Verkäufer, meiſt ein Erſtling unter den Hochzeitsgäſten, zur Freude der Zuſchauer auf den Tiſch fällt. Im allgemeinen wird nur ein Schuh der Braut, den man heimlich beim Eſſen entwendet hat, verſteigert, vor allem in nordthüringiſchen Dörfern. Der Bräutigam muß ihn einlöſen und, wenn er nicht ſogar „um das Leben" geboten hat, für das Geld eine Lage Bier oder eine Bowle ſpenden, die manchmal derb in einem beſtimmten Gefäß, in dem noch dazu eine Bratwurſt ſchwimmt, allen Gäſten der Reihe nach zum Trinken und Anbeißen gereicht wird (Hüpſtedt bei Worbis). In Großneuhauſen bei Weimar wird das vom Bräutigam gezahlte Löſegeld für den Brautſchuh der jungen Frau als erſtes Wirtſchaftsgeld geſchenkt. Gegen Ende der Mahlzeit kommt in Weſtthüringen häufig die Köchin oder für ſie der Aufträger ins Zimmer und trägt auf einer Schaufel oder einem Teller einen verbrannten Lappen. Er ſagt: „Die Köchin hat ſich beim Kochen das Hemd verbrannt, ich bitte, ihr etwas zu geben." Alle Gäſte geben daraufhin eine Spende. Zum Schluß des Hochzeitsmahles ſingen ſie noch an vielen Orten ſtehend die erſte Strophe des Kirchenliedes „Nun danket alle Gott".

In manchen Orten geht die ganze Hochzeitsgeſellſchaft am Nachmittag oder gegen Abend einmal durch das Dorf oder die Kleinſtadt (Treffurt an der Werra, Orlamünde an der Saale), gelegentlich auch ſchon gegen Abend einmal zum Tanz. Bei dieſem Umgang werden manche Lieder geſungen, in Tiefenort bei Eiſenach regelmäßig: „Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn."

Die Geſchenke werden von den Gäſten in den Städten meiſt vor der Hochzeit überreicht, auf den Dörfern am erſten Abend vor dem Eſſen oder am 2. Tage. In Südthüringen ſtellt man ſie ſogar oft im Freien vor dem Hauſe

auf, und die ganze Dorfbewohnerſchaft kommt, ſie zu beſtaunen. In Kleinſchmalkalden ſetzen ſich Brautvater und Paten an einen Tiſch vor der Tür, um die Geſchenke anzunehmen. In Südthüringen hält man noch immer das Döte-Kiſſen in Ehren, das früher die Paten regelmäßig ſchenkten. In Urnshauſen-Rhön iſt es heute noch unter dem Namen üblich, auch auf dem Thüringer Walde war das Parade-Bettkiſſen das Patengeſchenk ſchlechthin. Im Saaletal überbringen die weiblichen Paten meiſt ein mit Federn vollgepfropftes „Hochzeitskiſſen", verziert an den Ecken mit blauen Seidenſchleifen, als Zeichen dafür, daß das erſte Kind ein Junge ſein möge, dazu das Erſtlingszeug, Hemdchen und Jäckchen [20]. Heute ſind meiſtens praktiſche Haushaltgegenſtände an die Stelle des Patenkiſſens getreten, Möbel und Einrichtungsgegenſtände. Der Spender ſagt oft ein paar Worte dazu, wie z. B.: „Ich wünſch' euch viel Glück zum Eheſtand"; bei einem Sofa: „Ruht euch in ſorgenfreien Tagen recht gut aus!"; bei einem Bett: „Schlaft immer gut und friedlich miteinander!" Da man in den althennebergiſchen Gebieten früher gewöhnlich einen angelegten Spinnrocken ſchenkte, heißt heute noch dort (Eisfeld, Kleinſchmalkalden) jedes Hochzeitsgeſchenk „Brautrocken". Geſchenke, die ein Kreuz enthalten, ſind in Oſtthüringen ebenſowenig erwünſcht wie Gebetbüchlein; denn Kreuz bringt Kummer und Sorgen, und wer ein Gebetbüchlein ſchenkt, hat die erſte Feindſchaft des jungen Paares zu gewärtigen. Als Gegengeſchenk erhalten die Spender manchmal einen Lebkuchen (Steinbach-Hallenberg) oder Kuchen oder eine Einladung zur „Herdwärme" bei den Jungvermählten (Eisfeld), die ſchon Junker um 1700 in der Form kennt, daß die Freunde nach der Hochzeit in der neuen Wohnung der jungen Eheleute zuſammenkamen, wobei ſie allerdings „Eſſen, Trinken und was zum Schmauſe gehört" mitbrachten. In Ifta bei Eiſenach, wo am zweiten Tage abends die Hochzeitsgeſchenke überreicht werden, ſpringt die Braut mit den tragbaren Geſchenken, die ſie in ein Tafeltuch gepackt hat, über den Gabentiſch zur Tür hinaus in ihre Kammer, wie es in den nach Heſſen hin gelegenen Dörfern Weſtthüringens überall einmal Brauch war. Die Bräute hatten damit ihre Geſundheit und ihren Mut unter Beweis zu ſtellen, denn

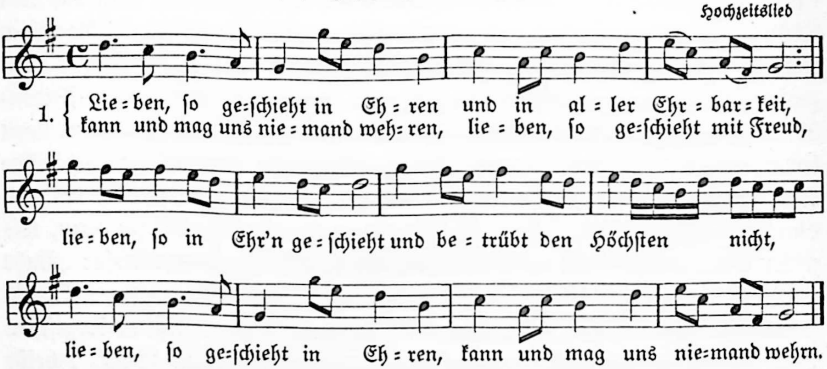
„Iſt die Braut geſund und friſch,
ſpringt ſie über Stuhl und Tiſch."

Heiratet eine jüngere Schweſter eher als die ältere oder „kommt das Grumt eher wie 's Heu", wie man in Bodelwitz bei Ziegenrück ſagt, dann müſſen auf dem Eichsfeld und in Nordthüringen (Weißenborn-Lüderode) die älteren Geſchwiſter der Braut ein Ziegenböckchen oder Lämmchen ſchenken. In Rieth bei Hildburghauſen erklingt beim Überreichen der Ge-

ſchenke das folgende Lied, das zuerſt von der Muſik vorgeſpielt und dann ohne Begleitung von den Muſikanten geſungen wird: Lieben, ſo geſchieht in Ehren...

Lieben, ſo geſchieht in Ehren — — —

Hochzeitslied



2. Wer ſich vormals wollt was wählen,
war es nicht wie jetz'ger Zeit,
da fragt' man nach keuſchen Seelen
und nach Gunſt und Ehrbarkeit.
Aber jetzt fragt man auch gleich:
Iſt ſie arm oder iſt ſie reich,
oder hat ſie was zu erben,
wenn die nächſten Freunde ſterben?

3. Drum ſo muß die liebe Jugend
billig lieben hier auf Erden,
eine Jungfrau voller Tugend
iſt doch wohl noch liebenswert.
Iſt ſie gleich nicht allzu reich,
ei, das gilt mir alles gleich;
Tugend kann in allen Sachen
angenehm und troſtreich machen.

4. Drum ſo will ich doch nicht achten,
was man von mir red't und ſpricht,
mögen gleich die Leute ſagen,
ich wär frei und unverſchämt.
Wer mir das will übel deuten,
iſt ein Narr in Velio (Folio?).
Ei, was frag ich nach den Leuten,
mein Humor, der iſt alſo.

Am Abend findet, wenn alle ihr Vieh beſorgt haben, der Hochzeitstanz ſtatt, ſelten im Freien unter der Linde, meiſtens auf dem Gemeindeſaal, wo ſich das ganze Dorf eingefunden hat und dem geſpendeten Freibier zuſpricht. In Weſt- und Südthüringen geht es mit Muſik vom Hochzeitshaus zum Tanzſaal. Wo man nicht paarweiſe zur Trauung gegangen iſt, trinkt jeder

Burſch nach dem Eſſen einem Mädchen zu, wozu die Muſik einen kurzen Tuſch ſpielt. Das Mädchen holt dem Burſchen einen Strauß, und die beiden gehören nun während der mehrtägigen Feier, vor allem beim Tanze, zuſammen (Ifta bei Eiſenach). Den Hochzeitstanz eröffnet das Brautpaar, er mit dem Zylinder auf dem Kopf, ſie im vollen Brautſchmuck ſamt Schleier, mit dem Brautreigen, beklatſcht von den einen Ring bildenden Gäſten. Der Brautreigen beſteht gewöhnlich aus einem Walzer, einem Rheinländer und einer Polka (Mazurka); ſo wird es gehalten in Leina bei Gotha, Böhlſcheiben bei Rudolſtadt u. a. O. Dabei linksherum zu tanzen, iſt verpönt, weil es ſonſt auch in der Ehe linksherum ginge. Dann tanzt der Bräutigam mit der Brautmutter, der Schwiegervater mit der jungen Frau, dann die Paten und zuletzt die anderen Gäſte. Oft wird auch den übrigen Gemeindeangehörigen die Möglichkeit zu einem Tanze gegeben. In Kerſpleben bei Erfurt lädt am Nachmittag der Burſchenoberſt oder der Aufwärter (der Diener der Burſchengeſellſchaft und Tanzordner) die Burſchen und Mädchen zum Abendtanz ein. Wenn ſie ſchon an der Hausfeier nicht teilnehmen können, wollen ſie doch ihre kameradſchaftliche Anteilnahme durch das Mittanzen am Abend bekunden. Werden dann auch die alten Volkstänze, wie „Herr Schmidt", „Lott iſt tot" und „Es geht nichts über die Gemütlichkeit", aufgeſpielt, dann ſchwingt noch mancher alte Großvater und manche Großmutter das Tanzbein und denkt an ſelige Jugendzeit. Im Kreiſe Stadtroda tanzen die Brautführer abwechſelnd mit der Braut, die Brautjungfern mit dem Bräutigam. In Nordthüringen (Trebra) muß jeder Gaſt wenigſtens einmal mit der Braut tanzen und zahlt dafür ein Geldſtück. Auf dem Eichsfeld (Hüpſtedt) kommen Burſchen und Männer für die auf dem Tanzſaale verabreichten Getränke auf. Der ſoziale Gedanke ſchafft immer Formen, um den Hochzeitfeiernden die Koſten erträglich und ihnen ihren Ehrentag zum freudevollen Erlebnis zu machen, das hinterher nicht durch die hohen Unkoſten herabgemindert werden ſoll.

Kurz vor Mitternacht wird der Brautkranz (ſamt dem Strauß des Bräutigams) ausgetanzt und dem nächſten Brautpaar überreicht. Wer das iſt, ſtellen Braut und Bräutigam feſt, indem ſie mit verbundenen Augen, mehrmals im Kreiſe herumgedreht, auf gut Glück einen Burſchen und ein Mädchen herausgreifen. Dieſes Paar tanzt zum Schluß noch einen Tanz. Der Schleier, der früher häufig ganz zerriſſen wurde, wird heute nur teilweiſe zerfetzt und unter die Brautjungfern verteilt, meiſtens aber nur mit einem Riß verſehen und als Tauf- und Glücksſchleier für das Kinderbett verwendet. Die Braut erhält in Weſt- und Südthüringen für den abgelegten Brautkranz und -ſchleier eine Haube aus Großmutters Zeiten, der Bräutigam eine Zipfelmütze mit Wünſchen der Brautjungfern. In Mittel- und Südthüringen

ſagt man: „Die Braut iſt unter die Haube gekommen", in Weſtthüringen (Bernshauſen-Rhön) verwendet man den heſſiſchen Ausdruck, das Brautpaar ſei nun „gebätzt" (gemützt). Auf dem Eichsfelde wird der Brautkranz verkauft, und zwar bietet man paarweiſe. Diejenigen, die das Höchſtgebot abgegeben haben, gelten als künftiges Brautpaar und übernehmen mit dem Brautkranz den Segen, der mit ihm verbunden iſt (Kirchgandern). Eine Beſonderheit der thüringiſchen Rhön (Unterweid) iſt das Austanzen des Brautkuchens. Um Mitternacht wird ein beſonders gut gebackener „Schorn" (Stollen), der mit breiten roten Seidenſchleifen geziert und mit Zucker reichlich beſtreut iſt, ausgetanzt. Jedes Paar, ob es tanzt oder nicht, wird mit einer fortlaufenden Zahl bekreidet. Der Brautvater oder ein würdiger Alter hat indeſſen an gut ſichtbarer Stelle ein Stück Zunder aufgehängt. Mit Beginn der Tanzmuſik zündet er den Schwamm an, und die Paare bewegen ſich tanzend und gehen im Kreiſe. Und jedesmal, wenn Nr. 1 als erſtes Paar am Brautvater oder dem „Uffpaſſer" vorüberkommt, macht er an einem Türrahmen einen Strich und ſtößt mit einem Stocke auf. Oft dauert es lange, bis der Schwamm herabfällt. Da endlich, beim 42. Vorüberzug, brennt das Fädchen durch. Doch nur 39 Paare waren es. Alſo fällt dem Paar Nr. 3 der begehrte Kuchen zu. Mit ihm im Arme muß es einen Sondertanz tanzen. Doch ſchon nach wenigen Takten verſuchen Burſchen und Männer, oft auch Frauen, den Gewinnern den Schatz zu entreißen, wobei das Gebäck oft in Stücke geriſſen wird. Heute geht es dabei meiſt ganz geſittet zu, und es bleibt nur bei ſchüchternen Verſuchen, den Kuchen zu rauben. Selbſtverſtändlich ſpendet der glückliche Gewinner eine Flaſche Likör.

Bis Mitternacht muß das junge Ehepaar vom Tanzſaale verſchwunden ſein, ſonſt wird es mit dem Schubkarren heimgefahren. Wo die Hochzeit nur einen Tag dauert, halten die Gäſte gewöhnlich noch lange bei Kaffee und Kuchen, bei Bier und belegten Broten aus. Das Brautpaar erlebt im neuen Heim freilich allerlei Überraſchungen. Die auf Schabernack ſinnenden Burſchen haben entweder das Schlüſſelloch zur Brautkammer verſtopft oder das Bett ausgehakt oder Klingeln, heute ſogar elektriſche Klingelleitungen, angebracht oder Beſen und Puppen unter das Bettuch gelegt.

Wird auch, wie es in nord- und weſtthüringiſchen Dörfern noch häufig der Fall iſt, *am zweiten Tag* gefeiert, ſo müſſen die Gäſte am Morgen alle erſcheinen. Wer nicht pünktlich iſt, wird ſo, wie man ihn findet, oft nur notdürftig bekleidet, auf dem Schubkarren oder auf der Leiter geholt, auf dem Eichsfeld (Birkenfeld) an Stricke gebunden und mit der Peitſche angetrieben, dann über einen Stuhl gelegt und leicht geſchlagen. Am Vormittag trinkt man gewöhnlich Warmbier und ſchickt auch den Kranken und Nachbarn davon ins Haus. Vielfach wird dieſe Nachhochzeit in wohlhabenden Häuſern

bei den Eltern des Bräutigams abgehalten. Bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts war eine beliebte Unterhaltung der Gäſte an dieſem Tage das „Göckle-Schlagen" (Hahnenſchlagen) in Weſtthüringen.

Die Braut zieht, wenn ſie ſich an einen anderen Ort verheiratet, gewöhnlich am zweiten Hochzeitstage mit ihrem Heiratsgut in ihr neues Heim. Bis 12 Uhr mittags muß ſie das Dorf verlaſſen haben (Kleinſchwabhauſen bei Weimar), d. h. ſolange die Sonne im Aufſteigen begriffen iſt. Heiratet der Bräutigam ein, ſo kommt ſein Gut vor der Hochzeit ins Brauthaus (Burkersdorf bei Rudolſtadt). Das mitgebrachte Vieh, das hinter dem Brautpaare einhergeht, wird bekränzt (Leina bei Gotha), während man den Pferden rote Bändchen in Mähne und Schwanz bindet (Triebes bei Greiz). Im Holzlande halten die Fuhrleute auf die alte Sitte, den Kammerwagen, der in Südthüringen auch Tröllwagen heißt, zu fahren. Die Wagen müſſen alle hintereinander fahren. Auf dem erſten ſteht vornüber quer das Sofa, auf dem ein weibliches Weſen ſitzt; früher nahm dort die junge Frau mit dem Spinnrad Platz. Die Möbel werden nicht zugedeckt, ob es regnet oder ſchneit. Denn die mit Federn prall gefüllten Betten wollen und ſollen die ſchauluſtigen Leute ſehen. Auf dem letzten Wagen wird das Getreide in ſchönen weißen Säcken gefahren und dahinter das Vieh getrieben (Schleizer Oberland). Kommt der Wagen im Dorf, der neuen Heimat der jungen Frau, an, greifen die Burſchen und Nachbarn des Bräutigams in die Speichen und ſchieben den Wagen in den Hof. Die junge Frau tut gut, auch in ihr neues Heim Brot und Salz mitzubringen und ins Ofenloch – der Herd war nach altgermaniſchem Glauben der Sitz der Vorfahren – zu blicken (Thierſchneck bei Camburg).

Auffallend iſt der in Nordthüringen, aber auch im Kreis Schleuſingen verbreitete Brauch, daß die junge Frau erſt nach einigen Tagen (Fiſchbach bei Schleuſingen), in Nordthüringen erſt nach einigen Wochen ihrem Mann in die neue Heimat folgt. Auf dem Eichsfelde ſchlafen die jungen Eheleute die drei erſten Nächte, die ſog. St.-Tobias-Nächte, nicht zuſammen.

Wird noch für den dritten Tag ein Zuſammenkommen der Gäſte verabredet, ſo wird zum „Knochenabknabbern" eingeladen. An Stelle der obenerwähnten „Herdwärme" hat ſich neuerdings in Oſtthüringen die Sitte eingebürgert, daß die Braut von ihren Freundinnen in der Form Abſchied nimmt, daß ſie einen „Brautkaffee" gibt. Hierbei wird eine Kaffeebohne in die Kanne geworfen; wer ſie erhält, ſoll die nächſte Braut werden (Gera). In Zeulenroda wird der Abſchied in einer Konditorei mit der Brautſchokolade gefeiert, während in Schleiz der Bräutigam durch einen Bierabend mit ſeinen Kameraden „den Junggeſellen begräbt".

Am folgenden Oſterfeſt muß in Buchfart bei Weimar das jüngſte Ehepaar

der Jugend ein kleines Kiſſen, das mit Stecknadeln geſpickt iſt, ſchenken; danach hüpfen die Mädchen. Wer gewinnt, erhält noch ein Geſchenk dazu. Dieſer Brauch war früher in Thüringen weiter verbreitet, z. B. in Großrudeſtedt und Stotternheim bei Erfurt. Das jüngſte Ehepaar, das im erſten Jahre kinderlos geblieben war, beſchenkte in Ellichleben bei Stadtilm am Palmſonntag alle Mädchen mit Stecknadeln und fertigte außerdem einen ganz dicht mit nach außen ſtehenden Nadeln beſteckten Fangball an. Dieſen Ball warf das Ehepaar aus dem Fenſter heraus in die Luft empor; er gehörte dem, der ihn auffing, wenn er auch die Hand meiſt blutig riß. Aber gerade dadurch wurde der Ball zum Ehrenzeichen[21]. In Kleinmölſen bei Weimar wurden die Schoßkugeln, die an Stelle der Bälle geworfen wurden, vorher heiß gemacht, ſo daß ſich die Knaben beim Auffangen die Hände verbrannten. In Hauſen, Ballſtädt, Weſthauſen und anderen gothaiſchen Dörfern warf das Ehepaar für die Schulkinder die Bälle am erſten Oſtertag, wie es in Wundersleben bei Weißenſee u. a. O. noch heute geſchieht. Schon zu Palmarum kam ein Mädchen zum jüngſten Ehepaare mit dem Wunſche: „Ich will Ball'n beſtelle, hübſch rund, hübſch bunt, hübſch ſtachelig und eine recht lange Schleife dran[22]!" In einigen nordthüringiſchen Dörfern löſen ſich die jungen Ehepaare in ähnlicher Weiſe von ihrem bisherigen Jugendbunde ab. Am Nachmittag des Oſterſonntags verſteckt ſich der Ehemann im Wald und läßt ſich von den Burſchen ſuchen. Wenn ſie ihn finden, muß er ihnen Bier ſpenden. Oder in einem anderen Dorfe veranſtaltet er ein Ballwettſpiel für die Burſchen, denen er Siegespreiſe ausſetzt. Die junge Frau gibt den Mädchen, die ſich am Wettlauf beteiligen, ein Tuch, das ſie zuſammen mit einer Freundin ausgebreitet in die Höhe hält. Ein anderes wollenes Bruſttuch erhält eine verheiratete Frau[23]. In Neuenkirchen bei Eiſenach liefen die Kinder und dann die an der Hochzeit teilnehmenden erwachſenen Mädchen nach dem Schorn (Chriſtſtollen) oder einem Tuch; in Ruhla ſpielten Jungfern um das Eierſchiet. Wer das Eierſchiet mit daranhängendem Putz erhalten hatte, mußte die Geſellſchaft mit Konfekt beſchenken[24]. Brautball und Brautlauf, ſchon unſern germaniſchen Vorfahren bekannte und in der Göttерſage und der nordiſchen Edda erwähnte Volksſpiele, leben ſo heute noch im Hochzeitsbrauchtum Nordthüringens.

Das Hochzeitshaus erfährt bei der Ausrichtung der Feier, wenigſtens auf dem Dorfe, weitgehende Unterſtützung durch Gaben und Handreichungen und läßt an dieſem hohen Tage meiſt nicht nur den geladenen Gäſten, ſondern auch den Nachbarn und vor allem Kindern und Armen etwas zukommen von den Gerichten des Hochzeitsſchmauſes. Dieſer ſoziale Sinn wird durch Neueinführung alter guter Sitten gefördert, wenn z. B. in Bruchſtedt bei Langenſalza ein zur Zeit Friedrichs des Großen beſtehender Brauch 1937

eine Belebung erfahren hat, wonach jedes Brautpaar am Hochzeitstage im „Brautgarten" der Gemeinde ein Obſtbäumchen zu pflanzen hat. Dieſe Pflanzung, die hier von Braut und Bräutigam gemeinſam vorgenommen wird, wurde in Schönſtedt bei Langenſalza laut Artikel 23 der Gemeindeordnung vom Jahr 1802 (Neubearbeitung einer alten vom Jahre 1579) ſchon dem Bräutigam vor der Trauung zur Pflicht gemacht, er mußte drei Obſtbäume und drei andere nutzbare Bäume anpflanzen. In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts war es auch Brauch in Einzingen bei Allſtedt und vorher in der Stadt Weimar, da um 1850 2 Taler 1 Groſchen 8 Pfennige ſog. „Bäumchensgeld" zur Pflege der Obſtbaumzucht in die Stadtkämmerei zu zahlen waren[25].

Bei dem thüringiſchen Hochzeitsbrauchtum ſteht neben mancher guten alten Sitte mancher undeutſche Aberglaube. Aber vielfach hat ſich leider nur der Sinn verſchoben. Der Tritt auf den Fuß, mit dem ein Ehegatte ſich bei der Trauung die Herrſchaft im Haushalt ſichern möchte, iſt urſprünglich ein germaniſcher Rechtsbrauch beim Vollzug eines Vertrages, genau ſo wie der Trunk, meiſt heute ein gemeinſamer des Paares aus einem Glaſe, nur der Beſiegelung des Eheverſprechens diente. Bei dem Aufhalten des Paares und dem Löſegeld, dem Zerreißen des Strumpfbandes, des Brautkranzes oder Schleiers, bei der Haubung der jungen Frau vor Mitternacht, bei den Ball- und Kiſſengeſchenken an die Jugend handelt es ſich jedoch um Trennungsbräuche beim Verlaſſen der alten, bisherigen Gemeinſchaft oder um Aufnahmehandlungen in die neue Sippe, um Handlungen, die ſinnbildhaft die Löſung von Heim, Jugendgemeinſchaft und Dorf und die Aufnahme in den neuen Stand der Verheirateten unterſtreichen.

Tod und Begräbnis

Nach der Hochzeit rollen die Jahre für die Eheleute ohne beſondere Wendepunkte dahin. Mann und Frau ſind im allgemeinen nur auf Erhaltung und Mehrung der Wirtſchaft oder des Betriebes bedacht, und ihre Hauptſorge gilt den Kindern und ihrer Förderung. Höhepunkte ſind meiſt nur Feiern der Kinder im Lebensring und natürlich für ſie alle die Feſte im Jahreslauf. Erſt mit dem Sterben kommt die große Wende, die im Menſchen alles elementare Denken und Fühlen, das im Grunde der Seele ein unbewußtes, zeitloſes Leben führt, zur Erſcheinung bringt.

Der Tod ſpielt von jeher die größte Rolle im menſchlichen Leben; denn er iſt das ungelöſte Rätſel. Als Ende kann ihn das Volk nicht begreifen. Aber wann über das „ewige Leben" und das Diesſeits und Jenſeits klar ſcheidende Begriffe aufgekommen ſind und im Volke Wurzel gefaßt haben, iſt nicht ſicher zu ſagen. In germaniſcher Zeit kennt man zwar „Hel" als dunkles

Totenreich, aber als Inſel oder unterirdiſcher Raum in Bergen iſt es nicht eindeutig. In Thüringen zeigen die Sagen um Kyffhäuſer, Hörſel- und Singerberg, daß man ſich die Abgeſchiedenen in Bergen wohnend dachte. Die Vorſtellungen vom Weiterleben der Ahnen im Berge waren volkstümlich, die von Walhall, der Halle der im Kampfe gefallenen Helden, ſcheint Eigentum der führenden Schichten geweſen zu ſein. Die Vorfahren brauchten bei dieſen Vorſtellungen alſo keine Angſt vor dem Tode zu haben, erſt die chriſtliche Kirche hat, wie die Sagenwandlung vom Hörſelberg deutlich beweiſt, aus „Hel" die Hölle als Stätte der Verdammnis gemacht.

Aber Bangigkeit um das unbegreifbare Rätſel des Todes wird die Germanen ebenſo wie die heutigen Menſchen erfaßt haben. Denn Tote waren, wie die altisländiſchen Sagas erzählen, auch bösartig und ſpukten nachts umher, kamen als Wiedergänger und Nachzehrer in die Wohnungen der Hinterbliebenen und konnten als „lebende Leichname" manchen Schaden ſtiften, zumal wenn ſie als Verbrecher oder ſonſt eines unnatürlichen Todes geſtorben waren. Dieſe Feſtſtellung verträgt ſich ſehr wohl mit der furchtloſen Haltung tapferer Germanen, die, auf ein Wiederaufleben rechnend, den Tod verachteten, wie ſchon der römiſche Geſchichtsſchreiber Appian im 2. Jahrhundert n. d. Z. beſtätigt. Daß dieſen gefallenen Helden auch in Thüringen in der älteren Bronzezeit Ehrenmale errichtet wurden, zeigt die Anlage des Grabhügels von Leubingen bei Sömmerda und des ähnlich gebauten von Helmersdorf im benachbarten Kreis Mansfeld. Das Chriſtentum mag mit ſeiner Gegenüberſtellung von freudvollem Leben im Himmel und furchtbarer Qual in der Hölle die natürliche, aus der Ungewißheit der Zukunft im Leben nach dem Tode erwachſene Bangigkeit zur Furcht vor dem Tode geſtärkt und damit auch die dauernd zunehmende Beachtung der Vor- und Anzeichen, die den Tod ankündigen, genährt haben.

Der Tod wird vom heutigen Bauern, der ſich vor dem Tode ebenſowenig fürchtet wie ſein germaniſcher Vorfahre, als „bitter" empfunden. Alte thüringiſche Bauern und Bäuerinnen legen beim Tode ſehr oft eine Gelaſſenheit und ſichere Haltung an den Tag, die gerade durch die Wortloſigkeit für ihren Glauben an ein ewiges Leben zeugt. Unerwünſcht kommt eigentlich nur der plötzliche, der überraſchende Tod, der durch Unglücksfall hervorgerufene; denn der ländliche Menſch möchte langſam ſeine Vorbereitungen treffen und alle Verhältniſſe in Ruhe für die Seinen ordnen.

„Totengieker", wie ſie Niederdeutſchland noch häufiger hat, gibt es in Thüringen nicht. Nur ein einziger Fall iſt mir im Südoſten, in einem ans Vogtland angrenzenden Orte, bekanntgeworden. Man achtet eigentlich nur auf Naturerſcheinungen, in denen man *Vorboten* des nahenden Todes erkennt, auf dem Lande mehr als in der Stadt. Denn der Bauer ſpürt vom Kommen

und Gehen der Jahreszeiten, der Pflanzen und Tiere mehr als der Städter; Nachbarſchaft und Verwandtſchaft führen ihn in ſelbſtverſtändlicher Pflichterfüllung viel öfter ans Sterbelager und Grab als den in Abſonderung lebenden Bewohner der größeren Stadt. Weiße Kartoffel- und Rübenblätter, weiße Kleeſtücke, Auslaſſen eines Streifens beim Säen im Felde kündigen, wie faſt überall, auch in Thüringen den Tod an. Das Verwelken in der Natur und das Sterben der Menſchen werden in einen Zuſammenhang gebracht, wonach eins das andere gleichſam hervorruft. In Stolberg im Südharz herrſchte der Glaube, es ſterbe niemand, ſolange der Wald im grünen Laube ſtehe. Daran iſt etwas Richtiges, denn alte Leute können vielfach den ſtarken Wetterumſchlag im Frühling und vor allem im Herbſt nicht mehr mit ihrer Herzkraft aushalten, und ſo naht ihnen häufig der Tod, „wenn der Saft in die Zweige ſchießt" oder „wenn das Herbſtlaub fällt". Wer einen Trauermantel (Schmetterling) findet, hat einen Trauerfall zu gewärtigen (Lauſcha). Es ſtirbt ferner jemand, wenn beim Brotbacken verſehentlich ein Brot außerhalb des Backofens bleibt (Thierſchneck bei Camburg); wenn im Hofe die Nacht über ein mit Dünger beladener Wagen ſtehenbleibt (Poppendorf bei Eiſenberg); deshalb wurde früher am Weihnachtsabend der Miſt „ſchwarz gemacht", d. h. umgeſtochen, damit im kommenden Jahre der Tod am Hauſe vorübergehe (Neufang bei Sonneberg); wenn die letzte Garbe bei der Ernte gebunden wird und das Mandel gerade voll wird (Buchfart bei Weimar); wenn die von einer Frau gebackenen Neujahrskuchen obendrauf nicht braun, ſondern blaß werden (Lauſcha); wenn in den zwölf Nächten Geſchirr zerbricht (Eyba bei Saalfeld); wenn an Feſttagen 13 Perſonen an der Tafel ſitzen; wenn ein Maulwurf einen Holzteil des Gehöftes, etwa einen Schuppen, unterwühlt (Mihla bei Eiſenach). Totenvögel ſind in Thüringen die Käuzchen, deren nächtlichen Ruf man als „Komm mit, komm mit!" deutet, und Raben, wenn ſie mit lautem Geſchrei ein Haus umflattern. Wirft die Schwalbe oder der Storch ein totes Junges aus dem Neſt, ſo wird auch bald ein Bewohner des Hauſes, beſonders ein Kind, ſterben müſſen (Nordthüringen). Wie das nächtliche Geheul eines Hundes, iſt auch als „Totenuhr" der Holzwurm (anobium pertinax) gefürchtet, der mit ſeinem Ticken einen Todesfall anzeigt; in Wirklichkeit lockt der Käfer, wenn er mit dem Oberkiefer mehrere Male an die Wand ſeiner Röhre im alten Holz ſchlägt, nur ſein Weibchen zur liebevollen Vereinigung an. Fällt ohne erſichtlichen Grund ein Bild von der Wand oder bleibt die Uhr ſtehen, ſo „hat ſich's geeignet". Träumt man von ausfallenden Zähnen oder kommen dem Kinde die oberen Zähne eher als die unteren, ſo muß es bald ins Gras beißen. Was in der Kirche geſchieht, hat ſchwereres Gewicht: fällt eine Bank um oder ein Geſangbuch vom Liegepult, naht der Tod. Wer in der Kirche krank wird

und ſich danach hinlegt, ſteht vom Krankenlager nicht wieder auf. Alles, was von der Regel der täglichen Ordnung abweicht, und alles Auffällige und Ungewohnte „hat etwas zu bedeuten", zuallermeiſt des Lebens Ende. Freilich ſind es vor allem die alten Frauen, die ſolchem Aberglauben frönen. In einem an der bayriſchen Grenze liegenden Dorfe des Schleizer Oberlandes (Titſchendorf) gibt es einige Leute, die behaupten, Kranke, die dann ſterben, noch kurze Zeit vor ihrem Tode auf der Dorfſtraße oder auf ihren Feldern leibhaftig geſehen zu haben, wiewohl allgemein bekannt war, daß die Betreffenden ſehr ſchwer krank und bettlägerig waren und unmöglich allein ausgehen konnten. Man glaubt dort, der Sterbende habe gleichſam zum Abſchiede vom Leben erſt noch ſein Eigentum beſehen; man gebraucht dafür die Redewendung: „Er hat ſeine Felder begangen."

Liegt jemand im Sterben, iſt man bemüht, es ihm zu erleichtern. In Thüringen löſt man bei ſchwerem Todeskampf einen Dachziegel oder man öffnet die Fenſter, damit die Seele entweichen kann. Auch legt man noch, wenn auch ſelten, den Sterbenden auf den Fußboden. Immer iſt man darauf bedacht, dem Toten die Augen zuzudrücken und den Mund durch Stützen des Kinns zu ſchließen. Der Spiegel wird verhängt, da man glaubt, er könnte das Antlitz des Geſtorbenen und damit ihn ſelbſt feſthalten. Die Angſt, durch den Blick „nachgezogen" oder durch den Mund „nachgeleckt" zu werden, iſt in erſtarrtem Brauch noch immer ſpürbar. Beſonders bei Unbekannten, die plötzlich ſterben, geht man in der Abwehr ſchädlicher Kräfte, die vom Toten ausgehen, noch weiter. Noch 1798 mußte in Niederzimmern bei Weimar verboten werden, „den Verſtorbenen die Arme und Beine zu binden, da ſie wieder lebendig werden können"[26]. Und ſogar zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde in Lichtenhain bei Jena die Leiche eines Vagabunden, der im Dorfe geſtorben und ins Spritzenhaus gebracht worden war, mit Strohſeilen feſt an Armen und Beinen verſchnürt, am Morgen von dem die Leiche beſichtigenden Ausſchuß aufgefunden. Die ermittelten Täter geſtanden freimütig, ſie hätten es getan, um „dem Kerle das Herumſtrolchen endgültig auszutreiben"[27]. Das „Beſitzen der Leiche" in Titſchendorf bei Schleiz iſt ja auch nichts anderes als eine Totenwache, die urſprünglich mehr der Sicherung der Lebenden vor dem Toten als der Bewachung des Toten gedient hat.

In Eyba bei Saalfeld wird die Todesnachricht zuerſt dem Läuter gebracht, der den Toten „hinläutet". Mit Tagesanbruch, im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr, werden drei Pulſe geläutet, nachdem die große Glocke dreimal drei Schläge einzeln ertönen ließ. So erfährt die ganze Gemeinde von dem Trauerfall und wird um Teilnahme gebeten. In Oldisleben am Kyffhäuſer erfolgte im 19. Jahrhundert das „Entgegenläuten"

etwa zehn Minuten vor Aufgang der Sonne und endete mit dem erſten Strahle der Sonne. In Heiligenſtadt und mehreren eichsfeldiſchen Dörfern wird erſt am Tage vor der Beerdigung eine halbe Stunde hingeläutet, währenddeſſen Verwandte und Nachbarn bei der Leiche zum gemeinſamen Gebet zuſammenkommen. In Dörfern des Schleizer Oberlandes wird am Tage nach dem Todesfall vormittags gegen 9 Uhr eine Stunde lang mit den Glocken in drei Abſätzen „geſtummt".

Wenn es auch in vielen Dörfern Sitte geworden iſt, daß in der nächſten Stadtzeitung eine Todesanzeige veröffentlicht wird, ſo iſt die Kunde im Dorfe doch längſt herumgekommen. Nur ſelten lädt, wie z. B. in Buchbach bei Saalfeld, die „Anziehfrau" die Verwandten in der nächſten Umgebung zur Trauerfeier ein. In Dörfern des Kreiſes Sondershauſen (Kleinbrüchter) ſagt man den Tod den Nachbarn an und verpflichtet ſie damit zur Teilnahme an der Beerdigung. Bei dem gemütvollen Verhältnis, in dem der Thüringer Bauer zu ſeinem Vieh ſteht, nimmt es nicht wunder, daß der Tod auch dem Vieh angeſagt wird, in Nordthüringen mit den Worten: „Trauert nicht, euer Herr iſt tot." Dabei wird das geſamte Vieh, auch das Geflügel aufgejagt. Im Altenburger Kreiſe werden beim Tode des Herrn die Pferde, beim Tode der Frau die Kühe umgehängt (Großbraunshain bei Altenburg), im Kreiſe Schmalkalden (Laudenbach) werden ſogar Tüten und Säckchen umgeſchüttet, die Gartenſämereien enthalten, und in Breitungen a. d. Werra wird das Korn umgeſchaufelt, um ihm die Keimfähigkeit zu erhalten. In Cammerforſt bei Mühlhauſen iſt es Brauch, den Tod des Herrn den Pferden und Rindern ins Ohr zu flüſtern, in Südthüringen (Lindenau bei Hildburghauſen) erfolgte bis vor kurzem die Anſage vor den Haustieren „mit gezogener Mütze". Alle dieſe Bräuche haben wohl das Beſtreben, durch das ſympathetiſche Mittel alles weſentliche Gut von der Bindung an den Verſtorbenen zu löſen, die Tiere aus der Ruhe oder dem Schlafe zu wecken, damit ſie nicht ihrem bisherigen Herrn in den gleichen Todesſchlaf nachfolgen.

Wenn der Tiſchler oder der Totengräber dem Verſtorbenen das Maß genommen hat, macht ſich der Totengräber, in manchen Dörfern noch mit einer Flaſche gutem Schnaps ausgerüſtet, an die Arbeit des Grabſchaufelns. Auch die Totenfrau findet ſich meiſt unaufgefordert im Sterbehauſe ein, legt dem Toten Eſſigtücher auf Geſicht und Bruſt und zieht ihn an. Sie erhält häufig noch die letzte Bettwäſche und Kleidung des Verſtorbenen. „Die Klinke, die ſie mit ihren Händen berührt hatte, wiſchte früher die Nachbarin mit ihrer Schürze ab, auf daß kein Unglück weiter ins Haus komme[28]." In anderen Häuſern zieht man die Totenfrau nicht hinzu, legt ſelbſt den Toten mit dem Bettuch auf ein Brett, wäſcht und zieht ihn an (Marktgölitz bei Saalfeld). Bauer und Bäuerin werden häufig noch in die Scheune auf Stroh

gelegt, bis der Sarg geliefert wird, während jüngere Leute und Kinder im Wohnhaus liegenbleiben (Kirchhaſel bei Rudolſtadt). Im Eiſenacher Kreiſe wieder bettet man den Verblichenen meiſt hinter den Tiſch in der Wohnſtube auf Stroh, wo er bis zum Begräbnistage liegen bleibt (Jfta). Man vermeidet es aber überall, den Toten die Treppe hinaufzutragen, weil ſonſt bald wieder ein Familienangehöriger ſterben müſſe. Auch wenn eine Leichenhalle vorhanden iſt, behalten die Bauern „aus Pietät" und in Treue zur althergebrachten Sitte den Toten im Hauſe (Emleben bei Gotha).

Solange ein Toter im Hauſe iſt, beachten die Angehörigen die größte Ruhe. Jn bäuerlichen Kreiſen ſpannt man kein Vieh an, verrichtet keine Feldarbeit, wäſcht man nicht, hackt man kein Holz (Trebra am Südharz). Volle vier Wochen lang rührt man die Hinterlaſſenſchaft des Toten nicht an (Lindenau bei Hildburghauſen). Man hält die Uhr an. Jn wenigen Orten, z. B. in Titſchendorf bei Schleiz, kennt man noch die Totenklage. Am Abend kommen Bekannte und Verwandte, „die Leich' wird beſeſſen". Dieſes Beſitzen dauert die ganze Nacht hindurch bis zur Beerdigung, dabei reicht man Schnaps und Bier. Jn den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts beſtand noch um Gera herum der Brauch, daß am Sarge in beſonderer Tracht die Leichenweiber erſchienen. „Sie begannen zuerſt ein dunkles Stöhnen und leiſes Klagen, das ſich endlich zu lautem Heulen und Schreien ſteigerte. Dabei zerkratzten ſie ſich das Antlitz, zerrauften ihre Haare und wälzten ſich am Boden, ſangen allda eine Litanei und zum Schluß einen Totengeſang[29]." Heute iſt in Thüringen vielmehr der altgermaniſche Glaube, der in Liedern der Edda und den Grimmſchen Märchen vom Tränenkrüglein und Totenhemdchen und anderen verwandten Sagen ſeinen Niederſchlag gefunden hat, verbreitet, wonach Klagen und Weinen den Toten nicht zur Ruhe kommen läßt. Ein Grabſpruch aus Drakendorf bei Jena gibt dieſem Glauben deutlich Ausdruck:

„Weinet nicht an meinem Grabe,
Stört mich nicht in meiner Ruh,
Denkt, was ich gelitten habe,
Gönnt mir nun die ew'ge Ruh."

Nach dem Eintritt des Todes legen die hinterbliebenen Angehörigen Trauerkleidung an. Sie iſt heute allgemein in Thüringen ſchwarz. Nur die weibliche Trauertracht war noch in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts überall in katholiſchen Dörfern des Eichsfeldes die weiße. Bei Beerdigungen trug in dem untereichsfeldiſchen Dorfe Obernfeld die verheiratete Frau bis zum dritten Grade der Verwandtſchaft ein weißes Trauerlaken um die Schulter, das eine Länge von etwa 1 m hatte. Es war weiß und in Pliſſeeform geſtärkt. Den Kopf bedeckte ein weißes, ſteif geplättetes Leinentuch, das

die Stirn bis zu den Augen verhüllte und vom Hinterkopf etwa zwei Fuß lang herabfiel. Es gab dem Kopf ein nonnenhaftes Aussehen. Dieses weiße Trauerkopftuch war sechs Wochen lang bei allen gottesdienstlichen Gelegenheiten zu tragen, dann trat an seine Stelle die schwarze Spitzenhaube[30]. Auch im altthüringischen Niederhessen trugen noch bis vor wenigen Jahrzehnten die älteren Frauen über dem Bätzel einen weißen Schleier, der vom Hinterkopfe über den Rücken hinabfiel. Von Zeit zu Zeit wurde von diesem Schleier ein Stück abgeschnitten, bis mit Ablauf der Trauer auch der Schleier abgeschnitten war. In Empfertshausen (Rhön) hielten sich noch die Mädchen an den Brauch, bei einem Trauerfall in der Lehrerfamilie als Zeichen ihrer Trauer weiße Schürzen zu tragen[31]. Weiß und schwarz sind die alten Schutz- und Abwehrfarben gegen den Tod, entstanden aus der Ähnlichkeit mit dem Toten, der entweder „leichenblaß" = weiß oder bei langem Liegen, zumal draußen im Freien, schwarz wurde. In südthüringischen Dörfern, z. B. in Neuhaus-Schierschnitz bei Sonneberg, dürfen die nächsten weiblichen Verwandten die ersten vier Wochen nach dem Trauerfall nicht ohne schwarzes Kopftuch das Trauerhaus verlassen; selbst bei der Erntearbeit im heißen Sommer ist kein weißes Kopftuch erlaubt. Wer die Trauerkleidung vor einem Jahr ablegt, gilt allgemein als lieblos. Die trauernde Familie verzichtet sogar darauf, zwei Jahre lang einen Weihnachtsbaum anzustecken (Belrieth bei Meiningen). An vielen Orten wird aber nicht ein volles Jahr getrauert. Täte man es, trauerte man einen neuen Todesfall her. Darum dauert in Kriebitzsch bei Altenburg die Trauerzeit nur dreiviertel Jahr, bei Kindern und Geschwistern fast überall nur ein halbes, in Venzka bei Schleiz um die Eltern 11 Monate, in Lichtenau bei Gera 50 oder 51 Wochen. Die ganze Trauerzeit über gehen die männlichen Mitglieder in Dörfern des Kreises Langensalza, z. B. in Oppershausen, im Zylinder und Abendmahlsrock zur Kirche, die weiblichen im Abendmahlsmantel. Sogar die Sargträger tanzten früher auf dem Eichsfeld (Hauröden bei Worbis) 4 Wochen nach dem Begräbnis nicht.

Früher wurde der Tote, nur mit Hemd und Strümpfen bekleidet, in ein leinenes Tuch eingenäht und beerdigt (Veilsdorf bei Hildburghausen u. a. O.). Heute wird er überall in den Sarg gelegt, aber in Rhönorten (Zitters) nur im Totenhemd und in Strümpfen, in nordthüringischen Kreisen noch vielfach ohne Schuhe, nur in Strümpfen, aber im besten Anzug (Schönstedt bei Langensalza, Leina bei Gotha). Auf dem Eichsfelde bekommt er ein Leichenhemd und weiße Strümpfe angezogen, einen Rosenkranz, Blumen und Bildchen in den Sarg gelegt, Jungfrauen erhalten einen Kranz. Bei ihnen gehen 6 weiß gekleidete Mädchen neben dem Sarge mit Kerzen oder Kränzen. Ein Mädchen trägt auf weißem Kissen den Jungfernkranz, wenn das Mädchen

ledig geſtorben iſt. Er wird in mittel- und nordthüringiſchen Dörfern ins offene Grab geworfen. Im Altenburgiſchen wieder (Kosma) trägt der Tote im Sarge Schuhe und Kopfbedeckung. In Orten des Schleizer Oberlandes (Zollgrün) bekommt er einen Strauß und eine Zitrone in die Hand, in Venzka bei Schleiz und Manebach bei Ilmenau einen Apfel oder eine Apfelſine, in Stelzen bei Schleiz und Fockendorf bei Altenburg etwas Brot – zur Sicherung gegen Mäuſefraß, ſagt man jetzt! – auch Zigarren und die Tabakspfeife. In den meiſten Orten wird dem Toten noch etwas Kleingeld als „Reiſe-, Zehr- und Ruhegeld" (Geſchwenda bei Arnſtadt) mitgegeben, in eichsfeldiſchen Dörfern von jedem Angehörigen 1, 2, 5 Pfennige. In Waſſerthaleben bei Sondershauſen achtet man darauf, daß die Zehrpfennige eine ungerade Zahl bilden. In Kleinbrüchter bei Sondershauſen vermeidet man es, ein Federkiſſen aus dem Hauſe in den Sarg zu legen, um den Zurückbleibenden nicht die Ruhe zu nehmen. Auch ein Kleidungsſtück eines Lebenden oder ein Hemd mit dem Monogramm eines Zurückbleibenden darf der Tote nicht anhaben, ſonſt zieht er ihn nach. Der Hirt bekommt ſein Horn mit (Ernſtroda bei Gotha), bisweilen werden Bilder der nächſten Verwandten mitgegeben (Clettenberg bei Nordhauſen), was anderswo wieder ſtreng verpönt iſt. Auch Geſangbuch oder ein beliebter Gebrauchsgegenſtand, wie Tabakspfeife, Stammglas, Schnapsflaſche, Kamm, beim Kinde eine Puppe oder ein Spielzeug, vielfach auch die letzten Heilmittel, kommen als *Grabbeigaben* vor. Alle dieſe Dinge zeugen von dem Glauben an ein körperliches Weiterleben des Toten. Im Leubinger Grabhügel aus der älteren Bronzezeit war den Herren ſogar ein junges Mädchen beigegeben; denn der Tote hatte nach der damaligen Vorſtellung ein Recht auf ſeine Frau, auf ſeine Diener und Dienerinnen. In ſpäterer Zeit wurden in Thüringen Hufeiſen in den Sarg gelegt. Fand man ſie beim Ausgraben, ſo verfertigte man aus ihnen und den Sargnägeln am Karfreitag Krampfringe, die gegen Krampf am Finger getragen wurden.

Wird der Verſtorbene ſchon bald nach dem Abſcheiden im Sarg aufgebahrt, ſo werden in Nordthüringen (Kleinkeula bei Sondershauſen) Nachtlichter um den Sarg geſtellt. Noch um 1880 ſtellte man den Jungfrauen und Junggeſellen ſo viele Lichter im Sarg auf, als die betreffenden Toten Lebensjahre zählten (Kriebitzſch bei Altenburg). Am Tage vor dem Begräbnis bringen Kinder und Frauen Kränze als Zeichen ihrer Anteilnahme; die Kinder erhalten häufig ein Stück Kuchen dafür und dürfen faſt regelmäßig den Toten noch einmal anſehen.

Das *Begräbnis* findet im allgemeinen 3 Tage nach dem Eintritt des Todes ſtatt. Die einen lieben den Sonntag als Begräbnistag nicht, weil ſonſt in den folgenden Nächten wieder jemand aus der Familie ſterbe; muß der Tote

aber über Sonntag liegen, müſſen noch 2 andere Angehörige ſterben. Andere wieder, beſonders auf dem Dorfe, bevorzugen den Sonntag als Begräbnistag, weil „Sonntagsleichen ſchöne Leichen" ſind, d. h. weil die Sonntage, an denen die Feldarbeit ruht, eine größere ehrenvolle Beteiligung der Ortseinwohner ermöglichen.

Die Sargträger ſind in Dörfern im allgemeinen die entfernten Verwandten, Freunde und Vereinsbrüder. Vor der Beerdigung kommen ſie noch in einigen Dörfern, z. B. Marktgölitz bei Saalfeld, ins Sterbehaus zu einem Imbiß, der aus Brot, Käſe und Branntwein beſteht. Nach der Beerdigung erhalten ſie dort Kaffee und Kuchen, Bier und Zigarren; in Nordthüringen (Mackenrode bei Nordhauſen) eine Flaſche Wein und eine Torte. In Benshauſen bei Suhl bekommen ſie nach alter Sitte ein weißes Taſchentuch geſchenkt. Wo der Sarg nicht vom Leichenwagen gefahren wird, tragen ihn 6 oder 8 Männer, je nach der Entfernung, zum oft hochgelegenen Gottesacker, manchmal noch in weißen, langen Handtüchern (Bellſtedt, Göllingen bei Sondershauſen), die in Lauſcha der Totenfrau geſchenkt werden. In Kleinſchmalkalden tragen die Sargträger außerdem noch einen Stengel „Marm" (Katzenkraut = Marum verum) im Munde. Wird der Sarg auf dem Wagen befördert, ſo wird er in Hetſchbach bei Hildburghauſen auf 2 feſt zuſammengebundene Strohwiſche geſtellt. Dieſe werden mit nach Hauſe genommen und am Tage nach der Beerdigung auf einem dem Toten ehedem gehörigen Acker verbrannt und zwar ſtets in der Abenddämmerung. Dörfer, die ihre Toten nicht auf ihrem eigenen Friedhof beerdigen, bringen die Leiche, wie es z. B. von Volkenroda und Wolfmannsgehau aus geſchieht, am Vormittag des Begräbnistages zum Kirchort (Ifta bei Eiſenach) und ſtellen den Sarg im Hofe eines Verwandten oder Bekannten ab. Man wählt aber den Hof ſo, daß die Leiche am Vormittag nicht an Kirche und Friedhof vorbeikommt.

Das Begräbniszeremoniell iſt häufig noch ein ſehr ſtrenges. Die Sitte gebietet den Verwandten, Nachbarn und Bekannten, auch in Kleinſtädten, vor der Schließung des Sarges kurz vor dem Begräbnis ins Trauerhaus zu kommen, den Verſtorbenen nochmals zu ſehen und den Hinterbliebenen das Beileid auszuſprechen. In Nordthüringen iſt die ſtehende Formel dafür: „Es tut mir leid Ihre Betrübnis", worauf die Leidtragenden antworten: „Es iſt Gottes Wille geweſen." In der Rhön gebrauchte man früher die Wendung: „Ich wünſch' euch Glück zu eurem Leid und dem Toten zur ewigen Freud." Inzwiſchen haben ſich beim zweiten Läuten Pfarrer und Lehrer mit der aus Schulkindern beſtehenden Kurrende eingefunden, die beim Heraustragen des Sarges ein paar Strophen eines Chorals ſingt. In Dörfern bei Erfurt bekommt der Pfarrer noch, wie es in den letzten Jahrhunderten all-

gemeiner Brauch war, eine Zitrone und einen Stengel Rosmarin (Zimmern), in Elxleben und Bischleben bei Erfurt (in Tabarz bei Gotha bis 1922 gegen Ansteckung) Pfarrer und Kantor Zitrone und Rosmarin, Leichen- und Kreuzträger Rosmarin; in Niedernissa bei Erfurt erhalten auch die Träger außer dem Rosmarinzweig eine Zitrone; in Herrnschwende bei Weißensee alle Teilnehmer eine Zitrone, in Cammerforst bei Mühlhausen einen Tannenzweig. Der Sinn der Ausgabe von Zitronen, die den Leichengeruch an sich ziehen und vor Ansteckung und Fäulnis schützen – die Pestordnungen des ausgehenden 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts bestätigen die Verwendung der Zitrone als Schutzmittel gegen Ansteckungsgefahr – ist kaum noch gekannt. Der Gebrauch von Äpfeln, Apfelsinen, die dem Toten in den Sarg mitgegeben werden, und die Verteilung von Tannenzweigen an die Trauernden läßt das Verblassen des Sinngehaltes deutlich erkennen. Hinter dem Sarge wird heute noch in Wehnde auf dem Eichsfeld ein Wermutskreuz getragen, ursprünglich als scharfriechendes und wohl auch als desinfizierendes Mittel gebraucht, jetzt um sinnbildlich zum Ausdruck zu bringen, daß der Tod bitter sei.

Die Reihenfolge, in der man sich zum letzten Gange ordnet, steht auch sittenmäßig fest, wenn sie auch in den einzelnen Gegenden Thüringens verschieden ist. In Nordthüringen gehen vor dem Sarge: Kreuzträger, Schulkinder, Kantor und Pfarrer, hinter dem Sarg die Leidtragenden, Ortsbewohner und Vereine. In Ifta bei Eisenach wird noch der sonst ausgestorbene Brauch eingehalten, daß hinter dem Sarg zuerst alle männlichen, dann alle weiblichen Teilnehmer, und zwar als erster hinter dem Sarge der jüngste Knabe, die anderen dem Alter nach, im Gänsemarsch gehen.

Setzt sich der Leichenzug in Bewegung, so setzen wieder vielerlei Bräuche ein, die nur aus einem, vielleicht im Mittelalter stärker angewachsenen Furchtgefühl heraus zu verstehen sind. Der Sarg darf beim Hinaustragen nicht gedreht werden, der Tote muß mit den Füßen zuerst hinausgetragen werden, damit er nicht wiederkommt. Im Schleizer Oberlande (Kahma, Zollgrün) wird der Sarg dreimal auf der Schwelle niedergesetzt, um die Wiederkehr des Toten zu verhindern. Kränze dürfen im Hofe nicht zurückbleiben (Hermsdorf bei Stadtroda), ins Grab darf es nicht regnen (Kleinbrüchter bei Sondershausen). Die Stühle, auf denen der Sarg stand, werden umgelegt (Kr. Altenburg u. a. O.), die Teller, in denen Rosmarinsträußchen und Servietten für die Träger lagen, umgedreht (Laudenbach bei Schmalkalden), die Hausschwelle als Sitz der toten Ahnen wird mit dem Besen abgekehrt, Wasser hinter der Leiche, d. h. dem Leichenwagen her gegossen. Wasser trennt, und die endgültige Trennung des Toten vom Leben und von den Lebenden soll unterstrichen werden (Trebra am Südharz). Die Türen und

Fenſter im Haus werden aufs ſchnellſte geſchloſſen, damit niemand mit hinausgeht, damit der Tod nicht bald wiederkommt.

Auch der Weg, den der Tote zu nehmen hat, ſteht feſt; es iſt oft der alte, von den Vorfahren gegangene. In Bad Tennſtedt, einer Kleinſtadt des Kreiſes Langenſalza, wird z. B. der Tote nicht auf dem kürzeſten Wege zum Gottesacker gefahren, weil dieſe neue Straße der Weg war, an dem früher der Schinder, alſo ein Angehöriger eines unehrlichen Gewerbes, ſeine Abdeckerei hatte. Man zieht nach wie vor den alten Umweg vor. Auch die Plätze, an denen die Sargträger ihre Laſt abſtellen, ſind vielfach feſtgelegt, in Orlamünde früher „an der großen Linde am Berge", die noch heute Totenlinde heißt, an anderen Orten ein paar beſtimmte Häuſer oder Bäume. Mit Muſik werden die ledigen Burſchen und Mädchen häufig begraben, z. B. in Hummelshain bei Stadtroda, faſt regelmäßig verdiente Kriegervereinsmitglieder. Die gute Sitte verlangt es allenthalben, daß alle, die am Sarge vorübergehen, ſtehenbleiben und vor der Majeſtät des Todes die Kopfbedekkung abnehmen, daß auch die Fuhrwerke anhalten.

Der kirchliche Begräbnisakt vollzieht ſich nach den Vorſchriften des Bekenntniſſes, das der Tote vertrat. Nach dem Begräbnisläuten läßt die Totenglocke in Trebra am Südharz noch 3 mal 3 Schläge erſchallen, wie vor dem Weltkriege noch häufiger an Stelle des Geläutes die Klöppel der 3 Glocken zum Takte zuſammen geſchlagen wurden, was auf die Teilnehmer einen feierlichen Eindruck machte (Kleinbrüchter bei Sondershauſen). Auch die Verleſung eines kurzen Lebenslaufes des Toten, wie ſie heute noch in Gerterode bei Worbis und anderen eichsfeldiſchen Dörfern im Anſchluß an die eigentliche Beſtattung in der ſogenannten Trauerkirche vorgenommen wird, war im 18. Jahrhundert allgemeiner Brauch. Bei der Begräbnisfeier in der Kirche und noch 4 Sonntage danach bleiben in Titſchendorf bei Schleiz die Angehörigen des Verſtorbenen bei der Textverleſung ſitzen, während ſich alle anderen erheben. Auch dürfen die Angehörigen kein Geſangbuch während dieſer Zeit mit zur Kirche nehmen, offenbar um ganz ſchweigend dem Gottesdienſt beizuwohnen; eine ſtrenge Form der Trauer, die in ihrer Erſtarrung ſinnlos wirkt. Wer aber dagegen verſtößt, kommt in arges Gerede!

Noch immer, wenn auch vereinzelt, gibt man dem Toten ein „Leiden" mit, d. h. ein Läppchen, mit dem man die kranke Stelle eines Lebenden beſtrichen hat (Leheſten, Kr. Saalfeld). Wie das Läppchen im Grabe verweſt, ſo ſoll analog auch die Krankheit vergehen. Im Altenburger Kreiſe (Großbraunshain) herrſcht der Glaube, daß der, der hinter einem Leichenzug her über den Weg einen Faden ſpannt, beſprechen, d. h. Krankheiten heilen kann. Überall in Thüringen iſt es Sitte, daß die am Leichenbegängnis Teilnehmenden 3 Hände Erde, manchmal mit Blumen vermengt, ins Grab auf den Sarg

werfen. Heute iſt es ein Akt der Pietät, urſprünglich wohl einer der Abwehr und des Schutzes, um den Toten durch Steine und Erde, die man auf den im Felde liegenden Toten, gewöhnlich einen Fremden, warf, am Wiederkommen zu hindern. Der auch in Thüringen mehrfach vorkommende Flurname „Toter Mann" weiſt auf dieſen alten Brauch hin[32]. In Nordhauſen trat, ſobald der Sarg ins Grab gelaſſen war, Ende des 19. Jahrhunderts, die Totenfrau ans Grab und warf aus einem Korb 3 Hände Heu auf den Sarg. R. Reichhardt[33] hörte als Erklärung hierfür, man wolle damit „dem Toten die Erde leicht machen"; vielleicht iſt dieſer ſeltſame Brauch aber auch nur auf das bibliſche Schriftwort „Alles Fleiſch iſt wie Heu" zurückzuführen. In Haferungen bei Nordhauſen ſetzte man, ſicherlich um die Rückkehr des Toten zu verhindern, die Leichenbahre aufs Grab und ließ ſie 8 Tage darauf ſtehen. Hier wurden Ende des 19. Jahrhunderts dem Pfarrer nach dem Begräbnis von wohlhabenderen Familien Wein und Lochkuchen (Aſchkuchen) ins Haus geſchickt.

In den meiſten thüringiſchen Dörfern legen die Einwohner den größten Wert darauf, auf dem heimiſchen Friedhof beigeſetzt zu werden. Hier wollen ſie mit ihren Angehörigen und Ahnen, mit ihren Nachbarn zuſammengebettet ſein. Die Dorfgemeinſchaft ſoll über das Leben hinaus reichen. Die Unterſchiede nach Stand und Rang, die im geſellſchaftlichen Verkehr des Lebens beachtet wurden, ſind in Thüringen auch auf den Friedhöfen eingehalten worden, genau ſo, wie den Verbrechern und Selbſtmördern oft nur eine „unehrliche" Ruheſtätte am Rande des Friedhofes, fern von den anderen, bewilligt wurde. Schon Luther hat den Ausſchluß von der gemeinſamen Stätte des Friedens nur auf diejenigen beſchränkt wiſſen wollen, die auch im Leben keine Gemeinſchaft gepflegt hatten. In Schwarzburg-Rudolſtadt hat man die reihenweiſe Anlegung der Gräber ohne Rückſicht auf die Standesunterſchiede ſchon 1838 verordnet und auch die Selbſtmörder mit in die laufende Reihe der Gräber genommen[34], nachdem ſchon vorher auf den ſchönſten thüringiſchen Friedhöfen, dem herrnhuteriſchen Waldfriedhof in Neudietendorf und dem Waldfriedhof der 1784 von Salzmann gegründeten Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal, dem Gemeinſchaftsgedanken das wundervollſte Denkmal geſetzt worden iſt. Nur liegende Grabplatten und Kreuze, die in ihrer waagerechten Lage die Senkrechte der aufſtrebenden Bäume ſtark unterſtreichen, ſind verwendet. Salzmanns Grab iſt auf ſeinen Wunſch hin ſogar namenlos geblieben, nur ein Holunderſtrauch wächſt in guter Pflege auf ſeinem Grabe. Und in der Kameradſchaft derer, die hier nach ihrem Dienſte an der Jugend beigeſetzt worden ſind, findet ſich auch Luiſe Gerbing, die als Verfaſſerin des Thüringer Trachtenbuches wie ihr Vorfahr Salzmann zu den beſten volkskundlichen Forſchern Thüringens gehört. Erwähnung ver-

dienen ſchließlich auch die Waldfriedhöfe in Ullrichswalde und Tiſſa im Kreiſe Stadtroda. Altthüringiſcher Trauerbaum iſt die Eibe, die noch vereinzelt wild in den Wäldern wächſt, bei Dermbach in der Rhön in einem ſtattlichen Hain. In Creuzburg und anderen Orten bei Eiſenach ſchmückt man am Palm- und Totenſonntag die Gräber noch immer mit Eibenkränzen, die Händler aus dem nahen Ringgau und vom Obereichsfeld, trotz aller Verbote, heranſchaffen.

Nach dem Begräbnis kommt auch heute noch, trotz aller behördlichen Verbote der Leichenmahle (in Rudolſtadt 1774), die Verwandtſchaft und Freundſchaft in der Trauerfamilie zuſammen. Für die von ferner gelegenen Orten angekommenen Teilnehmer muß eine Bewirtung als ſelbſtverſtändliche Gaſtlichkeit gegeben werden. Freilich iſt der Leichenſchmaus, der noch bis zur letzten Jahrhundertwende auf dem ſonſt einfach lebenden Eichsfeld mit Suppe, Braten, einem Faß Bier, mit Schnaps und Zigarren gehalten wurde (Hauröden bei Worbis) und wo es bis vor einem halben Jahrhundert auch manchmal „hoch herging", wo ſelbſt getanzt wurde, zu einem einfachen Mahle geworden. In Oſtthüringen wird warm geſpeiſt (Oberlödla bei Altenburg), im Schleizer Kreis (Stelzen) gibt's Nudeln und Rindfleiſch, in den meiſten Fällen nur Kaffee und Kuchen. Auch die Träger mit ihren Frauen nehmen als Nachbarn (Churſdorf bei Triptis, Rothenſtein bei Jena) teil, in Leina bei Gotha auf Einladung zum kalten „Leideſſen". In der Rhön (Zitters) wird das Leichenmahl „Tröſter" genannt; denn alkoholiſche Getränke ſollen über das Leid hinwegtröſten, und Aufforderungen zum Zugreifen und Herumreichen ſind in aller natürlichen Offenheit zu hören, wie z. B.: „Trink mal rim, damit 's Pläſir gibt!" (Holzthaleben bei Sondershauſen). Nur in wenigen Orten werden noch beſondere Kuchen gebacken, in meiningiſchen Dörfern Ringel, in Schillbach bei Schleiz Kuchen aus Roggenmehl, in Waſungen an der Werra „Totä-Kuchen". In ſüdthüringiſchen Dörfern nördlich von Eisfeld wird nach dem Kaffee Backſteinkäſe verzehrt. Ein Stuhl wird für den Verſtorbenen nirgends mehr frei gelaſſen. Aber man glaubt noch in Nordthüringen, daß der Tote noch einmal in ſein Haus kommt und nachſieht, ob alles ordnungsgemäß zugeht. Darum wird im Wohnzimmer ein Handtuch für ihn aufgehängt[35].

Auf die Grabpflege verwenden im allgemeinen die Bauern, die ſich mehr dem arbeitsreichen Leben verpflichtet ſehen als den Toten, nicht allzuviel Sorgfalt. Man trifft neben Friedhöfen in ſchlechter Verfaſſung aber heute auch ſolche, die unter guter Leitung ein Schmuckſtück des Dorfes ſind. Auch die Grabdenkmäler und Kreuze, die in den letzten Jahrzehnten durchaus ſchematiſch von einer nahen Steinmetz-Werkſtätte der Stadt geliefert wurden, laſſen die Bauern und Bürger heute oft geſchmackvoll aus heimiſchem

Muſchelkalkſtein oder, wie in der Rhön unter dem Einfluß der Holzſchnitzſchule in Empfertshauſen, als Holzmale, auf die die Inſchrift gemalt iſt, herrichten. Buntbemalte Totenbretter, wie ſie nur die bayriſchen und fränkiſchen Bewohner verwenden, kannte man in Thüringen früher nur im Kreiſe Schmalkalden, wo die Sammlung auf der Wilhelmsburg viele Muſter zeigt. Auch die Mode um die Jahrhundertwende, ein Bild des Verſtorbenen auf dem Denkmal anzubringen, iſt ziemlich wieder abgeſtorben, während noch immer Kindern wenig ſchöne Gips- und Porzellanengelchen und -täubchen aufs Grab geſetzt werden.

Tod und Begräbnis löſen allerlei Kleindichtung aus. Stirbt ein junges Mädchen oder ein lediger Burſch, ſo bringt die Burſchen- und Mädchengeſellſchaft im nächſten Stadtblatt ein meiſt im Dorf ſelbſt verfaßtes Gedicht als Nachruf. Im Februar 1938 war in einer Erfurter Zeitung zu leſen:

Nachruf für unſere Jugendfreundin Hildegard Schädlich

Nach langer Krankheit, ſchwerem Leiden
Schliefſt Du, o Freundin, ruhig ein.
Wie bitter iſt doch ſolch ein Scheiden,
Warum denn mußte ſchon geſchieden ſein?

Der Herr im Himmel hat's beſchloſſen,
Dein Lebensziel haſt Du erreicht,
Um Dich ſind Tränen viel vergoſſen,
Der lieben Deinen Bürde iſt nicht leicht.

Ihr Eltern, klagt nicht, daß ſie fehlet,
Sie ſtarb in ſchönſter Jugendzeit,
Ihr Herrgott hat ſie ſich erwählet,
Er rief ſie früh in ſeine Ewigkeit.

Du, ſchlafe ſtill in heil'gem Frieden,
Sein Gotteswille muß geſchehen,
Auf Erden ſind wir zwar geſchieden,
Im Himmel bleibt uns „Wiederſehen".

In getreuem Gedenken gewidmet von der Dorfjugend
Windiſchholzhauſen. (27. 2. 38.)

Dieſe Nachrufe, die regelmäßig den im Kriege Gefallenen im Kreisblatt vom Jugendverband gewidmet wurden, ſind nur Überreſte einer älteren dörflichen Sitte: im 19. Jahrhundert wurden die Wände der Dorfkirchen mit Kränzen, die der Erinnerung an verſtorbene Kinder und Jugendliche dienten, dicht behängt[36]. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an wurden den Kränzen gereimte Inſchriften, oft von Paten geſtiftet, beigegeben. Heute

ſind nur für die in den deutſchen Einigungskriegen und im Weltkrieg Gefallenen ſolche Kränze und Inſchriften zu ſehen, z. B. in Griesheim bei Stadtilm. Hier iſt von der Jugend ihrem Freund Emil Saalfelder, der in der Schlacht bei Beaumont verwundet und dann im Lazarett mit 24 Jahren geſtorben iſt, folgender Nachruf gewidmet worden:

„Dem hohen Ruf des Vaterlands zu folgen,
Zogſt, teurer Freund, auch Du hinaus ins Feld,
Begleitet von der Freunde beſten Wünſchen,
Die wir vertrauensvoll Gott heimgeſtellt.

Du fochteſt um des Lebens höchſte Güter,
Es war vom Feind das deutſche Land bedroht,
Und bluteteſt mit vielen Kampfgenoſſen
Und ſtarbſt den frühen großen Heldentod.

Der Heimat fern, dem ſchweren Schmerz erlegen,
Wirſt Du von uns betrauert und beklagt,
Ob keine Mutter Dich beweinen konnte,
So weint der Vater und drei Schweſtern nach.

Doch wenn die deutſchen Sieger heimwärts ziehen,
Und wenn es Friede nach der letzten Schlacht,
Sie an die Hügel ihrer Toten treten,
Wird neu verjüngt auch Deines Ruhms gedacht."

Dieſer Nachruf iſt mit einem Lorbeerkranz und einer Schleife eingerahmt; darunter hängt ein künſtlicher Myrtenkranz.

Wie der ſeßhafte Bauer und Bürger ſein Wohnhaus mit einer Inſchrift ſchmückt, ſo ziert er auch das Grabdenkmal über dem letzten „Haus", in dem der Leib für immer wohnen ſoll, mit einem Sprüchlein. In demſelben Maße, in dem ſich dieſer Brauch beſonders im 19. Jahrhundert ausgedehnt hat, hat er freilich auch ſeinen inhaltlichen Tiefſtand erreicht. Doch findet ſich auch eine Fülle tief empfundener, urſprünglicher Sprüche, die entweder wertvollen Dichtungen, der Bibel, der Lebensweisheit entnommen ſind oder auch eigene Schöpfungen der Hinterbliebenen darſtellen. Sie erzählen von Liebe und Leid, von Mühe und Arbeit des Erdenlebens, von Wehmut und Gottvertrauen, von gebrochenem Herzen und hohem irdiſchen Erfolg.

Nicht die Einführung des Totenfeſtes (in Schwarzburg-Rudolſtadt 1848) oder des Johannisfeſtes in Oſtthüringen als vielmehr die Geſtaltung des Heldengedenktages im Dritten Reich hat auch in Thüringen wieder den verantwortlichen Sinn für die Pflege der Ahnen und die Ergebung ins Schickſal geſtärkt, wie er mit einem einzigen Wort ſeinen Niederſchlag auf manchem Jünglingsgrab findet: „Dennoch!"

XIII. Sitte und Brauch im Jahreslauf

Wie das menſchliche Leben mit Geburt, Hochzeit und Tod auf- und abſteigt und ſich zum Kreiſe ſchließt, wie es als Leben des einzelnen zwar kommt und vergeht, als Leben in der Sippe aber ewig weiterlebt, ſo iſt dem Menſchen auch der Ablauf des Jahres ein Wachſen und Fallen im ſinnbildlich gefaßten Rad der ewigen Sonne. Für den nordiſchen Menſchen wird das Jahr geboren zur Winterſonnwende, für ihn erlebt es ſeine Jugend im Frühling und ſeine Hochzeit in der Sommerſonnwende; es ſtirbt ſchließlich den Wintertod, bis ſein Wiedererwachen im Frühling den ewigen Kreislauf des Jahres von neuem beginnen läßt. So iſt das Geſchehen im Jahre zugleich ein Gleichnis des Menſchenlebens. Viele Bräuche im Jahreslauf ſind darum auch ſolche, die für den Lebenskreis in Betracht kommen. Ja, bei manchen iſt es wahrſcheinlich, daß ſie erſt von den auf Vereinigung bedachten Burſchen und Mädchen auf die Jahreszeit übertragen worden ſind, ſo daß alſo im Lebensbrauchtum der entſcheidende Ausgangs- und Kernpunkt zu ſuchen wäre.

Sitte und Brauch erhalten ſich ſtets in treuer Beziehung zur Natur, zur Arbeit in Feld und Wald, die wieder vom Lauf der Sonne beſtimmt wird. Denn die Sonne regelt Ausſaat und Ernte, ihre Feſtpunkte machten unſere Vorfahren auch zu Feſten im Jahreslauf. Mag auch der Mond bei den Indogermanen, die das Wachſen und Schwinden der Mondſcheibe als ſchaubares Wunder erlebten, urſprünglich als Zeitmeſſer bedeutſamer geweſen ſein als die Sonne, ſo hat doch – bei aller Beachtung, die der Mond noch heute im Volksglauben findet – offenbar, ſeitdem die Germanen als Bauern ſeßhaft wurden, das Tagesgeſtirn für ſie ſeine maßgebende Bedeutung erhalten. Die Winterſonnwende oder Weihenacht, die Frühlingsgleiche, Sommerſonnwende als Jahreshochzeit und die Herbſtgleiche haben die Jahresfeſte mit Beobachtung beſtimmter Brauchtumsformen nach ſich gezogen. Auch die chriſtliche Kirche, die mit ihrer Vielzahl von Heiligenfeſten das geſchloſſene Bild der wenigen großen, im Zuſammenklang mit der Natur und der Arbeit am Boden gefeierten Feſtzeiten zerſtörte und den urſprünglichen Zuſammenhang verſchob und ihren Sinngehalt änderte, hat die elementaren Vorſtellungen des Volksbrauches im Jahreslaufe nicht beſeitigen können. Durch alle geſchichtlichen Erſcheinungsformen, welche die Triebkräfte der naturgebundenen Menſchen überſchatten, ſchimmert urtümliche Weltanſchauung und Haltung des Volkes.

Wir nehmen den Ausgangspunkt bei dem Wirklichkeitsbilde des heutigen Volkslebens in Thüringen, da es uns wichtig erſcheint, zunächſt das bunte Erſcheinungsbild des heutigen Brauchtums im Jahreslauf wenigſtens in den Hauptzügen zu zeichnen, wobei wir auch auf die durch ziviliſatoriſche und kulturelle Kräfte hervorgerufenen Wandlungen eingehen und, ſoweit es möglich iſt, die urtümlichen Grundformen in Glaube und Handlung herausſtellen.

Thüringen iſt viele Jahrhunderte hindurch individualiſiertes Land geweſen, und ſeine Bewohner ſind durch die geſchichtliche Entwicklung der Länder mehr zur Beſonderung als zur Gemeinſchaft gedrängt worden. Mag aber der Städter auch manche Beziehung zur Natur verloren haben, ſo iſt doch in den meiſt kleineren und mittleren Städten Thüringens und in den großen Induſtriedörfern der Heimarbeiter auf dem Thüringer Walde der geſunde Zuſammenhang mit Wald und Feld und der Arbeit darin nie geſchwunden, und viel altüberliefertes Gemeinſchaftsbrauchtum findet hier ſeine Pflege und Beachtung. Nur ein Unterſchied iſt offenſichtlich, daß bäuerliches Brauchtum immer mit der Arbeit am Boden verbunden iſt, das Brauchtum und Feſt der Stadt aber ſich von der Arbeit löſen will.

Weihnachten und Neujahr

Das Weihnachtsfeſt iſt für alle Deutſchen, für die Thüringer im beſonderen Maße, der Gipfel der Feſte im Jahreslauf. Es wird am innigſten als Familienfeſt gefeiert; an ihm möchte jeder daheim ſein, und deshalb kommen auch die in der Ferne lebenden unverheirateten Kinder und Geſchwiſter gern nach Hauſe. Weihnachten wird als deutſcheſtes aller Feſte empfunden, obwohl ſich in ihm ſeit alter Zeit ariſch-germaniſches Brauchtum und Glaubensgut des Hochwinters mit römiſchem Neujahrsbrauchtum und mit vielen chriſtlichen Änderungen und Zutaten vermiſcht hat. Die Chriſtgeburtstagsfeier wurde in Deutſchland erſt durch die Mainzer Synode von 813 als verbindlich erklärt, und im ſelben Jahrhundert legte der Papſt aus Gründen der Werbung auch den Neujahrsbeginn auf den Chriſttag, der in Rom ſchon im Jahre 354 auf den 25. Dezember gelegt worden war, weil die Römer an dieſem Tage ihren Winterſonnwendtag, das Feſt der unbeſiegten Sonne, mit Feiern und allen möglichen Luſtbarkeiten begingen. Erſt im Jahre 1691 beſtimmte der Papſt Innozenz XII. den 1. Januar als Neujahrstag, der in Deutſchland ſchon lange vorher als Beginn des bürgerlichen Jahres galt.

Da die chriſtliche Kirche urſprünglich den 6. Januar als Taufe Chriſti und damit ſeine geiſtige Geburt gefeiert hatte und ſpäter das Kirchenjahr mit dem 1. Advent begann, ergab ſich eine verwirrende Fülle von Jahres-

anfängen. Daraus erklärt ſich wieder die Gleichheit von Bräuchen in dieſer Zeit von Advent bis zum Hohen Neujahr (6. Januar). Die kirchliche Maßnahme alſo, durch die das ganze Mittelalter hindurch Weihnachten als Jahresbeginn galt, macht Weihnachten zum großen familiären Schenkefeſt. Für Stolberg am Südharz iſt es als ſolches durch das Ausgabenverzeichnis im Ratsjahrbuch für das Jahr 1515 bezeugt. Angebinde-Gedichte und Löſegeſchenke zum weihnachtlichen Neujahrsanfang ſind uns in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges aus Naumburg an der Saale bekannt[1].

Nun iſt der genaue Zeitpunkt der Winterſonnwende aber der 21. Dezember; darum feiern an dieſem Tage wieder, in Anknüpfung an altgermaniſchen Brauch, die politiſchen Organiſationen und vor allem die Jugend, indem ſie hinaus auf die Höhe ziehen, wo ſie ſich im Anblick des Feuers innerlich bereit machen für den Jahresbeginn, für die Geburt des Jahreshelden und Lichtbringers. Das Feuer „mit ſeiner himmelſtürmenden Gewalt, mit der Unerbittlichkeit ſeiner ſengenden Glut, mit der Kraft ſeiner alles verzehrenden Flamme" ſoll in der Zeit der Wende zum Aufbruch ins Reich des Guten und Edlen führen.

Wie die Feier der Winterſonnwende draußen unter Gottes freiem Himmel an der läuternden und durchglühenden Flamme ein Feſt der Jugend und des politiſchen Männerbundes iſt, ſo bleibt Weihnachten das Feſt der Familie, die ſich in der trauten Heimlichkeit des Hauſes unter den mild leuchtenden Kerzen des Weihnachtsbaumes vereint.

Einen „Chriſtbaum" – dieſen Namen braucht man, nicht wie in Norddeutſchland den Begriff Weihnachtsbaum – will jeder Thüringer an dieſem hohen Feſte im Zimmer haben; viele Dörfler verſchmähen ſogar eine Fichte, auch wenn ſie noch ſo ſchlank gewachſen ſein mag, ſie halten an einer langnadeligen Tanne feſt und ſprechen deshalb auch gern vom „Tannenbaum". Thüringer, die ſich in deutſchen Großſtädten zu landsmannſchaftlichen Vereinigungen zuſammengeſchloſſen haben, laſſen ſich ihren Chriſtbaum direkt aus dem Thüringer Wald kommen.

Freilich wiſſen die meiſten nicht mehr, welcher Sinngehalt hinter dem Baume ſteht, was unſere Vorfahren einſt erfüllte. Der „Chriſtbaum" hat ſeinen Vorgänger im grünen Reis, das die Deutſchen in ihre Wohnung holten. Aus der Vereinigung eines in ſeinem Urſprung noch nicht geklärten Brauches, Lichter zur Winterſonnwende anzuzünden, mit einer altgermaniſchen Sitte, den grünen „Mai" aus dem beſchneiten Walde in die Stube zu bringen, hat ſich der neue Weihnachtsbrauch gebildet. Der grüne Lichterbaum iſt urſprünglich ein Lebensbaum, ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Heils. Die chriſtliche Kirche hat nach längerem Kampf gegen dieſes heidniſche Tun, als ſie die gemütvolle Hinneigung des Volkes zu dieſem germaniſchen Brauch

ſpürte, dieſe Sitte übernommen und ihren Vorſtellungen anzugleichen verſucht. Sie konnte es mit dem Weihnachtsbaum und der Weihnachtsfeier um ſo mehr, als auch im kirchlichen Paradiesſpiele des Weihnachtsfeſtes der Baum des Lebens im Mittelpunkt geſtanden hatte. So iſt ein ſpezifiſch deutſcher Brauch entſtanden, der im Thüringer Waldlande beſonders freudige Aufnahme und Pflege fand. Als ein im Freien aufgeſtellter Baum zwar ſchon für Reval um 1514 und als Tannenbaum im Zimmer für Straßburg um 1603 bezeugt, kam er trotz aller kirchlichen und weltlichen Verbote doch im 18. Jahrhundert auch nach Thüringen. Im Herzogtum Weimar wurde ſeit 1710 den Holzhauern unterſagt, Bäume zu Weihnachten aus dem Walde zu holen. Die kurmainziſche Regierung in Erfurt und die weimariſche ſuchten gemeinſam zur Zeit des Siebenjährigen Krieges (1756/57) den „Unfug" auszurotten, verboten das Abſchneiden der Wipfel an jungem Schwarzholz zu „Bäumchen bei Weihnachts Zeiten" und ließen die Forſtbehörde, die von dieſer Sitte als einer „Barbarei" redete, ſtrenge Aufſicht ausüben. Im Jahre 1765 wurde die „Ausſchneidung zu den auf Weihnachten gehörigen ſogenannten Chriſtbäumchen" mit 5 Talern und 20 Groſchen oder 14 Tagen Gefängnis bedroht. Dann ſah der Oberforſtmeiſter von Wedel in einem Bericht vom 11. 1. 1790 den Schaden für die Waldungen durch Verkauf von ungefähr 500 Stück Chriſtbäumchen in Weimar und Umgegend ſo gewaltig an, daß er das Einbringen von Chriſtbäumchen im ganzen Lande völlig zu verbieten empfahl und außerdem vorſchlug, mit der kurmainziſchen Regierung in Erfurt, der die großen Waldungen zwiſchen Weimar und Erfurt gehörten, in Verbindung zu treten, um hier das gleiche Verbot zu erwirken. Aber die Erfurter Regierung erließ zwiſchen 1790 und 1801 keine derartige Verordnung. Der Statthalter Dalberg wollte ſich gegen einen gemütvollen Brauch ſicherlich ebenſowenig wenden wie der Herzog Carl Auguſt von Weimar, der um 1800 die Weihnachtsbäume an Höken durch die Forſtverwaltung verkaufen ließ und ſo eine im Intereſſe der Walderhaltung und des Herzensbedürfniſſes des Volkes liegende rechtliche Regelung ſchuf. Goethe, der von einem „aufgeputzten Baum und Wachslichten, Zuckerwerk und Äpfeln" in den „Leiden des jungen Werther" um 1774 ſpricht, hat das Verdienſt, den Weihnachtsbaum in die Weltliteratur eingeführt zu haben. Wenn auch Auguſt von Kotzebue von ſeinem 1787 in Weimar verſtorbenen Oheim, dem Märchendichter Muſäus, berichtet: „Da ſaß er ſo emſig und vergoldete Roſinen, Äpfel und Nüſſe, ſchnitt Wachsſtücke zu, putzte Zuckerbäume aus, ſetzte einen Engel mit einer Fahne von Flittergold oben darauf, und wenn alles fertig war, ſo zündete er die Lichter ſelbſt an", ſo war das Aufſtellen eines Baumes aber damals durchaus nicht etwas Selbſtverſtändliches und allgemein Gebräuchliches. Sonſt hätte Schiller nicht an Lotte von Lengefeld, die

für Weihnachten 1789 ihren heimlich Verlobten nach Weimar einlud, zu schreiben brauchen: „Ihr werdet hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten!“ In der Salzmannschen Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal bekam um 1790 jedes Kind ein mit Früchten behangenes Fichtenbäumchen. Erst um 1804 erschienen ein paar Weihnachtsbäume mit vergoldeten Nüssen, Äpfeln, Zuckerwerk und Wachslichten. Die reußischen Fürsten verboten noch 1803 sehr streng den Kauf und Verkauf der sogenannten heiligen Christbäumchen[2].

Endgültig hat sich der Weihnachtsbaum erst nach dem Kriege von 1870/71 und nach dem Weltkriege in Thüringen durchgesetzt. Ja, es gibt auch heute noch Familien, die ihn nicht kennen, sondern nur die Pyramide. In anderen Familien, zumal auf dem Walde und seinem Vorlande, steht er nicht in einem Ständer auf dem Tische oder dem Boden, sondern hängt, mit der Spitze nach oben, von der Decke herab, wo er an einem Haken befestigt ist. In alten Häusern mit hölzerner Decke ist das ganz natürlich, während die mit Stuck versehenen Zimmer städtischer Kreise nur ein Aufstellen zuließen. Aber auch in Erfurt fertigten nach dem Zeugnis eines Arztes[3] noch nach 1870 ärmere Familien aus Holzstäben mit Moos und buntem Papier Pyramiden an, welche mit Lichten besteckt und vielfach an der Decke des niedrigen Wohnraumes aufgehängt wurden. Auch solche aus Weißblechringen, die durch drei Messingstangen zusammengehalten und mit Lichten und mit Zuckerzeug behängt werden, sind in Südthüringen (nur als Ausnahme) bekannt. In Erfurt wurden sogar „Krippchen“, deren Einführung in Deutschland durch Gertrud die Große aus dem Kloster Helfta bei Eisleben gefördert worden ist, damals noch aufgestellt; sie zeigten bewegliche Figuren, und zu ihrer Besichtigung wurde öffentlich eingeladen.

Nirgends hat sich nach dem Weltkriege von Weimar aus „der Weihnachtsbaum für alle“ so schnell eingebürgert wie in thüringischen Städten und Dörfern. In seinem Ursprung geht er wahrscheinlich auf den „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ zurück; ihn stiftete nach den Befreiungskriegen der Weimarer Buchhändler Johann Wilhelm Hoffmann, und den Namen übernahmen dann der Dichter Friedrich Hofmann und das Bibliographische Institut in Hildburghausen für die Herausgabe einer Gedichtsammlung, deren Erlös zur Bescherung für arme Kinder verwandt wurde. So ist der soziale Gedanke, der Gemeinschaftsgedanke im weihnachtlichen Brauchtum nach dem Weltkrieg von Weimar aus marschiert. Von hier aus übernahmen diesen Brauch die meisten nord- und süddeutschen Städte, wiewohl er schon vorher in Schweden bekannt und schon 1912 als Straßenchristbaum in Neuyork von Frau J. B. Herreshoff mitten auf dem Madison-Square aufgestellt war. Als Volksfest, nicht als familiäres Fest im Heim,

wird der „Chriſtabend" zu Pößneck auf dem Markte ſeit langer Zeit gefeiert. Jung und alt zieht mit Lampions gegen 18 Uhr auf den wundervollen Marktplatz, wo nach dem Geläut der Glocken die Stadtkapelle muſiziert und alle mit der Kurrende die Weihnachtslieder ſingen. Über alle Schranken von Stand, Beſitz und Alter hinweg kommen hier Tauſende von Volksgenoſſen zuſammen und fühlen ſich in dieſer Weihnachtsſtimmung als Gemeinſchaft, und danach gehen ſie friedvoll zur Beſcherung im Kreiſe der Familie.

Weihnachten fängt aber für manche Orte, zumal im ſüdlichen und weſtlichen Teil Thüringens, ſchon ein paar Tage vor dem Feſt an, an dem Tage nämlich, an dem die jungen Burſchen „klingeln". Sie rotten ſich zuſammen, ziehen von Haustür zu Haustür und ſammeln Chriſtſtollen. Wenn ſie genug haben – dazu gehören ſchon ziemlich viele – dann gehen ſie damit ins Wirtshaus und veranſtalten einen Schmaus mit Kaffee und Kuchen. In ſüdthüringiſchen Dörfern (z. B. Belrieth bei Meiningen) verkleiden ſie ſich als wilde Männer, als „Herrſchekloaſe", haben ſich ſtruppige Bärte angeklebt, tragen Peitſchen und lange, klingende Eiſenketten, woran ſie die böſen Kinder binden, in der Hand und rufen den Kindern zu: „Bet't mer emol!" In anderen Dörfern (Veilsdorf bei Hildburghauſen) kommt vor der letzten Nacht die langnaſige „Hullefra" mit weißem Kopftuch, ſchwarzem Mantel und auf dem Rücken den Heukorb mit Katzen darin, in der Hand Sichel und Wetzſtein. Die Kinder ſucht ſie mit hingeworfenen Worten zu erſchrecken, wie „Wetze, wetze, Bauch aufſchneid, Katzen einſteck, wieder zuflick", wobei ſie entſprechende Bewegungen mit der Sichel macht. Die Kinder, die beten, bekommen Feuerſteinchen. Früher machte man der Hullefra am 6. Januar dadurch ein Ende, daß man ſie (als Puppe) in ein altes leeres Faß ſteckte, in dem man ſie durch das Spundloch hindurch erſchoß und einen kleinen Berg herunterrollte. Den Kindern erzählt man, die Hullefra ſchlitze den ungehorſamen Kindern den Bauch auf, ſtopfe Dorngeſtrüpp hinein und flicke ihn wieder zu (Belrieth). Sie erſcheint auch oft mit der „Malkatern" (Mehlkathrine). In Unterkatz bei Meiningen werden die Frauenrollen nicht von Burſchen, ſondern von Mädchen geſpielt, aber meiſt werden die Mädchen von einem Burſchen als Herrſchekloas begleitet. Sie teilen Äpfel und Nüſſe an die Kinder aus, laſſen ſich aber auch wieder beſchenken. Die „Malkötter", von weißgekleideten Männern dargeſtellt, kommen, die Sichel wetzend, in Waldau bei Schleuſingen am 5. Januar, in Schnett bei Hildburghauſen als „Hulleweiber" am Laufneujahr, dem 2. Januar. Hier bekommen nicht bloß die kleinen Kinder ihre Schläge als „kleines Neujahr", ſondern auch die großen Mädchen, die gefragt werden, ob ſie ihrem Schatz treu bleiben wollen, erhalten ihre „Fuhr" Hiebe. Gefürchtet

von den Kindern, von den alten Frauen aber gern geſehen, iſt „die Wilde", die als letzte der Hullefraen ganz in Stroh gehüllt auftritt. Die Strohhalme ſind ihr über den Kopf zu zwei Hörnern zuſammengebunden. Trotz ihrer Unbändigkeit wird ſie von den alten Weibern angegriffen, da ſie ihr etwas Stroh abreißen wollen, das ſie dann ins Hühnerneſt legen, damit die Hühner nicht weglegen. Nach 10 Uhr abends wird mit Herumlaufen und Gabenheiſchen auf Anordnung des Bürgermeiſters Schluß gemacht; Geld und Gaben reichen aus, daß die Hulleweiber mit den anderen Burſchen zuſammen ein reichliches Mahl einnehmen und die ganze Nacht hindurch feiern[4]. Ganz ähnlich, nur etwas verſtädtert und äußerlich mehr dem Karneval angepaßt, ziehen in Wenigenjena am 3. Weihnachtstag die „Strohmänner", die als Bär und Bärenführer, als häßliche „Malen" in alten Weiberröcken, als Barbier und Auguſt und als Muſikanten verkleidete Burſchen, Gaben heiſchend und allerlei Scherz treibend, durch die Straßen und in viele Häuſer[5].

Früher kam auch meiſt „der heilige Chriſt" in der Nacht mit ſeinen Geſchenken. Die Kinder legen deshalb noch heute hie und da ein Bündel Heu vor die Tür, damit die Zugtiere des Weihnachtsmannes, Ziegenböcke, Rehböcke oder Pferde, freſſen können (Kleinbrüchter bei Sondershauſen). Alle dieſe Bräuche vom Auftreten der wilden Männer und Frauen, die ſich feindlich und auch freundlich zeigen können, ſind nur als „Anfangsbräuche" der Weihnacht als des Beginns des neuen Jahres zu verſtehen. Am Beginn eines Neuen ſuchen die Menſchen die unſichtbaren Mächte, die ſich hier zu helfenden oder ſchädlichen Geſtalten verdichtet haben, entweder abzuwehren oder freundlich zu ſtimmen und ſich nutzbar zu machen. Im ſüdweſtlichen Thüringen aber, wo Frau Holle immer eine ſtarke Verehrung gefunden hatte, wie die Fülle der Sagen von ihr beweiſt, tritt ſie neben der Mehlkathrine und den wilden Männern oder den ſtruppigen Herrſchekläuſen mit auf; ſie befand ſich nach thüringiſchem Glauben ja auch mit im Gefolge des wilden Jägers, wenn das wütende Heer aus dem Hörſelberg in der ſtürmiſchen Winterszeit herausfuhr! Die Burſchen, die in dieſer Zeit mit den Peitſchen knallen, mit Gewehren und Piſtolen ſchießen und lärmend durch die Straße ziehen, ſuchen das Böſe abzuwehren, damit das Gute, Segensreiche Einzug halten kann. Ein jeder Burſch wird ſich zudem, beſonders vor den Mädchen, durch lautes Auftreten und Randalieren gern als kraftvoller Mann erweiſen wollen.

Die alten Weihnachtstänze, die der Dichter Tannhäuſer in der Mitte des 13. Jahrhunderts erwähnt, ſind auch in Saalfeld a. d. Saale als Neujahrstänze gegen Entgelt abgehalten worden, wie das Saalfelder Stadtrecht um 1400 herum bezeugt, aber längſt verſchwunden; ebenſo erging es den

volkstümlichen Weihnachtsſpielen, die in Thüringer Dörfern bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts aufgeführt wurden und nur hie und da eine Wiederbelebung erfuhren, wie am Rudolſtädter Gymnaſium das alte Weihnachtsſpiel aus Scheibe.

In rudolſtädtiſchen Dörfern (Cordobang, Solsdorf) geht heute nur noch der Ruprecht am Heiligen Abend durchs Dorf und klingelt; das Spiel des „heiligen Chriſt" iſt aber ziemlich entartet. Die außerkirchlichen volkstümlichen Weihnachtsſpiele, die man im Ausgang des Mittelalters aufführte und die dem Volke oft ſtärkere und tiefere Eindrücke vermittelten als die langen Predigten, führten zu Umzügen von Erwachſenen und Kindern. Sie wurden von den Behörden als verletzend empfunden und verboten. Geiſtliche und weltliche Behörden erregte es, daß „der Heilige Abend zum Lauf- und Saufabend" wurde, daß „die Maſſen voll ſind von törichter Irrwiſche, voll Büberey und Muthwillen, voll Gaukeley und Phantaſei". In Erlaſſen wandten ſie ſich in Thüringen gegen das ſogenannte „Chriſtagieren" und das neujahrliche „Sterngehen und Sternſingen". So ſchlug der Rat der Stadt Weimar dem Herzog Johann Ernſt 1765 die „Abſchaffung des während Weihnacht-, Neuen Jahrs- und Heiligen-Dreien-Könige-Ferien eingeſchlichenen, faſt ärgerlichen Singens und Schreiens vor den Türen, ingleichen des Sterngehens..." vor. Die „bishero gewöhnliche Präſentierung des ſog. heiligen Chriſts" ſah die hohe Behörde als Profanierung an. In Erfurt erließ der Mainzer Statthalter eine „nachdrückliche Verordnung gegen das Chriſtagieren" am 22. Dezember 1702, worin er der Bürgerſchaft einſchärfte, „daß umb den h. Chriſt zu agiren, ſey in Kirchenornat oder in närriſchen Kleidern, in der Stadt niemand außfahren und weder öffentlich noch heimlich herumbgehen ſolle; wer aber darwider handeln wird, den ſollen die hierzu beſtellten Soldaten mit empfindlichen Schlägen davon abhalten, oder die zur Zweyermanns-Kammer Verordneten hinweg- und zur Beſtraffunge in Verhafft nehmen. Dergleichen dann auch denen, ſie ſeyen jung oder alt, welche auf das Feſt der h. drey Könige ſich mit Larven und verkehrten Kleidern werden antreffen laſſen, widerfahren ſoll"[6]. Dieſe Verfügung mußte nicht nur 1705, ſondern auch noch 1759 wiederholt werden, ein Zeichen dafür, daß ſich das Volk auch durch die Gefängnisandrohung nicht von dieſen mit Singen und Betteln verbundenen Schauſtellungen des heiligen Chriſt, die bis zum Dreikönigstage währten, abbringen ließ[7]!

Heute iſt in vielen mittelthüringiſchen Dörfern der Burſchenumzug zum „Klingeltag" für die Kinder geworden, der meiſtens am 3., aber auch am 2. und 4. Feiertag gehalten wird. Mit einer Rute aus Tannengrün geben ſie den Erwachſenen den „Schlag mit der Lebensrute" und ſprechen häufig dazu einen Vers:

„Frische, frische Grüne!
Ich will mir was verdiene.
Pfefferkuchen und Branntewein
Soll das neue Jahr sein."

Oder:

„Äpfel, Nüsse und Pfefferscheibn
Und ein Gläschen Branntewein."

(Wetzdorf bei Stadtroda)

Früher wurde der Brauch auch in Ostthüringen, Nordthüringen, auf der Goldenen Aue, dem Eichsfelde und in der Rhön geübt. Im Orlagau peitschten die Dienstleute ihre Herrschaft früher mit Rosmarinstengeln und sprachen dazu:

„Guten Morgen! Frisches Grün, langes Leben!
Ihr sollt mir einen blanken Taler geben!"

In rudolstädtischen Dörfern heißt der Brauch „tängeln", wahrscheinlich vom Schlagen mit dem Tannenzweig abgeleitet. Der Name „klingeln" ist sicher nur eine Verunstaltung des einstigen „kingeln", d. h. „kindeln", da man nicht mehr wußte, daß dieser Brauch einst am „Kindelstage", dem Tage der unschuldigen Kindlein (28. Dezember), vollzogen wurde. Klingeln waren an der Lebensrute nicht angebracht. Der Name „klingeln" wurde früher neben „tängeln" in der rudolstädtischen Oberherrschaft gebraucht. Am 4. Weihnachtstage, eben dem Kindelstage, klopfen in Laudenbach bei Schmalkalden die Kinder an die Obstbäume mit dem Spruch:

„Willst du mir Neujahr (d. h. gutes Obst) geben!"

Am „Heiligen Abend" findet meist gegen Abend die Christmette statt, zu der jedermann eine Kerze mitbringt und angezündet auf der Bank vor sich aufstellt. Die „Lichterkirche", die in dem hellen, warmen Kerzenlicht erstrahlt, ist in vielen Dörfern, die keinen Abendgottesdienst kennen, das große Erlebnis der Kinder. Danach geht die häusliche Bescherung vor sich. In den fränkischen Dörfern Südthüringens kommt nicht der Weihnachtsmann oder, wie in Westthüringen, der Ruprecht (Hans Rupprich in Stanau bei Neustadt a. d. Orla), sondern das ganz weiß gekleidete „Christkinnele". Der Christbaum ist überall mit Glaskugeln, die auf dem Wald hergestellt werden, mit Engelshaar, Flitter und vor allem mit roten Äpfeln behängt und mit Wachslichten besteckt. Meistens trägt er auch selbstgebackene Plätzchen und Zuckerzeug. An diesem Abend kommen in vielen Familien Süd- und Westthüringens die Paten zu ihren Patenkindern und bringen ihnen ihr „Christkinnele". Dieser Besuch wird vielfach als eine feste Verpflichtung emp-

funden (Belrieth bei Meiningen). In Ifta kommen die Paten mit einem großen Umſchlagetuch, in das ſie die Geſchenke gewickelt haben. Dieſe ſind oft wertvoll: Kleider, Anzüge, Spielſachen. Jedes Kind packt ſein Tuch ſelbſt aus. Schließlich eſſen alle gemeinſam Abendbrot und feiern noch eine Weile zuſammen. Hat ein Pate mehrere Patenkinder, muß er an mehreren Tagen hintereinander feiern; die Mütter vereinbaren gewöhnlich untereinander den Beſuchstag, damit es keine Überſchneidungen gibt. In Nordthüringen erfolgt noch nach alter Sitte die Beſcherung am frühen Morgen des 1. Feiertages.

Ein Weihnachtsfeuer, wie es in alter Zeit zur Winterſonnwende auf den Bergen als Freudenfeuer aufflammte, hat ſich in Thüringen nur auf dem St. Antoniusberg bei Schweina in der Chriſtnacht erhalten. Die Jungen erbetteln ſich alte Stallbeſen und lange Stangen, umkleiden ſie mit Holzſpänen und Reiſigholz und ziehen mit ihren „Fackeln" auf den meiſt ſchneebedeckten „Dunjelsberg", wo ſie ſich um einen 6 bis 7 m hohen Rieſenbeſen ſcharen. Wenn dann die glühenden Funken von den brennenden Fackeln aufſteigen und fortgetrieben werden, gibt's oft eigenartige Lichtwirkungen auf der Schneefläche. Ihre glühenden Stangenreſte ſchwingend, ſtürmen die Jungen ſchließlich zur Beſcherung nach Hauſe. Auch in Lauſcha zündeten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf der „Eller" alte Leute Fackeln und Feuer an, trugen brennende Beſen umher, „um dem Chriſtkind den Weg ins Dorf zu weiſen"!

Bei der Beſcherung, wo alles nur darauf eingeſtellt iſt, dem anderen Freude zu machen, ſingt man unter dem ſtrahlenden Chriſtbaum auch da, wo ſonſt das ganze Jahr kaum ein Lied angeſtimmt wird, Weihnachtslieder gemeinſam, Weihnachtslieder, die in ſo reichem Maße poetiſch und muſikaliſch von Thüringern dem geſamten deutſchen Volke geſchenkt worden ſind. Und was wäre Weihnachten ohne das Kinderparadies Sonneberg und ohne den glitzernden Baumſchmuck und die zahlloſen Weihnachtsartikel, mit denen die vielen Walddörfer des Thüringer und Frankenwaldes die Augen der Menſchen erfreuen?

Das Feſtmahl an den Feiertagen beſteht oft aus Thüringer Klößen mit Rinder-, Schöpſen- oder Gänſebraten. Zum Nachmittagskaffee gehören ſelbſtverſtändlich die Stollen, die 1329 zum erſtenmal in Naumburg a. d. Saale bezeugt ſind.

Was ſonſt der Volksglaube vom 24. Dezember bis zum 6. Januar, in den 12 Nächten, die in Oſtthüringen (Göttengrün bei Schleiz, Hohendorf bei Greiz) auch „Unternächte" heißen, zu beachten fordert, erklärt ſich aus der Wende vom Alten zum Neuen, wo es gilt, böſe Mächte abzuwehren und wohltätige günſtig zu ſtimmen, damit die Segenswirkung im neuen Jahre anhält. Natürlich iſt es auch an dieſem Wendepunkt möglich, einen Blick in

die Zukunft zu tun. Die „goldenen Kinder", die am 1. Weihnachtsfeiertag geboren sind, haben die Gabe, in der Weihnachtsnacht um Mitternacht die Särge an den Häusern zu sehen, in denen der Tod einkehren wird (Steinheid bei Sonneberg). Was man in den 12 Nächten träumt, geht in Erfüllung. Die roten Namenszüge müssen aus den Hemden entfernt, Weihnachtskerzen abgebrannt werden (Trebra am Südharz). In dieser Zeit darf man keine Hülsenfrüchte essen, sonst bekommt man Ausschlag; auch kein Kraut, sonst „graut es einem" (sprachlich echt thüringisch! Veilsdorf bei Hildburghausen). Ebensowenig darf man sich auf den Tisch setzen, sonst wird man mit Schwären am Hintern geplagt (Hermsdorf bei Stadtroda). In Großbraunshain bei Altenburg empfiehlt man, in den 12 Nächten „Boolzche" (ein Pfannengericht aus geriebenen gekochten Kartoffeln und Speck) zu essen, damit einem zu Silvester Frau Holle nicht durch den Leib fährt. Deshalb ist auch Spinnen verboten. Am Weihnachtsabend und Silvester müssen alle Wassergefäße mit Wasser gefüllt sein, sonst ist Geldmangel und Trauer zu erwarten. Wäsche darf nicht aufgehängt werden, sonst hängt man Häute auf, d. h. man muß mit dem Sterben von Vieh rechnen (Neuhaus-Schierschnitz). Aus dem gleichen Grunde ist das Bettabziehen in den Zwölften in Geisenhöhn bei Schleusingen verpönt. In Hainspitz bei Eisenberg fürchtet man bei Wäsche in den Zwölften das Kommen der wilden Jagd. Das Vieh, das sich in dieser Zeit von der Kette losreißt, wird im Laufe des Jahres auch aus dem Stalle kommen, zum Verkauf oder zum Schinder (Titschendorf bei Schleiz). Gern hat man es aber in Nordthüringen (Mackenrode bei Nordhausen), wenn die Bäume „rammeln" (wie die Tiere); dann ist viel Obst zu erwarten. Am Tage der unschuldigen Kindlein (28. 12.) hat man Sonnenschein gern, sonst droht Kindersterben (Neuhaus-Schierschnitz). Wer aber in den Tagen der Sonnenwende, da die Grenzen der Zeit verrücken, in das Geisterreich kommt, dem geht nach dem Volksglauben die Zeit rasch dahin, ohne daß er's merkt: Das Brautpaar zu Tilleda, das sich in dem Kyffhäuserberg verirrte und zum schlafenden Kaiser Friedrich geriet, glaubte, als es nach 200 Jahren wieder herauskam, es sei eine Stunde im Berge gewesen. So erzählt die Thüringer Sage von den Brautleuten[8], und ebenso können am Kyffhäuser aufgeschlossene Menschen die blaue Wunderblume während der Christnacht ihren Blütenzauber entfalten sehen.

Wie schon bemerkt, sind die Glaubensvorstellungen und Bräuche zu Silvester denen zu Weihnachten ähnlich. Tolle Ausgelassenheit herrscht in der Neujahrsnacht, aber heute mehr in den thüringischen Städten als auf den Dörfern. In der Stadt läßt die Jugend „Frösche", Feuerwerkskörper und Böllerschüsse los und zieht, „Prost Neujahr" rufend, durch die Straßen. Auf dem Lande klatschen die Burschen mit Peitschen (Großurleben bei

Langenſalza). In Hötzelsroda bei Eiſenach iſt es Brauch, daß die alten Knechte am Silveſterabend das alte Jahr auf den Straßen mit ihren Peitſchen „abknallen", während das neue Jahr die neuen Knechte „anknallen". Mit Piſtolen und Gewehren wird kaum mehr geſchoſſen. Auf dem Eichsfelde hat die Behörde das „Neujahrseinſchießen" als ruheſtörend und feuergefährlich ſchon 1773 verboten. In vielen Dörfern tritt zum Beginn des neuen Jahres um Mitternacht faſt die ganze Gemeinde in der Dorfmitte oder auf einem beſonderen Platze zuſammen und ſingt „Nun danket alle Gott", nach dem zweiten Läuten der Glocken „Unſern Ausgang ſegne Gott" (z. B. in Schellroda bei Erfurt).

Zu Hauſe ißt die Familie zu Silveſter alles, was viel Geld bringt: Linſen, Hering (wegen des Rogens), Reis (mundartlich Ries), damit der Segen das ganze Jahr „rieſelt" (Mihla bei Eiſenach). Am Silveſternachmittag um 2 Uhr beim Glockenläuten binden ältere Leute in Ifta bei Eiſenach mit Stroh Obſtbäume in den Gärten ein, damit ſie reiche Frucht tragen. In Steinbach-Hallenberg wurden die Obſtbäume in der Neujahrsnacht ſogar noch mit einem Bündel Stroh gepeitſcht, um die Lebenskraft zu wecken. Die Jugend, immer auf ſinnbildliches Handeln eingeſtellt, ſpringt vom Stuhl hinein ins neue Jahr (Plaue bei Arnſtadt). Die meiſten Bräuche ſind Anfangsbräuche und auf Analogiewirkung berechnet. Die Hausfrau muß in der Küche für Neujahr alles Weſentliche vorrätig haben, damit es im neuen Jahre an nichts fehle (Lauſcha). Am Neujahrsmorgen muß die Sonne wenigſtens einen Augenblick auf den Altar ſcheinen, damit das neue Jahr ein Erntejahr werde (Steinbach-Hallenberg). Wer zu Neujahr kein Brot hat, muß das ganze Jahr Not leiden (Geſchwenda bei Arnſtadt); darum „iß ins neue Jahr hinein"! (Goldlauter bei Suhl). Die Neujahrsnacht darf das Feuer nicht ausgehen, damit das Geld nicht ausgeht (Waldau bei Schleuſingen); darum empfiehlt es ſich, ein großes Holzſtück in den Ofen zu legen (Niederpöllnitz bei Gera). Wer am Neujahrsmorgen ein neu gefertigtes Hemd anzieht, bleibt das Jahr vor anſteckenden Krankheiten geſchützt (Kr. Sonneberg). Das Vieh erhält am Neujahrsmorgen wie zu Weihnachten und zum Hohen Neujahr Salz und Wermut (Käßlitz bei Hildburghauſen).

Vor der Geiſterwelt, die in den Zwölften losgelaſſen iſt, muß man ſich in der Neujahrsnacht beſonders hüten. Am Silveſterabend ſitzt der Teufel auf der Teufelskanzel des Heldraſteins über dem Werratale; wer dorthin geht, kommt in den Himmel. Die Geſpenſter feiern im Hörſelberg zu Silveſter ein großes Feſt (Ifta). Ja, auch die ſonſt ſo gütige Frau Holle, die um Weihnachten den Hörſelberg verläßt, um die Spinnrocken der Mägde zu beſichtigen, und die erſt am großen Neujahr (6. 1.) dahin zurückkehrt[9], gebärdet ſich recht wild. Jedem, der in der Frau-Holle-Nacht nicht Zampe ißt

(aus Kartoffelmehl gebacken und mit Stärkemehl vermischt), wird der Bauch aufgeschnitten! Frau Holle kann zu Neujahr sogar durchs Schlüsselloch in die Stube kommen (Kranlucken-Rhön).

An dem bedeutsamen Wendepunkt ist es wieder möglich, einen Blick in die Zukunft zu werfen, wenn es auch meist nicht ungefährlich ist. Wer zu Silvester um Mitternacht durch das Schlüsselloch der Kirchentür schaut, sieht darin alle sitzen, die im Laufe des Jahres sterben (Titschendorf bei Schleiz). Das Wetter am Neujahrsmorgen bestimmt das Wetter fürs ganze Jahr; „Morgenrot zum neuen Jahr, viel Unwetter in dem neuen Jahr" (Ifta). Zu Silvester setzt man noch häufig drei Häufchen Salz auf den Tisch. Ist am anderen Morgen das Salz zerlaufen, so rechnet man mit Sicherheit auf ein regenreiches Jahr; sind die Häufchen noch in der gleichen Form wie am Vorabend, so zeigt das ein trockenes Jahr an. Und ebenso möchte man mit dem Salz den Familienangehörigen die Vorhersage geben. Darum füllt man für jeden einzelnen einen Fingerhut mit Salz und stellt ihn auf den Tisch, wo der Betreffende beim Essen seinen Platz hat. Ist am anderen Morgen das Salzhäufchen zerfallen, so stirbt der Betreffende im neuen Jahre (Titschendorf bei Schleiz). Selbstverständlich wird auch in den meisten Familien in Stadt und Land Blei gegossen.

Die Jugend besucht zu Silvester und Neujahr an vielen Orten noch die Bekannten, besonders die Paten, wobei sie Sprüchlein aufsagt und ein Geschenk dafür erbittet.

„Ihr Herren, wir gratulieren euch zum neuen Jahr.
Wir wünschen euch viel Glück und Segen
Und nach dem Tod das ew'ge Leben.
Das gebe euch Gott!" (Wilbich bei Heiligenstadt)

Oder sie singen:

„Ein neues Jahr wir wünschen euch,
Den lieben Frieden geb Er (Gott) euch!"
(Steinbach bei Heiligenstadt)

Oder sie sagen in Ifta bei Eisenach:

„Jo, jo, jo,
Das neue Johr is do.
Gebt mich Äpfel un Nüßchen,
Denn mich friert's an mein' Füßchen.
Laßt mich nich so lange stehn,
Denn ich muß noch weitergehn."

Der Bauer hört nichts lieber, als wenn ein Junge mit rot gefrorenem Näschen in die Stube tritt und ihm wünscht:

„Ich wünſche Euch zum neuen Jahr
Einen Stall voll Hörner,
Einen Boden voll Körner,
Eine Leiter voll Hinner (Hühner),
Eine Stube voll Kinner (Kinder),
Ein Haus voll Mädchen und Jung,
Daß ſie alle ihr Freude dran hun!" (Birkigt bei Saalfeld)

Bekommen die Kinder, die oft ſingend ihren Wunſch vortragen, nichts, ſo ſingen ſie:

„Hier gib's nicht viel,
Hier gib's nicht viel,
Hier wackelt gleich der Beſenſtiel."

Oder:

„Witte Twern (weißer Zwirn),
Swarter Twern (ſchwarzer Zwirn),
Gitzig Liete gahn nich gern (geizige Leute geben nicht gern)."
(Tettenborn am Südharz)

Sonſt gehen nur die Hirten auf dem Eichsfelde noch zu den Schafhaltern und bekommen von ihnen meiſtens Erbſen und andere Hülſenfrüchte geſchenkt (Dingelſtädt).

Noch in den erſten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts knallten, beſonders in Nordthüringen, die Knechte mit ihren Peitſchen vor den Häuſern ihrer Dienſtherrſchaft und vor den Wohnungen derjenigen Einwohner, denen ſie im Laufe des Jahres bei der Feldarbeit geholfen hatten, um ihnen Glückwünſche darzubringen und ein Geſchenk oder Freibier zu erhalten. Die Behörde erließ Verbote „gegen den Unfug des wüſten und lärmenden Peitſchenknallens in der Neujahrsnacht". Das beſonders von Frauen geübte und mit Heiſchegängen verbundene Neujahrsſingen wurde ſeiner Mißbräuche wegen ſchon 1308 in Nordhauſen verboten. In anderen Städten und auf dem Dorfe hielt es ſich aber noch lange: in Weimar wurde es 1675 und 1727 verboten, in Erfurt ſeit 1702 wiederholt eingeſchränkt[10]. Wie beſcheiden man ſich um 1700 im hennebergiſchen Lande ſüdlich des Thüringer Waldes zu Neujahr beſchenkte, erzählt uns Junker[11]: „Zum neuen Jahre pflegt einer dem andern, wer's tun will, eine Muskatnuß und ein Stückchen Ingwer, beides zuweilen vergüldet, zu verehren." Über ein Jahrhundert ſpäter empfand man die Sitte der Neujahrsgeſchenke neben den Weihnachtsgeſchenken, die ſich ja damals ſchon längſt durchgeſetzt hatten, als läſtig; das zeigt eine Bekanntmachung der Kaufleute, Krämer, Wirte und Seifenſiedermeiſter in Suhl im „Königl. Privil. Hennebergiſchen Wochenblatt" vom 16. 12. 1829, in der ſie erklären, daß ſie „die ſo läſtigen auf einen jeden Geſchäfts Bezug-

habenden Neue-Jahrgeſchenke einſtellen". Als letzter Reſt iſt heute in Städten die durch die Zeitung ausgeſprochene Beglückwünſchung der Kunden und Gäſte durch Wirte und Händler geblieben. In einigen Dörfern des Kreiſes Schleuſingen (Dietzhauſen, Albrechts) geben alle, die zu Weihnachten beſchenkt werden, dem Spender zu Neujahr eine Kleinigkeit, gleichſam als Gegengeſchenk, „Neujöhrle" genannt.

Die Zwölften und Neujahrsfeiern nehmen ihr Ende am Dreikönigstag oder am Hohen Neujahr, am 6. Januar. Das noch im vorigen Jahrhundert in Thüringen häufiger geübte „Sternſingen"[12] an dieſem Tage iſt heute ausgeſtorben. In Stadtilm und auf dem Walde trugen Knaben ein auf einer hohen Stange befeſtigtes Häuschen herum, in dem bewegliche Puppen den König Herodes und die drei weiſen Könige darſtellten, wobei ſie ein Lied ſangen, das uns auch als Bruchſtück eines älteren und längeren Liedes um 1850 aus Sömmerda überliefert iſt:

„Die Heiligen Drei Könige mit ihrem Stern,
Sie ſuchten den Herrn, ſie hätten ihn gern;
Sie kamen vor Herodes Haus,
Herodes ſprach zum Fenſter heraus:
Ihr lieben drei Weiſen, kommt 'rein zu mir,
Ich will euch geben Wein und Bier,
Ich will euch geben Heu und Streu,
Auch ſollt ihr haben die Zehrung frei..."[13]

Früher wurde am „Oberſt", eben dem Hohen Neujahr, in dem Städtchen Eisfeld Frau Holle verbrannt. Nach der thüringiſchen Sage ging ſie an dieſem Tage in den Hörſelberg zurück. In Eisfeld aber zog man nach Schluß des Nachmittagsgottesdienſtes mit Muſik auf den Markt, ſang ein geiſtliches Lied und rief ſich einander zu: „Frau Holle wird verbrannt[14]."

Im letzten Jahrzehnt wurde das Dreikönigsſingen von Kindern nur noch in Goldlauter bei Suhl geübt. In einigen Dörfern kocht man an dieſem Tage Möhren, weil unter den drei Königen auch ein Mohr war, um damit im neuen Jahre Gold zu bekommen (Gebeſee bei Weißenſee) oder um weiſe zu werden (Ballſtädt bei Gotha). Daß der thüringiſche Umgang mit dem Stern auf den nordiſchen Brauch des Herumtragens eines Sonnenrades, das gedreht werden mußte, zurückgeht und ſeine Wurzel in einem kultiſchen Sonnenradſinnbild der Germanen hat[15], iſt durchaus möglich, aber bei dem Mangel älterer Belege nicht ſicher zu beweiſen.

Eine nur in mehreren Dörfern des Kreiſes Eiſenach (Ifta, Förtha, Göringen und früher Ruhla) vorkommende Eigenart iſt die Feier des 2. Januars, er heißt dort „Walfier" (Waldfeier) und hat ſeinen Namen davon, daß die Holzhauer an dieſem Tage feiern, d. h. daß ſie nicht in den

Wald gehen; denn „da ſucht ſich der Wald einen Mann", d. h. da verunglückt einer (Ifta). In Ruhla ſagt man: „Zu Walfier, da gehn die alten Wieber ze Bier."

Vorfrühlingsbräuche

Mit Lichtmeß (2. 2.) nimmt der Vorfrühling ſeinen Anfang. Auf dem nördlichen Eichsfeld heißt es im Sprichwort:

„Lichtmaß, den Winter verlaß,
Das Spinnrad hinter die Tür,
Die Hacke herfür!"

D. h. alſo: die Bauern ſollen ſich nunmehr für die beginnende Feldarbeit rüſten. Sorgenvoll ſchauen ſie zum Himmel; denn

„Lichtmeß hell und klar,
Bringt den Bauern ein gutes Jahr."

Zwar ſagt man noch im Kreiſe Sondershauſen (Kleinbrüchter), der Winter ſei erſt zur Hälfte vorbei, und man müſſe von allen Vorräten darum noch die Hälfte haben, aber allerlei Vorſchriften, die in bäuerlichen Kreiſen Thüringens noch Beachtung finden, zeigen den deutlichen Einſchnitt: in der Rhön feiern die Lichtſtuben (Spinnſtuben) an dieſem Tage mit allerlei Verkleidung und Scherz, von Lichtmeß an wird das Abendbrot wieder am Tage, d. h. ohne Beleuchtung eingenommen. In Kraftsdorf bei Gera ſagt man etwas derber:

„Lichtmeß ſollen die Herren bei Tage eß,
Die Bauern, wenn ſie kunn,
Un die Bettelleut, wenn ſie was hunn!"

Auch die Dienſtboten, die früher regelmäßig an dieſem Tage ab- und anzogen, wechſeln noch bisweilen; die bleibenden Dienſtleute „ſtolpern", d. h. am Abend ißt und trinkt man auf ihre Koſten (Neuhaus-Schierſchnitz). Danach beginnen die vorbereitenden Arbeiten für die Beſtellung. Das Wetter wünſcht ſich der Bauer in Südthüringen trübe und ſtürmiſch; denn

„Wenn's an Lichtmeß ſtürmt und ſchneit,
Iſt der Frühling nicht mehr weit."

Vom kirchlichen Charakter des Lichtmeßfeſtes, an dem die Katholiken ihre Kerzen für das Jahr weihen laſſen und das ja in früheren Jahrhunderten auch von den Evangeliſchen gefeiert wurde, weiß die Thüringer Bevölkerung nichts mehr. In Thüringens Nachbarſchaft, in Spergau bei Merſeburg, hat die dort geübte Lichtmeßfeier mit ihrem Faſenachtsbrauchtum Berühmtheit erlangt. Urſprünglich war ſie wohl mehr ein Aufnahmefeſt junger Burſchen und Mädchen in den Jugendbund als ein Naturfeſt.

Der Peterstag (Petri Stuhlfeier, 22. 2.) wird in vielen Dörfern Nordthüringens als der erſte Frühlingstag gefeiert; „St. Peter hebt den Frühling an". In Dörfern des Eichsfeldes und der Grafſchaft Hohenſtein bis hinunter in den Kreis Gotha (Weingarten), Langenſalza (Kleinwelsbach) und Sondershauſen (Wolferſchwenda) lebt er heute nur noch als „Niſteltag". Kinder ſchleichen zu Bekannten und Verwandten in die Häuſer, ſtreuen Häckerling in die Stube oder auf die Treppe und rufen dabei:

„Niſtel, Niſtel, bunt Ei!
Wenn ſie gut geraten, ſo gebt mir zwei!"

In Dingelſtädt werfen ſie Erbſen oder Fruchtkörner ans Fenſter mit dem Ruf: „Ich neſtle um das rote Ei; wenn eins nicht g'nug, dann gebt mir zwei!" Sie kündigen damit an, daß ſie Oſtern wiederkommen und ihr Oſterei holen wollen. Wer bei dieſem Auftritt erwiſcht wird, muß freilich darauf gefaßt ſein, mit einem Eimer Waſſer übergoſſen zu werden. Am Peterstage pflegten die Bäuerinnen ihren Hühnern ein neues Neſt zu bauen, damit dieſe viele Eier legen ſollten; ſie „niſtelten" alſo und gaben mit dieſem Tun dem Heiſchebrauch der Kinder den Namen. Sie fütterten an dieſem Tage auch die Hühner ohne vorherigen Anruf durch einen Reif oder in einem von einer Kette oder einem Wagenrad gebildeten Kreiſe, um die Hühner mit dem Segenszeichen des Sonnenrades gleichſam an den Hof zu ketten, damit ſie ihre Eier nicht weglegten. Heute iſt der Brauch auf Faſenacht übergegangen und wird da geübt, z. B. in Thierſchneck bei Camburg, Stanau bei Neuſtadt-Orla, Steinbach-Hallenberg. Früher war der Peterstag in Nordthüringen auch ein ſchulfreier Tag für die Kinder; ſie brachten ihrem Lehrer, der damals wie der Pfarrer noch vielfach einen Teil ſeines Einkommens in Sachleiſtungen erhielt, Stroh, Heu, Eier, Butter, Wurſt, Kaffee, Zucker, Wein, und ſchütteten alles in Gefäße, die im Hausflur aufgeſtellt waren. Dafür bewirtete ſie am Nachmittag die Frau Kantor mit Kaffee und Kuchen (Kleinkeula, Kleinbrüchter bei Sondershauſen). Aber auch die Hausfrauen hänſelten ſich früher gegenſeitig. Sie hatten es namentlich um die Mittagszeit auf die Kochtöpfe abgeſehen. Eine Bäuerin ſchlich bei der anderen ins Haus, ſtellte ſich unbemerkt hinter die Küchentür und nahm der Hausfrau, ſobald ſie ſich einmal entfernte, den Kochtopf vom Feuer und trug ihn davon. Unter allerlei Geſpött mußte der Raub wieder eingelöſt werden (Immenrode bei Nordhauſen)[16]. In Salzungen an der Werra war das Beſchenken mit dem „Petersdreck" Brauch. Man ſuchte ſich gegenſeitig Kehricht und allerlei Schmutz in die Stube zu ſchütten, im Glauben, daß dem alſo Beſchenkten der Flachs gedeihe[17]. Heute findet ſich der geſamte „Niſtelbrauch", von einem Dutzend nordthüringiſcher Dörfer abgeſehen, in

der Auflöſung. In Oppershauſen bei Langenſalza lädt der Pfarrer am Peterstage die Konfirmanden in die Pfarrei, wo ſie mit Kaffee und Brezeln bewirtet werden und die Zeit mit unterhaltenden Spielen verbringen, während die Konfirmanden dem Pfarrer ein Geldgeſchenk geben. In Dippach bei Gerſtungen haben die Kinder das Niſteln ſchon in ein ſinnloſes „Niſpeln" verfälſcht, wenn ſie rufen:

„Niſpel, Niſpel, Liet (Leute),
Peterstag iſt hiet (heute).
Niſpel, Niſpel, Neſt,
Niſpeltag iſt g'weſt (geweſen)."

Den Höhepunkt erklimmt alles luſtige Treiben und Necken zu Faſtnacht oder, wie es in der Thüringer Mundart richtiger und wohl auch urſprünglicher heißt, zu „Faſenacht". Faſenacht dehnte ſich früher über mehrere Wochen aus, man rechnete ſie bisweilen ſchon vom Weihnachtskreis an. Wie die Grundformen und die Sinndeutung des Faſenachtstreibens verwickelt und ſchwierig ſind, ſo bleibt auch die Wortbedeutung unſicher. Die meiſten Einzelbräuche in ihrem urſprünglichen Kern ſcheinen die Steigerung der anhebenden Frühlingskräfte zum Gedeihen für Menſch, Vieh und Acker in ernſten kultiſchen Faſenachtsbegehungen bezeichnet zu haben. „Unrecht Gut faſelt nicht", führt Adrian Beier in Jena als Sprichwort an in ſeinem 1688 erſchienenen Buch „De collegiis opificum... Von der Handwercks-Zünffte Weſen und ſonderbarem Gerichts-Brauch" (S. 175 § 641). Faſelvieh iſt Zuchtvieh. In der Faſelzeit ſorgt man für das Gedeihen. Erſt ſpäter nimmt das Wort faſeln die Bedeutung von „unſinnig ſich gebärden" an. Aller Lärm, den die Jugend heute noch an dieſen Tagen macht, war darauf berechnet, die Wachstumskräfte in der Natur wachzurufen; das Schlagen mit der Rute oder Pritſche, die urſprünglich immer ein grüner Zweig war, ſollte alte ſchädliche Mächte austreiben und auf den Körper des Geſchlagenen die Lebenskraft des grünen Reiſes übertragen. Von der Vielgeſtaltigkeit und dementſprechend auch Vieldeutigkeit des Faſenachtsbrauchtums iſt in Thüringen nicht viel zu ſpüren. Es beſchränkt ſich hier auf wenige Formen. Der in Städten neuerdings gefeierte Karneval iſt nur als eine niemals voll gelungene Nachahmung des rheiniſchen Karnevals zu bezeichnen. Mögen die Aufzüge noch ſo prachtvoll und die ſcherzhaften Anſpielungen noch ſo blendend ſein, die thüringiſche Bevölkerung hat nicht den Sinn für den ſprißigen Witz der rheiniſchen Städte, ſie geſtaltet alles derber.

Eine Bereicherung des karnevaliſtiſchen Lebens iſt nur die Wiederaufnahme der Hof- und Gerichtstage, die der Herzog Thus von Lichtenhain-Meckerſtedt, neue Linie, mit ſeiner Gemahlin Thusnelda und ſeinen zahlreichen

Würdenträgern in Jena ſeit 1938 zu Faſenacht abhält. Hier knüpft die Studentenſchaft der thüringiſchen Univerſität an das Brauchtum der Studenten im 18. und 19. Jahrhundert an, vor allem an den Brauch des „Bierſtaates". In ihm wandte ſich nach den Befreiungskriegen die idealiſtiſche Jugend im Dienſte der Freiheit und Ehre des Vaterlandes gegen die Kleinſtaaterei, Kleinlichkeit, Überheblichkeit und Titelſucht und führte mit der Nachäffung der Titel- und Würdenträger in ihren geiſtlichen und weltlichen Bierſtaaten beſonders bei ihrer Fahrt durch die Stadt auf vorſintflutlichen Gefährten den ſtaunenden Maſſen einen eindrucksvollen und politiſch bedeutſamen Ulk vor.

In den thüringiſchen Dörfern wird nur der Faſenachtsdienstag mit harmloſen Neckereien und Umzügen gefeiert. Schon frühmorgens beginnen die Hänſeleien. „Du haſt 'n Loch in der Jacke!" ruft ein Junge der älteren Magd zu. Sie dreht ſich um, ſieht aber nichts von einem Loch. „Ach, du alter Faſenachtsnarre!" ſtellt lachend der Junge feſt (Ichſtedt bei Sondershauſen). Schulkinder verkleiden ſich, ziehen ſingend von Haus zu Haus und laſſen ſich mit einer Faſenachtsbrezel oder einem Kräpfel beſchenken. Die Burſchen wählen abenteuerliche Verkleidungen, ſchwärzen ſich das Geſicht und legen große Bärte an, ſetzen ſich Tierköpfe auf oder legen Tierfelle an und treiben noch häufig einen Bär vor ſich her, der tanzen muß. Dieſer den Bär darſtellende Burſche iſt ſtets in Stroh gewickelt und heißt nach früher gewöhnlich verwandtem Erbsſtroh „Erbsbär" (Nord- und Mittelthüringen) oder „Strohwickel" (Schleizer Oberland). Für ihre Späße ſammeln ſie Geld, Würſte, Pfannkuchen ein, die ſie am Abend verſchmauſen. In einigen kleinen Dörfern bereiten auch die Mädchen gegen Abend aus den geſammelten Fleiſchſtücken einen Feſtbraten, wozu ſie natürlich Thüringer Klöße kochen. An das gemeinſame Mahl ſchließt ſich gewöhnlich der Tanz am Abend bei der Muſik eines „Zerrwanſtes" oder eines „Ziehbalges" (Ruppersdorf bei Schleiz). Legten die Gemeinden früher oft zu Faſenacht ihre Rechnung und hielten im Anſchluß daran ihre Hegemahlzeit, ſo ſorgt die Jugend im Schleizer Oberland (Langgrün) für eine eigenartige Abwandlung des alten Rechtsbrauches. Die Mädchen „legen auf" beim Faſenachtstanz. Drei Burſchen und drei Mädchen, von der Jugend gewählt und in ihrer Kleidung gekennzeichnet, tanzen alle Anweſenden an den Tiſch heran, der mitten im Saale ſteht. Jeder, der herangetanzt wird, muß es ſich zur Ehre anrechnen, eine Spende von wenigſtens 3 Mark zu zahlen, wofür er mit der Tänzerin bei Muſik dreimal um den Tiſch tanzen darf. Wie die 3 Mädchen die Burſchen und Männer, auch vom Kartenſpiel in der Gaſtſtube weg, heranholen, ſo die Burſchen alle Frauen und Mädchen. Am Tiſch erhalten die herangetanzten Männer ein Gläschen Schnaps und eine Zigarre,

die Frauen und Mädchen ein Schnäpschen mit einer Brezel oder einem Hörnchen. Von dem Erlös beſtreiten die Burſchen die Koſten für die Muſik und bezahlen davon Schulden von früheren Tanzvergnügungen, den Reſt vertrinken ſie.

In Dörfern des Kreiſes Sondershauſen kommen die Frauen gewöhnlich am Faſenachtsdienstag das letztemal im Winter zur Spinnſtube zuſammen, ohne allerdings zu ſpinnen. Manche erſcheinen verkleidet in alten Trachten oder als Soldaten in den Uniformen ihrer Männer. Abends tragen Frauen und Mädchen die Koſten für den Tanz und fordern zum Tanze auf (Kleinbrüchter, Berka bei Sondershauſen, Kleinballhauſen bei Weißenſee). Vielleicht iſt darin ein Reſt der einſt gehaltenen „Weiberfaſtnacht", an dem die Weiber das Regiment führten, zu ſehen. Der Faſenachtstanz, als Schwerttanz und Sprungtanz früher auch im Freien aufgeführt, war urſprünglich ein Fruchtbarkeitstanz, mit dem ſie den Segen gleichſam „aus dem Boden ſtampfen" wollten. Aus einem ernſthaften Kulttanz hat er ſich zum Ausdruck harmloſer Fröhlichkeit entwickelt. Früher müſſen die Faſenachtsſpiele und -tänze der Handwerker und Bauern viel üppiger und ausgelaſſener geweſen ſein. Das Schwerterfangen der Handwerksburſchen in Friedrichroda und die Tänze und Üppigkeiten zur Faſenachtszeit wurden durch eine Verordnung vom 3. Februar 1651 verboten, und um 1740 gab die kurmainziſche Regierung für Erfurt durch Mandat bekannt, daß niemand dem anderen zu Faſtnacht weder bei Tag noch bei Nacht mit unverantwortlichem Umlaufen, Geſchrei oder dgl. üppigem Beginnen, viel weniger mit feindſeliger Verwegelagerei Verdruß, Beſchwörung oder Schaden zufüge; wodurch von ungehorſamen, leichtſinnigen Leuten „viel Stank und Unluſt angerichtet" worden wäre. Wie in Nordthüringen die Hirten und Gemeindediener neu verpflichtet und mit Schnaps und Semmeln bewirtet wurden, ſo erhielt ſich bis ins letzte Jahrzehnt das Bergmannsfeſt zu Faſenacht in Geraberg bei Arnſtadt, wo heute der Bergbau faſt erloſchen iſt, und das Holzhauerfeſt zu Faſenacht in Fiſchbach bei Schleuſingen.

Am Faſenachtstage werden auch von den Erwachſenen faſt nur leichtere Arbeiten getan, die Frauen dürfen nicht waſchen, weil an dieſem Tage der Schinder ſeine Felle aufhängt (Steinheid), nicht ſpinnen und flicken, aber ſie reinigen die Hühner- und Taubenſtälle (Neuhaus-Schierſchnitz), dürfen die Tauben allerdings nicht heranpfeifen und die Hühner nicht mit „Klikkerle" oder mit „Güberle" rufen, damit ſie der Geier nicht hole (Sichelreuth bei Sonneberg). Auch den erſten Salat pflanzen ſie im Garten (Krölpa bei Saalfeld). In vielen Orten des Saaletales fertigen Bauer und Bäuerin die Strohbänder zum Binden des Kornes an; denn die Faſenachtsbänder halten am beſten und bringen den meiſten Segen. Die zum erſtenmal mit-

helfenden Kinder ſchicken ſie zu Bekannten, um die Bänderſchere oder die Pfannkuchenform, Mückenfett oder Trittſteinöl und ähnliche unmögliche Dinge zu holen. Von Hof zu Hof geſchickt, merken die Kinder dann endlich, daß ſie gehänſelt werden, oder ſie laſſen ſich von Freunden und Paten, die ein menſchliches Rühren ſpüren, einen ſchweren Stein in einen Sack legen, auf den dieſe allerdings etwas Gebäck zum Verſüßen der Laſt legen.

Der Gedanke an die Ausſaat beherrſcht ſelbſtverſtändlich das Denken des Bauern an dieſem Tage. Um zu erfahren, ob er früh oder ſpät ſäen ſoll, ſät er zu Faſenacht in 3 Töpfe mit gleicher Erde einige Körner Gerſte, und zwar frühmorgens, mittags und abends. Nach dem verſchiedenen Wachstum richtet er ſich in der Zeit der Ausſaat. Am Aſchermittwoch „netzt" jeder Bauer die Gerſte an, indem er einige Glas Bier im Wirtshaus trinkt, damit die Gerſte gut wächſt (Langgrün bei Schleiz). In Nordthüringen (Gebeſee bei Weißenſee) bäckt man Faſenachtshörnchen, in Kleinſchmalkalden ißt man Reisbrei, am Aſchermittwoch Sauerkraut und am folgenden Donnerstag Kräpfel.

Am Aſchermittwoch oder Topftag verkleiden ſich in Lauchröden bei Eiſenach die Kinder und werfen Scherben vor die Türen der Leute. Auf dem Eichsfeld und in Südthüringen (Pfersdorf bei Hildburghauſen) begräbt man noch hier und da am Aſchermittwoch die Faſenacht, auf dem Eichsfeld in Geſtalt eines Herings in feierlichem Trauerzuge. Wer an dieſem Tage zuletzt aufſteht, muß ſich als „Fauler" viel Hänſeleien gefallen laſſen (Hohndorf bei Greiz).

Faſenachtsfeuer kennt Thüringen nicht. Nur am erſten „Faſtenſonntag" (nach Faſenacht) fachen die katholiſchen Dörfer des früher zu Fulda gehörigen Amtes Geiſa ihr „Hutzelfeuer" an. Die Jungen ſchwingen alte, dürre Reiſigbeſen, die mit Werg oder Stroh umwickelt ſind, als Fackeln im Kreiſe, wenn ſie dieſe auf den Bergen und Anhöhen der Rhön angezündet haben. Am „Hutzelſonntag", der ſeinen Namen von dem Brauch hat, an dieſem Tage Hutzeln, d. h. getrocknete Apfel- und Birnenſchnitzel, zu eſſen, ſchwingen ſie ihre „Hutzelräderchen", die vielleicht auf eine altgermaniſche Sonnenverehrung hinweiſen. Im Dorfe ziehen ſie herum und Hutzeln bettelnd ſingen ſie:

„Die Hutzeln ſind geſotten
Mit den dicken Knotten,
Mit dem dürren Hutzelſtiel,
Alte Weiber gibt's gar viel,
Junge noch viel mehr,
Wenn ihr uns kein Hutzel gebt,
Soll der Baum kein Birn mehr trage." (Bermbach-Rhön)

Das Brauchtum im März ist ganz auf Austreiben des Winters und auf Frühlingszauber gerichtet. Am 12. März wird noch an einzelnen Orten das Gregoriusfest gefeiert. Erstmalig ist zwar vom Gregoriustag als einem Schulfest 1418 in Bautzen die Rede, es scheint aber, als ob der Tag nach einer Notiz aus der Arnstädter Renterei-Rechnung von 1522 erst kurz vor der Reformation durch ein Narrenfest mit Musik und Brezelausgabe gefeiert worden ist, wobei man die Schüler mit Ruten und Pritschen ihren Unfug treiben ließ. Da man auf den 12. März, den Todestag des Papstes Gregor des Großen (590–604), der als Schutzpatron der Schuljugend galt, den Beginn des Schuljahres legte, gestaltete man es immer weiter zum Schul- und Kinderfest aus. Mit Bischofsspiel, allerlei Fasenachtsbelustigungen, Pritschenschlagen und Brezelessen wurde es gerade in den protestantischen Ländern Thüringen und Sachsen sehr stark gefeiert[18]. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sind die meisten Feiern wegen der bettelhaften Umzüge des „Gregorius-Singens", die dem Lehrer Einkünfte verschaffen sollten, abgeschafft worden. Nur als Kinderfest hat es sich in einigen thüringischen Städten bis auf den heutigen Tag in mannigfachen Änderungen behauptet: in Stadtilm unter dem alten Namen Gregoriusfest, in Ilmenau als Neuschülerfest, in Pößneck als Brezeltag und höchstwahrscheinlich auch das Naumburger Kirschfest. Die Feiern werden nicht mehr am 12. März abgehalten, sondern sind auf einen wärmeren Tag im Juni verlegt worden.

In Stadtilm tragen am Festsonntag beim Umzug durch die Stadt die bekränzten Mädchen Bogen, die mit buntem Papier geschmückt sind, in den Händen. Die Jungen haben eine blauweiße Schärpe über die Brust gebunden und halten vor sich einen mit Bändern und Papier verzierten Stecken, bald als Spieß, bald als Schellenbaum aufgemacht. Eine Patin oder Verwandte steckt auf die Spitze einen Windbeutel; die älteren Knaben tragen sogar Säbel, mit denen sie stolz über das holprige Straßenpflaster klappern. Nach dem Klettern der Jungen am Maibaum, dem Schießen mit dem Luftgewehr, dem Ringstechen und dem Eierlauf der Mädchen um bescheidene Preise verspeisen sie alle ihre Rostbratwurst und stürzen sich ins Jahrmarktsgetriebe. Der folgende Montag ist schulfrei, und nachmittags finden nochmals sportliche Wettkämpfe statt[19].

Einen Rest germanischer Frühlingsfeier haben wir in dem größten Thüringer Volksfest, das nach dem Sinngehalt am tiefsten verankert ist und weitaus die meisten Menschen vereint, dem Eisenacher Sommergewinn[20]. Nach einem festlich-bunten Abend am Sonnabend vor Lätare – heute oft auf einen späteren Sonntag verlegt – setzt sich nach Mittag der Festzug in Bewegung. Spitzenreiter und Herolde, alte Germanen in Kriegsrüstung eröffnen den Zug. Ihnen folgen Männer und Frauen in alter Tracht, Kinder

als Oſterhaſen, Frühlingsvögel, Fröſche, Schmetterlinge und Maikäfer verkleidet. Andere Kinder tragen Äſte von Frühlingsbäumchen mit ausgeblaſenen Eiern, die wieder oft mit Binſenmark wundervoll beklebt ſind, und blumengeſchmückte Stäbe. Dazwiſchen fahren viele Feſtwagen, unter ihnen als beſonders bemerkenswert der Winterwagen mit dem gewaltigen Rieſen Winter, der mit dem weißen Haupt und den ellenlangen Beinen weit über das Gefährt hinausragt, und der Sommerwagen mit der Frühlingsgöttin oder Frau Sunna und blumengeſchmückten Kindern, oft als zwitſchernde Vögel dargeſtellt. Dazwiſchen Frau Holle mit einer Spinnſtube, eine Gruppe Jäger, Holzhauer, die Stieger Muſikkapelle, Kegelklub und Gartenkolonie der Weſtſtadt und manche luſtige Verulkung ſtädtiſcher Perſönlichkeiten. In jedem Jahre wechſeln die Wagen, die immer neue Einfälle wiedergeben, zu denen vor allem auch die für Eiſenach typiſchen Scherzgeſtalten Frieder und Hänner beitragen. Der Zug geht der Überlieferung entſprechend nur durch die Georgen- und Katharinenſtraße in der Weſtvorſtadt bis zum ſogenannten Stern. Hier haben die Bewohner ihre Häuſer mit Kränzen, Girlanden und Tannengrün, Blumen und Pflanzen geſchmückt; überall ſieht man, wie im Zuge ſelbſt, das Wahrzeichen des Feſtes, den Kickelhahn. Die Weſtſtädter halten an dieſem Tage offenes Haus und bewirten freigebig alle Verwandten und Bekannten, für die es Pflicht iſt, bei ihnen einzukehren. An einem Platze endet der Zug mit einem erſt kürzlich hinzugekommenen Streitgeſpräch zwiſchen Winter und Sommer und der Verbrennung des Winters, der hier als Strohmann verbrannt wird, während alt und jung eine fröhliche Runde um den verbrennenden Winter tanzen. Dann geben ſich 30 000 Menſchen, die oft auf dieſem engen Raume zuſammenkommen, den Volksbeluſtigungen und Leckereien in den langen Budenreihen hin. In den Gaſthöfen ſitzen Einheimiſche und Fremde in frohem Geplauder zuſammen und trinken ſich mit dem vor einem Jahrzehnt aufgekommenen Feſtgruß „Gut Ei“ und „Kickericki“ zu und ſchwingen eifrig das Tanzbein.

Der Eiſenacher Sommergewinn iſt, trotz mancher romantiſcher Zutaten, kein Mummenſchanz, ſondern ein an jahrhundertealte Überlieferung anknüpfendes Volksfeſt. Die geſchichtlichen Belege gehen freilich nur bis 1700, indirekt bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück[21]. Nach Eiſenacher Chroniken, die um 1700 entſtanden ſind, haben hier junge Burſchen mit Mädchen und erwachſenen Kindern vom Mädelſtein herab ein Rad, „daran ſie einen Strohmann gebunden, den ſie Todt genannt, brennend getrieben (alſo eine Art Räderung!), danach haben ſie eine junge Tanne aus dem Wartburgwald geholt und auf dem Plan aufgeſtellt. Die Burſchen ſind nach den daran gehängten Bändern emporgeſtiegen“. Schumacher ſchrieb

um 1821, Lätare habe man früher den Tod in Geſtalt eines Strohmannes zum Ort hinausgetrieben, verbrannt oder nach dem Umzug durch die Felder, denen man einen glücklichen Sommer gewinnen wollte, ins Waſſer geworfen. Auch das iſt uns durch andere Überlieferungen um 1700 bezeugt. Für Eiſenach[22] ſind uns (ſeit Paulini) um 1700 dieſelben auch anderswo ſchon früher belegten Lieder, die man damals ſang, genannt:

„Nun han den Tod wir ausgetrieben und bringen den lieben Sommer wieder,
Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben, ſo wär er dies Jahr wohl hinne geblieben."

Um 1700 wurde jedenfalls der Tod, d. h. der Winter, als Strohpuppe dargeſtellt, ausgetrieben, und der Sommer eingeholt oder „gewonnen". Nach den Mittagspredigten gingen, wie die Eiſenacher Chroniſten Koch und Paulini um 1700 berichten, die Kinder vors Georgentor, ſahen ſich die in einer friſchen Tanne oder Fichte ſitzende Sommerpuppe an und kauften ſich einen ſogenannten Sommer, nämlich einen Fichtenzweig, der mit Brezeln, Bändern, bibliſchen Bildern auf Gipstäfelchen, kleinen Kuchen, ausgeblaſenen bunten Eiern, Schneckenhäuſern uſw. behängt war. Den trugen ſie nach Hauſe. Sicherlich haben ſie die uns aus Schleſien und Franken überlieferten Lieder geſungen, daß ſie den Sommer und den Maien brächten, den Vogelſang, die Blumen und den grünen Wald.

Die Feier in Eiſenach hielt ſich. Aber das Rollen des brennenden Rades kam ab, ebenſo das Schmücken der Hütten mit grünem Reis. An den Sinn des Frühlingsfeſtes erinnerten nur noch die Verkaufsſtände mit Blumenſtöckchen und mit Vögeln aus Binſenmark, „heilige Geiſter" genannt. An ihre Stelle traten ſchließlich die bunten Kickelhähnchen und gelben Kücken. Das Feſt erfuhr eine gewaltige Belebung und Sinnerneuerung im Jahre 1897, als ein Feſtzug mit Winter- und Sommerwagen, mit Frühlingstieren und Sommergeſtalten eingerichtet und die Strohpuppe verbrannt wurde.

Der Brauch des Winter- oder Todaustreibens am Sonntag Lätare iſt, wie ſchon Auguſt Witzſchel in ſeiner Eiſenacher Programmarbeit von 1852 behauptet hatte, lange für einen ſlawiſchen Brauch gehalten worden. Aber dagegen ſpricht einmal die Tatſache, daß rein ſlawiſche Gebiete, wie Rußland, die Tſchechei und Slowakei, den Brauch nicht kennen. Die Siebenbürger haben den Brauch, nicht aber die ſie umgebenden Slawen. Außerdem hat man in Schleſien, im Oſten immer nur den Tod ausgetrieben, während man in Eiſenach ſich in Verbindung damit zum ausgeſprochenen Frühlingskult mit Sonnenradrollen und grünen Reiſern bekannte. Das iſt bemerkenswert. Dann aber liegt auf deutſchem Boden ein ziemlich geſchloſſenes Gebiet mit

ähnlichem Brauchtum vor, so daß man auf Abhängigkeit schließen kann. Für das Kerngebiet kommt nur Franken in Frage; die Franken sind bei ihrer Kolonisation über Thüringen, Sachsen, Schlesien weit nach Polen und Böhmen hinein vorgedrungen und haben den Brauch verbreitet.

Auch in Thüringen wurde der Brauch früher an vielen Orten geübt[23]: in Meiningen, Neustadt an der Orla, Thieschitz (1566—1570) und Caaschwitz bei Gera (1652), Großmehler bei Sondershausen, Kelbra. In Jena wurden vom Konsistorium 1699 die Leute, die auf einem Berge sitzend gesungen hatten: „So treiben wir den Tod hinaus in unsers Nachbars Hirtenhaus", mit Kirchenbuße und 3 Tagen Gefängnis bestraft. In Frankenhausen am Kyffhäuser unternahmen die Nappenburschen, die Arbeiter im Salzwerk, den Umzug mit dem Strohmann und verbanden damit einen Heischezug. In Gotha trug man noch um 1800 eine Strohpuppe von einem Berge in die Leina. Im 19. Jahrhundert übte man ihn noch in Leißling bei Naumburg, in Debschwitz bei Gera (noch 1866), Dorla (bei Mühlhausen), Oberhain, Mankenbach, Unterweißbach und einigen anderen Orten der schwarzburg-rudolstädtischen Oberherrschaft und des Eichsfeldes.

Außerdem war der Brauch in Thüringen früher mit anderen Bräuchen und Festen verknüpft. Beim Ablaßfest in Thamsbrück bei Langensalza z. B. wird heute noch eine Strohpuppe in der Unstrut ertränkt; der Tod ist unter dem Einfluß des um 1501 gewährten Ablasses und des daraufhin aufgekommenen Ablaßfestes zum „Tetzel" geworden, den man nach der Einführung der Reformation an Stelle des Todes ins Wasser stürzte[24]. Wenn in Nordthüringen, z. B. in Tettenborn am Südharz, Anfang Mai ein Bursch als „Erbsbär" – nicht in Stroh, sondern jetzt im Eisbärenfell! – mit mehreren anderen vermummten Gestalten einen Heischegang durchs Dorf hält, und wenn die anderen Burschen mit Stöcken den „Winter" fortzutreiben versuchen, falls er einmal den Schutz seiner Gesellen nicht genießt, so ist in diesem Umgang nur noch ein leiser Anklang an ein einstiges Winter- und Todaustreiben zu sehen. Heute wird der Sommergewinn, außer in Eisenach, in benachbarten Dörfern als ein reiner Kinderbrauch gefeiert, z. B. in Eckardtshausen, Hötzelsroda, Merkers. Hier tragen Kinder den Winter als Strohpuppe zum Dorf hinaus und bringen ein Fichtenbäumchen als Sommer, mit bunten Brusttüchern der Mädchen behangen, unter Absingen von Frühlingsliedern herein. Auch Friedelshausen bei Meiningen hat um 1930 das Todaustreiben durch ein Heimatfestspiel erneuert.

Bei den Frühlingsbräuchen im weiteren Sinne liegt es natürlich viel näher, an eine weitgehende Übereinstimmung der zur arischen Rasse gehörigen Völker zu denken. Man beging ein Fest, bei dem man sinnbildlich, ursprünglich sinnenhaft dem Sommer zum Siege über den Winter verhalf,

in einem ausgeſprochenen Naturfeſte das Wiedererwachen der Sommerfreude feierte und dabei die alten ſchädlichen Mächte, den Winter und den Tod, vertrieb und den Sommer mit allen Segens- und Fruchtbarkeitskräften weckte. Mannhardt[25] ſah noch das erſte Zeugnis eines Frühlingsfeſtes und des Waſſertauchens im Bericht des Tacitus, Germania 40 über den Nerthus-Kult. Die rollenden Feuerräder, die Hähnchen und anderes ſind Einzelheiten zur Vervollſtändigung des Fruchtbarkeits- und Segenszaubers, der durchaus nordiſch beſtimmt iſt.

Die neuen Ausgrabungen in den Jahren 1934/35 am Kriemhildenſtuhl bei Bad Dürkheim haben Sonnenradzeichnungen an Felswänden wieder aufgedeckt, durch die uns die einheitliche Geiſteshaltung für die Gleichartigkeit der Brauchtumsauffaſſung von germaniſcher Urzeit bis in unſere Gegenwart hinein verdeutlicht wird. Denn die Sonnenräder haben, wie ſchon der verſtorbene Pfälzer Frühgeſchichtsforſcher Chriſtian Mehlis 1884 ausgeſprochen hat, dieſelbe Geſtalt wie die Sommertagsſtecken der Pfalz. An Stelle des germaniſchen Sonnenrades hat die Kirche bei ihren früheren Gleichſchaltungen wahrſcheinlich die Brezel, wie ſie in der Pfalz am Sommerſtecken getragen wurde, als ähnliche Form zugelaſſen. Ferner ſpiegeln die ſüdſchwediſchen Felszeichnungen von Bohuslän aus der Bronzezeit, alſo vor rund 3000 Jahren, in immer neuen Abwandlungen den Kampf zwiſchen Sommer und Winter und ſeine Weiterentwicklung im Mythos wider. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts bezeichnet die Homilie einer Einſiedler-Handſchrift den nicht als Chriſten, ſondern als Heiden, der im Monat Februar den Winter auszutreiben glaubt. Über Hans Sachs und Luther zieht ſich die ſchriftliche Überlieferung durch Bild und Wort von den früheſten Zeiten bis heute[26].

Eiſenach hat heute allein in Mitteldeutſchland – von den nachahmenden Dörfern um Eiſenach herum abgeſehen – die Feier des Sommergewinns beibehalten. Kelbra am Kyffhäuſer hat ſein „Todaustreiben" auf Oſtern verlegt. Am 1. Oſtertage führt man hier auf einem Wagen eine mit alten Kleidern behangene Strohpuppe, den „armen Tod", durch die Straßen. Die Jugend, die Holz oder Wellen fürs Oſterfeuer bei dieſer Gelegenheit einſammelt, ruft dabei: „Teilt dem armen Tod auch was met, ein Wellchen us'n Ställchen!" Wenn am Abend der Holzſtoß brennt, wird der arme Tod hineingeworfen. In der Pfalz und in Schleſien liegen die Pole der Verbreitung. Ein Unterſchied zwiſchen den Feſten iſt allerdings bedeutſam: der Eiſenacher Sommergewinn gehört mit ſeinem früheren Radrollen vom Mädelſtein herab mit den Pfälzer Feiern zuſammen, wobei man wohl auch der ſegenſpendenden Sonne zu Hilfe kommen wollte. Franken und Thüringer haben bei der Oſtkoloniſation mit dem Tod- und Winteraustreiben

auch das frische Grün beim Sommereinholen nach Schlesien gebracht; aber von brennenden Rädern ist dort nichts überliefert worden.

Früher war das Todaustreiben in Thüringen vielfach mit einem Brauch verknüpft, der heute als selbständiger Osterbrauch auftritt, mit dem Brautball. Kindervater[27] berichtet in seiner Jenaer Dissertation von seinem Heimatort Kelbra in der Goldenen Aue um 1700, einige hätten nach Austreibung des Todes die Flucht ergriffen, andere hätten die Strohpuppe zerrissen oder verbrannt, wären ruhig in die Stadt zurückgegangen und besuchten nun die Häuser derer, die im letzten Jahre Hochzeit gehalten. Sie riefen die junge Frau heraus: „Braut, gebt den Pall herauß!" Daraufhin warf die junge Frau verschiedenfarbige, aus Seide oder Tuch bestehende Bälle, die sie zu diesem Zwecke verfertigt hatte, an Fäden vom Obergeschoß des Hauses herunter. Um sie begannen die Knaben und Mädchen zu streiten. Jeder suchte durch Emporspringen eine größere Zahl von ihnen zu erbeuten. Ähnlich muß es, nach einem Verbot, das Graf Heinrich XII. Reuß zu Schleiz 1754 erließ[28], in Ostthüringen gewesen sein; denn hier setzten ledige Mannspersonen am Sonntag Lätare Neuverheirateten oder jungen Hauswirten und solchen, die ein neues Haus, eine Scheune oder einen Stall erbaut hatten, einen hohen abgeschälten Tannenbaum vor die Wohnung, ließen sich beschenken und brachten im Wirtshaus die Gabe angeblich liederlich durch und verübten allerlei Unfug dabei.

Das mit dem Todaustreiben in Kelbra verbundene „Ballwerfen", das schon in Verbindung mit dem Hochzeitsbrauch erwähnt ist, umfaßte früher das Gebiet zwischen Weimar (Buchfart), Stadtilm (Ellichsleben), Nordhausen (Sülzhayn am Südharz) und Goldener Aue bis hinauf in die Altmark. Heute lebt der Brauch in Dörfern der Unstrutebene (Wiegleben, Ilgleben bei Gotha, Uffhoven bei Langensalza, Groß-Urleben, Klein-Vargula, Wundersleben, Herrnschwenda bei Weißensee), im südwestlichen Teile des Kreises Sondershausen (Schlotheim, Kleinbüchter, Bellstedt, Großfurra) und besonders im Kreise Nordhausen (Großberndten, Rohra, Wolkramshausen, Rüxleben, Haferungen), wenn auch vielfach vereinfacht. Am Palmsonntag ziehen die Kinder in die Wohnungen der im letzten Jahre verheirateten Eheleute und singen:

„Hütt is der Toak (Tag),
Wu me de Balln bestelln.
Me hunns nech uffgebracht un wons o nech abbreng,
Un nachsten Sonntoag wonn me sie holl." (Wiegleben)

Am 1. Osterfeiertag nach dem Nachmittagsgottesdienst kommen die Kinder dann wieder und singen in Uffhoven bei Langensalza: „Ballen rus, de Kerche is us!" oder in Wolkramshausen: „Bälle rus, der Paste kuckt us 'n

Loche rus!" Wehe aber dem Ehepaar, das ſich ausſchließt. Es wird mit dem Rufe bedacht: „Bettelbrittchen, Bettelbrut!" (Bettelbräutigam, Bettelbraut). Wie wir bei der Behandlung des Hochzeitsbrauchtums ſahen, handelt es ſich urſprünglich um einen Trennungsbrauch: Braut und Bräutigam ſind aus der Burſchen- und Mädchenſchaft ausgeſchieden und löſen ſich durch die Gabe von Bällen und Nadelkiſſen aus der Jugendgemeinſchaft. Aber dadurch, daß die urſprünglich aus Band gewundenen Bälle mit zahlreichen Nadeln, deren Spitzen nach außen ſtanden, zuſammengehalten wurden, entwickelte ſich ein harter Wettkampf zwiſchen den Burſchen, von denen jeder die meiſten zu fangen ſuchte, auch wenn er ſich die Finger wund riß. Die Mädchen bekamen die Nadelkiſſen oder liefen nach Tüchern. Bei beiden Geſchlechtern war's jedenfalls eine Probe von Mut, Gewandtheit und Schnelligkeit, ſo daß aus Siegern und Siegerinnen ſich immer wieder neue Paare als geeignet fürs Eheleben erwieſen. Mannhardt[29] hat bei der Deutung des öſterlichen Brautballes an den Sonnenball gedacht; aber es liegt näher, bei dem altgermaniſchen Ballſpiele der Burſchen und Mädchen an ein Ausleſeverfahren, durch welches das nächſte Paar herausgefunden wurde, zu denken, als in dem Brautball ein Sinnbild des Sonnenballes zu ſehen. In manchen Gemeinden, z. B. in Wundersleben bei Weißenſee, iſt der hintergründige Sinn ſo weit verlorengegangen, daß die Bälle nur noch ausgegeben werden. In Nohra bei Nordhauſen werden die Knaben mit Bällen beſchenkt, die Burſchen und Männer erhalten je einen großen Ball, mit dem ſie ein Kreisballſpiel veranſtalten. Zuletzt wird der Ball verſteigert und der Erlös im Gaſthaus in Alkohol umgeſetzt. In Niederſachswerfen bei Nordhauſen ſind es ſogar nur noch die Kaufleute, welche die Kinder mit Bällen, Schieferſtiften und kleinen Gebrauchsgegenſtänden beſchenken. In Großurleben bei Langenſalza erwürfelt ſich die Jugend die von einem Jungverheirateten geſpendeten Stoffe, Hoſenträger, Spazierſtöcke. Dafür gehen die jungen Eheleute von Haus zu Haus in die Spinnſtube oder „Brautſpiele". Die thüringiſche Mundart ſorgt im übrigen weiter für Entſtellungen, die zu Mißdeutungen Anlaß geben können. Der Ball, der von den Jungverheirateten am Palmſonntag an die Schulkinder übergeben wird, heißt in der Mehrzahl in Kleinbrüchter bei Sondershauſen „Balmen", ſo daß auch der Name „Balmenſonntag" für die Kinder dort eine ganz andere Bedeutung erhalten hat als ſonſt der kirchliche Palmſonntag! Und in dem Städtchen Schlotheim bei Sondershauſen und ähnlich in Wernrode bei Nordhauſen wird das alte Oſterſpiel der Knaben und Männer, das noch ernſthaft als Wurfſpiel von den beiden Parteien nach genau feſtgelegten Regeln geſpielt wird, als „Kohlenſchlagen" gefeiert. Nur der Thüringer weiß, daß unter den „Kohlen" die aus hartem Holz gedrehten Kugeln zu verſtehen ſind, die die Jungverheira-

teten den jungen und älteren Freunden aus dem Kegelklub, dem Gesang- und Turnverein schenken. Die unten etwas abgeplattete Kugel wird auf einem reichlich 1 m hohen Stab, der in die Erde gesteckt ist, gelegt und vom ersten Spieler mit dem „Heide" genannten Holzklotz, der wieder an einem schwunghaften langen Weiß- oder Schwarzdornstock befestigt ist, im hohen Bogen fortgeschlagen. Von dem erreichten Punkte aus schlägt immer wieder ein anderer, oft über einen großen Teil der heimatlichen Flur. Natürlich wird die Kasse am Ende auch wieder in Ostereier oder im Stammlokal in Getränke umgesetzt. Am tiefsten ist der Brauch wohl in Großwenden bei Nordhausen gesunken; hier wird er, in Unkenntnis des eigentlichen Sinnes, als reiner Lösungsbrauch unter dem Namen „Knospentreiben" gefeiert, d. h. die im letzten Jahre verheirateten Männer werden von den Burschen mit Peitschen zusammengetrieben und müssen sich durch ein Faß Bier oder einen Liter Bier und Essen für die Teilnehmer lösen. Ursprünglich versteckten sich die Ehemänner im Walde, worin sie unter Peitschenknallen und Trommelschlag aufgespürt wurden und, „in die Knospen getrieben", einige Knospen essen mußten. So wurde das Fest früher in Elende bei Nordhausen gefeiert.

Ostern

Ostern gilt dem Thüringer als erstes Frühlingsfest, wenn es auch nicht so naturverbunden gefeiert wird wie Pfingsten. In Kinderreimen, wie z. B. in einem aus Schönau vor dem Walde (Gotha), kommt die Freude zum klaren Ausdruck: „Heia, Ostern ist da. Eier und Wecken sollen uns schmecken." Der alte Deutsche wußte nichts vom Erlösungsglauben des Christentums; in seiner Freude über das aufsteigende, wärmende und Natur und Mensch belebende Gestirn der Sonne gab er dem Feste einen urgermanischen Namen; er hängt wohl nicht mit der nur in England von Beda Venerabilis im 8. Jahrhundert bezeugten Frühlingsgöttin Eostrae, die sonst nirgends in germanischen Quellen genannt wird, von unseren Romantikern aber zur germanischen Göttin Ostara erhoben wurde, zusammen, als vielmehr mit der Himmelsrichtung Osten (östan). Die Ostersonne wird den Mittelpunkt der germanischen Verehrung gebildet haben, glaubte man doch auch früher in Thüringen, zu Ostern mache die Sonne drei Sprünge. Im nördlichen Eichsfeld (Kirchgandern) zieht am Ostermorgen noch heute jung und alt hinaus, um die Sonne springen zu sehen. Wer dieses Springen wahrnimmt, den trifft nun nur noch Glück und Freude, und seine Felder gedeihen aufs üppigste.

So brennt man noch heute, wie in Niederdeutschland, in Nordthüringen vom Eichsfeld, Südharz und mittleren Helmetal bis etwa Tilleda hin zum Kyffhäuser und zur Hainleite am Abend des ersten Ostertages die Osterfeuer an. Südlich dieser Linie sind nur wenige Orte (Büßleben bei Erfurt,

Sparnberg bei Ziegenrück), die als verlorene Inſeln des Oſterfeuerbrauches auftreten; hier ſcheinen ſie von den Johannisfeuern aufgeſogen zu ſein. Die Kirche hat das germaniſche Oſterfeuer weithin übernommen und weiht es in der Oſterkerze, vor allem auf dem Eichsfeld. Noch 1714 verſuchte das Kurfürſtlich-Mainziſche Geiſtliche Commiſſariatamt in Duderſtadt für das Eichsfeld die Oſterfeuer zu verbieten, weil es zu allerlei Ärgernis, zu Schlägereien, Beſchädigung der Wälder und Scheunenbrand gekommen war; 1799 ſogar mit Androhung einer vierwöchigen Zuchthausſtrafe[30], aber das Volk hielt am Oſterfeuer feſt.

Die einzelnen Dörfer ſind bemüht, durch ein recht großes Feuer die wetteifernden Nachbargemeinden zu übertreffen. Darum ſchleppen die Jungen und Burſchen ſchon Wochen vorher Reiſig und Wellen zuſammen und türmen es zu einem gewaltigen Holzſtoß auf. Am Nachmittag des erſten Oſtertages gehen ſchließlich noch einmal die Burſchen herum und rufen laut durch die Straßen: „Wellen rus, das Fier gedd us" (Großwerther bei Nordhauſen), oder deutlicher fordernd: „Wellen rus, oder wir ſchlan en Loch ins Hus!" Und dann flammen am Abend des erſten Oſtertages die Feuer auf allen Höhen weit in der Runde empor. Während die Jungen mit alten Beſen ums Feuer laufen und „ſchwärmen" (Nohra bei Nordhauſen) und die älteren Burſchen ihre Fackeln im Kreiſe ſchwingen, um – allerdings ohne ſich des Sinnes bewußt zu ſein – mit dieſem Drehen die Sonne in ihrem Laufe zu unterſtützen und die Mächte des Winters endgültig zu vertreiben, ſtehen die Alten meiſt ſchweigend herum und fühlen im ſtummen Schauen ins eigene Feuer und zu den fremden Feuern in der Runde hinüber etwas von der alten Glaubens- und Schickſalsverbundenheit, die ſie mit ihren Heimatgenoſſen und ihren Ahnen eint. Das Treiben am Oſterfeuer iſt nicht ſo laut und freudig wie beim Sonnenwendfeuer; nur auf dem Eichsfeld werden Oſterlieder am Feuer geſungen (Hundeshagen). Die Burſchen ſprangen früher in Hauröden bei Worbis auch nicht mit ihren Mädchen durchs Feuer, ſondern allein. Der Hirt hält die Pfähle für die Hürde ins Feuer, und bei Dingelſtädt nimmt man aus ihm Kohlen und macht damit an Stalltüren ein Kreuzeszeichen, um das Vieh vor Krankheiten zu bewahren. Bei Heiligenſtadt verbrennt man die Palmen vom Palmſonntag und verwendet die Aſche zur Austeilung des Aſchenkreuzes am nächſten Aſchermittwoch. Aber das ſind alles ſpätere chriſtliche Zutaten, wenn auch der ariſche Glaube an die reinigende und ſühnende Kraft des Feuers, die ſich auch der Aſche mitteilt, dahinterſteht. In Oberdorla bei Mühlhauſen verbrennen die Knaben der erſten Klaſſe am dritten Oſtertag den „Trog", einen ausgedienten Backtrog, den ſie im Gemeindebackhaus erhalten und deſſen Leuchtkraft ſie durch Reiſig und Holz erhöhen.

Wie das Feuer, ſo hat auch das Waſſer zu Oſtern eine beſonders belebende

und erhaltende Kraft. Noch an vielen Orten gehen die Mädchen in der Oſternacht oder am frühen Oſtermorgen heimlich zum Bach oder Fluß, um aus dem fließenden Waſſer zu ſchöpfen. Nur wollen ſie nicht von den Burſchen oder ſonſt jemand angeſprochen und geſtört ſein, um die Zauberkraft des heilſamen Lebenswaſſers, das ſich das ganze Jahr halten und ſie ſchön machen ſoll, zu gewinnen. In Breitungen a. d. Werra ſchütten manche Frauen das Oſterwaſſer auf das Sauerkraut, damit es das Waſſer halte, d. h. damit es recht ſaftig bleibe. Selbſt der Tau des Oſtermorgens hat heilende Kraft; darum glaubt man in Wehnde auf dem Eichsfeld, wer am Oſtermorgen über ein Saatfeld gehe, dem täten die Beine nicht weh. In Tettenborn am Südharz beſpritzen ſich ebenfalls am Abend vor Oſtern die Jungen gegenſeitig mit Waſſer. Früher „füllten" am gleichen Abend oder Morgen die Burſchen bei den Bauern Waſſer durch die Haustür in die Stube oder in den Hausflur (Rudersdorf bei Weimar, Görsbach a. d. Helme) und überſchwemmten den Mädchen, die zu lange geſchlafen hatten, die Kammern. Aber gegen ſolche Streiche haben vor Jahren nüchterne Leute Einſpruch erhoben und durch polizeiliches Verbot das Schwinden dieſes Brauches erreicht.

Für die Kinder iſt vor allem das Oſterei Sinnbild des Oſterfeſtes. An einigen Orten ſuchen die Kinder die Eier ſchon am Gründonnerstag im Garten oder gehen im Dorf von Haus zu Haus und ſammeln ſie ein. Für die meiſten hat ſie der Oſterhaſe, der rote oder grüne Haſe gelegt, doch nicht für alle. Zwiſchen Ballſtädt, Eſchenbergen bei Gotha und Walſchleben bei Erfurt im Süden und der Goldenen Aue im Norden (im Oſten auch in Großbraunshain bei Altenburg) legt die ſchön gefärbten Oſtereier der Kickelhahn, den man tags zuvor auf den Schwanz ſchlägt, damit er ſeine öſterliche Pflicht erfülle; im ſüdlichen Teil des Kreiſes Schleuſingen (Fiſchbach) und im Kreiſe Hildburghauſen (Crock, Oberſtadt, Pfersdorf, Poppenwind u. a.) der grüne Haſe, um Suhl herum (Mäbendorf, Benshauſen, Goldlauter), in einigen Orten des Kreiſes Sonneberg bis nach Neuſtadt bei Coburg und von Meiningen ins Grabfeld hinein und weſtlich der ſüdthüringiſchen Gleichberge bei Römhild der Storch. In jedem Bäckerladen ſteht am Gründonnerstag in dieſen althennebergiſchen Orten der Storch zum Verkauf. Patenkinder und Dienſtmädchen bekommen hier zu Oſtern ihren „Storch", d. h. ein Geſchenk, und in Welkershauſen bei Meiningen laſſen die Kinder am Gründonnerstag ihre Reimerei allenthalben hören:

„Storch, Storch, lange Bei,
Hock mich off on tröe mich hai,
Käff mr ä Silberwöle,
Käff mr ä Silberredle no,
Fährſt mich bi ä Edelmo!"

In Möhra bei Bad Salzungen bringt die Eier der Kuckuck. Alle Eierbringer sind Tiere und Vögel, die das Ei als Sinnbild der Fruchtbarkeit legen.

Das Ei ist ein Sinnbild für Ostern als Fest des erwachenden Lebens und für alle sichtbarer Träger des Lebens und der Lebenserneuerung. Im Ei wächst verborgen das Leben und läßt ein neues Wesen aus sich hervorgehen. Was mit dem Ei in Berührung kommt, erhält etwas von dieser Lebenskraft. Darum legten früher Bauern – vereinzelt heute noch – ein Ei in die Ackerfurche und pflügten es ein, um ihr Feld fruchtbar zu machen. Es ist möglich, daß man einige Zeit später, wenn man glaubte, die Eier hätten ihre stärkende Kraft dem Acker mitgeteilt, die Kinder die Eier suchen ließ. Das Ostereiersuchen mag vielleicht daher seinen Ursprung ableiten. Gelegt haben sie natürlich die Tiere und Vögel, die sich in der Frühjahrszeit in Gärten und auf den Äckern in der Nähe der Häuser tummeln! Verständlich ist aber aus der immer wieder wunderbaren Erscheinung, daß einem Ei nach Sprengung der Schale ein Kücken entschlüpft, die sinnbildliche Anknüpfung des christlichen Erlösungsglaubens an den vorchristlichen Naturkult: Wie die Sommersonne aus der Winternacht, wie das Hühnchen aus dem Ei, so brach Christus am Ostermorgen aus dem Grabe, Christus, in dem das Leben war und der zum Licht der Menschen wurde, wie der Evangelist Johannes 1, 4 sagt.

Mit den bunten Eiern spielen die Kinder an den Ostertagen „Eiertrudeln" oder „Eierpuseln", indem sie die Eier in kleinen gestrickten Netzen auf einer Wiese in die Luft werfen (Tautendorf bei Stadtroda), oder „Eierhutzen", indem sie die Spitzen der Eier zusammenschlagen (Leheſten, Kr. Saalfeld). Auch wird ihnen empfohlen, ein Ei am Ostermorgen nüchtern zu essen, sonst würden sie das ganze Jahr hindurch nicht froh (Hohenwarte bei Saalfeld). In wenigen Orten des Kreises Eisenach (Lauchröden, Neustädt, früher Unterellen) wird noch ein Osterbaum aufgerichtet, eine Fichte, die mit bunten Eierschalen, buntem Papier, Strohketten geschmückt ist. Darunter spielen die Kinder zu Ostern bei frohem Liedersang.

Auf dem Eichsfeld, z. B. in Birkenfelde, Dingelstädt, reiten am zweiten Ostertag noch nicht schulpflichtige Kinder auf Steckenpferden um die Kirche. Die grünen, oft spiralenförmig weiß geringelten Stäbe, die als Steckenpferde benutzt werden, sind natürlich Lebensruten, die auf die Kinder die frischen Frühlingskräfte der Natur übertragen sollen. Mit der Natur in magischer Teilhabe verbunden, suchten die Menschen von jeher an den Frühlingsfesten den Genuß frischer grüner Pflanzen. Der volksmedizinische Glaube gebietet noch immer, das erste Gänseblümchen, Weidenkätzchen zu verzehren. Beim „Knospentreiben" mußten in Elende bei Nordhausen die jungen Ehemänner einige Knospen essen! Der Grüne Donnerstag hat seinen Namen von der

Beſtimmung, an dieſem Tage etwas Grünes, Rapünzchen, Salat, Rapskohl, Peterſilie oder gekochten Porree, zum friſch gelegten Ei zu eſſen. In Nordthüringen (Hundeshagen bei Worbis, Rehungen bei Nordhauſen) glaubt man ſogar, wer am Gründonnerstag grünen Salat eſſe, den ſtächen das Jahr hindurch weder Mücken noch Flöhe. Daran iſt ſchon etwas Richtiges; denn jeder Bauer weiß, daß Geſchmeiß und Ungeziefer ſich von allem fernhält, was geſund ernährt iſt und ſich gut entwickelt. Reiner Aberglaube iſt jedoch, wenn man in Steinbach-Hallenberg das Ei, das am Gründonnerstag vor Sonnenuntergang gelegt iſt, einer Glucke unterlegt, die dann aus dem Ei ein Kücken von ganz beſonderer Farbe ausbrüten ſolle.

Die Jugend beginnt ſchließlich auch um die Oſterzeit, ſich für das Jahr zuſammenzufinden. In Kelbra am Kyffhäuſer gehen die Burſchen und Mädchen zu Palmarum getrennt in den Wald. Der von ihnen gewählte „Marktmeiſter", ein geſchickter und gewandter Burſche, muß unter den Mädchen und Burſchen Verbindungen anknüpfen und ſie „verhandeln", wie es zwiſchen den Viehkäufern und -verkäufern am Markttage Sitte iſt. Am Oſternachmittag ziehen alle gemeinſam aus, und unter Lachen und Scherzen macht jetzt der Marktmeiſter der neugierigen Menge von dem Erfolg ſeines Handelns Mitteilung.

Stiller und ſinnbildhafter handeln die Burſchen in der thüringiſchen Nordrhön (Ochſen, Kr. Eiſenach). Zu Oſtern blüht dort auf dem Arzberg die Sternhyazinthe (scilla bifolia), die ringsum als „blaues Schneeglöckchen" zum Oſterſtrauß gepflückt wird. Vor allem ſuchen die Burſchen einen Strauß davon und bringen ihn am Fenſter der Geliebten an. Das Mädchen weiß dann, zum Oſtertanz kann es auf einen Partner rechnen. Und hier beim Oſtertanz ſteckt der Burſch ſeiner Geliebten noch ein Sträußchen der blauen Blume ins Haar. Nimmt ſie es ohne Widerſtreben an, dann erklärt ſie ſich wortlos bereit, ſeine Zuneigung zu erwidern. Für die anderen iſt es aber das Zeichen für die Zuſammengehörigkeit der beiden. Umgekehrt aber gilt:

„Fehlt beim Oſtertanz
In deinem Haar
Die blaue Blume ganz,
Dann iſt es klar,
Armes Mädchen, du haſt keinen Mann,
Der in dieſen Tagen dich erfreuen kann."

Das kirchliche Brauchtum, das ſich um Oſtern mit Gründonnerstag und Karfreitag knüpft, iſt im Germaniſchen nicht verankert. Der Tag, an dem Chriſtus geſtorben iſt, gilt als Unglückstag und hat zahlloſe Verbote ausgelöſt. Nur für Beſprechen und Sympathiekuren iſt der Karfreitag günſtig. In Bad Tennſtedt hängt man an dieſem Tage die Kleider an die Luft, da-

mit keine Motten hineinkommen; in Schellroda bei Erfurt glaubt man, es ließen ſich am beſten Weiden aus Erlen drehen (zum Wellenbinden). Am Karfreitag wünſcht man Regen, ſonſt bleibt die Feuchtigkeit während des Jahres nicht in der Erde (Kr. Schmalkalden). Regnet es am Karfreitag ins Grab, ſo wird es ein naſſes Jahr (Dingelſtädt). An dieſem Tage wird Waſſer aus einem Bach, über den „Freud und Leid" (Hochzeits- und Leichenwagen) fährt, vor Sonnenuntergang geſchöpft (Kr. Sonneberg). An dieſem Unglückstage geht ſelbſt der Förſter nicht in den Wald, denn da hauſt der Wilde Jäger drin (Hüpſtedt bei Worbis). Am letzten Beiſpiel wird deutlich, daß eine ſolche abergläubiſche Anſchauung von der mittelalterlichen Kirche, die natürlich den Wilden Jäger am chriſtlichen Unglückstage im Walde herumtoben ließ, verbreitet ſein muß.

Der 1. April findet keine beſondere Feier, aber vielfach foppt man ſich am Morgen des Tages, beſonders unter Kindern. Geht der Lehrer aus ſeiner Wohnung am Morgen zur Schule, legt man ihm z. B. ein Päckchen Tabak in den Weg, daß er es ſehen muß und aufhebt. Aber da er beim Öffnen feſtſtellt, daß es nur mit Sägeſpänen gefüllt iſt, iſt er „in den April geſchickt". Kinder werden, wie zu Faſenacht, durch unſinnige Aufträge, die man ihnen gibt, gehänſelt; ſie werden in Ladengeſchäfte oder zu Bekannten geſchickt, um Schnakenfett, Dukatenſamen, Haumichblau, ſchwarze Kreide zu holen. Die Zeitungen ſind wenigſtens im örtlichen Teil voll dicker Enten, die ſie ihren Leſern auftiſchen. Der 1. April mag als Narrentag auf indogermaniſchen Urſprung zurückgehen.

Frühlingsbräuche im Mai und zu Pfingſten

Das Volk faßt die Zeit von Lichtmeß bis Oſtern als Vorfrühling auf und ſucht in dieſer Zeitſpanne vor allem den Winter auszutreiben und dem Frühling zum Siege zu verhelfen. Den eigentlichen Frühling ſieht es erſt gekommen mit dem Monat Mai, den es darum Wonnemonat nennt. Auf dem Eichsfeld halten die Mädchen im Dorfe an den Maiabenden ihr „Maiſingen" (Döringsdorf), oder die Jugend unternimmt ſonntags nachts 2 Uhr einen „Maiſprung" in den Wald, wo Kaffee gekocht und eine Wurſt geröſtet wird (Hüpſtedt bei Heiligenſtadt).

Wahrſcheinlich iſt einmal das Kommen des Mai als germaniſches Frühlingsfeſt gefeiert worden. Unter chriſtlichem Einfluß wurde es umgedeutet als verabſcheuungswürdiges Treiben und wüſtes Toben heidniſcher Unholde und Hexen. Wie alle Feſtzeiten, mußte auch dieſer Tag einen Auftakt haben, der das Kommen des Mai mit ſeinen Freuden und ſeinem Frieden in der Natur erſchwerte; alle böſen Mächte brachen nach dem Glauben des Volkes in der Nacht zuvor noch einmal los, und gegen ſie wehrte man ſich

nach bewährtem Muster mit gewaltigem Lärm. Die Burschen bewaffnen sich mit Peitschen und veranstalten in der Walpurgisnacht das „Hexenausklatschen". In Ost- und Südthüringen machen sie einen ohrenbetäubenden Lärm mit ihren langen Peitschen oder mit ihren „Mistpatschen", die sie auf eine etwas ansteigende und reichlich durchnäßte Rasenfläche schlagen. Mistgabeln und Rechen stellen die vorsichtigen Alten am Walpurgisabend in einen geschlossenen Raum, auch die Waschlappen verstecken sie, damit die Hexen „nicht gewaschen" auf den Ruppersberg fahren können (Hermsdorf bei Stadtroda) oder auf die Hohe Klinge im Kreis Schmalkalden oder auf den Kohlberg im Kreis Schleusingen oder sonst auf einen Hexenberg. Die Besen verbrennt die Jugend im Maifeuer. Auch in einer Stadt, in Weida, erhielt sich der Brauch des Walpurgisfeuers bis Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die 4 Stadtteile je ein Feuer anbrannten und wozu die Jungen das ganze Jahr hindurch die Besen sammelten. Stolz war, wer die meisten zusammengeräubert hatte. Wegen allerlei Unfugs, der dabei vorkam, wurden die Feuer verboten. Das laute Knallen buchen sich die Burschen als Verdienst. Denn soweit man es hört, erfriert das Korn nicht (Pfersdorf bei Hildburghausen). Fährt der Bauer zu Walpurgis Mist, so steckt er den Besen, mit dem er seinen Wagen zu reinigen pflegt, mit dem Stiel in die Erde, um die Hexen zu verjagen. In Schmalkalden treten die „Walpermännchen" auf; sie verfolgen die „Hexen", die von kleinen Mädchen, die alle Papiermützen auf dem Kopf und manchmal auch einen Stecken in der Hand tragen, dargestellt werden. Und wie hier in Schmalkalden der sonst von Burschen geübte Brauch zum Kinderspiel geworden ist, so reiten am Südharz und an der Hainleite (Seega, Steinthaleben bei Sondershausen) die kleinen Kinder in Nachahmung des Hexenrittes am Walpurgisabend ihre „Buntschecken", indem sie einen Birkenast zwischen die Beine nehmen. Der mit buschigen Zweigen versehene Baumast ist vorn etwas umgeknickt und wird mit einem Strick als Zügel vom Buntscheckenreiter gehalten.

Heute tanzen Burschen und Mädchen oft ums Feuer, das aus einem Schutzfeuer zum reinen Freudenfeuer geworden ist, ebenso wie die Kinder ihre Besen im Kreise schwingen. Auf dem Eichsfeld leisten sich die Burschen in dieser Nacht allerlei Späße: auf dem Acker zurückgelassene Pflüge und Eggen bringen sie in die Nachbarflur, und wenn dann der Besitzer sich als wilder Mann gebärdet, hat er zum Schaden nur noch beißenden Spott zu ernten. Auch die Dorfmoral macht sich geltend: ist einem Manne die Frau weggelaufen und hält sie sich im Dorf bei ihren Verwandten auf, so wird ihr „geklappert", d. h. mit den Holzklappern, die in der Karwoche die Glokken ersetzen, aber auch mit anderen Radauinstrumenten machen die Burschen Lärm. Der Zweck ist, sie zur Rückkehr ins Haus ihres Mannes zu veran-

laſſen. Iſt das erreicht, ſo wird ſie dort „eingeklappert". Allerdings iſt heute dieſe Art der Katzenmuſik bei Ausübung der Volksjuſtiz ſehr ſelten geworden. In Haferungen bei Nordhauſen ſtellt man am 1. Mai früh Langſchläferinnen unter den Mädchen Ofengabeln und Beſen ans Bett, um ihnen harmlos-witzig anzudeuten, ſie hätten ſich wohl in der vorhergehenden Nacht auf dem Ritt zum Brocken überanſtrengt. In Lipprechterode bei Nordhauſen aber ſetzt man ihnen in der Nacht Dornbüſche vor die Tür.

Im Mittelalter hielten die Erfurter ihren „Walperzug" nach der Wagdweide im Steiger. Vorn zogen, wie der Erfurter Chroniſt Falckenſtein[31] ſchildert, die vier Walperherren, mit weißen Stäben in der Hand; ihnen folgten die Viertelsknechte, Bierrufer, Spielleute in phantaſtiſch bunten Gewändern, alle mit Maiengrün, mit Sträußen und ſogar ganzen Maienbäumen geſchmückt, während die Jugend ſang: „Willſt du mit nach Walper geh? Willſt du mit, ſo komm..." Zwei Knaben, die goldene Ketten und Geſchmeide trugen und den geſchlagenen Winterrieſen und den ſiegreichen Frühling verkörperten, führte man hoch zu Roß im Zuge mit. Im Walde bewirteten die Walperherren die Teilnehmer drei Tage lang mit Bier und Kuchen. Die aus dem Walde mitgenommenen Maien ſetzten die Bürger vor und in ihre Häuſer. Im Jahre 1666 wurde dem Walperzuge durch ein kurfürſtlich-mainziſches Verbot ein Ende gemacht, er lebte aber nach den Befreiungskriegen im „Grünen Montag" der Handwerker, mit dem ſich das altgermaniſche Frühlingsfeſt verband, wieder auf. Noch in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts rief in Dittersdorf bei Rudolſtadt der Schulze die Nachbarn durch Blaſen auf einem Glashorn zum „Walpern", d. h. zum Wegebeſſern am 1. Mai[32]. So verblaßte und verflüchtigte ſich mit der Zeit die Erinnerung an das einſtige Frühlingsfeſt.

Vor Beginn der Walpurgisnacht ſammelt man Frühlingskräuter, da die Hexen ihnen ſonſt ihre heilenden Wunderkräfte nehmen. Im Altenburger Kreiſe z. B. pflücken vorſichtige Bauern von den vier Ecken eines fremden Ackers ſtillſchweigend eine Handvoll Klee, den ſie mit in ihren Stall nehmen, damit das Vieh in dem Jahre gut gedeiht. Im Dorfe Hayn bei Erfurt am Haarberge zieht man jetzt noch wie in alten Zeiten am Sonntag vor dem 1. Mai aus, um im Walde das „Herrgottsbärtlein" (allium ursinum) zu ſuchen, das das Aufblähen des Viehes, wenn es zu reichlich jungen Klee genoſſen hat, vermeiden ſoll. Die Hayner nennen ihr Frühlingsfeſt das Ramſchelfeſt nach der Wunderpflanze, die bei ihnen im Volksmund Ramſchel heißt. Am Sonntagnachmittag verſammeln ſich Burſchen und Mädchen vor der Gemeindeſchenke und ziehen, feſtlich geſchmückt, mit klingendem Spiel und fliegenden Bändern hinaus in den grünen Wald. Auf einer Waldwieſe wird haltgemacht, und hier beginnt der Tanz, Geſang und neuerdings ein

Spiel, vor einigen Jahren ſogar allzu literariſch Szenen aus Goethes Fauſt! Mit der Wunderpflanze geſchmückt, zieht man nach einiger Zeit zurück ins Dorf, wo man gut ißt und trinkt und im Saale den Tanz fortſetzt.

In Nordthüringen treibt am 1. Mai der Hirt zum erſten Male die Herde aus und läßt ſich, mit Blumen geſchmückt, auf ſeinen erſten Weideplatz begleiten und mit einem Umtrunk bewirten.

Heute iſt wieder das geſamte Volk, nicht nur die Arbeiterſchaft, die im Jahre 1889 den 1. Mai zum ſozialiſtiſchen Weltfeiertag beſtimmt hatte, vereint, um den 1. Mai, der durch die nationalſozialiſtiſche Regierung 1933 zum Feiertag und „Tag der nationalen Arbeit" aller Schaffenden erhoben iſt, in Anknüpfung an altes germaniſches Brauchtum zu feiern.

Den Segen der Natur bringen die Thüringer, wie die meiſten deutſchen Stämme, als Kranz, Blume, Zweig oder Baum ins Dorf und in die Stadt hinein, und hier wieder ſetzten ſie die Maien an einzelne Häuſer oder für die ganze Gemeinde den großen Maibaum. Was die Burſchen im großen tun, wiederholen die kleinen Kinder, wenn ſie am 1. Maienſonntag ein mit bunten Tüchern und Eierſchalen geſchmücktes Maibäumchen von Haus zu Haus tragen und ſich für ihr Tun mit Eiern, Speck und Geld beſchenken laſſen. In Witzelroda bei Bad Salzungen ſingen ſie dabei:

„Ich bin ein großer König,
Gebt mir nicht zu wenig,
Laßt mich nicht zu lange ſtehn,
Denn ich muß noch weitergehn.
Eier und Speck
Sind kein Dreck.
Gebt ihr uns keine Eier und Speck,
Gehn wir nicht von der Türe weg."

Für die Burſchen iſt es ein großes Feſt, wenn ſie nachts ausziehen, aus dem Walde den Maibaum zu holen. In einigen Dörfern wird noch darauf gehalten, wie es früher der Brauch allgemein erforderte, daß der Baum geſtohlen wird (Neundorf bei Schleiz). In Oberdorla wird der Maibaum nach der Aufrichtung noch zwei Nächte lang von Burſchen bewacht, damit er nicht von benachbarten Burſchenſchaften abgeſägt oder beſchädigt wird. Im Holzland zwiſchen Stadtroda und Gera, wo die Bewohner zum guten Teile vom Holz des Waldes leben, wird das Maibaumſetzen am 3. Pfingſttag gefeiert. Es gilt dort als das ſchönſte Feſt des Jahres. Dem Maibaumſetzen geht am Sonnabend die Verſteigerung des alten Maibaumes voraus. Der Käufer ſieht es als Ehrenpflicht an, einen Preis zu zahlen, der weit über dem Tagespreis liegt, und außerdem noch mit einem Fäßchen Bier aufzuwarten. In Kloſterlausnitz wird der neue Baum, ſelten unter 35 m hoch, am 3. Pfingſt-

feiertag eingeholt. Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen geht es von Haus zu Haus, wo Gaben erbeten werden. Der Dank wird durch einen muſikaliſchen Tuſch abgeſtattet. Junge Mädchen ſchenken ihren Burſchen für die grüne Baumſpitze ein langes, buntes Band, das ſie ſich als Schärpe über die Bruſt heften. Nachmittags beginnt dann das Aufrichten des Waldrieſen auf dem Marktplatz. Mit Leitern und Scheren wird der Koloß Meter für Meter hochgedrückt und 2½ m tief in der Erde verſenkt. Ein Tuſch der Kapelle und das Rufen der Tauſende von Zuſchauern künden endlich, daß der Maibaum ſteht. Der Pfingſtball krönt die Mühe. Im Holzland und auch in Burkersdorf bei Schwarzburg iſt dieſer Brauch in den letzten Jahrzehnten nie unterbrochen worden. In Burkersdorf richten Männer und Burſchen den Baum aller zwei Jahre auf. Sie erhalten ihn aus dem Staatsforſt Schwarzburg, wo er am 2. Feiertag gefällt und ins Dorf gefahren wird. Ehe die Burſchen in den Wald fahren, wecken ſie durch Peitſchenknallen. Sie ſchmükken die Tanne mit Fahne, Gabel und Kamm, den ſchwarzburgiſchen Wahrzeichen, die Mädchen zieren ſie mit roten Bändern. Auch in den Städten ſtellte man früher Maibäume auf, wie dies für Altenburg aus einem Aktenſtück des Rates zu den Jahren 1396–1512 erſichtlich iſt, allerdings am Fronleichnamstag. Auch in Nordthüringen wird der Maibaum „hochgeblaſen" (Oppershauſen bei Langenſalza). Der Maibaum wird regelmäßig entäſtet und ſeiner Rinde entkleidet; denn es könnten ſich böſe, ſchädliche Weſen in dem unter der Rinde niſtenden Ungeziefer verbergen, wie wir aus Hans Sachs' Faſtnachtsſpiel „Der Teufel mit dem alten Weib" erfahren. An Stelle des Wipfels, der beim Fällen des Baumes meiſtens beſchädigt oder zerſchlagen wird, prangt oben ein grünes Birkenſtämmchen oder Tannenbäumchen, mit allerlei Sinnbildern des Frühlings und der Freude behangen. In manchen Dörfern werden auch „Ehrenbäume" für geachtete Perſönlichkeiten aufgerichtet, die ſich durch Gegengaben für dieſe Ehrung erkenntlich zeigen. In Kirchheilingen bei Langenſalza z. B. ſetzt man neben dem großen Maibaum noch drei kleinere für Pfarrer, Kantor und Lehrer, in Eſchenbergen bei Gotha zwei große Maibäume, einen vor der Schenke, dem Platz der Gemeinſchaftsfeier, und einen vor dem Hauſe eines jungen Mädchens, das den Burſchen ein Frühſtück zu geben und die Koſten für den Tanz am Maienfeſt zu tragen hat. In Förtha bei Eiſenach bezahlt die „Maibraut" den Schmaus und die Muſik, während der Wirt das Bier ſpendet. Dieſe Ehrung kann ſich natürlich nur ein begütertes Mädchen leiſten.

Aber der Maibaum iſt früher ſicherlich nicht nur als Frühlingsmaie ein Sinnbild des wiedergewonnenen ſommerlichen Lebens geweſen, ſondern er wurzelt wahrſcheinlich im altgermaniſchen Stangenkult. Stangen, die am oberen Ende zu Köpfen geſchnitzt waren, ſcheinen die älteſten germaniſchen

Götterbilder geweſen zu ſein. Die katholiſche Kirche hat ſie in den Prozeſſionsbäumen und Prangſtangen ihrem Kultus einzufügen gewußt, um den Glauben an die Wunderkraft der Stangen, die zauberabwehrende und ſegenſpendende Kraft haben ſollten, zu verbreiten.

In Thüringen war das Maibaumſetzen am 1. Mai in Dörfern des Kreiſes Greiz (Niederböhmersdorf, Merkendorf u. a.), am 3. Pfingſtfeiertag im Holzland verbreitet, heute wird es in allen Dörfern und Städten gefeiert. In Dörfern der Kreiſe Gotha und Eiſenach wird es häufig mit einem Maienfeſt, das neben dem Maientanz im Freien auf dem Plan ein Maienſpiel bietet, verbunden, heute aber oft auf Pfingſten oder einen Sonntag nach Pfingſten verlegt. Zu den Aufführungen ſind mit Vorliebe Ritterſpiele, bei denen ſich die Burſchen hoch zu Roß zeigen können (Feldengel bei Sondershauſen, Emleben bei Gotha, Stockhauſen bei Eiſenach, Oppershauſen bei Langenſalza), oder „Bergmannsſtückchen" (Berteroda bei Eiſenach) oder „Räuberfeſte" (Ichſtedt bei Sondershauſen) oder „Zigeuner- und Indianerfeſte" (Seega bei Sondershauſen) gewählt. Dem Ritterſpiel der Pfingſtburſchen und -mädchen beim Maienfeſt in Oppershauſen bei Langenſalza geht eine Kapuzinerpredigt voraus, ähnlich in Aſchara, Mechterſtedt bei Gotha, Sondra bei Eiſenach, Neuenkirchen bei Eiſenach, in der in Fortſetzung des alten dörflichen Rügegerichts den Dorfbewohnern für alle im Laufe des letzten Jahres begangenen Sünden in witzigen Verſen die Leviten geleſen werden. In Förtha bei Eiſenach wird ein Räuberſtück in Verbindung mit dem „Maienköpfen" am Montag früh aufgeführt. Hier muß ſtets ein Bauer, deſſen Wagen mit 7 Ochſen oder Kühen beſpannt iſt, als Hanswurſt dabei ſein. In Kirchheilingen führt man beim Maienfeſt, das 4 Wochen nach Pfingſten ſtattfindet und wo die Maie „umgeſchmiſſen" wird, Bauernſtücke in Mundart auf, verfaßt vom Dorfdichter Schenk† in Aſchara, deſſen Sohn in manchem Jahre an 20 Dörfer Schauſtücke und Anſprachen liefert, oder von dem Kirchheilinger Bauer Wilh. Bohn. Im benachbarten Neunheilingen dichtet die Bauernſtücke der Neunheilinger Schuhmacher Edmund Vollborn, heimatgebundene Stücke Frau Hecht[33].

Es iſt natürlich, daß bei Beginn des Frühlings die Flurbegehungen oder -umgänge erfolgten und von der chriſtlichen Kirche als „Bittgänge" im Mittelalter übernommen wurden. Noch heute werden ſie von thüringiſchen Gemeinden in dieſer Zeit gehalten, meiſtens nur, um die Grenzſteine nachzuprüfen und mit den Bürgermeiſtern und Vertretern der Nachbargemeinden an einer beſtimmten Stelle einen Gruß auszutauſchen und dabei ein Glas Bier zu trinken. Um Himmelfahrt werden dieſe Flurgänge ſüdlich des Kyffhäuſers gehalten, in der Eiſenberger Pflege und verſtreut in Mittelthüringen am 3. Pfingſtfeiertag, in Dörfern des Kreiſes Langenſalza (Oppers-

hauſen, Schönſtedt, Altengottern) am Sonntag nach Pfingſten. Wahrſcheinlich hat der Flurgang einſt einen Teil der Maifeier gebildet, wenn die Gemeinde auszog und die Gottheit, vermutlich den Wettergott Donar, um Segen für die Flur und um Schutz vor Hagelwetter anflehte und die ganze Feier mit einem feſtlichen Mahle beſchloß.

„Der Zug vors Korn" iſt in Großengottern der meiſtbeſuchte Gottesdienſt des ganzen Jahres. Alt und jung ziehen von der Kirche unter Glockengeläut an das erſte blühende Kornfeld und ſingen, von der Dorfkapelle begleitet, mehrere Lieder. Nach der Predigt ſpendet der Geiſtliche der Gemeinde und der Flur den Segen, wobei die jungen Burſchen dreimal die Fahnen – in Oppershauſen die alte Burſchenfahne von 1843 – über das blühende Kornfeld ſchwenken. Mit dem Liede „Nun danket alle Gott" kehren die Teilnehmer im geordneten Feſtzug ins Dorf zurück[34]. Bis 1801 hielten ſogar die Fuhr- und Ackerleute zu Langenſalza einen feierlichen Saatgang mit Muſik und fliegender Fahne, die ſie mehrmals über dem wogenden Fruchtfeld ſchwenkten, ab[35].

Zu Himmelfahrt oder Pfingſten hielten im Mittelalter auch die ſtändiſch und beruflich zuſammengehörigen Gruppen ihre Feſte ab. Sie mögen alle, wie der Erfurter Walperzug, urſprünglich ein Maifeſt geweſen und ſpäter auf die Pfingſtzeit verlegt worden ſein. Denn wie die Ritter zu Pfingſten ihre Turniere hielten und die Bürger ihr Armbruſt- oder Vogelſchießen, ſo feierten die Zünfte ihre Zunftfeſte. Zu ihnen gehörte auch das Merwigslindenfeſt, das die Nordhäuſer Schuhmacher und Gerber bis ins 18. Jahrhundert hinein zunächſt alle Jahre, ſpäter alle 7 Jahre veranſtalteten. Am Abend nach ausgelaſſener Fröhlichkeit brachen ſie ſich einen Zweig von dem gewaltigen Baum und nahmen ihn mit nach Hauſe. Der Rat der Stadt verbot das Feſt 1736, als die Gerber ſich von den Schuhmachern 1734 getrennt hatten und bei dieſem Feſt Reibereien erwartet wurden[36]. In Zeitz hielten die Innungen „Pfingſtquaſe", d. h. Eß- und Trinkgelage mit Muſik, Komödie und Kartenſpiel im 16. Jahrhundert zu Pfingſten ab, nachdem der Rat der Stadt 1516 die Abhaltung der früher dreimaligen Quaſe im Jahre auf ein zweitägiges Feſt beſchränkt hatte. Nachdem es längere Zeit nicht mehr gefeiert war, lebte es in der Mitte des 19. Jahrhunderts in den Dörfern des Kreiſes Zeitz wieder auf. Seit 1853 erſcheinen im Zeitzer Kreisblatt die regelmäßig wiederkehrenden Einladungen, wie z. B. 1893:

„In Pirkau gibt's zu Pfingſten Spaß,
Nach hundert Jahren iſt endlich Quas."

Im Jahre 1862 wird berichtet, daß man in Lonzig ſeit 34 Jahren keinen Quas gehalten hätte[37].

In der Stadt ſind als letzter Nachklang der ehemaligen Flurgänge nur die Herrenpartien, die vor allem die Kegel- und Kartenſpielklubs nach ſchönen Ausflugsorten hin antreten, übriggeblieben. Sie tragen mit der Koſtümierung einiger humorvoller Teilnehmer und mit witzigen Loſungen „Los von Muttern" und „Vatertag" – im Gegenſatz zum Muttertag – einen ſehr launigen Charakter bei lautem Becherklang. Für wenige bäuerliche Gemeinden hat der Himmelfahrtstag auch noch beſondere Gebäcke. In Mackenrode bei Nordhauſen werden z. B. für dieſen Tag Roſinenſtrietzel gebacken, in Stanau bei Neuſtadt an der Orla und in Langengrün bei Schleiz wird Semmelmilch gegeſſen.

Mittelpunkt aller Feiern und Feſte im Mai, auf der Höhe des Frühlings, wurde unter kirchlichem Einfluß im Mittelalter das Pfingſtfeſt. Mit ſeinem chriſtlichen Gehalt hat es allerdings keinen entſcheidenden Einfluß aufs Volk ausgeübt. Denn die Ausgießung des Heiligen Geiſtes zu Pfingſten beachtet der Volksbrauch nicht. Es iſt die Natur mit ihrer Pracht, welche die Menſchen vollſtändig in ihren Bann zwingt, wie es in dem Liede heißt:

„Maiengrün, Blütendüfte,
Ringsum Frühlingsherrlichkeit,
Lenzes Jubel durch die Lüfte,
Das iſt ſel'ge Pfingſtenzeit."

Allgemein in Dorf und Stadt hat ſich die Sitte erhalten, weißrindige Birkenſtämmchen im Hauſe aufzuſtellen. In Kirche und Wirtshäuſern, in Paläſten und Hütten, auf Lokomotiven und Wagen prangen in den Pfingſttagen die grünen Bäumchen und künden allen von der großen Frühlingsfreude. In Thüringen hat ſich, wie auch anderswo, früher die Behörde zeitweiſe gegen das Einholen und Aufpflanzen der Maien gewandt. 1714 verbietet die weimariſche Landesobrigkeit, Kirchenmaien zu ſetzen, 1762 wird ihr Abhauen, Einbringen und Setzen unter Strafe geſtellt, die Einfuhr unterſagt. In Gotha verbot man 1719 ebenfalls die Kirchenmaien, „weil dadurch nicht Andacht und Lob Gottes gefördert, ſondern Anlaß zu deſto ſichererem Schlaf, Geſchwätz und anderen Unanſtändigkeiten unter dem Gottesdienſt genommen würde, auch den Wäldern Schaden entſtanden ſei".

Zu Pfingſten wurde früher regelmäßig auf den Dörfern die Pfingſtweide freigegeben. Jedes Dorf hatte in der Grafſchaft Hohenſtein ſeinen „Pfingſtraſen"; heute haben ihn nur noch einige Gemeinden, z. B. Clettenberg bei Nordhauſen. Wenn er zu Oſtern mit abgeſchälten Weiden abgeſteckt oder „gehegt" war, durften nur Pferde darauf weiden, erſt am Pfingſtmittwoch wurde er auch den Kühen zur Weide freigegeben. Als Pfingſtochſen oder bunte Kühe feſtlich geſchmückt, wurden dieſe dann auf den Pfingſtraſen

(Anger), wo am 2. Pfingſttage noch das Ring- oder Kranzſtechen der Burſchen ſtattfand, geführt. Bis kurz vor dem Weltkrieg konnte man beſonders auf dem Eichsfeld den Umzug des Pfingſtochſen ſehen. Er wird von den Fleiſchergeſellen in Heiligenſtadt noch heute unter luſtigem Peitſchenknall herumgetrieben.

Die Bräuche und Glaubensanſchauungen, die ſich um Pfingſten ranken, ſind ungefähr dieſelben wie die im Vorfrühling geltenden. In Steinbach-Hallenberg beſtieg man früher – heute nur noch vereinzelt – in der Morgendämmerung den Hermannsberg, um die Sonne zu ſehen, „die ſo groß wie ein Mühlenrad aufgeht". Dann wurde aus Steinen ein Herd am Fuße des Berges errichtet und ein Feuer angefacht. In einem Tiegel oder einer Pfanne bereitete man eine Art Rührei, Eier und Speck, die bei allen Oſter- und Pfingſtheiſchegängen vorwiegend geſpendet werden. Heute übt man den Brauch auch in anderen Flurteilen und Waldbezirken. Dem Pfingſttau traut man die gleiche Wirkung zu wie dem Mai- oder dem Oſtertau. Das Beſprengen mit Waſſer iſt auch in Thüringen früher zu Pfingſten wie zu Oſtern geübt worden. Sonſt hätte der Erfurter Rat im „Erfurter Zuchtbrief" von 1351 nicht zu verbieten brauchen, „daß niemand zu Oſtern, zu Pfingſten noch zu keiner anderen Zeit den andern in das Waſſer tragen oder werfen ſoll, als dicke ſoll er X Schillinge geben. Vermag er des Geldes nicht, ſo ſoll er ſeine Buße leiden in dem Stocke". Am Pfingſtſonnabend werden darum, wie früher regelmäßig, in einigen Orten die Laufbrunnen und Brunnentröge gereinigt und Birken, mit farbigen Bändern und bunten Eierketten behängt, darum aufgeſtellt. Den Brauch kennt man in Scheibe-Alsbach, Eishauſen bei Hildburghauſen, Marktgölitz bei Saalfeld, in Schmerbach und Leina bei Gotha, in Naſchhauſen bei Dornburg und im nahen Gleistal, in Dörfern des Holzlandes (Hermsdorf, Klengel, Serba, Tanneck), wo man vielfach etwas Salz hineinwirft, um damit den Brunnen zu reinigen, wodurch der vorhergegangene Akt der Bornfege nur ſinnbildlich unterſtrichen wird; vor allem aber in Ilmenau und ſeinen Nachbarorten Roda, Martinroda, Neuſis. Während in Ilmenau die Stadtverwaltung die Laufbrunnen mit Tannenbäumchen und Girlanden aus Laubgrün und Blumen ſchmückt, ſetzen die Kinder der Dörfer ringsum ihren Ehrgeiz darein, ihren Brunnen noch ſchöner auszugeſtalten. In Neuſis ziehen ſie geſchloſſen am Pfingſtmorgen zu den Brunnentrögen, ſetzen Tännchen und verbinden ſie mit Eierketten und werfen Blumenkränze ins Waſſer; in Martinroda bauen ſie über den Born aus Birkenbäumchen, Eierketten und Papierketten ein luftiges grünes Brunnenhaus. In den „Spring" von Mühlberg bei Erfurt, eine Heilquelle, wirft man ebenfalls Blumengewinde. In Backleben bei Kölleda begehen die Burſchen am 3. Pfingſttag den „Aſchenſack". Frühmorgens

ziehen sie hinaus zur Quelle, die dem ganzen Orte das Wasser liefert, und unterziehen sie einer gründlichen Reinigung. Die Gemeindekasse entlohnt die Burschen zwar hierfür, aber um jeden Einwohner zu den Unkosten heranzuziehen, halten sie am Nachmittag in mannigfacher Kostümierung und mit Musik einen Umzug und sammeln Gaben ein. Dabei haben mehrere Burschen Stücke von alten Säcken oder Lappen an Stangen befestigt, die sogenannten Aschensäcke. Diese feuchten sie an und bestäuben sie mit Asche, um damit unter die gaffende Menge zu fahren und besonders denen, die nichts gegeben haben, eins mit dem Aschensack „auszuwischen". Dieser Backlebener Brauch ist schon der Übergang zum Brunnenfest, das letztlich auf den Glauben an das zum Frühlingsfest besonders heilsame Wasser zurückgeht. Im Gleistal bei Dornburg an der Saale wählt man am Tage der Brunnenfege einen Brunnenschulzen, der auf die Sauberkeit und Genießbarkeit des Wassers zu achten hat. Bei der feierlichen Übergabe des Amtes und des Brunnens schöpft der alte Brunnenschulze einen Krug Wasser, trinkt daraus und gibt ihn dem neuen Schulzen, der auch daraus trinkt, zum Zeichen dafür, daß das Wasser klar und rein ist.

Born- und Grabenfegen waren früher gewöhnlich mit allerlei Schabernack verbunden, sowohl die Fege des Solgrabens bei Frankenhausen wie die Gerafege in Erfurt. Hier ritten die Tagelöhner nach der Fege unter dem Namen „Sandbarbe" in der Stadt herum und bettelten die Bürger um Gaben an. Im Jahre 1793 wurde „diese alte üble Gewohnheit" verboten[38], hielt sich aber noch zwischen 1820 und 1830 in der Form, daß man nach getanem Werk einen verkleideten und mit Girlanden geschmückten Mann in den sogenannten Tümpel warf[39]. Der uralte und mit allen Frühlingsfesten verbundene Brauch, den Träger des Frühlings ins Wasser zu werfen oder mit Wasser zu besprengen, um die Zeugungs- und Segenskraft des heilsamen Lebenswassers auch auf die Menschen zu übertragen, war schon damals zu einem nicht mehr verstandenen Ulk geworden. Mit einem „Opfer" an den Fluß hat der Brauch nichts zu tun.

„Pfingstlauben" errichtet man heute nur noch in kleinen Dörfern, wie z. B. in Münchenroda bei Jena, die keinen Tanzsaal haben. Hier legt man aus Dielen einen Plan und umstellt ihn dicht mit Pfingstbirken; von oben wird er durch eine große, alte Linde geschützt, die noch den Prangerring birgt. In einigen Dörfern des alten Pleißnerlandes (Kr. Altenburg) heißt der in der Laube abgehaltene Pfingsttanz auch der Pfingstquas[40]. Bis zum Jahre 1927 hielt auch Ammerbach bei Jena seinen Pfingsttanz ab, zu dem man das selbstgebraute Pfingstbier trank. Die Mädchen trugen dieses Bier in Butten aus dem Maischbottich in die Tonnen zum Gären. Wir bauten uns als Kinder um die Pfingstzeit im Saaletal Laubhütten im Wald und hielten

dort kleine Schmäuſe ab; in Mäbendorf bei Suhl verſammeln ſich in ſolchen Pfingſthütten, die im Garten oder Hof aus Birkenzweigen errichtet ſind, die Kinder gruppenweiſe und nehmen darin Kaffee und Kuchen ein.

Die Hauptſache iſt natürlich, daß jeder Burſch ſich ſein Mädchen, ſeine Pfingſtbraut für den Tanz ſichert. Ihr heftet er ein Birkenbäumchen ans Fenſter. Dem unbeliebten Mädchen freilich legt man einen Dornſtrauch als Schandmaie vor die Tür, und in Nordthüringen ſetzt man dem allzu wähleriſchen Mädchen, dem kein Burſch gut genug iſt und das allzu hohe Forderungen zu ſtellen ſcheint, einen Strohmann aufs Dach (Haferungen, Nohra bei Nordhauſen), zum Zeichen dafür, daß es keinen geſunden Burſchen, ſondern nur einen Strohmann verdiene.

Manchmal wird die Maibraut im feſtlichen Zuge aus dem Walde geholt. Nur noch Anklänge an das ſinnbildhafte Einholen der Maibraut durch den Bräutigam zeigt in Thüringenhauſen bei Sondershauſen das Spiel, das die Burſchen dort zu Pfingſten aufführen. Ein „Jägerprinz" ſucht ſein Jägermädchen, das ſich im Grünen verſteckt hat, findet es, nachdem ſie ſich zueinander „getutet" haben, und bringt es in der Kutſche zum Feſtplatz. Die Räuber-, Ritter- und Indianerſpiele ſind, wie ſchon erwähnt, mit allen dieſen Maienfeſten in den Kreiſen Gotha, Eiſenach, Sondershauſen verknüpft. Burſchenſchaft und Vereine halten gewöhnlich am 2. und 3. Pfingſttag ein Hammel-, Schweine- oder Entenkegeln, in Schilbach bei Schleiz die Schulkinder ein Haſenauskegeln. In Oberweißbach tanzen die Kinder um den Pfingſtbaum, wobei ſie allerlei Schnaderhüpfel ſingen, die ſicherlich von den Burſchen und Mädchen übernommen ſind, wie z. B.:

„Meine Mutter kocht Klöße, Kohlrüben daran,
Der Freier will kommen, hat Stiefelchen an.
Ach, wenn er doch käme, daß er mich nähme
Und daß der Spektakel ein Ende nähme!"

In Nordoſtthüringen (Landgrafroda bei Allſtedt, Buttſtädt bei Weimar u. a.) üben ſich die jungen Burſchen hoch zu Roß im Kranzſtechen (Ringreiten). Wieweit dem urſprünglich eine erotiſche Bedeutung anhaftet, iſt ſchwer zu ſagen. In Nordſchleswig wird freilich der Burſch, der dort die meiſten Ringe beim Ringreiten bekommt, König; der leer Ausgehende wird Munk oder Munkenſticker, alſo Mönch, genannt. Die Bezeichnung „Mönch" ſpricht eine deutliche Sprache, ebenſo wie man dort im Ringreiten den Reſt des „Jungfernſchlagens" oder „Jungfernſtechens" ſieht. Die Jugend im Allſtedter Bezirk und in der Helmeniederung weiß heute nichts mehr von einer ſolchen Bedeutung.

Die Pfingſtbäume haben neben ſich oft Pfingſtkränze, die an Haustüren, Kirchenpforten, auch an Kruzifixen (Deuna bei Worbis) aufgehängt werden;

am engſten ſind ſie mit dem Pfingſtbaum in der „Queſte" verknüpft, die auf dem Queſtenberg nördlich des Kyffhäuſers aufgerichtet wird.

Auf dem Queſtenberger Dorfanger ſetzen die Burſchen am 1. Pfingſttage nach Sonnenaufgang eine große Maie, die umgeben iſt von vielen kleinen Birkenbäumchen. Dieſe ſäumen die Pfingſtlaube, in der getanzt wird, ein. Hier ſchenken ſie das Pfingſtbier am Schluß des Feſtes aus. Hier warten die Burſchen in der Nacht vom 2. zum 3. Pfingſttage auf den Abgeſandten des benachbarten Ortes Rotha, das dem Pfarrer von Queſtenberg 4 Käſe und 1 Brot bringt und mit den Worten übergibt:

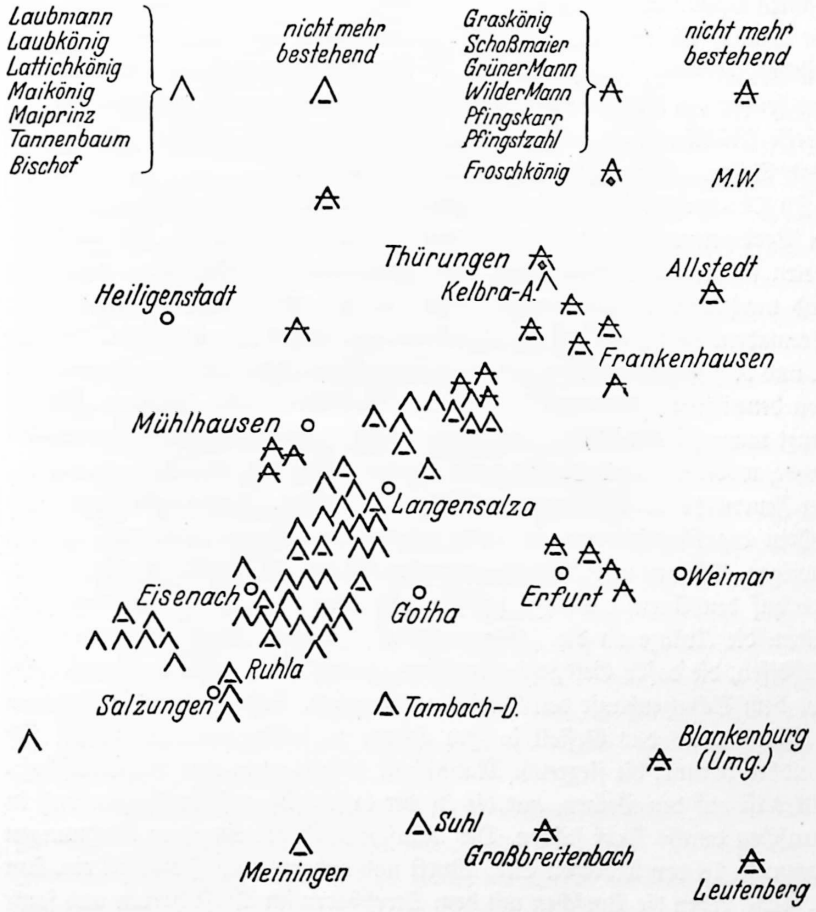
„Ich bin der Mann von Rothe
Und bringe die Käſe mit dem Brote."

Nach der Bewirtung zieht er vor Sonnenaufgang wieder ab. In der Nacht zwiſchen dem 2. und 3. Pfingſttage zieht man hinauf auf den Queſtenberg über dem Dorf, wo ein dicker, ungefähr 10 m hoher Eichenſtamm ſteht, an dem ein wagenradgroßer Kranz aus Buchen- und Birkenlaub um 2 Laubquaſten hängt und deſſen Spitze ein großer Laubbüſchel ſchmückt. Dieſen Eichenſtamm holen die Burſchen am Sonntag vor Pfingſten – jetzt alle 10 Jahre – aus dem Walde. 16 Männer müſſen ihn auf den Schultern hinauf auf den Berg tragen, da er mit keinem Metall in Berührung kommen darf. Hier oben wird er ſeiner Rinde entkleidet. Der mit einem Querbalken verſehene Kranz wird ſo an der Eiche aufgehängt, daß Eichenſtamm und Querbalken ein Kreuz im Kreiſe des Kranzes bilden. So entſteht das Bild eines Vierſpeichenrades nach Art der alten Jahrrune.

In dem Queſtenfeſt ſind allerlei Brauchtumshandlungen mit ſagenhaften und mythiſchen Erſcheinungen verknüpft worden. Nach einer Sage hatte ſich das einzige Töchterlein des Burgherrn von Queſtenberg zu Pfingſten beim Blumenpflücken im Walde verirrt. Am 3. Pfingſttage fanden es die Queſtenberger Bauern bei Rotha auf einer Wieſe, wo es ſaß, einen Kranz – mit 2 Quaſten daran – auf dem Kopf. Die Rothaer erhielten die Wieſe mit der Verpflichtung, alljährlich am 2. Pfingſttage vor Sonnenaufgang 1 Brot und 4 Käſe an den Pfarrer zu Queſtenberg zu liefern. Es iſt eine Entſtehungsſage, die auch in Thüringen weitverbreitet iſt, und hat mit dem Aufrichten des Kranzes nichts zu tun. Daß der Kranz das Sonnenrad darſtellt, iſt möglich, aber nicht zu beweiſen.

Queſtenberge gibt es auch ſonſt noch in Thüringen, einen Queſtenſtein bei Bad Liebenſtein, einen Queſtenberg eine halbe Stunde von Brotterode am Inſelsberg entfernt, heute nur „Käsberg" in verſtümmelter Form genannt, und einen Queſtenberg, der kurz Queſte heißt, bei Schmalkalden; im Harz vier Queſtenberge. Daß die Queſtenberge einſt Queſtenkultſtätten waren und daß man aus ihnen einſt das Sonnenſinnbild am Hauptfrühlingsfeſt

aufrichtete, macht außer der Wallburg auf dem Queſtenberg bei Roßla die Grabung auf dem Sülzenberg bei Treffurt a. d. Werra wahrſcheinlich. Dieſer Berg wurde in urkundlichen Belegen als Queſtenberg bezeichnet. Hier grub man 1937 den geſuchten Pfahl aus Eichenholz aus. Als Feſtplatz glaubt man einen Bezirk, der durch einen Wall als heiliger Ort eingefriedet war, erwieſen



Die Verbreitung des Laubmanns in Thüringen

zu haben. Es iſt möglich, daß auch Queſtembert in der Bretagne in dieſen Bereich des Queſtenbrauches gehört und daß dieſer Brauch (als ein urſprünglich keltiſcher la Queste du Saint Gral) die Suche nach dem heiligen Gral verſinnbildlicht. Die deutſche Sage von der Suche nach dem verlorenen Kind, die in Schmalkalden ebenſo wie im Südharz erzählt wird, wäre dann nur die deutſche Parallele[41].

Wie der Frühlings- und Maiſegen durch einen Baum, Zweig oder Kranz verſinnbildlicht wird, ſo ſtellt er ſich oft auch in einer Perſon dar. Sie wird, mit Laub umhüllt, aus dem Walde, wo ſie ſich verſteckt hat, geholt und im Aufzug ins Dorf geführt, als Verkörperung des Naturſegens, der nun auch im Dorfe bei den Menſchen einkehren ſoll. Sie iſt in Thüringen unter den Namen Laubmann, Lattichkönig, Laubkönig, Tannenbaum, Tanzkönig, grüner Mann, Schoßmaier, Graskönig, Maikönig, Maiprinz, wilder Mann, Biſchof, Froſchkönig, Pfingſtkarr und Pfingſtzahl bekannt; in einem Gebiet, das früher die Goldene Aue, das Eichsfeld, die Vogtei bei Mühlhauſen, die Kreiſe Mühlhauſen und Langenſalza und die Gegend zwiſchen Gotha und Bad Salzungen umfaßte (vgl. Karte auf S. 447).

In Oberdorla bei Mühlhauſen nimmt die Feier des Schoßmaiers allerlei Vorbereitungen und als Feſt mehrere Tage in Anſpruch. Die Burſchen treten in mehreren Gaſthäuſern am Donnerstag vor Pfingſten zuſammen und machen dort „Rechnungen", d. h. Gelage auf gemeinſame Rechnung. Sonnabend holen ſie die Maie im Walde und richten ſie am Abend auf. Am 2. und 3. Pfingſttage findet Tanz auf dem Anger ſtatt, den die Platzmeiſter, von denen jede „Rechnung" je zwei als Vorſteher wählt, eröffnen. Abends tanzt man auf den Sälen. Am Morgen des 3. Pfingſttages iſt Feuerwehrprobe, wobei ſich viele Burſchen naß ſpritzen laſſen und den Verſuch machen, der Feuerwehr die Schlauchmundſtücke zu entreißen. Dann beginnt das Ausfahren des Schoßmaiers. In einer pyramidenförmigen Hülle aus grünen Zweigen, Blumen und Kränzen und mit Tüchern geſchmückt ſitzt ein Junge, der auf den Anruf „Stoffel pfief!" auf einer Trillerpfeife Antwort gibt. Wenn die Kränze an die „Honoratioren", Pfarrer, Lehrer, Schulzen und Schöffen, die dafür Geldgeſchenke geben, verteilt ſind, wird der Schoßmaier vor dem Schulzenhauſe den Burſchen übergeben. Dabei ſuchen die einzelnen „Rechnungen" das Geſtell in ihre Hände zu bekommen und balgen ſich weidlich darum; die ſiegreiche Mannſchaft ſchleift es in ihre Gaſtwirtſchaft. Alles iſt auf den Beinen, nur die Kinder laſſen ſich auf Rollwagen und in Kutſchen durchs Dorf fahren. Die „Einſchenker" der einzelnen Rechnungen ſammeln bei den Mädchen Eier, Wurſt und anderes zum Frühſtück ein. Am 4. Tage ziehen die Burſchen mit dem Strohbären im Dorfe herum und ſammeln nochmals Wurſt, Eier und Zigarren. Am Donnerstag iſt Schenkabend. Die Mädchen geben den Burſchen Geldgeſchenke für die Rechnung, bezahlen die Muſik und haben dafür die Wahl der Tänzer. Einige Wochen vor und nach dem Feſt wird Pfingſten an- bzw. abgetanzt. Von dem „Schoß", d. h. den Gaben, welche die Burſchen in Oberdola, wie früher in Deuna, bei den Mädchen und Dorfbewohnern einſammeln, hat der Laubmann den Namen „Schoßmaier" bekommen. Im Jahre 1655 wird in Allſtedt[42], wo die

Knechte am 2. Pfingſttag ein Wettreiten abhielten, der Schoßmaier erſtmalig genannt. Der letzte Knecht, „Schießmeyer" genannt, mußte ſich ausziehen, wurde mit Schilf bekleidet und ins Waſſer geworfen, wie es früher auch in Oberdorla geſchah.

Um 1750 begannen die kirchlichen und weltlichen Behörden den Schoßmaierbrauch im Kreiſe Mühlhauſen abzuſchaffen. Mit dem Biſchof, der in Kirch- und Neunheiligen, Blankenburg, Sundhauſen bei Langenſalza, in Suhl und Meiningen gefeiert wurde, nahm man im evangeliſchen Meiningen eine Änderung inſofern vor, als an ſeine Stelle Kurrendeſchüler traten, die mit Bändern behängte Spieße trugen. Aber ſie wurden nach dem Herkommen noch mit dem Ruf: „Der Biſchof kommt!" begrüßt. Am anderen Tage unternahmen die Kinder mit ihren Lehrern eine Wanderung, wobei die Kinder geringelte Weidenruten oder hölzerne Spieße oder bemalte Papierfahnen trugen[43]. Ein Anklang an die Auszüge der Gymnaſiaſten, die in Nordhauſen und Naumburg im 17. und 18. Jahrhundert Maien aus dem Walde holten und dabei auch die von der Schule zur „Nachhilfe" benötigten Ruten ſammelten! 1843 wurde das Biſchofsfeſt in Meiningen verboten, nur die Wanderungen blieben.

Das Brauchtum wird wahrſcheinlich früher einheitlicher geweſen ſein, als es das heutige trümmerartige Gebilde in den verſchiedenen Orten Thüringens zeigt. In Bennungen in der Goldenen Aue trug der Maikönig eine Maske vor dem Geſicht und auf dem Kopfe eine Krone mit Glöckchen. Wenn er gefunden war, mußte beraten werden, wer darunter verborgen war. Nieten die aufgeſuchten Einwohner falſch, ſchüttelte er mit dem Kopf, daß die Schellen erklangen. In Tilleda am Kyffhäuſer und in Hauröden bei Worbis holte man den „wilden Mann" aus dem Holze. In Großvargula ſteckte man die Büſche, die man dem Graskönig entriſſen hatte, in den Leinenacker, um langen Flachs zu bekommen[44]. Damit wird der Glaube an die Segenskraft des Frühlingsgeiſtes erhärtet.

In den meiſten Orten geht jetzt als Laubmann ein Knabe, von Kindern begleitet, herum und wird zuletzt mit Waſſer beſprengt. Im Mittelpunkt ſteht der Heiſchegang von Haus zu Haus, der allerlei Kleindichtung hervorgebracht hat:

„Heute iſt das ſchöne Pfingſtenfeſt,
Da ſich der Laubmann ſehen läßt.
Wer was geben will aus gutem Willen,
Der läßt ſein'n Wunſch von ihm erfüllen.
Vivat! Hoch! Tanz einmal!"

(Reichenbach, Wangenheim bei Gotha)

„Ich bin der kleine König,
Gebt mir nicht zu wenig!
Gebt Ihr mir nicht Eier und Speck,
Geh' ich Euch nicht von der Haustür weg."
(Kloſter Allendorf bei Bad Salzungen)

„Macht mir mal die ſieben Sprünge,
Macht mir mal die ſieben,
Daß er wackeln, tanzen kann,
Tanzen wie ein Edelmann.
Hopſa, hopſa, hop!
Eier und Speck darob!" (Ettenhauſen bei Eiſenach)

„Tanz, tanz, König,
Gebt mer nich ſo wenig,
Laßt mich nich ſo lange ſtehn,
Denn ich muß noch weitergehn.
Tanz, König, tanz.
Der König, der ſoll tanze
In einem grünen Kranze... (Bad Thal bei Eiſenach)

In Deuna bei Worbis brachte man das Feſt des Schoßmaiers, wie bei der Queſtenbergſage, in Verbindung mit dem Suchen und Finden des im Walde verirrten Kindes des Freiherrn von Hagen. Da in einigen Orten den Laub- oder Tanzkönig manchmal auch ein älteres Schulmädchen darſtellt, nennt man den Frühlingsgeiſt in Ettenhauſen bei Eiſenach hinter dem Hörſelberg neuerdings auch „Laubfrau". Wenn man in Langenſalza den mit Maienzweigen umwundenen Burſchen „Pfingſtkarr" nannte, ſo liegt im Namen eine jetzt wohl vergeſſene Beziehung auf den urſprünglichen Brauch vor. Man veranſtaltete nämlich zu Pfingſten manchmal ein Karrenrennen, bei dem die Burſchen ihre Mädchen in Schubkarren ſetzten. Der erſte, der damit zum Maibaum kam, erhielt den Preis. Am Wettklettern und Wettlauf nahmen ſchon frühzeitig neben den Burſchen und Jungen auch die Mädchen teil; die bunten Tücher waren für ſie beſtimmt und ihnen beſonders erwünſcht.

In der Umgegend von Blankenburg, Oberweißbach und Leutenberg zogen Mitte und Ausgang des 19. Jahrhunderts zu Pfingſten alt und jung nach dem Wald, machten kleine Kränze aus Tannenreiſig oder flochten Ringe aus ſchwachen Birkenzweigen und ſuchten ſie ſich gegenſeitig heimlich anzuhängen und neckten ſich, wenn es geglückt war, mit dem ſpottenden Ausruf „Pfingſtzahl" (Zagel) oder Pfingſtſchwanz[45].

Wenn in Weingarten bei Gotha nach dem großen mit alten Kochtöpfen

und Heringsbüchſen hervorgerufenen „Wecken" die Kinder mit dem Laubmann herumgezogen ſind, verkleiden ſich zwei als „Adam und Eva" und ſammeln Geld, Eier, Speck und Kartoffeln. Die Frau des Lehrers bereitet daraus einen trefflichen Speckſalat, kocht die geſammelten Eier und lädt alle ins bekränzte Schulhaus, wo das „Gelage" ſtattfindet, zum Schmauſe ein. Der Laubmann bekommt, wenn gut geſpendet worden iſt, 12 Eier, die Kinder der Oberklaſſe 6, die Kleinen 4 bis 5. Am Nachmittag finden ſich alle nochmals zum Kakaotrinken ein. So iſt hier das Laubmannsfeſt zugleich ein Kinder- und Schulfeſt geworden.

Zu den Maifeſten gehört ſchließlich auch das Froſchfeſt in Thüringen bei Berga am Kyffhäuſer, das alle ſieben Jahre (früher zu Pfingſten, jetzt auch öfter, falls genug Burſchen da ſind) am letzten Sonntag im Juni gefeiert wird. Die Burſchen ſchicken „Patrouillen" aus und fangen nach Einſatz aller möglichen Waffengattungen und nach heftigen „Kämpfen" den Froſchkönig, der als Sinnbild des Frühlings und der Fruchtbarkeit mit Hallo zum Feſtplatz geführt wird, wo ihm ſeine Schandtaten vorgehalten werden. Dort hebt der Umzug durch den feſtlich geſchmückten Ort an und endet mit einem Tanz.

Wie die Burſchen hoch zu Roß den Schoßmaier aus dem Walde holten oder als Jäger und Soldaten ihre Reiterſpiele aufführten, ſo übernahmen die Kinder den Reiterumzug durchs Dorf auf ihren geringelten Weidenruten als Steckenpferde. So ritten in Molſchleben bei Gotha im 18. Jahrhundert am 3. Pfingſttag die Burſchen auf Pferden, die mit bunten Bändern geſchmückt waren, durch das Dorf und dreimal um den Gemeindebrunnen, worauf ſie von der Gemeinde mit Bier und Kuchen bewirtet wurden[46]. Dieſe Brunnenehrung wird heute am Pfingſtmontag von den Schulkindern gefeiert, indem ſie den Umritt auf ihren Steckenpferden, den „Buntſchecken", vornehmen und ein Tannenbäumchen vorantragen. Dafür werden ſie ſchließlich mit Kuchen beſchenkt. Freilich gilt auch dieſes Kinderfeſt als eine Erinnerung an die Rettung des Dorfes im Dreißigjährigen Kriege durch die Kinder. Die Sage berichtet, daß ein General das Dorf zerſtören wollte und deswegen die unerfüllbare Forderung an die Molſchlebener ſtellte, 200 Buntſchecken (buntſcheckige Pferde) zu liefern, die noch dazu von einer einzigen Mutterſtute abſtammen ſollten. Die Molſchlebener wußten ſich zu helfen. Da man auch die zweifarbigen Weidenſtäbe, von denen man die Schale in Ringeln gelöſt hatte, Buntſchecken nannte, ließen ſie ihre Kinder mit ſolchen Buntſchecken zum feindlichen General reiten und die geforderte Kriegsſteuer abliefern. Wie einſt die Huſſiten vor Naumburg, ließ ſich der General durch die Kinder umſtimmen. Der Name der als Steckenpferde verwandten Weidenruten hat Anlaß zu einer urſächlichen Erklärung des Feſtes ge-

geben, die — ſtatt im natürlichen — im perſönlich-geſchichtlichen Ereignis geſucht wurde.

Die Reiterſpiele, die an allen pfingſtlichen Feſten (Ballſtädt-Gotha, Stockhauſen-Eiſenach, Kirch- und Neunheiligen-Langenſalza, Thüringenhauſen-Sondershauſen) eine hervorragende Rolle ſpielen, knüpfen an altdeutſchen Brauch an. Um Kraft und Gewandtheit zu zeigen und ſich im frohen Kampfſpiel zu meſſen, kamen ſchon die Germanen an ihrem Frühlingsfeſte auf dem „Maifelde" zuſammen. Die bürgerlichen Stände übernahmen dieſen ritterlichen Sport. Vor allem wurden die Buhurde und Turniere in „des Maien Blumenzeit", eben in der Pfingſtwoche, abgehalten. So entſtanden auch die Pferderennen, die gerade heute wieder zu Pfingſten beliebt ſind und als „Reit- und Fahrturniere" in Weimar und auf dem Boxberge bei Gotha abgehalten werden. Die Bürger fanden ſich zum Armbruſtſchießen, Papageien- oder Vogelſchießen in Schützengeſellſchaften zuſammen und riefen ihren Schützenkönig auch vielfach als „Pfingſtgrafen" aus. So wird auch heute noch gerade in thüringiſchen Kleinſtädten das Schützenfeſt in der Pfingſtwoche gehalten.

Das „Kuhſchwanzfeſt", das am 3. Pfingſttag die Stadt Eisfeld feiert, geht ſicherlich auch auf einen ſolchen alten Brauch zurück. Die Bürgerwehr machte unter ihren Stadthauptleuten eine große Übung, an die ſich ein luſtiges Treiben anſchloß. Das Reſidenzſtädtchen Hildburghauſen ſah voll Verachtung auf dieſes kleinſtädtiſche, „bäuerliche" Feſt herab und belegte es mit dem Spottnamen „Kuhſchwanzfeſt". Eisfeld begeht es noch heute am Morgen mit einer großen Feuerwehrübung, am Nachmittag mit einem Umzug der alten Bürgerwehr in alten prächtigen Uniformen, unter Beteiligung der Schützengeſellſchaft und der nationalſozialiſtiſchen Gliederungen, und feiert ein Marktfeſt, zu dem oft auch ein Heimatſpiel aufgeführt wird.

Der Backlebener „Aſchenſack" und das „Buntſcheckenreiten" der Kinder in Molſchleben haben uns auf die Brunnenfeſte gewieſen, die häufig im Mai (Himmelfahrt, Pfingſten), heute meiſtens im Hochſommer gefeiert werden. Die Quellen und Brunnen fanden ſchon in vorchriſtlicher Zeit Verehrung. In Thüringen ſeien nur der „Wihbrunnen" bei Tiefurt und der Weihbrunnen bei Königſee, wo die Kinder zu Oſtern mit Eiern zu ſpielen pflegen, genannt. Aus dem Burgbrunnen an der hochgelegenen Wehr- und Wallfahrtskirche Crock bei Hildburghauſen ſchöpfen und trinken noch heute vor Sonnenaufgang katholiſche Eichsfelder das heilkräftige und wundertätige Waſſer, wenn ſie auf ihrer Wallfahrt nach Vierzehnheiligen im Maintal hier durchkommen. Von dem Heilborn bei Heilsberg (bei Remda) wurde erzählt, er ſei von dem beinkranken Roſſe des heiligen Bonifatius ausgeſcharrt worden und das Waſſer des entſpringenden Borns habe es geheilt. Zum Andenken ſei das

Hufeiſen des Pferdes an die Kirchtür genagelt worden[47]. In Wirklichkeit wurden Hufeiſen in die Quelle hineingeworfen, wie der Fund von altertümlichen Hufeiſen im Quellſchlamm von Tinz bei Gera beweiſt[48]. Ebenſo wurden Hufeiſen auf den ſumpfigen Wieſen zwiſchen Wetzendorf und Endſchütz im Kreis Greiz und bei Tautenhain im Kreis Stadtroda gefunden[49].

Die Thüringer haben an der Verehrung der Quellen und Brunnen beſonders lange und gern feſtgehalten und können auch heute noch mit zahlreichen Brunnenfeſten aufwarten. Die Krönung finden ſie im Mühlhäuſer Brunnenfeſt an der Popperöder Quelle und zeitweiſe an der Quelle der breiten Sülze. Die Schulen ziehen geſchloſſen an dem für ſie beſtimmten Tage hinaus zum Feſtplatz, die Knaben mit den geringelten Sommerſtäben und einem Strauß an der Spitze, die Mädchen mit Kränzen auf dem Kopf. Kränze und Stecken verſenken ſie nach dem Geſang der Brunnenfeſtlieder auf dem blauen Grund der Quelle, ſo daß der Waſſerſpiegel oft nur ein wogendes Blumenbeet iſt. Mit dem Feſtgeſang „Lobt Gott, lobt alle Gott, dankt ihm, dem ewig Weiſen!" ſchließt der weihevolle Teil am Brunnenhäuschen, das im thüringiſchen Fachwerk, mit Erkern und Ecktürmchen verziert, ſchon 1614 erbaut worden iſt. Aber vor der Erbauung des Brunnenhäuschens fanden ſich ſchon die Schüler des Mühlhäuſer Gymnaſiums am Popperöder Quell zuſammen, wie die acta ministerii des Ephoralarchivs der freien Reichsſtadt Mühlhauſen zum 20. Juni 1605 bezeugen[50]. Iſt 1605 von der Feier der Knaben die Rede, ſo 1647 von einem Feſt der Mädchen, wobei Brunnenfeſtbier ausgeſchenkt und Brezeln ausgegeben wurden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Brunnenfeſt allgemeines Volksfeſt, an dem außer den Schulkindern auch die Eltern teilnahmen und zu dem die Fabriken ihre Pforten ſchloſſen. Zum Kaffee wurden die Mühlhäuſer Brunnenfeſtſtiezel verzehrt[51]. Nachdem ſich 1873 das Gymnaſium von der Feier zurückgezogen hatte, begannen mancherlei harte Auseinanderſetzungen, die 1935 durch die verfügte Beteiligung aller Schulen beſeitigt wurden. Die Schulbrunnenfeſte fanden in den letzten Jahren von Mitte Juni bis Anfang Juli ſtatt.

Das Brunnenfeſt in Langenſalza, das erſt ſeit 1802 nach der Entdeckung der Heilquelle in ähnlicher Weiſe gefeiert wird, iſt mehr Kinderfeſt; zum Brunnenfeſt in Artern an der Unſtrut marſchieren die „Saliner" in ihrer ſchmucken, ſchwarzen Bergmannstracht mit den gelb leuchtenden Beſätzen und den hohen, buſchumwehten Tſchakos mit klingendem Spiel zur Kirche. Am Nachmittag und Abend entwickelt ſich im Kurgarten frohes Treiben, wo auch der alte Tanz der Saliner, die Tempête, zu Ehren kommt. Auch Bad Köſen feiert ſein Brunnenfeſt, wie es früher Frankenhauſen[52] mit ſeinen beiden Bornfeſten zu Mariä Verkündigung (25. 3.) und zu Mariä

Himmelfahrt (15. 8.), an denen man Kinder und Geſinde beſchenkte und in den Brunnen ein Almoſen warf, und Neuſtadt a. d. Orla mit ſeinem Bornquasfeſt mit großem Gepränge taten. Auch das Buzelfeſt in Mörla[53] bei Rudolſtadt, das Sonntag nach Pfingſten abgehalten wird, iſt urſprünglich ein Brunnenfeſt geweſen, das am 3. Pfingſttage gefeiert wurde. Es hat ſeinen Namen von den als „Buzelmännern" verkleideten Burſchen und wird heute, in völliger Unkenntnis des eigentlichen Sinnes, von den zahlreich erſcheinenden Gäſten als eine Art Kirmſe empfunden. Die Buzelmänner gehen als Hanswurſte und Harlekine im Dorf umher, treiben allerlei Unfug und führen auf dem Anger bei Bier und Bratwürſten tolle Streiche aus, bis die Vorſtellung mit einer Kampfſzene im Dorfteiche endet. Eine letzte Erinnerung an die einſtige Brunnenfege! Anton Sommer hat in ſeinen „Bildern und Klängen" dem pfingſtlichen Brunnenfeſte in Mörla ein launiges Denkmal geſetzt. Schließlich wurzeln auch das Johannisfeſt in Schöten bei Apolda und das Naumburger Kirſchfeſt höchſtwahrſcheinlich in der Brunnenverehrung. Daß viele von ihnen in den Sommer mit beſtändigerem und wärmerem Wetter verlegt worden ſind und heute als Sommerfeſte gefeiert werden, findet ſeine Erklärung neben dem Wetter in der Beweglichkeit des Pfingſtfeſtes, das zwiſchen dem 10. Mai und dem 13. Juni ſtattfindet.

Unſtreitig gehört das Naumburger Kirſchfeſt zu den Maienfeſten; wahrſcheinlich iſt es ſogar urſprünglich ein Brunnenfeſt geweſen, an das ſich anderswo bekannte Bräuche, ſchließlich angebliche geſchichtliche Begebenheiten der Stadt anſchloſſen. Die Wandlung des Naumburger Kirſchfeſtes iſt ſo auffällig, daß wenigſtens kurz auf die Hauptentwicklungslinien eingegangen werden ſoll. Der früheſte Beleg für dieſes Feſt iſt in den Kämmereirechnungen der Stadt von 1392 enthalten. Sixtus Braun, der für ſeine Naumburger Annalen[54] die Rechnungen mit Angabe des Herkunftsortes ausgezogen hat, ſchreibt zum Jahre 1392 einige zuſätzliche Bemerkungen: „Die Schüler ſind nach alter Gewohnheit nach vocem iucunditatis ins Buchholz gegangen und haben Maien geholt, wozu ihnen der Rat für 7 predicos (½ Fuder) Bier geſchenkt, und dieſes hat bis 1500 gewährt, zu welcher Zeit der Rat es wegen des großen Schadens, der im Holze geſchehen, abgeſchafft hat." Es handelt ſich hier um den Rutenzug, das ſog. „virgatum-Gehen", das uns als Nordhäuſer Schulbrauch bekannt geworden iſt. Da in den Kämmereirechnungen der Zug auch als fontaneum bezeichnet wird, mag urſprünglich eine Quelle, ein Brunnen, den Anlaß zu dieſem Feſte und der ſtädtiſchen Stiftung gegeben haben. Es iſt alſo anzunehmen, daß die Kinder ins Buchholz zogen, weil dort die alten Quellen der Waſſerverſorgung lagen, ſo daß alſo urſprünglich ein Brunnenfeſt gefeiert worden iſt, das ſich mit

dem virgatum-Gehen verbunden hat. Da das Rutenſchneiden für die Kinder, die mit dieſen Ruten gezüchtigt wurden, eine wenig erfreuliche Aufgabe war, wurde es im Laufe der Zeit mehr von Tanz und Spiel und Verteilung von Obſt, beſonders von Kirſchen, umrahmt und nahm nunmehr den Charakter eines fröhlichen Schulfeſtes an. Das Feſt wurde Anfang des 16. Jahrhunderts vom Buchholz in die Nähe der Stadt in einen Garten und um 1660 auf die heutige Vogelwieſe verlegt und am Montag vor oder nach Jacobi (25. 7.) gefeiert, wurde alſo ein Frühſommerfeſt.

Beachtenswert iſt, daß das Feſt ſeit 1524 mehr und mehr ein kirchlich-proteſtantiſches wurde. In den Mittelpunkt der Feier rückte die kirchliche Feier, ſo daß noch in der jüngſten Vergangenheit die Kinder in den Dom und die Wenzelskirche zur Predigt gingen. Aber das kunſtvolle Fahnenſchwenken des Fähnrichs gegenüber der Rathaustür, die ſogenannten lectiones, fand ſchon damals ſtatt, während der Chor zwei Motetten ſang. Immerhin blieb die Erinnerung an das ehemalige Rutenfeſt wach: es wurden nämlich Laubhütten auch auf der Vogelwieſe als Schutz gegen die Sonne und als Aufenthaltsraum der Eltern und Gäſte errichtet; „1686 z. B. 10 Hütten gehauet, 3 Tiſche mit einem Zaun umgeben, ein Irrgang zum exercitio gemacht und auf öffentlichem Platze muſiziert und getanzt. Wird aber alle Jahre geringer geachtet und haben weder die docentes noch die discentes die wenigſte Ergötzlichkeit mehr". Bei der Anlage eines Irrgangs kann man an eine Art Trojaburg, eine Drehburg, denken, wie ſie in der Nähe von Naumburg bei Graitſchen (öſtlich von Camburg) als ſogenannter „Schwedenhieb" noch ſehr ſchön erhalten iſt. Den Kindern macht es auch heute noch ſehr viel Spaß, in einem ſolchen ſpiralenförmig angelegten Irrgang, einem Labyrinth, herumzulaufen.

Das Feſt war als ſtädtiſches Unternehmen zunächſt nur eine Angelegenheit der innerſtädtiſchen Schule, des Ratsgymnaſiums. Die außerhalb der Stadt gelegene Domſchule feierte das Gregoriusfeſt. Erſt im 18. Jahrhundert fingen die Bürgerſchulen an, ſich zu beteiligen, 1894 kamen als letzte noch die Realſchule und die höhere Mädchenſchule hinzu. 1611 wurden erſtmalig von den Mädchen beim Auszuge Kränze getragen.

Als im 18. Jahrhundert der Niedergang des Feſtes einſetzte, nachdem ſchon 1686 weder die Lehrer noch die Schüler Gefallen daran hatten, ſorgte 1782 ein ehemaliger Garniſonkinderlehrer namens Rauh durch die Herausgabe einer Chronik „Die Schwachheit über die Stärke oder die gründliche Nachricht von dem 1432 vor Naumburg gelagerten Heere der Huſſiten unter ihrem Heerführer Prokopo, dem daher entſtandenen Stadt Naumburgiſchen Schul- oder Kirſchfeſte" für eine außerordentliche Wiederbelebung des Feſtes. Um die Glaubwürdigkeit ſeiner Dichtung – ſeine Chronik iſt nichts als ein

Machwerk – zu erhöhen, legte er ſeiner Erzählung eine angebliche Mönchschronik des Fraters Taube aus dem Georgenkloſter unter. Rauh trug mancherlei aus ſpäten Chroniken der Stadt zuſammen, erhob aber beim Niederſchreiben ſeiner Chronik wohl keinen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit, ſondern tat es lediglich aus Freude am Phantaſieren. Sein Ziel geht eindeutig aus dem Vorwort hervor, in dem er mit Verachtung auf Geſchichtsſchreiber herabſieht, die ihre Nachrichten mehr aus dürftigen Überlieferungen zuſammenſchreiben, die bloß Bruchſtücke ſind oder Vermutungen, die ſie nicht verbürgen können! Rauh hat, wie es bei der Sagenbildung die Regel iſt, geſchichtliche Vorgänge in andere Zeiten verlegt und manches örtlich und zeitlich Getrennte zu einer dramatiſch bewegten Szene vereinigt, auf der ſtatt blaſſer, flacher Figuren lebensvolle Menſchen auftreten, und ins Ganze eine anhaltende Spannung gebracht.

Die Huſſiten ſind nie vor Naumburg geweſen. Aber richtig iſt, daß zu einer anderen Zeit, im ſächſiſchen Bruderkriege um 1450, Herzog Wilhelm mit böhmiſchen Hilfsvölkern Georg Podiebrads einen Angriff auf Naumburg vorbereitete. Im letzten Augenblick ſtand er davon ab. Die plötzliche Sinnesänderung des Feindes bedurfte einer einleuchtenden Erklärung. Sie gab Matthias Eulenberger in ſeiner um 1675 entſtandenen Chronik, der zum erſten Male berichtet, daß die Naumburger Kinder mit Zweigen und Früchten zum Herzog hinauszogen und Gnade erlangten. Dieſe Kinderfürbitte übernahm auch eine andere Mär, eine Chronik aus derſelben Zeit. Es heißt dort: „Anno 1408 den 29. Juli iſt ein großes Kriegsheer bei dem Buchholz allhier gelegen, deſſen Obriſter die Stadt mit Feuer und Schwert heftig bedroht; und weil er keine Fürbitte wollte laſſen ſtattfinden, hat Gott den Eltern in den Sinn gegeben, daß ſie mit der Schulmeiſterin aus der Schule, zuſamt den Knäblein und Mägdelein, in weißen Kleidern ihnen entgegengezogen und am gemeldeten Ort vorn an der Buchholzecke über der Saalgrube einen Fußfall getan. Da dann der allerhöchſte Gott im Himmel dem Tyrannen in das Herz geſenket, daß er von ſeinem Grimm abgeſtanden, ſich derſelben Stadt erbarmt und allen Gnade und Verſchonung verſprochen und alſo durch ſeine Offiziere und Diener herein in die Stadt geſchickt, um allda Kirſchen und ſonſt allerhand von Obſt einzukaufen, ſolches dann herauszubringen und den Schulkindern auszuteilen befohlen. Und die liebe Obrigkeit hat zum Dank dafür das ſogenannte Schul- und Kirſchenfeſt angeordnet.“ Rauh machte aus den böhmiſchen Hilfsvölkern Huſſiten und ihren Führer Herzog Wilhelm nannte er Prokop!

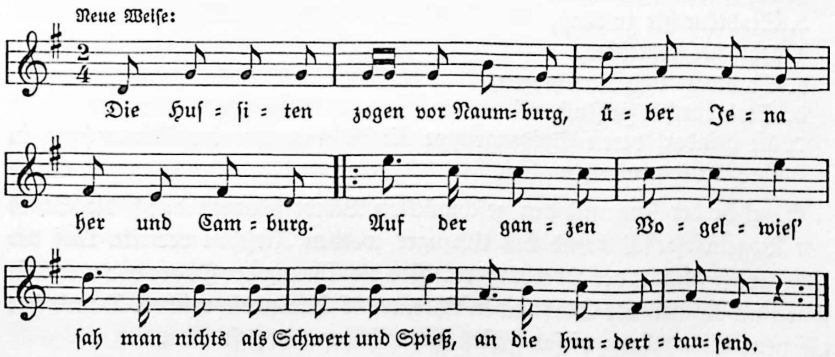
Jahrzehntelang blieb dieſe Lügenchronik Rauhs unangetaſtet, gab vielmehr vielen Dichtern jener Zeit Stoff für ihre Dichtungen über das Naumburger Kirſchfeſt. Dieſe, unter ihnen vor allem Kotzebues 1803 entſtandenes Drama

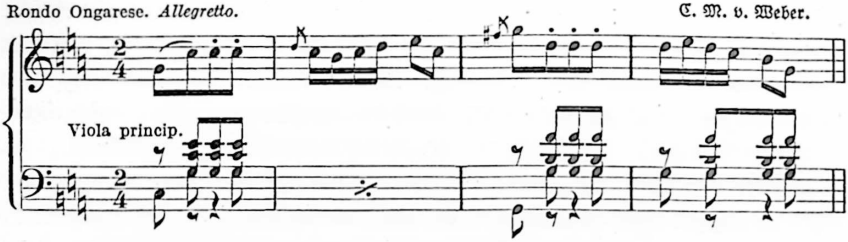
„Die Huſſiten vor Naumburg", ſorgten dafür, daß das Naumburger Kirſchfeſt weit in Deutſchland bekannt wurde. Von dieſem Zeitpunkt an, alſo ſeit Beginn des 19. Jahrhunderts, vollzog ſich allmählich die Umwandlung vom Schulfeſt zum allgemeinen großen Volksfeſt. Außerdem ſorgten verſchiedene Drucke von Bilderbogen über das Kirſchfeſt für die Werbung zum Feſt.

Die Abhandlung von Lepſius[55] über den Urſprung des Naumburger Kirſchfeſtes, in der die Fälſchungen und Phantaſtereien Rauhs klar erwieſen wurden, beeindruckte die breiten Maſſen überhaupt nicht; die hiſtoriſche Forſchung hatte nicht die Kraft, den feſten Glauben der Bürgerſchaft an dieſen ſagenhaften Urſprung des Feſtes auch nur im geringſten zu erſchüttern. Dabei iſt der Gedanke, der dem Naumburger Kirſchfeſt zugrunde liegt, die Befreiung einer Stadt durch Kinderfürbitte, durchaus kein urſprünglicher. Das Motiv iſt auch anderswo bekannt. In Dinkelsbühl wird z. B. die Kinderzeche gefeiert, weil 1632 die Stadt durch Fürbitte der Kinder unter Führung der Kinderlore von den Schweden errettet worden ſei.

Die Bilderbogen vom Naumburger Kirſchfeſt ſtützten ſich vor allem auf das Huſſitenlied, das 1832 anläßlich eines Wettbewerbs zur 400-Jahr-Feier der angeblichen Belagerung der Stadt entſtanden iſt. Ein junger Referendar aus Langenſalza, Karl Seyferth, dichtete zur Aufführung im Referendarzelt das Lied als Bänkelſang, und ein andrer Referendar, Otto Vollmann, ſchuf als witziger Zeichner die Karikaturen dazu. Die empörten Naumburger Bürger zerriſſen zwar die großen Karikaturen, Vollmann ſtellte ſie aber nochmals verkleinert her und erhielt ſie ſo der Nachwelt. Durch das Kommersbuch erfuhr das Lied große Verbreitung.

Über 500 Kirſchfeſtlieder ſind gedichtet worden, ein Beweis der Heimatliebe und Begeiſterung für das Feſt. Die Melodie des Huſſitenliedes iſt ſtark von den einführenden Takten des Andante und Rondo ongarese von Carl Maria von Weber beeinflußt; ebenſo hat das Lied textliche Änderungen und eine andre Rhythmiſierung erfahren.





In den letzten Jahren versuchte man dem älteren Liede neue Texte unterzulegen, aber ohne Erfolg. Noch heute wollen die Naumburger nichts von der Gelehrsamkeit der Geschichtsforscher wissen, da diese Gelehrsamkeit nicht nur die Erzählkunst eines Rauh berichtige, sondern auch das Fest in seinen Grundlagen untergraben könne. Wenn das auch keineswegs der Fall ist, so muß doch festgestellt werden: Die Ergebnisse der Geschichtsforschung sind hier, wie auch anderswo, für das Volk tot geblieben, aber die erdichtete Geschichte lebt noch heute als Sage, als Anekdote. Vom Volk wird Geschichte niemals wissenschaftlich behandelt, sondern gedichtet!

Der Oberbürgermeister von Naumburg hat nun 1938 die erst 1928 eingefügte Prokop-Gruppe im Festzug gestrichen. Neu eingeführt hat er manche Gestalten aus dem Frühlingsbrauchtum.

Um 14 Uhr rücken auf allen Anmarschstraßen die festlichen Züge der Schulen zum Markt. Die Jungen tragen grüne Bäumchen, die Mädchen große Kränze im Zuge. Hinter ihnen gehen junge Ehepaare. Sie werden sinnbildhaft für die ganze Zahl der im Verlauf einer Jahresspanne von Kirschfest zu Kirschfest geschlossenen Ehen festlich im Zuge durch die Stadt geleitet.

Auf einen Fanfarenstoß hin setzt sich dann der mit 5000 bunten Bändern auf das prächtigste geschmückte Kinderzug in folgender Reihenfolge in Bewegung:

1. Die Bändermänner der Schulen,
2. der Fahnenschwinger,
3. Stadtknechte zu Roß,
4. Oberbürgermeister,
5. Stadträte und Ratsherren,
6. Stadtknechte zu Fuß,
7. die Kinder, deren Spitzengruppe die Jahrespaare im Triumphzug in ihre Mitte genommen hat.

So zieht der Zug mit den geschmückten Bänderbäumen durch die Stadt zur Vogelwiese. Während des Umzuges werden Kirschen verteilt. Auf der Vogelwiese nimmt der Oberbürgermeister die Ehrung der Paare vor und läßt ihnen im Namen der Stadt einen Ehrentrunk Saalewein reichen. Damit hat die neue Sinngebung dieses Festes ihren Höhepunkt gefunden.

Auf dem Feſtplatz hält das Feiern die ganze Woche an, in Familienzelten mit Bewirtung der Freunde und Bekannten, in Vereins-, Innungs-, SA.-, Referendarzelten u. a. mit Mahl und Tanz in fröhlicher Unterhaltung und mit mancher kurzweiligen Vorführung und alten Spielen. Wenn die Jungen bis vor kurzem mit der Armbruſt, die Mädchen aber mit dem Stechvogel auf den Stern ſchoſſen („Sternſchießen"), ſo mag, wenn man die anderen ſinnbildlichen Merkmale beim Umzug, wie den Strauß am Stecken der Jungen und die Kränze der Mädchen, hinzunimmt, die Erinnerung an ein Hochzeitsfeſt des Mittſommers vorliegen. Alles kreiſt, wenn auch unbewußt, um die Erhaltung und Geſtaltung des Lebens, wie ja auch der Umzug durch die Vereinigung der geſamten geſunden, lebensbejahenden und vor Freude überſtrömenden Jugend mit Behörden und Erwachſenen ein einziges großes Bekenntnis zum Leben iſt. Die neue Geſtaltung mit der Hinzunahme der jüngſt Verheirateten, die im thüringiſch-ſächſiſchen Brauchtum bis heute eine große Rolle ſpielen, hat ihr inneres Recht.

Die ſchönſte Zeit des Jahres, da die Fruchtbarkeit der Erde am ſichtbarſten wird, wo alles blüht und grünt, wo die Sonne ihrem Höchſtſtand entgegengeht, empfindet der Menſch als Hochzeit des Jahres. Bei der Nebeneinanderſtellung von pflanzlichem und menſchlichem Leben iſt es natürlich, daß ſich auch in den Menſchen in dieſer Maien- und Pfingſtzeit Lebensluſt und Lebenswille entfaltet und zu neuen Verbindungen anregt. Stärker, als es heute der Fall iſt, da faſt jedes Dorf einen Tanzſaal hat und das ganze Jahr hindurch die Möglichkeit zu geſelligen Zuſammenkünften gibt, mag in früheren Jahrhunderten um die Pfingſtzeit die Hochzeit liebender Menſchen vorbereitet worden ſein. In Thüringen haben wir noch Nachklänge ſolchen Empfindens in Feſten, die zu Himmelfahrt oder am Sonntag nach Pfingſten gefeiert werden. In Paulinzella bei Rudolſtadt kommen zu Himmelfahrt Burſchen und Mädchen der Umgegend zum Tanz, der als „Heiratsmarkt" bezeichnet wird, zuſammen, auf der Wachſenburg zum „Heiratsmarkt" erſt ſeit einem Jahrzehnt. In Leina bei Gotha nennen ſie ihr Tanzfeſt am Sonntag nach Pfingſten noch deutlicher „Die Brautſchau"; in Schkölen, ſüdlich von Naumburg a. d. Saale, hielt man ebenfalls eine Brautſchau, die als Wallfahrt nach der Überlieferung mit einem Ablaß verbunden war und im Jahre 1649 in einen ordentlichen Jahrmarkt verwandelt wurde[56], aber noch bis in die neueſte Zeit „Heiratsmarkt" heißt. Dieſe öffentlichen Tänze ſind als Heiratsmärkte nach dem Zeugnis des um 1700 ſchreibenden Chr. Heinrich Brömel[57] ſchon von unſeren Vorfahren eingerichtet worden.

Recht ſtimmungsvoll wird am Sonntag nach Pfingſten in Kettmannshauſen bei Arnſtadt die „Liebelei" oder „das Lappenſchießen" gefeiert. Von den jüngſt Verheirateten heftet die junge Frau, die aus der Jugend-

gemeinſchaft ausſcheidet, das bunte Schultertuch, den „Lappen", unter dem ſie in die Mädchengemeinſchaft aufgenommen war, an die beim Umzug vorangetragene Tanne. Dieſen Lappen erhält der beſte Schütze beim Ringſcheibenſchießen. Tanz vereint das ganze Dorf am Abend.

Es iſt durchaus möglich, daß die Kirmſen, die in Thüringen hier und da zu Himmelfahrt oder ſogleich nach Pfingſten gefeiert werden – z. B. in Dörfern über Dornburg a. d. Saale, in der vorletzten Juniwoche die Nonnenkirmes in Blankenhain bei Weimar, am Dienstag nach Kantate die Kirmes in Mellingen, die ſeit 1609 mit einem Jahrmarkt verbunden iſt, unter dem Namen „Kritzekrebsmarkt", vom Pfingſtmontag bis Trinitatis die „Heidenſteiner Kirmes" in Heiligenſtadt – urſprünglich auch ſolche „Kürfeſte" waren, wie Hans Strobel[58] annimmt, an denen ſich die Burſchen ihre Mädchen, wenigſtens für das Jahr, küren konnten. Freilich, der ſprachliche Zuſammenhang zwiſchen küren und Kirmes, Kirta, Kürtag iſt wiſſenſchaftlich nicht zu erklären, allerhöchſtens könnte eine volksetymologiſche Umbiegung vorliegen. Wie dem auch ſei, es iſt offenbar, daß an dieſen Feſten Verbindungen zwiſchen Burſchen und Mädchen der weiteren Umgegend geknüpft werden ſollten, und ſicherlich haben ſie beigetragen, allzu enge Verſippung, Inzucht in den Dörfern zu verhindern. Dieſe Feſte ſind natürlich ſeit alter Zeit mit kultiſchen, religiöſen Feiern verbunden geweſen. Märkte haben ſich angeſchloſſen. Auch ſie werden als Volksfeſte gefeiert. In beſcheidenen Grenzen haben ſich „Ablaßfeſte" in Memleben und Balgſtädt a. d. Unſtrut, in Großaga bei Gera, der Ablaß oder die „Spende" in Günſtedt bei Weißenſee (am 3. Pfingſttag), der „Appelsmarkt" in Rödersdorf bei Schleiz erhalten, der Maimarkt in Ebeleben bei Sondershauſen, der hierhin von dem „Walpernablaß" am Nonnenkloſter zu Markſußra verlegt wurde. In Thamsbrück bei Langenſalza, wo der „Appels" auch heute noch groß gefeiert wird, hat ſich aus einem alten Ablaßfeſt ein Heimatfeſt entwickelt, das in ſeinen Grundlagen als germaniſch, ja als ariſch anzuſprechen iſt: das Ablaßfeſt, das an einen am 19. Dezember 1501 gewährten Ablaß von 40 Tagen anknüpft, iſt nicht der Urſprung geweſen, iſt nicht der Kern des Feſtes, ſondern ſeit 1500 eine Zwiſchenſtufe, die ein altes Frühlingsfeſt mit Todaustreiben verdrängte. Früher wurde es drei Tage lang am Sonntag vor Johanni gefeiert, jetzt am 1. Sonntag im Juli. Heute wird die ausgeſtopfte Puppe, die den Ablaßkrämer Tetzel darſtellt, auf das Haus eines wohlhabenden Bürgers geſetzt. Wenn die Strohpuppe in der Unſtrut verſenkt wird, ruft er zuvor dem Volke noch ein fröhliches „Auf Wiederſehen" zu. Früher wurde die Puppe auf das Haus des jüngſt verheirateten Ehepaars geſetzt, das die Koſten für die Bewirtung der Burſchen zu tragen hatte. Da dies in vielen Fällen unmöglich war, ſetzt man ſie einem zahlungsfähigen Bürger aufs Dach. Ur-

ſprünglich handelt es ſich hier alſo, genau ſo wie bei der „Liebelei“ in Kettmannshauſen, um einen Trennungsbrauch. Die aus der Burſchen- und Mädchengemeinſchaft ausſcheidenden jungen Eheleute mußten ſich durch eine Gabe an die Jugend von ihr löſen. Nach dem Feſteſſen wird Tetzel auf einem geſchmückten Wagen nach dem Markt gefahren, wo er eine Anſprache hält und die von manchem Thamsbrücker begangenen Sünden des letzten Jahres geißelt. Nachmittags wird gewöhnlich die „Altweibermühle“ vorgeführt, ein Brauch, der ſich heute zu vielen urſprünglichen Naturfeſten geſellt hat. Die Altweibermühle wird von zwei Ochſen, unter Vorantritt einer Muſikkapelle, durch die Straßen gefahren. Die Ablaßburſchen haben ſich als alte Weiber verkleidet und treiben allerlei Schabernack, werden vom Teufel gefangen und dem Müller übergeben, der ſie dann unter Hochklängen der Kapelle mit dem Kopfe zuerſt durch den Mühltrichter in die Mühle ſteckt. Unten kommen ſie als junge Mädchen heraus. Auch dieſem Ablaßfeſt iſt eine geſchichtliche Erklärung durch die Sage gegeben worden. Am 25. Juni 1500 ſollen 30 Thamsbrücker auf Befehl des Sohnes des Herzogs Albrecht von Sachſen an einem oſtfrieſiſchen Feldzug teilgenommen und ſich ausgezeichnet haben. Deshalb habe die Stadt Thamsbrück das Recht zur Veranſtaltung dieſes Volksfeſtes erhalten, auch Geldmittel wurden ihr zur Beſtreitung der Koſten zur Verfügung geſtellt. Darum marſchieren die waffenfähigen Bürger zum großen Zapfenſtreich am Abend des erſten Tages an Bürgermeiſter und Ratsherren vorbei und führen am Vormittag des zweiten Tages, mit alten Vorderladern, den „Ablaßknarren“, bewaffnet, ein kriegeriſches Spiel auf dem Ried auf, wo es um Erſtürmung und Verteidigung der Stadt geht. Das mit ohrenbetäubendem Geknatter der Gewehre durchgeführte Gefecht endet mit einem Waffenſtillſtand. Die Beſucher verbringen den Nachmittag mit allerlei Beluſtigungen auf dem Ried, bis das Signal zum Aufbruch erteilt wird; nun beginnt die Schießerei von neuem: die eine Partei verteidigt die Feſtung Thamsbrück, die andere will ſie erſtürmen. Eine perſönliche Ausſprache der beiden Feldherrn führt den Frieden herbei, ſo daß Freunde und Feinde nunmehr gemeinſam in die Stadt einmarſchieren und die „Truppen“ ſich nach ihrer Beſoldung wieder auflöſen.

Als kirchliches Feſt ſpielt der Trinitatisſonntag in Thüringen keine Rolle mehr. Für einige Gemeinden iſt er der Tag des luſtigen Flurgangs, für ganz alte Leute der „Kräuterſonntag“, d. h. zum Suchen der Heilkräuter geeignet (Tabarz bei Gotha). Nur in Golmsdorf bei Jena feiert die Gemeinde am Trinitatisſonntag noch unter der Linde ihr Dorffeſt. An dem Kräuterſonntag, dem „Güldenen Sonntag“, kehrten in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts mit ihren Heilkräutern die Leute vielfach in der Gemeindeſchenke zu Arlesberg bei Elgersburg ein, wo ſie ſich das dortige Braunbier gut ſchmecken

ließen. Als billigen Imbiß verkaufte ein Krämer Fiſchchen und Bücklinge an die beſcheidenen Wäldler. Der Schenkwirt war beſtrebt, ſeine Leute durch Beluſtigungen aller Art möglichſt lange zu halten und die Leute der umliegenden Orte heranzuziehen. So entwickelte ſich ein frohes Treiben mit Luftſchaukel und Karuſſell und Zuckerbuden für die Kinder, mit Roſtbratwürſten und Würfelbuden für die Erwachſenen. Während das Kräuterſuchen an dieſem Tage faſt gänzlich aufhörte, blieb aber das Feſt bis heute als „Heringsfeſt" erhalten, wiewohl urſprünglich nur Bücklinge, niemals Heringe verſpeiſt worden ſind.

Der katholiſche Fronleichnamstag wurde nur in der Zeit des Nationalismus und der konfeſſionellen Verträglichkeit als Volksfeſt in Erfurt gefeiert. Die evangeliſche Landbevölkerung kam in Maſſen an dieſem Tage nach der Stadt, um ſich dieſes „Frohlichenſpähl" – der Name ſagt genug über die Auffaſſung des Volkes von dieſer Feier! – mit ſeinen pomphaften Schauſtellungen anzuſehen; auch Goethe kam aus Weimar und ſchickte mehrfach ſeine Angehörigen zu dieſer Volksbeluſtigung nach Erfurt hinüber.

Vergangen iſt auch der Schäfertanz in Stadtilm[59], der im Jahre 1800, ähnlich wie in Magdala bei Weimar, wieder eröffnet wurde. An die 60 Schäfer kamen aus den fürſtlichen Amtern Stadtilm, Paulinzella, Ehrenſtein und aus benachbarten Orten am St. Margarethentag (10. Juni) zuſammen, überreichten dem Amtmann einen guten Widder, der mit vergoldeten Hörnern und Bändern verziert war, und führten auf dem Markt, dem größten Thüringens, um einen Tannenbaum den Schäfertanz auf, den die Vortänzer mit einem blanken Säbel anführten. Bei Friedrichroda erinnert nur die „Tanzbuche", hoch oben am Heuberg, noch an den von den Hirten und Schäfern geübten Tanz[60]. Heute treffen ſich noch alljährlich ſämtliche Schäfer aus mehreren nordweſtthüringiſchen Kreiſen in einem Dorfe zum Schäferumzug und Schäferball, an dem auch die Schafbauern teilnehmen; Ende Januar 1939 in Eigenrode bei Mühlhauſen.

Sommer und Ernte

Je mehr das Jahr fortſchreitet und die Ernte heranreift, deſto zurückhaltender ſind die Menſchen in Brauchtumsübung und im Feſtefeiern. Im Vorfrühling und im Frühling hat das bäuerliche Volk ſeine Sorgen; im Hoffen auf einen guten Ertrag und im Bangen um eine Gefährdung oder Vernichtung der Ernte erſchöpft ſich ihr Reden und Handeln. Der Fülle der Begehungen in der erſten Hälfte des Jahres entſpricht nicht der Dank im Hochſommer und Herbſt; nur das Erntedankfeſt ſteht am Ende des bäuerlichen Jahres.

Die Sommerſonnwende iſt der letzte Haltepunkt, der zur Beſinnung

mahnt. Die Reinigungs- und Segensbräuche wollen vom Acker eine Mißernte und vom Vieh eine Seuche fernhalten. Die chriſtliche Kirche hat auf dieſen Tag – der 24. Juni iſt der Sommerſonnwendtag des römiſchen Kalenders, aſtronomiſcher Höhepunkt der Sonne iſt der 21. Juni – den Geburtstag Johannes des Täufers gelegt, um den heidniſchen Sonnwendkult aufzuſaugen. Denn keiner konnte den Kreislauf des Jahres auf ſeinem Höhepunkte beſſer kennzeichnen als Johannes, der von Chriſtus geſagt hat (Ev. Johannes 3, 30): „Er muß wachſen, ich aber muß abnehmen." Seit Karl dem Großen ſind uns Johannisfeiern bekannt. Im 20. Jahrhundert ſind ſie, wie in Deutſchland, auch in Thüringen weithin abgekommen. Nur die „Sonnwendfeuer" fanden ihre Wiederbelebung durch Jugendbünde und Stahlhelm (Weida, Herbsleben bei Gotha, Gebeſee bei Weißenſee, Haſelbach bei Altenburg) und vor allem durch den nationalſozialiſtiſchen Staat, der den Tag der Sommerſonnwende zum Tag der Jugend erklärt und ſeiner Feier geſamtvölkiſche Bedeutung zuerkannt hat. Für die Jugend ſoll die Sonnwendfeier eine Wende, ein Neuaufbruch ſein, das Feuer ſoll ſie mit Mut und Tapferkeit durchglühen, ihr alle Feigheit ausbrennen und ſie in idealem Schwunge zu allem Guten und Hohen mitreißen. Der Tanz um das Feuer und der gemeinſame Sprung durch das Feuer ſind darum geblieben, an Stelle der alten Gebete und Segensſprüche ſind volkspolitiſche Reden getreten. In Thüringen ſind die Johannisfeuer heimiſch ſüdlich der niederdeutſch beeinflußten Kreiſe, die das Oſterfeuer kennen, alſo ſüdlich des Kyffhäuſers, einer Linie von Mühlhauſen, Langenſalza bis nach Hetſchburg (Hexenberg) und Petersberg–Hainſpitz bei Eiſenberg. In Oberdorla bei Mühlhauſen verbrannte man bis 1666 bei dieſer Gelegenheit einen Strohmann; eine Feuersbrunſt, die hierdurch ausbrach, veranlaßte ein Verbot. In Kindelbrück bei Weißenſee und in Kalbsrieth a. d. Unſtrut ſchwenken die Kinder beim Johannisfeuer Fackeln, Beſen und Teerfäßchen im Kreiſe.

Wie bei Beginn des Mai in der vorhergehenden Walpurgisnacht alle böſen Mächte nochmals losbrechen, ſo iſt auch die Nacht vor dem Johannistag voller Gefahren für die Menſchen. In nordthüringiſchen Sagen tritt vor allem Frau Holle den Menſchen um die Johanniszeit entgegen, um in ihnen einen Erlöſer aus dem unterirdiſchen Reiche zu finden, einen, der ſie wieder ans Licht heraufrückt. Die Wünſchelrute, die ſie den Menſchen in die Hand drückt, würde ihnen unermeßliche Schätze, die jetzt noch verborgen ſind, erſchließen. Aber keiner vermag ſie aus der Nacht des Totenreiches zu erlöſen. In der thüringiſchen Vorderrhön erſcheint am Johannistage gern die weiße Jungfrau mit dem goldenen Schlüſſelbunde, um die verwunſchenen Schätze des Berges aufzuſchließen.

Wie die „Wunderblume" um Johanni ihren Blütenkelch öffnet und ver-

borgene Schätze erſchließen kann, ſo erblühen die ſtark duftenden Blumen des heißen Sommers, mit Segenskräften und Heilwirkung ausgerüſtet. Die Johannisblume iſt auf den Thüringer Muſchelkalkbergen für das Volk Arnika (A. montana), auch Wohlverleih genannt; ſie iſt noch immer mit ihren würzig riechenden Wurzeln und Blüten die meiſt gebrauchte Heilpflanze, im beſonderen ein Einreibemittel. Johanniskraut (Hypericum perforatum) kann Teufel und Hexen vertreiben und Zauberei abwehren oder zunichte machen. Der Teufel, der Feind alles Guten, durchſticht in ſeiner Wut nach der Meinung des Volkes die Blätter dieſer heilſamen Pflanze in der Nacht mit Nadeln, ſo daß die Blätter mit ihrer durchſcheinenden Punktierung als durchlöchert erſcheinen. Im Kreiſe Schleuſingen (Benshauſen) und in Buchfart bei Weimar gräbt man auch vom Knabenkraut (Orchis maculata, Fünffingerkraut) die Wurzeln als „Johannishändchen" aus. Sie bringen Glück und, in den Geldbeutel gelegt, Geld; dem, der ſie unters Kopfkiſſen legt, geſtatten ſie einen Blick in die Zukunft zu tun. Man holt ſie am beſten mittags zwiſchen 12 und 13 Uhr, um wirkſamen Tee zu bereiten (Fiſchbach bei Schleuſingen). In Dörfern des Schleizer Oberlandes ſteckt man Johannisblumen auf die Beete, damit das Kraut gedeihen kann (Göttengrün, Stelzen-Schleiz, Gefell-Ziegenrück).

In Nordthüringen von Sondershauſen bis zum Eichsfeld iſt es Sitte, einen Johanniskranz ans Haus oder an die Tür und noch einen ins Haus zu hängen, wenigſtens einen Johannisſtrauß übers Bett (Mühlhauſen). Auf dem Eichsfeld ſind Kränze von Mauerpfeffer beliebt. „Johannisſtrauß bringt Glück ins Haus", ſagt man in Holzthaleben bei Sondershauſen. In Heiligenſtadt erzählt man ſich die Legende, St. Johannes gehe nachts durch die Straßen und neige ſich vor jedem Hauſe, an dem ein Kranz hänge. In dieſem Gebiet zwiſchen Gerſtungen an der Werra, Eichsfeld und Kyffhäuſer feiern vor allem die Kinder im Freien auf einem Tanzplan, der unter Bäumen angelegt iſt. Sie ſchmücken den Feſtplatz mit Ketten aus ausgeblaſenen Eiern, die bemalt ſind, aus Strohhalmſtücken und kleinen Stoffläppchen und mit grünen Girlanden. Auch wird vielfach der „Roſentopf" aufgehängt. Paarweiſe angetreten, ziehen die Kinder aus der Mitte des Dorfes mit Muſikbegleitung zum Feſtplatz (Holzthaleben, Kleinbrüchter, Bendeleben bei Sondershauſen). In Gerſtungen wurden Eierbäume errichtet, in Mihla bei Eiſenach früher „Johannisſtückchen" von Burſchen und Mädchen aufgeführt. In Nordhauſen putzen Kinder ein Maibäumchen an und erfreuen ſich am Topfſchlagen; wer mit verbundenen Augen den Topf mit höchſtens drei Schlägen ſtreift, kann die darunter verborgenen Geſchenke einheimſen. In einigen kleinen Dörfern des Kreiſes Sondershauſen ſuchen Kinder auch an dieſem Tage die auf der Straße einherkommenden Erwachſenen zu hemmen,

was ſonſt nur bei der Hochzeit Brauch iſt, wobei ſie um eine freiwillige Gabe bitten:

„Heut iſt der Tag,
Wo man hemmen mag.
Mit dieſem ſchönen Bündelein
Soll dieſe Frau gehemmet ſein." (Rockſtedt bei Sondershauſen)

„Herr (Schulze) wird uns die Freiheit verzeihen,
Gott möge euch viel Glück und Segen verleihen."

Wie um die Pfingſtzeit, ſchmückt man in einigen Orten Thüringens zu Johanni Brunnen und Quellen. Die Kinder werfen Sträuße und Kränze hinein, ſind ſie ſelbſt doch aus ihnen gekommen und danken ſie dieſem „Lebenswaſſer" ihr Leben! Als eine Gabe an die Waſſergeiſter brachte man ihnen in Uftrungen früher einen Laib Brot dar, den man in den „See" warf; in Schöten bei Apolda war jeder Nachbar verpflichtet, den apoldaiſchen Bauern ein Brot zu reichen, das ſie in Stücke brachen und in den Brunnen warfen. Wenn es geweicht war, fiſchten ſie es wieder aus dem Waſſer und aßen es gemeinſam. Angeblich ſeit 1768 feiern hier in Schöten nur die Kinder den Johannistag; die Knaben mit langen geringelten Stäben, an denen ein ſchöner Kornblumenkranz hängt und die ein grüner Strauß krönt, und die Mädchen mit Kornblumenkränzen auf dem Kopf ziehen von Haus zu Haus mit Geſang, wofür ſie Spenden erhalten. Den Brunnen ſchmücken ſie nach wie vor mit Blumen [61].

Das Baden am Johannistag wird in Thüringen nicht als günſtig angeſehen, da an dieſem Tage die Flüſſe ein Opfer fordern. Das Wetter der nächſten Wochen macht der Bauer noch hie und da vom Johannistag abhängig, wie auch in Thüringen geltende Bauernregeln beweiſen: „Vor Johanni bitt' um Regen, nachher kommt er ungelegen." „Tritt auf Johanni Regen ein, ſo kann der Nußwachs nicht gedeihn." „Wenn der Kuckuck noch lange nach Johanni ſchreit, ruft er Mißwachs und teure Zeit." „Regnet's am Siebenſchläfertag (27. Juni), iſt's ſieben Wochen lang Regentag (wer's glauben mag", ſetzt der vorſichtige Bauer hinzu). „Johanni ſoll die Heumahd beginnen" (Trebra am Südharz).

In Oſtthüringen vor allem (Kreis Altenburg bis zum Holzland bei Stadtroda hin) wird der Johannistag als Totengedenktag gefeiert, ähnlich wie in Weſtſachſen. Man beſucht die Gräber und ſchmückt ſie mit Kränzen. Es ſcheint aber, als ob dieſer Brauch erſt verhältnismäßig jung iſt. Er iſt ſchon ſehr ſtark in den letzten Jahren zurückgegangen.

In Südthüringen (Lindenau bei Hildburghauſen) bäckt man zu Johanni

runde Krapfen. Die Holunderküchlein, die man gewinnt, indem man die Blütendolden des Holunders in flüssigen Teig taucht und in siedendem Schmalze bäckt, sind nur noch wenig bekannt.

Um den Johannistag herum hielten die Zünfte ihre Jahresfeste ab. In Stadtilm, wo früher die Schuhmacherei Haupterwerbszweig war, feiert noch jetzt die Schuhmacherinnung. In Erfurt begingen die den Hammer führenden Erfurter Handwerker den durch Sage und Geschichte geheiligten „Grünen Montag", das volkstümlichste Fest der Stadt, am Montag nach Jakobi (25. Juli), bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Es war alter Erfurter Handwerksbrauch, daß sich an diesem Tage die großen Handwerke der Schuhmacher, Schmiede, Wollenweber, Riemer und Hutmacher, denen sich die kleinen Handwerke anschlossen, ihre Obermeister wählten und diese von der Obrigkeit bestätigen ließen. Die Gesellen erhielten ein Trinkgeld und schmückten die Häuser ihrer Meister und Poliere mit grünen Girlanden und Kränzen und feierten in ihren Herbergen in fröhlichster Weise. Der Schmuck mit Waldesgrün gab ihrem Feste den Namen. Nachdem die Erfurter in ihrer von den Franzosen besetzten Stadt von der Feier in den Jahren 1806 bis 1814 abgesehen hatten, ließen sie den Brauch nach den Befreiungskriegen wieder aufleben. Sie verlegten jetzt die Feier in den Steigerwald, wobei sie wahrscheinlich mancherlei von dem alten Walperzug im Frühling übernahmen. Im Steiger- oder Tannenwäldchen lagerten sich Männer, Frauen und Kinder in Lauben aus grünem Buschwerk, labten sich an Bratwürsten, Hornaffen und Bier und ließen auch die Schnapsflasche, auf erfurtisch „de korzche Letter", in der Runde umgehen. Nach rund 50 Jahren der Vergessenheit lebte der Grüne Montag als Fest der Erfurter Handwerker 1934 wieder auf. Auch in der Stadt Mühlhausen sind durch „Kraft durch Freude" an einem Sonntag im Juli die Holzfahrten der verschiedenen Stadtkirchengemeinden, Fahrten zum Stadtwald („vors Holz"), 1938 zu neuem Leben erweckt worden.

Sommerliche Feste im Juli, da die Rosen blühen, sind die Thüringer Rosenfeste, die mit den katholischen Rosenfesten nichts als den Namen gemein haben. Sie sind späte Gründungen, Stiftungen des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts: das Tulpenfest in Lichstedt und Eichfeld bei Rudolstadt, ursprünglich Rosenfest genannt, 1769 vom Rittergutsbesitzer und schwarzburgisch-rudolstädtischen Geheimrat Ulrich von Kettelhodt in Lichstedt gestiftet und 1771 das erstemal gefeiert; das Rosenfest in Dornburg, in Kapellendorf bei Weimar seit 1825, in Kranichfeld seit 1878, in Dorndorf bei Orlamünde seit 1898. Das zur Rosenbraut erwählte Mädchen erhält die Zinsen eines Kapitals von einigen tausend Mark. In Dorndorf, wo die Feier nach dem Lichstedter Brauch gestaltet ist, gehen die ehrbaren Mädchen mit

weißem oder roſafarbenem Gürtel unter Vorantritt der Muſikkapelle mit der Roſenbraut, die weiß gekleidet iſt und einen blauen Gürtel trägt, zur Kirche. Rechts und links der Roſenbraut gehen der Vater und der Bürgermeiſter, der auf einem Teller den Roſenkranz trägt. Im Gottesdienſt ermahnt der Pfarrer die Burſchen und Mädchen, die mit der Roſenbraut in der Mitte vor dem Altar ſtehen, zu einem ſittſamen Lebenswandel und ſetzt der vor ihm knienden Roſenbraut den Kranz aufs Haupt. Während die Roſenbraut die ſie begleitenden Mädchen, den Pfarrer und Lehrer zu Hauſe mit Kaffee und Kuchen bewirtet, kegeln die Burſchen die Roſenbraut auf dem Plan aus. Jeder, der Loſe kauft, kann ſich beteiligen und kann, wenn er den einen Kegel, der aufgeſtellt iſt, oft genug im Wettbewerb mit vielen anderen getroffen hat, außer einem ſchönen Preis noch die Roſenbraut gewinnen. Wenn beim „Stechen", d. h. beim Entſcheidungskampf, der Sieger gefunden iſt, dann ordnen ſich die Burſchen mit der Jugend zum Zuge, um die Roſenbraut abzuholen. Dem Sieger und dem Träger eines mit einem Strauß geſchmückten Fichtenbäumchens wird ein Taſchentuch an die Schulter geheftet, wie es altem Hochzeitsbrauch entſpricht. Durchs Dorf zieht man mit der Braut zum Tanzplan zurück. Hier tanzt zunächſt das Brautpaar allein einen Walzer, Polka und Rheinländer, unter dem Jauchzen der Burſchen und Mädchen, die im Kreis darum ſtehen. Aber die Verpflichtungen und Rechte gehen im allgemeinen für den Bräutigam nicht weiter, als mit der Braut am Nachmittag und Abend den erſten Tanz zu tanzen und das Abendeſſen bei der Braut einzunehmen. Die Zinſen erhält die Braut nicht ſofort, ſie werden in der Sparkaſſe für ſie eingezahlt; ſie bekommt den Geldbetrag entweder ein Jahr nach ihrer Verheiratung, wenn ſie den Kranz in Ehren getragen hat, oder unverheiratet nach dem 40. Lebensjahr, wenn ſie eine unbeſcholtene Jungfrau geblieben iſt. Marthe Renate Fiſcher hat in ihrem Roman „Das Patenkind" (S. 153/54) eine lebendige Schilderung des Roſenfeſtes gegeben[62].

Ein in ſeinem Urſprung nicht recht aufzuhellendes Feſt feiert das Dorf Schwerſtedt bei Weißenſee in ſeinem Marientag am 1. Sonntag nach Mariä Heimſuchung (2. Juli). Am Sonnabendnachmittag verſammeln ſich die „Offiziere", in deren Kreis einzutreten große Geldopfer erfordert, in der Gemeindeſchenke zur Beratung. Wenn gegen Abend einige Schüſſe aus dem Beratungszimmer erſchallen, beginnt das Feſt mit einem Zapfenſtreich der Wache, die aus 12 Leuten beſteht. Anſchließend marſchiert ſie unter den Klängen der Kapelle zum Hauptmann, der ſie reichlich beköſtigt. Am Sonntagvormittag 11 Uhr zieht die Wache von neuem vor der Gemeindeſchenke auf, jeden Offizier empfängt ſie in der Paradeaufſtellung. Nachmittag 13 Uhr treten alle männlichen Ortsbewohner, die teilnehmen wollen, in Gruppen

geordnet, zur großen Kompagnie zuſammen. Alle tragen zum langen Gehrock (!) ein Gewehr und auf dem Kopfe einen mit Tannenreiſig verzierten Zylinder, die Offiziere Degen und Spieß. Dann erfolgt der Umzug durchs Dorf. An der Spitze marſchieren vier Männer mit langem, ſchwarzem Bart, ledernem Schurzfell und altem Vorderlader, deſſen Schaft die Form einer Axt hat. Zwiſchen die Marſchmuſik miſcht ſich ununterbrochenes Gewehrfeuer. Vor der Gemeindeſchenke hält der Zug in Paradeaufſtellung. In der Mitte des Platzes ſpricht der Hauptmann zu ſeinen Leuten über die Bedeutung des Feſtes für die Bewohner Schwerſtedts. Danach holen Offiziere die Fahne aus der Gemeindeſchenke und ſtellen ſich neben der Muſik auf, worauf die einzelnen Gruppen unter ihren Offizieren im Parademarſch an der Fahne vorbeimarſchieren. In neuer Aufſtellung geben ſie ſchließlich eine Salve für den Begründer des Feſtes, für den Führer und Reichskanzler und das deutſche Vaterland ab. Der Zug geht zur Gemeindeſchenke zurück, wo fröhliches Treiben und Tanz die Feſtlichkeit beſchließt. Jeder Teilnehmer erhält drei Biermarken, die zu drei Liter Bier berechtigen. Einſt konnte die Gemeinde, ſolange ſie ſelbſt braute, dieſe Spende tragen, heute ſind die Pächter der Gemeindeſchenke und des Gemeindebackhauſes zur Übernahme dieſer Koſten verpflichtet.

Der Urſprung des Feſtes wird ins Jahr 1664 zurückgeführt, als der damalige Landesherr Herzog Adolf von Sachſen-Weißenfels infolge Aufruhrs aus ſeiner Reſidenz flüchten mußte und Schutz und Aufnahme in der Stadt Weißenſee fand. Die Aufrührer umzingelten und belagerten die Stadt. Aber die treuen Schwerſtedter entſetzten ſie und befreiten den Herzog. Zum Danke für ihre Hilfe ſchenkte ihnen der Herzog eine Fahne und zwei Trommeln mit der Berechtigung, alljährlich einen Auszug zu machen. Im Jahre 1864 verlieh der König Wilhelm I. von Preußen der Gemeinde an Stelle der alt gewordenen eine neue prachtvolle Fahne mit der Aufſchrift: „König von Preußen. Gemeinde Schwerſtedt. Anno 1864." Die eigenartige Verkleidung der den Zug anführenden ſchwarzen Männer und aller Mannſchaften im ſchwarzen Zylinder – auch die reitenden Pfingſtburſchen in Kirchenheilingen bei Langenſalza tragen den Gehrock, ſchwarze Handſchuhe und den Zylinder, der mit einem Maibuſch geziert iſt – läßt vermuten, daß man die Erinnerung an das ſtolze geſchichtliche Ereignis mit einem Abwehrbrauch „wilder Männer", der in viel ältere Zeiten zurückreicht, verbunden hat.

Alle die Mühe und Arbeit, die der Landmann das Jahr über auf ſich zu nehmen hat, empfängt ihre Krönung und Weihe in der Ernte. Sie iſt der Höhepunkt im Jahresſchaffen. Wie das Säen und Pflügen ging auch das Ernten einſt in der Frühzeit unſeres Volkes als kultiſche Handlung vor ſich. Noch heute nimmt manch alter Bauer nach der Ausſaat einen Pflock (Groß-

braunshain bei Altenburg) oder ein oder vier Körner (Herrnſchwenda bei Weißenſee) unter die Zunge und geht rund ums Feld, in dem feſten Glauben, daß nunmehr kein Vogel der Saat ſchaden kann. Oder bei Beginn der Ausſaat ſpricht der ſäende Bauer einen Zauberſpruch:

„Ich ſäe für die Fiſche im Waſſer
Und nicht für die Vögel unter dem Himmel."
(Ammerbach bei Jena)

Beim Säen des Weizens wirft der Säende, zur Sonne gewendet, dreimal eine Handvoll aufs Land mit den Worten:

„Ich ſäe Samen auf das Land,
Ich ſäe Weizen und keinen Brand.
In Gottes Namen..." (Poppenwind bei Hildburghauſen)

oder:

„Ich ſäe meinen Kindern das Brot
Und den Schnecken ihren Tod," (Lindenau bei Hildburghauſen)

oder die Bauern werfen nach alter Sitte das erſte Korn nach allen vier Richtungen in Kreuzform (Trebra am Südharz, Bendeleben bei Sondershauſen). Mit der Zeit hat ſich der heilige Brauch von der Arbeit gelöſt, die gottesdienſtliche Feier wurde auf das Ende der Ernte oder, da bei einem tüchtigen Landwirt der Pflug gleich am Erntewagen hängen ſoll, auf noch ſpätere Zeit verlegt, wenn die Herbſtbeſtellung vollendet und eine gewiſſe Ruhepauſe im harten, ländlichen Arbeitsplan eingetreten war. So kam es, daß entweder das Erntedankfeſt nur allſonntägliche Feier am Ende der Ernte und im Spätherbſt die Kirmſe als großes Erntevolksfeſt gefeiert wurde, oder, wie es heute in vielen Gemeinden der Fall iſt, beide Feiern in der ſpäteren Kirmſe vereinigt wurden. In Nordthüringen z. B. hat ſich das kirchliche Erntedankfeſt nicht als Volksfeſt durchſetzen können. Und doch deutet noch mancher Zug im heutigen Brauchtum bei der Ernte auf die einſtige enge Verbundenheit von Arbeit und Kult.

Was früher der Ausfall einer Ernte für die Land- und Stadtbewohner bedeutete, läßt uns der Erntеumzug, der in dem Städtchen Sömmerda ſeit 1817 alljährlich am letzten Schultage vor den Sommerferien gefeiert wird, ahnen. Das „böſe und traurige Jahr 1816" hatte Mißwachs und Überſchwemmung gebracht, Vorräte waren nicht vorhanden, die Hungersnot war ſehr groß. Als im Sommer 1817 das erſte Fuder mit Korn in die Stadt fuhr, zogen Pfarrer und Lehrer mit den Oberklaſſen der Schule dieſem entgegen und führten es unter Geſang der Bonifatiuskirche zu, wo ein Dankgottesdienſt ſtattfand. Seitdem ziehen ſämtliche Schulkinder mit Erntekranz oder Sträußen aus Spargelbüſcheln mit Muſik durch die Stadt und ſingen

das allen Sömmerdaern als eine Art Heimatlied bekannte Lied: „Gott Lob, die frohe Erntezeit, nun iſt ſie wieder da ... heut fuhren wir zum erſtenmal die reifen Ähren ein, drum, Brüder, ſinget allzumal und laßt uns fröhlich ſein!"

Lagen die Felder im Gemenge, ſetzte der Gemeindevorſteher den Beginn der Ernte feſt. Der Jakobstag (25. Juli) war der gewöhnliche Termin. Gottesdienſt und Gebet leiteten die Ernte ein. Nur in wenigen Orten wird es noch ſo gehalten, z. B. in der Goldenen Aue, in Gerſtungen und Stedtfeld bei Eiſenach (früh um 5 Uhr), in Oberdorla bei Mühlhauſen, Kalbsrieth a. d. Unſtrut, Lichtenau bei Gera, Tautendorf bei Stadtroda, Berka bei Sondershauſen, wo eine Erntebetſtunde abgehalten wird. Am Tage des Erntebeginns verſammeln ſich die Bauern mit den Erntearbeitern unter dem Geläute der Glocken frühmorgens in der Kirche, in Arbeitskleidung mit den Werkzeugen, und werden eingeſegnet. Von hier gehen ſie zur Feldarbeit. In den gothaiſchen Behringsdörfern und in Ammerbach bei Jena war's früher ebenſo. In Reichenbach bei Eiſenach zog vor 1900 ſogar der Pfarrer mit den Arbeitsleuten unter den Klängen einer Muſikkapelle ins Feld, wo er predigte. Danach mußte der Vorarbeiter das „Getreide anhauen". Einige Kirchen, z. B. Kloſter Reinhardsbrunn, Kahla, Mühlberg bei Erfurt und Rohr bei Meiningen, zeigen am Sandſteinportal noch deutlich Rillen, die dadurch entſtanden ſein ſollen, daß früher die Schnitter ihre Sicheln, wenn auch nur ſinnbildlich, am Portal wetzten und zugleich Gottes Segen für die Ernte erbaten, wie es früher auch die Landsknechte taten. Wo freilich durch die Flurbereinigung die Grundſtücke zuſammengelegt ſind und die Mähmaſchine ihren Einzug gehalten und die Schnitter überflüſſig gemacht hat, iſt auch zu Beginn der Ernte der Gottesdienſt, der doch nur für eine Gruppe von Menſchen in Frage kommt, geſchwunden. Die Ernte ſelbſt wird im Altenburger Kreis vielfach mit den Worten begonnen: „Das walte Gott!" oder „Will's Gott!" oder „Nun wollen wir in Gottes Namen anfangen!" (Kr. Stadtroda). Früher ſprach der erſte Schnitter das Vaterunſer. Reicheres und beſſeres Eſſen wird noch häufig während der Erntearbeit gereicht. Zum „Anhauen" bäckt die großbäuerliche Hausfrau für ihre Schnitter Kuchen und richtet wenigſtens für den erſten Tag ein beſſeres Mittagsmahl an. An vielen Orten legen bei Beginn der Ernte die Landleute neu gewaſchene Anzüge an oder neue Leinenkleider, die Frauen und Mädchen oft ſaubere Blaudruckkleider und helle Kopftücher (Tautendorf bei Stadtroda).

Eine Fülle von Bräuchen begleitet den Verlauf der Ernte. Sie ſollen ſchädliche Einflüſſe fernhalten. Darum wird zu beſtimmten Zeiten geläutet. Die Inſchrift einer 1497 geweihten Glocke auf dem Erfurter Dom verkündet, was früher das gläubige Herz erfüllte: Fulgur arcens et daemones mali-

gnos, auf deutſch: zur Abwehr des Blitzes und der böſen Geiſter. Vorübergehende, die durch „böſen Blick“ oder durch „Beſchreien“ ſchaden könnten, werden mit Schmähungen empfangen oder „gebunden“. Doch gerade dieſe Abwehrmaßregel, die zugleich eine Bindung des Segens für den Beſitzer bedeutete, iſt mit der Zeit, da man den Sinn der Handlung vergaß, zu einem Mittel geworden, ein Trinkgeld zu gewinnen. Kommt der Gutsbeſitzer nach ein oder zwei Stunden auf das Erntefeld, um ſich nach dem Verlauf und ganz beſonders nach dem Ertrag der Kornernte zu erkundigen, ſo geht ihm der Vorarbeiter grüßend entgegen, bindet ihm ein mit Feldblumen durchflochtenes Strohſeil oder Halmbündel um die Beine oder den Arm und leiert dabei ein ſich reimendes Sprüchlein her, das in der Eiſenacher Gegend lautet:

„Wir haben vernommen,
Daß der Baron iſt zu uns gekommen.
Wir ſollen Sie beehren mit einem neuen Körnelein,
Und hoffen, Sie werden nicht traurig ſein.
Wir wollen Sie erlöſen
Im Guten und nicht im Böſen;
Mit einem Gläschen Bier oder Wein,
Damit wollen wir zufrieden ſein.“

Im mittleren Thüringen heißt es in ähnlicher Abwandlung:

„Ich binde Sie an in Ehren (urſprünglich in Ähren),
Sie können mir's nicht verwehren,
Ich binde Sie an recht feſte,
Das Trinkgeld iſt das Beſte.“

„Ich bind' Sie an aus Lieb und Treu,
Ein kleines Trinkgeld wird Sie nicht gereu.“

(Wünſchendorf bei Gera)

Im Altenburger Oſtkreis:

„Geehrter Herr, ich binde Sie an,
Sie haben gar ſchöne Hoſen an,
Und was ich in den Hoſen find',
Das ſchenken Sie mir zum Angebind.“

In Nordthüringen (Kr. Nordhauſen):

„Als ich morgens früh aufſtand,
Hört' ich ein Glöcklein läuten.
Da dachte ich in meinem Sinn,
Was wird das wohl bedeuten?
Es bedeutet, daß ich den Herrn ... anbinden mag,

Nicht zu los und nicht zu feſt.
Er wird ſich löſen aufs allerbeſt.
Iſt es nicht ein Glas Bier oder Wein,
So wird es doch was andres ſein."

Wie dem Beſitzer, ſo geht es den Familienangehörigen, Bekannten oder Fremden, die ahnungslos das Stoppelfeld betreten oder vorbeifahren. Wer ſich löſen will, muß ſich mit einer mehr oder minder anſehnlichen Geldſpende loskaufen. Auch wer neu in eine Arbeitskolonne eintritt, wird angebunden und muß ſich durch eine Geldgabe zu einem kleinen Umtrunk löſen oder hier richtiger einkaufen (Goldbach bei Gotha). Der Vorarbeiter ſetzt das Geld in etwas Trinkbares um oder ſammelt es bis zum Erntefeſt, um allen beteiligten Erntearbeitern eine nachhaltige Freude zu machen. Im Altenburger Oſtkreis windet eine Erntearbeiterin einem das Feld betretenden Manne einen kleinen Kranz aus Winden und Getreideähren um den linken Arm; naht ſich die Frau oder Tochter, ſo beſorgt ein männlicher Arbeiter das Anbinden. Der angebundene Bauer tut gut, wenn ihm an einer guten Ernte des nächſten Jahres liegt, mit dieſem Band um den Arm ſeinen Heimweg anzutreten und es bis zur neuen Ernte aufzubewahren. Urſprünglich wurde natürlich nur mit Halmen, die volle Ähren trugen, gebunden. Damit ſollte die Fruchtbarkeit und Segenskraft auf den Gebundenen übertragen werden. Erſt als man den Sinn des Bindens nicht mehr verſtand, verwandte man auch ausgedroſchenes Stroh oder Blumen zum Binden. Die Schnitter ihrerſeits halten bei der Ernte Ausſchau nach den ſeltenen Halmen, die zwei Ähren nebeneinander tragen. Dieſe nehmen ſie mit nach Hauſe und ſtecken ſie hinter den Spiegel, in der Hoffnung, das Haus damit vor Blitzſchlag zu ſichern. Im ſelben Raum hängen an einem Zwirnsfaden manchmal auch noch von der Decke herab die Zwetſchenzwillinge, die viel häufiger als die Doppelähren zu finden ſind.

Einige halten an dem Brauche feſt, auch wenn ſie mit der Maſchine mähen, zuerſt eine kleine Garbe zu ſchneiden und zu binden (Ammerbach bei Jena). Und wie beim Ausſäen der Same in Kreuzform ausgeworfen wird, ſo wird auch die erſte und zweite Ablage beim Mähen in Kreuzform aufs Feld gelegt (Titſchendorf, Kr. Schleiz).

Mancher Brauch zielt dahin, den Getreideſegen auch im nächſten Jahre zu gewährleiſten. Kommt der Schnitter vom erſten Mähen nach Hauſe, wird er mit einem Eimer Waſſer überſchüttet oder beſprengt (Trebra am Südharz), ſo wie die Pferde, wenn ſie zum erſtenmal im Frühling von der Feldarbeit zurückkehren, mit einer Gießkanne Waſſer beſprengt werden, damit nicht der Regen und Segen im Jahre fehle (Oberlödla bei Altenburg). Im Getreidefelde denkt man ſich den *Korngeiſt*, d. h. die geſammelte Kraft des

Ackers und ſeiner Frucht, in der Geſtalt eines Tieres, als Roggenwolf (Bennungen, Goldene Aue), als Hahn, Geiß, in der Umgegend von Weimar auch als Binſenſchnitter, als Haſen (Kr. Nordhauſen). Aber daß es wirklich Haſen geweſen ſind, die beim Wechſeln der Felder die ſtändigen Wege, d. h. die ſchmalen, unbewachſenen Streifen im Getreidefeld verurſacht haben, wollen die alten Bauern nicht glauben. Sie wiſſen es beſſer: es iſt der unheimliche Korngeiſt, der hier gehauſt hat. Im Wogen des Getreides kann man ihn ja oft durch die Felder eilen, flüchten ſehen. Beim Mähen des Feldes weicht er mehr und mehr zurück, ſchließlich bis in die letzten ſtehenden Halmenbüſche. Dieſe heißen in Thüringen „alte Schnuſel", zwiſchen Altenburg und Gera die „Schute", auf der Linie Camburg–Altenburg–Kohren die „Scheune", in der Umgebung von Eiſenach der „Wichtelmann" (Madelungen) oder das „Wichtelmännchen" (Möhra), in der Thüringer Rhön die „Mutz", nördlich Erfurt die „Heppe" und in der Provinz Sachſen der „Strauß". Wer dieſe „alte Schnuſel" abmähte, hatte den Geiſt gefangen und galt früher ſelbſt als ſein Vertreter; „er hatte den Alten" und wurde als Träger der künftigen Fruchtbarkeit angeſehen. In Gleichamberg bei Hildburghauſen wird der, der den Reſt ſchneidet, als „Schneideſel" gehänſelt, in gothaiſchen Dörfern vermeidet jeder, die letzten Halme zu ſchneiden und die letzte Garbe zu binden. Es heißt, es befinde ſich die Roggenmuhme oder der Wolf darin. Zuweilen bindet man auch noch einen Menſchen in dieſe Garbe hinein, in Seltendorf bei Sonneberg den kleinen Knecht, und führt ihn durch das Dorf, nachdem man auf dem Felde um ihn oder um die Garbe als den „Alten" herumgetanzt hat. Wenn der Alte eingebracht iſt, muß der Bauer einen kleinen Schmaus veranſtalten oder ſonſt etwas für ſeine Helfer ausgeben. Man hatte alſo urſprünglich die Vorſtellung, der Wachstumsgeiſt ziehe ſich vor den Schnittern zurück und flüchte in die letzten Halme. Ihn dachte man ſich als „Alten" oder „Großvater" (bei Saalfeld), womit wahrſcheinlich einſt Wotan gemeint war, oder auch als Hahn, der wegen ſeines ſtarken Geſchlechtstriebes den Ernteſegen verkörperte. Dieſen Erntehahn ververzehrte man gemeinſam, um ſich ſeine Segenskraft einzuverleiben. In Wünſchenſuhl bei Eiſenach bekam die letzte Garbe, die etwas unförmiger und dicker gebunden war, die Form eines Hahnes und hieß „Erntehahn"[63]. Das Fangen und Erſchlagen des Hahnes wurde, als man den Glauben an den Korngeiſt verloren hatte, zum bloßen Spiel. Zumal als Verfügungen der Behörde das Erſchlagen des lebenden Hahnes als Tierquälerei verboten, fiel der Hahn als Preis dem zu, der den Topf zerſchlug. Heute wird der Brauch des *Hahnſchlagens* am Johannistage oder zum Erntefeſte (in gothaiſchen Dörfern) oder am 3. Kirmestage (auf dem Thüringer Wald und in Nordthüringen) von Burſchen und Mädchen geübt. In Grabsleben bei

Gotha wird am 3. Kirmestage noch der lebende Hahn in ein durch ein paar Ziegelsteine verstecktes Loch gesteckt. Nach einem Tanze schlägt zunächst das älteste Kirmesmädchen, wenn es mit dem „Luchs", dem Leiter der Kirmes, herumgetanzt hat, mit Hilfe eines Dreschflegels nach den Ziegeln und zwar mit verbundenen Augen, so daß der Hahn ausreißen kann. Sobald ein Mädchen getroffen hat, laufen alle Kirmesmädchen hinter dem fliehenden Hahn her, um ihn zu fangen. Die Schlägerin mit dem Flegel und die Fängerin mit dem Hahn werden dann unter Musikbegleitung auf einem Schubkarren zum Tanzsaal gefahren. Abends wird der Hahn versteigert. Auf dem Thüringer Walde schlagen Burschen nach dem Topf, unter dem der schon gerupfte Hahn liegt. Da der Standort des Geschirrs mit dem Hahn von gewandten Burschen oft verändert wird und die Zuschauer mit lustigem Zuruf die Hahnenschläger anfeuern, ist dieses Schlagen bei dem verschiedenen Temperament der Beteiligten und bei ihrer verschiedenen Rückwirkungsweise ein wahres Vergnügen für die Zuschauer. Am Abend darf der Treffer den gebratenen Hahn mitten im Tanzsaal verzehren, wozu ihm die Kapelle einen Tusch bläst.

Von den letzten Halmen werden drei volle Hände geschnitten, übers Kreuz gelegt (z. B. in Föritz bei Sonneberg) und dann in dieser Kreuzform in die Garbe eingebunden (Seitenroda bei Kahla). Eine Puppe zu drei Garben läßt man auf dem Felde stehen, bis es abgeharkt ist (Mockern bei Altenburg), oder verteilt sie unter die Ährenleser (Oberlödla bei Altenburg). Früher gaben die wohlhabenden Bauern in Breitungen a. d. Werra zum Erntefeste an Witwen und notleidende Familien Körner, einen Laib Brot und sonstige Nahrungsmittel. Im Eisenacher Kreise sagt man, man lasse die „alte Schnusel" stehen „für die arme (liebe) Frau", im Schleizer Kreise „fürs Moosfräle", bei Sonneberg „für das Holzfräla", bei Bennungen (Goldene Aue) drei Ähren „für Wode", bei Teistungen (Kr. Nordhausen) drei Ähren „für Frau Holle". Auch der letzte Heuhaufen bleibt oft für das „Wiesenmännle" stehen (Buchbach bei Gräfenthal). Die „Scheune" bei Altenburg baut man aus Halmen, welche die Schnitter in einem Quadrat von etwa 60 cm Seitenlänge stehenlassen und dann oben zusammenbinden. Das Dach stopfen sie mit Gras und Stoppeln aus, während die Bäuerin einen Strauß bunter Sommerblumen den Schnitterinnen zum Schmuck der Scheune (darum auch „Strauß" genannt) mitgibt. Früher waren solche Scheunen auf allen Getreidefeldern zu sehen. Es handelt sich dabei um einen Rest eines alten Kornopfers an die Korngeister. Bei einer Wanderung sah ich im Jahre 1932 die Schnusel im Landkreis Hildburghausen und zwar bei einem ganz nüchtern rechnenden Bauern, der sein Getreide mit einer Mähmaschine geschnitten hatte.

Fährt der erste Erntewagen in die Scheune ein, so klopft der Kutscher mit der Peitsche dreimal, um das Getreide gegen Mäusefraß zu sichern (Titschen-

dorf, Kr. Schleiz). Im Camburger Bezirk (Thierſchneck) ſchmückt man einen neuen Erntewagen mit einer grünen Maie und mit bunten Bändern. Der Hausherr, der beim Heimholen des letzten Fuders meiſtens ſelbſt anweſend iſt, wird im Kreiſe Eckartsberga mit einer weißen Schleife geſchmückt. Aus der letzten, mit beſonderer Heiligkeit und Segenskraft begabten Garbe wird mit Vorliebe der Erntekranz gebunden, der oft die Größe eines mittleren Wagenrades hat. Mit ihm ziehen die Erntearbeiter in den Hof ein, empfangen vom Poſaunenchor mit Dankchorälen (Bad Salzungen). Eine Gutsarbeiterin ſpricht ein Erntedankgedicht, eine andere überreicht den Erntekranz an die Gutsherrſchaft. An ſichtbarer Stelle hängt er in dem Hausflur, und hier bleibt er bis zur nächſten Ernte. In den Erntekranz oder die Krone darf weder die Blüte des wilden Mohns noch eine Diſtel geflochten werden; ſie brächten beide dem Empfänger Unheil. Der Mohn bringt Untreue und Trennung und die Diſtel allerlei Verdruß. Gerät aber Storchſchnabel hinein, ſo iſt Familienzuwachs zu erwarten. Ein Erntetanz ſchließt dieſen letzten Tag der Einfuhr ab. Auch die im Lachen und Singen zur Schau getragene Fröhlichkeit ſollte einſt die künftige Ernte günſtig beeinfluſſen. In vielen Dörfern des früheren Herzogtums Sachſen-Altenburg und im Orlagau wird zum Abſchluß der Weizenernte am Nachmittag ſeit einiger Zeit allen Beteiligten weißer Kuchen und Erntekaffee oder am Abend Butterbrot mit Kakao gereicht. In Dörfern des Schleizer Oberlandes (Ullersreuth, Göttengrün) hält man draußen auf dem zuletzt abgeernteten Stück „Flurfleck", d. h. man holt ein Faß Bier und trinkt es nach der Arbeit am Abend.

Iſt die Ernte geborgen, ſo beginnt das große Rüſten auf das Erntefeſt. In der langen Reihe der Sonntage nach Pfingſten, dem letzten großen Feſte, iſt es eine erwünſchte Unterbrechung, ja für die Bauernſchaft das Hauptfeſt, das dementſprechend ſeine Schatten lange vorauswirft. Im Hauſe beginnen die Frauen und Mädchen zu ſcheuern und zu waſchen, ſie kehren das Oberſte zuunterſt. Tüncher und Maler weißen und ſtreichen und tapezieren, damit alles im neuen Glanze erſcheine. In Oſtthüringen ſieht man zum Erntefeſte den Erntekranz in vielen Wohnſtuben, meiſt über der Tür hängen; in Nordthüringen (z. B. Straußberg bei Sondershauſen) läßt man im Hausflur drei Erntekronen (Kränze) der letzten drei Jahre hängen, die von Jahr zu Jahr nachrücken. Und wie innen, ſo außen: den weißen Vorhängen an den ſich ſpiegelnden Fenſtern muß die Hauswand im neuen Gewande entſprechen. Die Hausſchneiderin hält ihren Einzug, um den Mädchen noch das neue Kleid zu fertigen. Aber auch der Bauer hat ſeine Sorgen. Es muß geſchlachtet werden, der Matz muß ſchon etwas darſtellen! Hat der Bauer einen Karpfenteich, ſo wird auch in ihm kurz vorm Feſt ein Fiſchzug gehalten. Man muß doch auch ſeinen Gäſten Abwechſlung beim Erntemahl bieten! Indeſſen

ſind auch die Frauen vollauf beſchäftigt. Das Backhaus iſt von ihnen belagert, oft geht es hin und her, wenn ſie ihre Kuchen auf den runden Blechen bringen. Und was für welche! Zum Erntefeſt müſſen ſie beſonders gut mit Guß begoſſen ſein, alle die trockenen und naſſen Kuchen und Krapfen. Der Herbſt ſpendet ja die Auflage in verſchwenderiſcher Fülle: Äpfel, Zwetſchen, Beeren, Mohn, um von den eingemachten Früchten ganz zu ſchweigen. Und im Backhaus iſt's an ſolchen Tagen noch immer ſo, wie der Rudolſtädter Anton Sommer geſungen hat: „Wenn die Wieber wull'n backe, wird auch viel gegahrt darbie."

Die Kinder ſind bei den Vorbereitungen nicht ausgeſchaltet. Sie haben die Aufgabe, die Kirche feſtlich herzurichten und den Altar mit den Gaben des Herbſtes zu ſchmücken. Was Flur, Garten und Wald hergeben in den ſchönſten und größten Früchten, bringen ſie angeſchleppt und bauen es am Altar auf. Die Konfirmanden aber binden Ähren aus allen Getreidearten, recht farbige Feld- und Gartenblumen zum Erntekranz und befeſtigen ihn an der Kanzel. Der Kantor hält gegen Abend im Gotteshaus die Hauptprobe zum Feſtgeſang, und dann läuten die Glocken, dreimal wie an den großen Feſttagen, das Erntedankfeſt ein und gebieten Feierabend. Der „heilige Abend" iſt gekommen. Ruhe und Friede iſt eingezogen in den ſäuberlich gekehrten Straßen und Höfen.

Der Feſttag iſt da. Frühmorgens, vor Beginn des Gottesdienſtes, ſind allerdings die Burſchen noch tätig. Auf der Höhe des Thüringer Waldes, in den Dörfern um Schleuſingen herum, richten ſie eine prächtige, wenigſtens 20 m hohe Fichte, die ſie tags zuvor aus dem Walde geholt haben, als „Maibaum" auf dem Anger auf, ſo wie ſie es am 1. Mai und zu Pfingſten tun. Dann gehen alle, die abkommen können, in die Kirche. Die Predigt wirkt kaum an einem Tage ſo eindrucksvoll wie am Erntedankfeſt. Denn hier iſt alles aus tiefſtem Erleben, aus Bangen und Hoffen und Freude geboren.

Um Mittag halten Gäſte und Anverwandte ihren Einzug. Wo ein Maibaum errichtet iſt, wie in Hinternah bei Schleuſingen, ziehen Burſchen und Mädchen in feierlichem Zuge unter den Baum, der Schulze hält eine Anſprache, die Burſchen ſprechen ſcherzende Reimverſe, und dann beginnt der Tanz unter dem Maibaum oder auf dem Plan um die Linde. Während die verheirateten Frauen auf Bänken Platz nehmen, ſtehen die jungen Mädchen auf der einen Seite, auf der anderen gegenüber die mit bunten Bändern geſchmückten Burſchen. Der Platzburſch, der für Ordnung zu ſorgen hat und zum Zeichen ſeiner Würde die weiße Schürze trägt – an einigen Orten iſt ſie für alle Burſchen während des Feſtes verbindlich – läßt mit dem Tanz beginnen. Der Burſch winkt dem Mädchen, mit dem er tanzen will, zu; beide kommen ſich entgegen. So geht's bis 18 Uhr.

In die Pauſe bis zum Abendtanz iſt die Hauptmahlzeit gelegt. Denn ſelbſtverſtändlich wird am Erntedankfeſt gut und kräftig gegeſſen. Nach den ſauren Wochen iſt es redlich verdient. Karpfen-, Gänſe-, Schweinebraten, wenn der Bauer Jäger iſt, auch Rebhuhn oder Reh, üppigſte Nachtiſche, alle Gerichte zeigen die thüringiſche Hausfrau auf der Höhe ihrer Kochkunſt. Sogar Wein wird an dieſem Feſte angefahren. Der ſüße, ſelbſtgebraute Obſtwein genießt aber oft höhere Schätzung als das vornehmere, aber herbere Rebenblut vom Rhein oder von der Moſel. Während am Abend die Jugend auf dem Saale wieder das Tanzbein ſchwingt und die Frauen ringsum zuſchauen, eingehende Kritik üben und ihren Gedanken über die möglichen Paarungen Ausdruck geben, ſitzen die Männer beim Skat oder Doppelkopf und rauchen zum Glaſe Bier ihre Feſtzigarre. Nach Mitternacht kommt die Familie mit der Verwandtſchaft und den Erntefeſtburſchen der Mädchen wieder im Hauſe zuſammen; wie am Nachmittag wird nochmals Kaffee und Kuchen aufgetiſcht.

In den meiſten Orten des Thüringer Waldes und in Nord- und Oſtthüringen hat die ſpätere Kirmſe viele mit dem einſtigen Erntedankfeſt verknüpfte Bräuche an ſich gezogen, zumal wo ſie drei oder wenigſtens zwei Tage gefeiert wird. Das mit der Scholle verwurzelte Bauernvolk wird immer am ſtärkſten die Erntezeit als eine hohe, heilige Zeit empfinden und dankbar das Erntefeſt feiern, ſolange Gott ſeine Sonne ſcheinen, regnen, ſäen und ernten läßt. Es ſchickt ſeine abgeordneten Vertreter auch aus thüringiſchen Dörfern Anfang Oktober zum großen Erntedankfeſte des deutſchen Volkes nach dem Bückeberg bei Hameln, das eine gewaltige Kundgebung der Volksgemeinſchaft geworden iſt. Die Zurückgebliebenen hören am Rundfunk die Reichsfeier mit an, freuen ſich aber gerade auf heimatlichem Grund der immer mehr zunehmenden Ernten.

Kirmſe

„Man ſpricht von der Kirmſe, bis ſie kommt", ſagt ein thüringiſches Sprichwort. Ja, die Kirmſe iſt für viele ländliche Gemeinden das Hauptfeſt des Jahres, ſie iſt das Feſt des höchſten Genuſſes, des Spielens und Tanzens, der Verbrüderung von Stadt und Land. Daß dieſes Volksfeſt früher ein rein kirchliches Feſt, das der Kirchweihe war, iſt den meiſten Kirmesbeſuchern allerdings nicht mehr bewußt. So feiert man in Ratſcher bei Schleuſingen, das überhaupt keine Kirche hat, trotzdem Kirmes! Das Feſt war mit beſonders feierlicher Meſſe verbunden und wurde im Mittelalter mit höchſtem Glanze begangen. Oft war ein Jahrmarkt damit verbunden, Buden und Verkaufsſtände erſtanden vor den Kirchen. Wenn der Gottesdienſt zu Ende war, begann draußen die Verkaufsmeſſe. Man nannte ſie Kirchweihmeſſe oder

kurz Kirchmeß, Kirmes, wie es noch heute in den fränkisch beeinflußten Gebieten, dem Thüringer Wald und Unstrutgebiet heißt. In Mittel- und Nordthüringen sagt man dafür Kirmse, in den an Oberfranken und das Vogtland angrenzenden Teilen Südthüringens Kerba.

Erinnerungen an solche mit der Kirchweih verbundene Verkaufsmessen liegen meines Wissens nur noch in zwei Beispielen in Mitteldeutschland vor: in der Taubenkirmes im Kirchspiel Pobles zwischen Weißenfels und Pegau, die am 1. Sonntag und Montag im Mai stattfindet, und in der Zwiebelkirmes in Weimar, die auch Goethe mit Freude gefeiert hat. Hier in Weimar wird – auch in Schmalkalden, Ostheim vor der Rhön und in Coburg werden solche Zwiebelmärkte abgehalten – bis auf den heutigen Tag an einem Sonnabend im Oktober eine ungeheure Masse von Zwiebeln in der Schillerstraße, der alten Esplanade, zum Verkauf angeboten und zwar alle Zwiebeln in Rispen gereiht. Eine solche Rispe hat eine Länge von 60–80 cm. Auf dem Frauenplan, wo früher der Markt abgehalten wurde, hat sich eine Frauenplangemeinde um die Ausgestaltung dieses Festes bemüht. Wenn im verflossenen Jahre ein Haus den Besitzer gewechselt hat, neu gebaut ist oder einen größeren Umbau erfahren hat, hängen die Planburschen der Frauenplangemeinde ihm über Tür oder Fenster eine Zwiebelwaage auf. Natürlich müssen bei der Zwiebelkirmes die Besitzer für die Ehrung etwas springen lassen. Auch das Land Thüringen hat sich nach der Einweihung des Erweiterungsbaues am Goethehaus zu diesem Brauche bekannt. Außerdem wird ein Maibaum am Gasthaus zum Schwan errichtet. Die Steinacher Kirmes zieht mit ihrem Massenbetrieb am ersten Tage an die 20 000 Besucher aus dem Meininger Oberland an.

Wie tief gerade die Kirmse in der Volksseele wurzelt, beweist die Tatsache, daß im ausgehenden Mittelalter und später Kirmse schlechthin für jede ausgelassene Lustbarkeit gebraucht wurde, so daß z. B. die Fasenacht die Narrenkirchweih oder eine lustige Kindtaufe Kinderkirmse heißt. Im Holzlande bei Stadtroda spricht man noch heute von blinden Kirmsen oder blinden Taufen, wenn kinderlose Ehepaare ihren Freunden eine festliche Schmauserei veranstalten. Denn sie wollen sich nicht immer vorhalten lassen: „Ihr laßt euch immer zu Gevattern einladen, haltet aber selbst keine Kirmse!" Deswegen erwidern sie die Einladungen durch die Abhaltung einer blinden Kirmse. Gegen die Ausgelassenheit und Mummerei an diesen Festen eiferten Kirchen und Obrigkeit, ohne daß es ihnen freilich gelungen wäre, den Kirmsen den Garaus zu machen. Nach wie vor wird in Thüringen Kirmse gefeiert, die Verwandtschaft und Freundschaft eingeladen, ein Schwein oder Rind geschlachtet, Kuchen gebacken, gegessen und getrunken, getanzt und gesungen.

Die Kirmse wird am Schluß des gesamten ländlichen Wirtschaftsjahres gefeiert. Selbstverständlich sind die Kirchweihen ursprünglich auch in andere Jahreszeiten gefallen, aber mit Rücksicht auf die Arbeit hat man sie häufig auf den Spätherbst verlegt. Man feiert die Kirmse in Thüringen meistens von Mitte Oktober bis Ende November.

Im Spätherbst, meist Anfang November, wurde das Vieh von der Weide eingetrieben. Aus Mangel an Futtermitteln mußte man den Viehstand vermindern, einen Teil der Haustiere einschlachten. Infolgedessen war Fleisch im Überfluß vorhanden, und so wurden denn die Verwandten und Bekannten von nah und fern eingeladen, an diesen Herbstschmausereien teilzunehmen. Aus dem neuen Getreide buk man den Kuchen. So sind rein praktische Verhältnisse ausschlaggebend gewesen, sie haben sich mit den Lustbarkeiten verbunden, die der phantasiebegabte thüringische Stamm in seinem dichterischen Drange sucht.

Wenn auch manch alter sinniger Volksbrauch, der früher mit der Kirmse verbunden war, in unsrer schnell lebenden, von der Technik und Politik beherrschten Zeit geschwunden ist, so ist doch vielerlei Altes und Neues da, was die Schilderung dieses hohen Volksfestes lohnt.

Daß die Kirmse früher rein kirchlichen Charakter trug, drückt sich besonders deutlich noch darin aus, daß Orte mit mehreren Kirchen auch entsprechend getrennte Kirchweihfeste hatten. Das war z. B. der Fall in Mühlhausen, wo bis 1877 so viel Kirmsen bezirks- und straßenweise gefeiert wurden, als Kirchen bestanden, im ganzen gegen vierzehn. Aber dem hohen Rat der Stadt war das des Feierns zuviel, und im Interesse einer sparsamen Wirtschaft verfügte er die Zusammenlegung der Kirmsen auf einen Tag.

Sonst werden in der Regel in Thüringen zwei Tage gefeiert, Sonntag und Montag, im fränkischen Gebiete südlich und nördlich des Thüringer Waldes, in den Kreisen Gotha und Eisenach noch drei und zwar gewöhnlich Donnerstag, Freitag, Sonntag. Auch im Lande der Altenburger Bauern, wo man früher die sich über drei Wochen hinziehende Landkirmse hielt und zwar jedesmal vom Sonntag bis Donnerstag, hat vor einigen Jahrzehnten die staatliche Gewalt mit rauher Hand die Festlichkeiten auf eine Woche beschränkt. Und ebenso wird nicht mehr an eine Scheidung der Bürger und Bauern, wie es früher der Fall war, gedacht. Früher hieß es: am Sonntag großer Kirmseball, am Montag Jungbauernball, am Dienstag ausschließlich Bürgerball, am Mittwoch Ball für selbständige Stadt- und Landbewohner, am Donnerstag Kirmsetanz als Kehraus. Der Charakter dieser Kirmse im Kreise Altenburg war durch die Bezeichnung „Landessen" oder richtiger nach Mundart und Gehalt als „das Landfrassen" dargetan. Auch heute hat man dort noch mit 4 Tagen Tanz Gelegenheit, 15 bis 18 verschiedene

Kuchenſorten und abends 4 bis 5 Braten zu genießen. Indeſſen, nach den ſauren Wochen der Ernte ſind die frohen Feſttage wohlverdient.

Auch die ärmſte Familie feiert die Kirmſe bei reichlicher Fleiſchmahlzeit, gerade weil das Fleiſchgericht im Thüringer Wald und in vielen bäuerlichen Kreiſen nicht alltäglich iſt. Noch immer wird das alte Lied von den Kindern geſungen:

„Wenn Kirmſe wird, wenn Kirmſe wird, da ſchlacht't mei Vat'r en Bock,
Da tanzt meine Mutter, da tanzt meine Mutter, da wackelt ihr roter Rock"

oder in Langenfeld bei Bad Salzungen:

„Banns Kirmes es, banns Kirmes es, da geht der Fuchs ins Krüt,
Er lieſt die gahle Blätter uff und bringt ſe ſiner Brüt"

oder in Gertewitz und Moxa bei Ziegenrück:

„Wenn's Karmſe ward, gibt's Bunnkaffee un Tee..."

Die kleinen Leute begnügen ſich für ihr Feſtmahl mit einem Ziegenbock oder Stallhaſen; der Durchſchnitt der Landbewohner aber ſchlachtet ein gut herausgefüttertes Schwein, den Kirmſematz, wie es der Rudolſtädter Mundartdichter Anton Sommer in folgende Verſe gebracht hat:

„Horcht, ihr Könner, gabt ſchön Achtchen,
Gieh a jeds an ſeinen Platz,
Denn mer ſchlachten etze ſachtgen
Unſeren grußen Kermſematz:
Ricke quirlt, den Topf hält Franz,
Un der Kläne zerrt den Schwanz."

Alles iſt in froher Erwartung und in Vorbereitungen, die Frauen ſind beſonders mit dem Großreinemachen und dem Kuchenbacken beſchäftigt. Denn üppiger noch als zu Weihnachten will man genießen und fährt manchmal mehr auf, als man verantworten kann. Aber es iſt doch nicht alle Tage Kirmſe! Die Gäſte der Bauern erhalten zum Mitnehmen ein großes Bündel oder eine Hucke Kirmſekuchen, aber auch die Armen ſtellen ſich als Kuchenſänger im Dorfe ein. Sie ſingen im Kreiſe Altenburg (Flemmingen) dabei die Verſe:

„Dreimal, dreimal um das Haus,
Gabt mer Stickchen Kuchen 'raus!
Is der Kuchen nich geraten,
Gabt mer Stickchen Schweinebraten!
Is der Schweinebraten verbrannt,
Gabt mer e Stickchen Kuchenrand!
Gabt mer e Stickchen Speck,
Sonſt geh ich nich von der Dere (Tür) weg!"

Die Burſchen und Mädchen, denen die Ausgeſtaltung der Kirmſe obliegt, haben wochenlang vorher zu tun. Vielfach trinken die Burſchen einige Wochen vorher im Wirtshaus die Kirmſe an, beſonders in Nordthüringen. Sie wählen dabei zwei ältere Kirmſeburſchen zu Platzmeiſtern, einen jüngeren zum „Einſchenker", der mit der Gießkanne bewaffnet iſt, oder zum „Schmeckchen". Faſt allabendlich verſammeln ſie ſich am beſtimmten Sammelplatz, ſingen, ſcherzen und trinken „auf Rechnung". Dabei ſtudieren ſie auch fleißig ihre von irgendeinem Dorfdichter verfaßten Verſe und Reden, die ſich ſo oft von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben, zuweilen auch einmal ganz neu geſtaltet werden. Manchmal geht der eigentlichen Kirmſe am Sonntag zuvor eine Vorkirmſe voraus, wie auch eine Nachkirmſe faſt regelmäßig folgt.

Am Vorabend holen im fränkiſchen Thüringen und auf dem Eichsfelde die Burſchen zunächſt die Maie aus dem Holz; die ſtattliche Fichte befreien ſie bis auf die Krone von den Äſten und umwinden ſie mit bunten Bändern und Blumen. In Orten ohne Nadelwald richten die Burſchen die Kirmeserle auf (Kleinballhauſen bei Weißenſee). In der Stadt Mühlhauſen, wo die Kirmſe jetzt am 2. Sonntag im September gefeiert wird, holen ſich die Kinder Tannenbäume aus dem Stadtwald, ſtecken ſie in den Spund eines leeren Faſſes, behängen ſie mit Ketten aus bunt gefärbten Eierſchalen, mit farbigen Papierketten und bunten Fähnchen und ſtellen ſie vor den Haustüren als Feſtſchmuck auf. Große Kirmesbäume ſtehen als hohe Fichten in jeder Straße, auf jedem Platz. Wie am Kirmſetage ſelbſt tanzen die Kinder ſchon am Vorabend luſtig um ihren Kirmſebaum herum, wobei ſie als liebſtes Lied ſingen:

„Kommt herbei, kommt herbei!
Kommt zum frohen Tanz herbei!
Hüpft und ſpringt,
Tanzt und ſingt,
Weil die Freude winkt!
Wer ſich heute nicht mit freut
In der ſchönen Kirmſezeit,
Iſt ein Narr, iſt ein Narr,
Morgen iſt's vorbei!"

Am Abend halten ſie einen Umzug mit Fackeln und Lampions. In Eigenrieden bei Mühlhauſen bauen die Kinder Tiſchchen und Stühlchen auf, manchmal auch Hütten aus Tannenzweigen, wo ſie Kaffee und Kuchen einnehmen.

Am Vorabend der Kirmſe läuten die Glocken, dreimal wie an hohen Feſttagen, die Kirmſe ein und gebieten Feierabend. Je nach dem Beginn der

Kirmſe iſt die Feier in den einzelnen Dörfern Thüringens ganz verſchieden. Die einen begehen den Kirmſeſonntag in weltlicher Feſtlichkeit und halten am Kirmſeſonntag den Kirchgang, andere beginnen ſchon am Donnerstag mit der kirchlichen Feier und halten am Sonntag Nachkirmſe. Gewöhnlich iſt aber der erſte Sonntag der Hauptfeſttag.

In Winterſtein bei Ruhla ziehen am Kirmſeſonntagmorgen die jungen Burſchen paarweiſe, mit großen künſtlichen Blumenſträußen an den Zylindern, von denen ihnen lange, rote Bänder ins Geſicht hängen, zur Kirche. Zunächſt naht ſich allerdings hier und da einer der beiden Platzmeiſter dem Pfarrer mit den wohleinſtudierten Worten: „Guten Morgen, Herr Pfarrer! Ein ſchönes Kompliment von mir und meinen Kameraden, ob der Herr Pfarrer erlauben, mit Muſik in die Kirche zu ziehen.“ Iſt die Genehmigung erteilt, dann erfolgt der Einzug der Kirmesburſchen, denen ſich die Mädchen und die ganze Gemeinde anſchließen, ins Gotteshaus. Als Predigttext wird dem Herkommen entſprechend vielfach noch die Geſchichte von Zachäus auf dem Maulbeerbaum gewählt, weil dieſer Text mit den Worten ſchließt: „Deinem Hauſe iſt heute Heil widerfahren.“ In Ochſen in der Rhön wird dem Pfarrer am Sonntag früh zunächſt der Kirmesſegen geblaſen. Um 10 Uhr holt dann die Muſik die Schulkinder, die den Erntekranz tragen, vom Schulhof ab. Sie ziehen vor das Pfarrhaus, wo der Pfarrer eine Anſprache hält. Die Muſik bläſt das Lied: „Nun danket alle Gott“. Mit dieſem Liede ziehen dann die Kinder und die ganze Gemeinde in die Kirche. Danach werden die Kirmesburſchen von der Muſikkapelle aus dem Gaſthauſe abgeholt und „in die Kirche geblaſen“.

In Ifta bei Eiſenach werden drei Kirmesreden gehalten, die erſte auf der Aue, im Anſchluß an das Wettreiten der Kirmesburſchen, die zweite auf dem Pfarrhofe und die dritte vor dem Hauſe des Bürgermeiſters. Im Jahre 1936 lautete die Rede vor dem Hauſe des Bürgermeiſters folgendermaßen:

„Hochverehrte Gemeinde, Kirmesgäſte, Brüder und Schweſtern!
Wiederum ſind wir verſammelt hier,
Um zu feiern das ſchöne Kirchweihfeſte.
Wie die Stunden, wie die Tage,
So verfließen auch die Jahre.
Und ſo wollen wir feiern wie alle Jahre
Das Erntedankfeſt wieder einmal.
Schauen wir hinaus in die Natur,
Wie öd und leer iſt unſre Flur.
Welch ſegensreiches Jahr war uns beſchieden,
Dem Wettergott wollen wir's verdanken,

Der uns geſchenkt ſo vieles Gut;
Gefüllt ſind Scheune, Boden, Keller.
Wer will denn noch klagen heut?
Drum alle, alle legt die Arbeit nieder,
Seid fröhlich, ſeid luſtig, laßt eure Glieder ruhn!
Ich glaub, dies tut wohl ein'm jeden gut.
Und nun, ihr Kirmesſchweſtern und -brüder,
An euch leg ich dieſe Bitte nieder:
Meidet allen Zank und Streitigkeiten,
Seid luſtig und fidel,
Damit uns unſer Bürgermeiſter
Aufs nächſte Jahr die Kirmes nicht verwehr!
Noch einen Dank an unſre Mädchen,
Die uns ſo wundervoll geſchmückt,
Dafür werden wir euch tüchtig drehen,
Bis daß der Schweiß zu Boden ſinkt.
Mit vollem Dank ſind wir verpflichtet
An den, der uns mit ſeiner Macht
Ein einzig Deutſchland hat geſchaffen.
Ob arm, ob reich, ob groß, ob klein,
Alles iſt gleich
Im Dritten Reich.
Vor allem in dir, deutſches Land,
Wie ſchön gedeiht in deinem Schoß
Der edlen Freiheit ſchöner Bund.
Drum wollen wir dir Liebe weihen
Und unſre ſchöne Kirmes feiern.
Drum alle hoch mit einem Siegheil!
Bevor ich meine Rede tu enden,
Will ich mich zu unſerm Bürgermeiſter wenden.
Mit voller Kraft und Energie iſt er ans Werk gegangen
Und hat der ganzen Gemeinde gedient.
Wir alle wollen wünſchen ihm
Geſundheit, Glück und Wohlergehn.
Uns, die ganze Reiterſchar,
Hat er gelabt mit Speis und Trank.
Ihm ſei dafür der ſchönſte Dank.
Zum Schluß, ihr Herren Muſikanten,
Wo ſteckt ihr denn, ſeid auf dem Poſten,
Nehmt eure Inſtrumente ſchnell zur Hand
Und zeigt, daß Kirmes iſt im Land,
Und blaſet mal recht tüchtig 'rein,
Und wenn die ganzen Hörner platzen,
Es koſt't uns auch ein'n ſchönen Batzen:

Unſer Herr Bürgermeiſter ſamt ſeiner Familie,
Die Kirmesgäſte und die Gemeinde,
Sie ſollen leben hoch!"

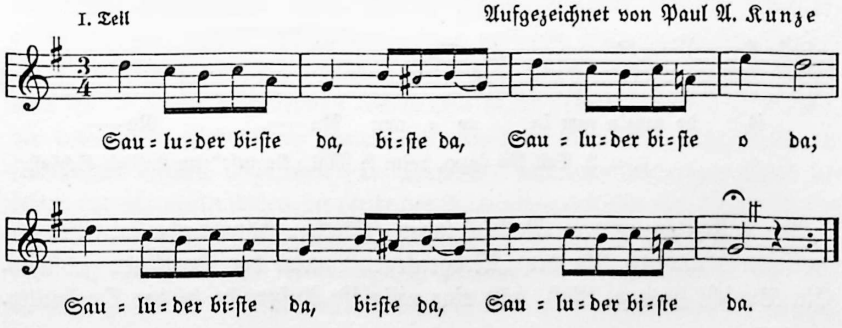
In Veilsdorf bei Hildburghauſen tragen die Planmädchen bunte „Roſentücher" um die Schultern und Blumenkränze auf dem Kopfe, die Burſchen Zylinder mit Strauß und herabhängendem Roſentuche. Ihre Kleidung iſt alte Tracht, meiſt ſind es Erbſtücke. Unter ihnen bewegt ſich der „Lappenkönig", d. h. ein Hanswurſt, der ein Gewand aus lauter bunten Läppchen, eine Larve vor dem Geſicht und eine rieſige Tüte auf dem Kopfe trägt und mit einem Beſen die Kinder zu ſchlagen ſucht. In der Tracht geht es auch in die Kirche. In Dörfern, die bei größeren Städten liegen, wie z. B. in Biſchleben bei Erfurt, tragen die Burſchen ſogar bunte Mützen.

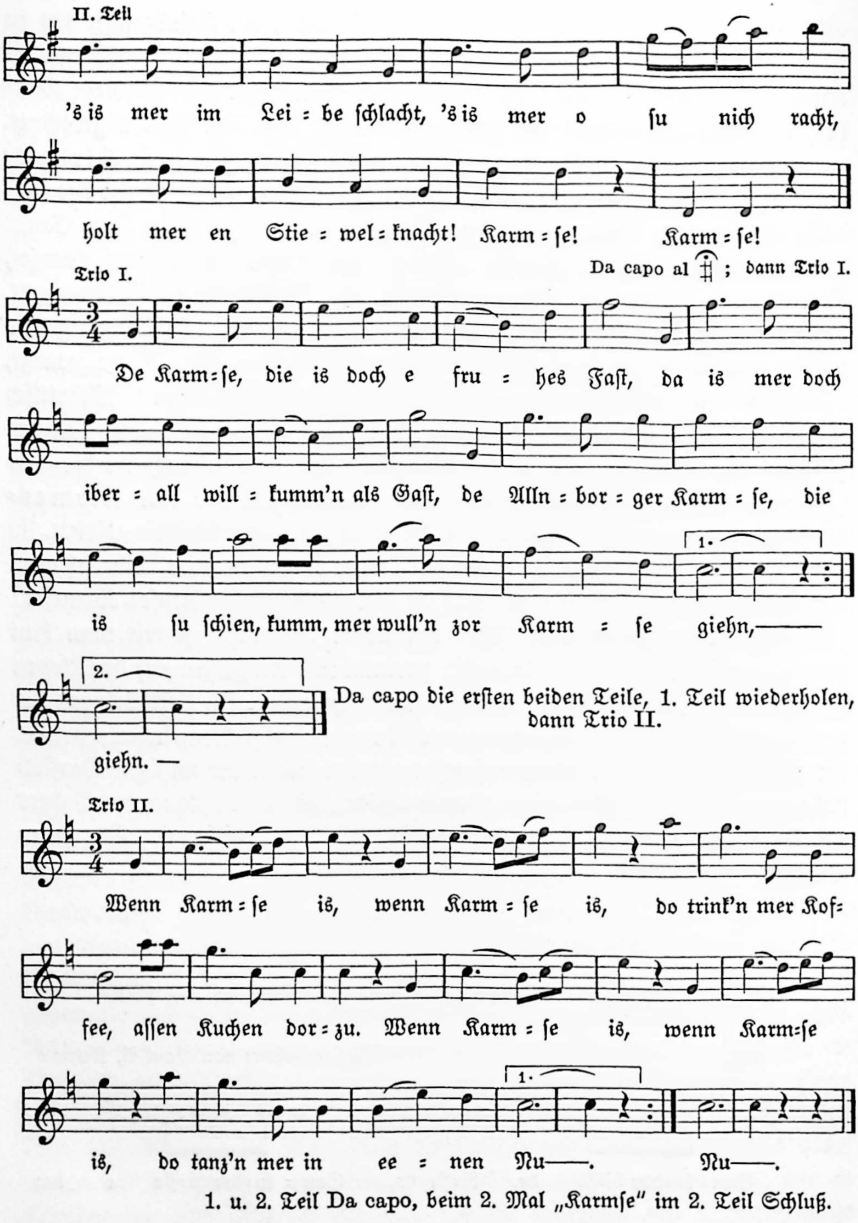
Zwiſchen 14 und 15 Uhr ziehen Burſchen und Mädchen durch das Dorf zur Dorflinde oder zum Plan unter dem Kirmesbaum; vorher iſt der Plan mit Fichtennadeln beſtreut worden, um ihn zu glätten (Pferdsdorf bei Eiſenach). In einigen Orten, z. B. in Neuenbau bei Sonneberg, hält zunächſt der Bürgermeiſter eine Anſprache, in der er darauf hinweiſt, daß nur keuſche Mädchen und Burſchen den Plantanz aufführen dürfen, wenn er nicht entweiht werden ſolle. Ein Planburſch behandelt darauf in humorvoller Weiſe die wichtigſten Begebenheiten des Dorfes, hält über die Bewohner launig Gericht und nimmt auch Burſchen und Mädchen witzig mit. Unter der Dorflinde oder auf dem Plane wird die Kirmſe angetanzt, und zwar tanzt man in Südthüringen, wie z. B. in Pfersdorf bei Hildburghauſen oder in Judenbach bei Sonneberg, etwa drei bis vier alte Tänze. Es werden Volkslieder dazu geſungen, wie z. B. „Blau blüht ein Blümelein". Dabei legen die Burſchen Kirchenrock und Zylinderhut ab, ſie tanzen meiſt hemdärmelig. Die Dorfmädchen bleiben dagegen in ihrer alten Dorftracht. Jeder Planburſch ſagt ſeinen neckenden Spruch und läßt ſeine Tänzerin leben. Hier zeigt ſich für die ganze Gemeinde, „wer beieinander gehört" (Unterweid-Rhön). Meiſt ziehen alle nach dieſem Kirmesantanz auf dem Plan zum Tanzſaal im Gaſthof. Während der Tänze werden „Geſundheiten" ausgebracht, beſonders auf die Mädchen, deren Burſchen natürlich für dieſe Ehrung in die Kaſſe zu zahlen haben; ebenſo ergeht es den wohlhabenden Leuten und Fremden, denen die Ehre des Alleintanzes eingeräumt wird. Bei den Aufzügen durchs Dorf tragen die Platzmeiſter manchmal alte ſchöne Huſarenuniformen, wie in Frankenroda und Ifta bei Eiſenach, wo die Burſchen am 1. Kirmestage ein Wettreiten veranſtalten; die Burſchen ſind aber meiſt nur durch weiße Schürzen gekennzeichnet. Der „Aufwärter" trägt außer der weißen Schürze eine bunte Weſte und ein Käppchen auf dem Kopfe (Elxleben bei Erfurt). In Mäbendorf bei Suhl führt beim Umzug der Burſchenſchulze am Bande das

alte Kerbholz mit und in der Hand die „Löppe", ein Trinkgefäß, das zu jeder Kirmes neu angefertigt wird. Die Burſchenſchaft trinkt während der Kirmes nur aus der Löppe, und die Zahl der Füllungen wird auf dem Kerbholz vermerkt und danach am Ende der Kirmes mit dem Wirt abgerechnet.

Zwiſchen 18 und 20 Uhr findet faſt in jedem Hauſe der große Kirmesſchmaus ſtatt. „Juho, de Kirmes is do, nun will ich was Gutes ze eſſe ho!" heißt es auf dem Thüringer Wald (Haſenthal bei Saalfeld). Drei Gänge ſind die Regel: Suppe, Karpfen, Schleie oder Forelle im Gebirge, Gänſe-, Entenbraten, Haſen- oder Schweinebraten, dazu Rotkraut und viel Kompott. Auch eine Flaſche Wein kommt an dieſem Tage auf den Tiſch. Dann geht's wieder zum Tanz. Und hier am Abend werden alte und neue Tänze getanzt, „Schottes hin, Schottes har, Schottes muß getrippelt war" (Schottiſch hin ...) und viele neue, die als „Schlager" nur ein kurzes Daſein führten und meiſt ſo ſchnell, wie ſie gekommen waren, auch wieder verſchwanden. In Oſtthüringen wird öfter dazwiſchen der alte Kirmeswalzer mit dem einſchlagenden Kehrreim in Text und Melodie geſpielt. Zu den letzten Takten ſingen die Tanzenden alle: „'s is mer im Leibe ſchlacht, 's is mer o ſu nich racht, holt mer en Stiewelknacht! Karmſe! Karmſe!" (Kr. Altenburg, Ziegenrück). Aber das Wort „Karmſe" ſchreit man laut jubelnd, wobei die Tänzer taktmäßig zweimal mit den Füßen auf den Boden ſtampfen und ihre Tänzerin wuchtig herumſchwenken. In Oſtthüringen bis zur Saale hat ſich der Kirmeswalzer bis heute in vielen Gemeinden erhalten. In Waſſerthaleben bei Sondershauſen werden neben der witzigen Darſtellung von allerlei merkwürdigen Begebenheiten, die ſich im Laufe des Jahres abgeſpielt haben, von Zeit zu Zeit geſchichtliche Schauſpiele wie „Der Prinzenraub" aufgeführt.

Altenburger Kirmeswalzer. Entſtanden um 1800





1. u. 2. Teil Da capo, beim 2. Mal „Karmſe" im 2. Teil Schluß.

Am 2. Feſttag wird in Weſtthüringen (Förtha, Hötzelsroda bei Eiſenach) zwiſchen 9 und 10 Uhr der „Morgenſegen" unter der Dorflinde geblaſen. Ein Burſch, hoch zu Roß, hält eine religiöſe Anſprache in der Dorfmitte.

Wo es nicht ſchon am Sonntagmittag geſchieht, wird am Montag, dem 2. Feſttag, vormittag den „Honoratioren" und den Dorfſchönen ein Ständchen gebracht, und ſie werden mit einem „Vivat" geehrt. Die Kapelle ſpielt an jedem Hauſe zwei kurze Stücke. Der Burſchenvorſtand hat eine Gießkanne mit Bier oder eine Flaſche Kognak und eine Flaſche „Süßen", die er den Hausbewohnern zum Trunke anbietet. Dafür erhält er ein Geldgeſchenk (Eyba bei Saalfeld). In Nordthüringen werden dabei Reden in gebundener Sprache gehalten und „Geſundheiten" ausgebracht. Wenn der Herr Kantor, wie es früher ſo häufig der Fall war, an die vierzig Jahre in der Gemeinde ausgehalten und zwei bis drei Geſchlechter erzogen hatte, wußte die Gemeinde natürlich auch, was ſie ihrem Lehrer ſchuldete. Und das kam bei der Kirmſe zum Ausdruck, wenn ihm eine Geſundheit ausgebracht wurde, etwa mit folgenden Knüppelverſen:

„Horcht auf, Kameraden, ich geb euch die Lehr:
Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!
So wollen wir auch beim fröhlichen Toaſten
Den Mann nicht vergeſſen, der ohne Raſten
Die Kleinen ſtets beſſer und klüger macht
Und auf ihr künftiges Glück iſt bedacht.
Mag's mancher vergeſſen, wir rügen es doch:
Hoch lebe der Lehrer mit ſeiner Familie! Vivat! Hoch!"

Am letzten Feſttage werden in nordthüringiſchen Dörfern (Hüpſtedt bei Worbis, Holzthaleben bei Sondershauſen) die jüngſten Burſchen von ungefähr ſechzehn Jahren in die Burſchenſchaft aufgenommen und dabei ſcherzhaft mit dem Holzmeſſer raſiert; denn Mann iſt, wer ſich den Bart ſcheren muß! In Hüpſtedt werden die jung verheirateten Männer, die eine Schlafmütze aufgeſetzt bekommen, beim Sondertanz „gemännert". Oft verkleiden ſich die Burſchen als Bauern, Zigeuner, Treiber und Händler und halten einen großen Umzug durch den Ort. Sie bilden ſelbſt eine kleine Muſikkapelle mit allen möglichen und unmöglichen Inſtrumenten und vollführen einen ohrenzerreißenden Lärm. Andere gehen „Steuern einziehen" und erheben Katzen-, Vogel- und andere ihnen paſſende Steuern. Meiſt erhalten ſie einen Groſchen, vielfach außer Geld auch Kuchen, Eier, Speck, Haſen. Den Eltern ſeiner Angebeteten nachts eine Gans vom Bauernhof zu rauben, die dann vom Liebespaar gemeinſam verzehrt wird, wird nicht mehr als ſtatthafter Brauch angeſehen (Kr. Weimar). Auf dem Thüringer Wald bereiten die Kirmesmädchen im Laufe des Nachmittags Klöße vor, die am Abend mit den Burſchen und Muſikanten gemeinſam verzehrt werden (Reichmannsdorf bei Saalfeld). In Geraberg bei Arnſtadt iſt Hammelbraten die notwendige Zuſpeiſe. In Elxleben bei Erfurt holen die Burſchen mit der Muſik-

kapelle die Braten aus dem Backhauſe ab. In der Rhön (Unterweid) bringt während einer Tanzpauſe unter der Linde jedes Mädchen einen Obſt-, meiſt Pflaumenkuchen, zum gemeinſamen Genuß heran. Vielfach wird auch am 3. Kirmestage noch der „Hahn geſchlagen" (Mäbendorf bei Suhl, Waldau bei Schleuſingen, Gillersdorf bei Arnſtadt, Unterweid-Rhön, Veilsdorf und Lindenau bei Hildburghauſen). Ein oder mehrere „Gückel" werden geſchlachtet, und die Jugend zieht, teilweiſe in Verkleidung, auf eine Wieſe. Dort werden die Tiere unter Blechbüchſen verſteckt. Dann beginnt das Schlagen ganz in der Reihenfolge der Loſe, die dazu verkauft ſind. Das Mädchen, das mit verbundenen Augen trifft, muß die Hähne braten und mit Kartoffelſalat ein Gericht für ſämtliche Burſchen zum Feſtſchmaus anrichten. Da das Geflügel bei weitem nicht ausreicht, muß das ſiegreiche Mädchen allerlei Fleiſch „zubuttern". Um die Ehre des Treffens mühen ſich darum nicht alle ſonderlich. Es wird dieſem Mädchen allerdings die Ehre zuteil, daß es von den Burſchen auf einen Schubkarren, vor den ſich die Burſchen ſpannen, geladen wird, und im Galopp geht's über Stock und Stein ins Dorf (Mäbendorf)! In Veilsdorf ſuchen die Burſchen den Braten, den die Mädchen zubereiten, aus Scherz zu verſalzen oder zu verpfeffern! In Neuenbau, Mengersgereuth u. a. ſüdthüringiſchen Dörfern führen die Burſchen an einer Fahnenſtange ein Tuch für Frauen, „das Klauert" (Kleinod) genannt, mit ſich; am Abend wird es ausgetanzt oder ausgeloſt.

Nachmittags wird die Kirmſe begraben. Von Erbſenſtroh wird ein Bär gemacht, d. h. ein Burſche wird hineingewickelt, ein andrer iſt der Bärenführer[64]. Sie ziehen alle zur Dorflinde. Ein Burſche ſpielt den Pfarrer, es wird ein Hering oder eine Schnapspulle begraben. Die Muſik ſpielt dazu Trauerlieder, und alle tun, als ob ſie weinen. Auf dem Thüringer Wald legen die Burſchen einen Betrunkenen in einen Backtrog und kippen ihn dann um. Wird er dabei wieder „lebendig", iſt die Freude groß. In Waſſerthaleben wird der „Tote" auf eine Leiter als Sarg gelegt und unverſehens im Freien in den Schmutz gekippt. In Oberlödla bei Altenburg wird die Kirmſe am Donnerstag mit den Verſen begraben:

„Ei, Karmſe, laß mich noch,
Dauer' nur noch vierzehn Tog!
Dauer' nur noch drei, vier Wochen!
Was, Teifel, woll'n mer kochen?"

In Barchfeld a. d. Werra ertönt zum Schluß der Ruf: „Unſe Kirmes hat e Loch!" (iſt aus). Wo dieſes Begräbnis der Kirmſe durch die Behörde verboten wurde, weil allerlei Unfug damit verbunden war, wird die Kirmſe wenigſtens von den Muſikanten fort- oder abgeblaſen, z. B. in Ballſtädt bei Gotha oder in Mosbach bei Eiſenach. Bei dieſem Schlußumzug durch das

Dorf müſſen die Mädchen alle weinen. In Winterſtein bei Ruhla gehen die Burſchen an der Nachkirmes wieder im vollen Staate zur Kirche, tragen aber den Zylinder verkehrt, d. h. ſo, daß ihnen die Bänder den Rücken herunterhängen, ſtatt wie bei der eigentlichen Kirmſe auf die Bruſt; das ſoll heißen: Die Kirmſe iſt aus. Die Leute aber ſagen dort: Die Kirmſe geht nach. In vielen Dörfern hält man eine ſolche Nachkirmes, in Südthüringen (Veilsdorf) drei Wochen nach der Hauptkirmes, wo ſich jeder beim Tanz mit „Juhu-Schreien" nochmals austoben kann; in Neundorf bei Worbis folgt die „kleine Kirmes" der „großen", die am 1. Sonntag im Oktober gehalten wird, erſt am 1. Sonntag nach Nikolaus (6. 12.).

Die Kinder hatten früher als beliebteſte Kirmſeunterhaltung in der Gegend zwiſchen Leipzig und Altenburg das Schaukeln. Nur zur Kirmſe wurde ihnen die Kirmesſchaukel oder Kirmeskautſche gebaut. In einer Scheune wurden an dem Hahnebalken über der Tenne Ketten befeſtigt und unten Wagenbretter eingelegt. Wenn die Erwachſenen mitſchaukelten, dann ſo hoch, daß die Schaukel bald zu dem einen, bald zu dem andern Tor hinausſchwang. Dieſe Kirmesſchaukel ließ die fröhlichen Knaben und Mädchen die Freuden und Gefahren einer Luftfahrt ahnen. Mit der Beluſtigung ſollte die Jugend der Schutzengel der Saaten werden. Das war der tiefere Sinn. Die Scheunentenne war nämlich belegt mit vollen Hafergarben. Die Kinder traten beim Auf- und Abſpringen von der Schaukel ſowie beim Umherlaufen die Körner aus den Riſpen. Am Tage vor der kleinen Kirmſe wurden die ausgetretenen Körner geſackt. Ein Haferfeld, aus ſolch einem Kirmesdruſch aufgegangen, blieb vor Hagelwetter verſchont. Heute iſt man ſich, ſoweit noch die Kirmesſchaukel im Altenburgiſchen benutzt wird, des kultiſchen Zuſammenhangs mit dem Mond, der als Mondſichel leicht mit einer Schaukel verglichen werden kann (oder mit der Sonne), nicht mehr bewußt; die magiſche Bedeutung des Schaukelns als eines Fruchtbarkeitszaubers, wie ihn heute noch viele Völker mit urzuſtändlicher Kultur kennen, iſt vergeſſen [65].

Brotterode am Fuße des Inſelsberges verbindet ſeine Kirchweih, die es ſchon in der Jakobuswoche (Ende Juli) feiert, gern mit einem hiſtoriſchen Feſtzuge. Denn hier gebar der Sage nach die Gemahlin Karls V. ein Kind, und im Wochenbett wurde ſie gut von den Brotterodern bewirtet. Der Kaiſer ſchenkte deswegen dem Flecken anſehnliche Vorrechte, beſonders ausgedehnten Waldbeſitz. Zum Andenken daran ziehen die Brotteroder alljährlich zur Kirmſe die „Karl-Quint-Fahn" auf dem Kirchturm auf. Geſchichtlich geſehen bedeutet die Kirmesfahne natürlich nichts anderes als die alte Fahne des Marktfriedens.

Wenn auch einzelne Wirte in der Stadt in ihren Gaſthäuſern Kirmſen feiern, ſo handelt es ſich doch lediglich um eine geſchäftliche Angelegenheit,

um ein Zweckeſſen ohne jeden natürlichen Hintergrund. Allerhöchſtens kann in der Stadt ein luſtiges Volksſtück, wie Auguſt Ludwigs Kirmſe in „Schnozelborn", Erinnerungen an Kirmesfreuden auf dem Lande hervorrufen, aber die meiſten Städter zieht's doch, wennſchon Kirmſe gefeiert werden ſoll, hinaus aufs Dorf. Die einen feiern in ihren Berg-, Wald- und Burggemeinden unter Beobachtung alten Brauches ihre Gemeindekirmſen, die größere Zahl aber zieht es zur Freundſchaft und Verwandtſchaft aufs Land. Die Liebe zur Heimat oder zum Elternhauſe wird an einem ſolchen Feſte von neuem befeſtigt. Und der Städter tut ſich gütlich auf der Dorfkirmſe, auch wenn er nicht weiß, wann die Stunde für die Kirmſe der Großſtadt ſchlägt. Er muß ſich als Kirmſegaſt, dem auch eine Gegenleiſtung zufällt, immer mit der guten Ausrede entſchuldigen: „Bei uns fällt die Kirmſe auf den Tag vor dem erſten Schnee."

Herbſt und Winter

War die Ernte vollſtändig geborgen und das Vieh eingetrieben, dann begann der Germane ſein Vieh, ſoweit er es nicht zur Nachzucht brauchte, abzuſchlachten. Das Schlachtfeſt, das in Thüringen zu den Feſten und zwar zu den größten Feſten im Jahr gehört und wie die anderen einen „heiligen Abend" vor ſich hat, wird auch heute noch gern zu Beginn des Winters gehalten. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Kinder damit einen gültigen Entſchuldigungsgrund in der Schule haben, wenn ſie zu Hauſe bleiben. Auf die Frage: „Welches iſt das größte Feſt im Jahre?" gibt man die begründende Antwort: „Das Schlachtfeſt, weil man das Fleiſch im Keſſel kocht." Auch hier werden wieder allerlei Späße gemacht, die ſich alljährlich wiederholen. Ein Kind oder ein zum erſtenmal an einem ländlichen Schlachtfeſt Teilnehmender wird zum Nachbar geſchickt, um das Bratwurſtmaß oder den Kümmelſpalter oder den Speckhobel zu holen. Wenn er mit einem ſchweren Stein im Korbe zurückkommt, dröhnt ihm unbändiges Lachen entgegen. Abendliche Heiſchegänge von Kindern, die ſich gegen Abend eine „Schlenkerwurſt" erbitten, und von Erwachſenen, die gewöhnlich ein vermummtes Paar darſtellen, ſind eins der winterlichen Vergnügen. Sie wollen „in die Würſte fahren", ſagt man in Andenhauſen-Rhön. Wenn ſo ein Paar mit Tragkörben in der Küche erſcheint, wird der „Mann" meiſt ausgezogen, dann mit Wurſt, Klößen, Marchbrüh (Meerrettichbrühe) und Braten beſchenkt und wieder entlaſſen (Oppurg bei Neuſtadt a. d. Orla). Der Heiſcheſprüche ſind viele. Nur ein ſchalkhafter Reim aus dem Saaletale ſei aufgeführt:

„Ich hab' gehört, ihr habt geſchlacht,
Habt kleine und große Würſt' gemacht,

Da bring' ich euch mein Kippchen,
Da tut mir 'rein mein Süppchen,
Und wenn wir ſchlachten unſern Hahn,
Sollt ihr von allem wiederhan,
Und wenn wir ſchlachten unſer Kätzchen,
Sollt ihr haben das Vordertätzchen."

Als Winteranfang galt lange Zeit der Martinstag, der früher zu Ehren des Biſchofs Martin am 11. November gefeiert wurde, in Thüringen aber heute das Andenken an Martin Luthers Geburtstag (10. 11.) wach hält. Er hat ſeine Mittelpunkte heute in Erfurt und Nordhauſen, und von hier aus iſt er nach Schleuſingen, Stotternheim, Eiſenach, nach Bleicherode und in viele Dörfer gedrungen. Als Wendetag hat der Martinstag vielerlei Gebräuche an ſich gezogen, wie ſie uns ſchon als Anfangsbräuche bekanntgeworden ſind. Mit Peitſchenknallen und Glockenläuten ſucht man in Heiligenſtadt böſe Mächte abzuwehren. An dem Abend des Martinstages (10. 11.) geben die Laternenumzüge der Kinder den Auftakt zu dem Feuerzauber, der die Mittwinternächte ſeit alter Zeit erfüllt und vom germaniſchen Lichtkult bis heute kündet. Während man in Heiligenſtadt kleine Lichte auf Nußſchalen die Geislede hinabſchwimmen läßt, kommen in Erfurt Zehntauſende von Kindern mit bunten Papierlaternen und unzählige Erwachſene auf dem Domplatz zu einer kurzen muſikaliſchen Kundgebung zuſammen. Von den Domſtufen, wo nach altem Brauch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein die Chorſchüler mit Fackeln und Muſik erſchienen waren, in zwei Gruppen Aufſtellung genommen und wechſelſeitig eine Motette geſungen hatten, läßt ſeit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein Schülerchor Luthers Trutzlied „Ein' feſte Burg" nebſt einigen anderen Liedern erſchallen. In Nordhauſen aber marſchieren die Einwohner durch die Stadt zum Lutherplatz und bekennen ſich mit dem Abſingen des Lutherliedes zu ſeinem heldiſchen Glauben. Die Kinder laufen in Eiſenach als „Meerzemännchen" von Haus zu Haus, ſagen ihr Sprüchlein:

Ich bin ein kleiner Meerzemann und komme aus der Ruhl,
Und wer mir nicht gehorchen will, den leg' ich übern Stuhl."

In Erfurt hatten die Kinder bei ihrem Heiſchegang einſt geſungen:

„Gickgack, gickgack!
Ferr en Dreier Schnupptabak
Ferr die ahlen Weiber, ferr die ahlen Donnerkatzen,
Die ſech hengene un vorne kratzen."

Der Erfurter Diakonus Loſſius erſetzte dieſes damals nicht mehr verſtändliche Lied 1817 durch ſein Verschen zu Ehren Martin Luthers, das heute in Thüringen meiſtens geſungen wird:

„Martin iſt ein braver Mann,
Brennet viele Lichter an,
Daß er oben ſehen kann,
Was er unten hat getan."

In Weimar ſingt die Kurrende neben manchen anderen Liedern den Martinsſang von Imhof.

Eine Martinsgans, die an dieſem alten Zinstermin ſtatt Geld abgegeben wurde, iſt auch heute noch ein erwünſchter Braten. Das Einläuten des Feſttages am Vorabend iſt uns als „Gansleuten" in Erfurt ſchon 1412 bezeugt. Hoffmann von Fallersleben, der ja lange in Weimar gelebt hat, hat ein volkstümlich-kindliches Lied gedichtet, das vielen Klavierſpielern, die nach Damms Klavierſchule das Spielen gelernt haben, von den vierhändigen Gänſekantaten her bekannt iſt:

1. „Was haben die Gänſe für Kleidung an? Gickgack!
Wir gehen barfuß allezeit
In einem weißen Federkleid. Gickgack!"

mit dem Schlußverſe:

„Was machen wir Gänſe am Martinstag?
Man führt uns aus dem Stall heraus
Zu einem fetten Martinsſchmaus
Und bricht uns das Genick."

Kleine Kinder ſingen allenthalben das in der Schule eingeübte Lied „Laternchen, Laternchen, Sonne, Mond und Sternchen...".

Als weiterer bedeutſamer Wendepunkt wird der Andreastag am 30. November, an dem das neue Kirchenjahr beginnt, gefeiert. Wie jeder Anfang, iſt er für die Erforſchung der Zukunft geeignet und wird vor allem von den Mädchen zur Erkundung ihres zukünftigen Mannes benutzt. Was ſonſt in anderen Gegenden der Nikolaustag für die Kinder iſt, bedeutet der Andreastag für ſie in einem Umkreis zwiſchen Eiſenberg–Apolda–Jena–Orlamünde –Pößneck–Reußiſches Oberland (Lobenſtein). Die Kinder halten ihren Heiſchegang und ſprechen in Apolda z. B. das Verschen:

„Zettelandres, kleiner Zwerg,
Nimm mich mit nach Eiſenberg,
Nein, ich will in Apolda bleiben,
Da krieg ich große Pfefferſcheiben."

Im Hauſe verkleidet ſich Vater oder Mutter oder eins der älteren Geſchwiſter als Andreas, tritt mit lautem Gepolter in die Stube, auf dem Rücken den geheimnisvollen Sack, in der Hand die Rute. Die Kleinen verkriechen

ſich, die Größeren fühlen ſich aber der bedrohlichen Lage gewachſen, indem ſie mit dem Bittvers vor Andreas treten:

„Zettelandres, du guter Mann,
Guck mich nicht ſo böſe an,
Stecke deine Rute ein,
Ich will ein guter Gerhard ſein."

Mit Äpfeln, Nüſſen, Pfefferſcheiben belohnt der Geſtrenge die Kinder. Dieſes Verteilen oder, wie der Thüringer Volksmund in der Umgegend von Apolda ſagt, dieſes Verzetteln hat dem Alten den Namen Zettelandres eingebracht, wie es in dem Begrüßungsvers zum Ausdruck kommt:

„Zettelandres, du holder Gaſt,
Wenn du was zu zetteln haſt,
Haſt du was, ſo ſetz dich nieder,
Haſt du nichts, dann pack dich wieder!"

In neuerer Zeit bringt die Feier des Nikolaustages am 6. Dezember in Thüringen weiter vor. Als Biſchof verkleidet und freundlich Geſchenke austeilend, tritt er freilich nur auf dem katholiſchen Eichsfeld auf. Wo er hier die rauhere Seite zeigt, wie z. B. in Döringsdorf bei Heiligenſtadt, wird er Kettenklaus genannt. In den hennebergiſchen Gebieten Südthüringens verkleiden ſich die Burſchen als Herrſchekloaſe, knallen mit Peitſchen, raſſeln mit Ketten, klingeln mit Schlittenglocken und ſammeln Gaben ein (Ratſcher bei Schleuſingen). Für ihn treten auch Herrſcheruppriche (Eisfeld, Friedrichshöhe bei Hildburghauſen, Goldlauter bei Suhl u. a. O.) oder Pelzruppriche (Lindenau bei Hildburghauſen) oder Knecht Ruprechte (Schleizer Oberland, Allſtedter Bezirk) ein. Die vermummten Geſtalten mit langem Bart, bewaffnet mit Sack und Rute, teilen je nach Benehmen und Gebet Geſchenke oder Prügel aus. Sie vereinen alſo Gutmütigkeit mit Schreckhaftigkeit. Die älteren Kinder in Nordthüringen nehmen den gutmütigen Polterer nicht gar zu ernſt, wenn ſie ihn mit dem Gebet begrüßen:

„Nikolaus, ſei unſer Gaſt,
Beſchere, was du im Sacke haſt,
Haſt du viel, ſo ſetz dich nieder,
Haſt du nichts, ſo pack dich wieder!"

In Südthüringen (Wichtshauſen bei Suhl) iſt man noch derber:

„Harſche-Rupper, Nickel,
Mit dem bloene Kittel,
Mit dem gläſern Aſch,
Leck die ganze Leut am A...!"

Mit den Lärmumzügen ſuchten die Geſtalten ſicherlich die böſen Mächte des Winterdunkels zu verſcheuchen, gleichzeitig ſich und anderen aber damit auch Segen zu gewinnen.

Den in Südthüringen und in der Rhön gebrauchten Namen „Herrſchekloas" bringt man dort mit „Herr Sankt Klaus" zuſammen oder deutet ihn als „Hirſe-Klaus", weil er in Hirſeſtroh eingewickelt geweſen ſei (Benshauſen bei Suhl). Ja, die ſprachliche Wandlung hat ihn ſchon zum „Haſchemann" (Mäbendorf bei Suhl) gemacht, weil er die Kinder zu haſchen verſuche, um ſie in den Sack zu ſtecken. Wahrſcheinlich iſt der Herrſchekloas jedoch urſprünglich ein Hirſche-Klaus, weil die Burſchen Tiermasken und zwar beſonders Hirſchmasken bei ihren Heiſchegängen anlegten. Zeugniſſe der Kirchenväter, Konzils- und Synodalbeſchlüſſe ſowie Bußbücher, die ſich gegen die Lärmbräuche der Saturnalien (vom 17. Dezember ab) wenden, verdammen häufig die Hirſchverkleidungen und das Tragen von Tierfellen. Ein ſpäterer deutſcher Beleg iſt leider nicht vorhanden. Daß der Herrſchekloas als winterlicher Geiſt in germaniſche Zeit zurückreicht und erſt ſpäter mit dem chriſtlichen Biſchof Nikolaus gleichgeſetzt worden iſt, beweiſt der Umſtand, daß er durchaus nicht nur am 6. Dezember auftritt, ſondern auch heute noch in der Rhön (Empfertshauſen) am Chriſtabend oder am Tage des Tanner Chriſtmarkts (Tann i. d. Rhön), hier im katholiſchen Gebiet allerdings mit hoher Biſchofsmütze maskiert. In Veilsdorf bei Hildburghauſen kommt der Herrſcheruppert, der ſich auf der Straße durch ſein Lärmen mit dem Schellengürtel bemerkbar macht, am Montag nach dem 6. Dezember. Die Spätzeit der Reformation hat den Nikolaus durch den heiligen Chriſt zu erſetzen verſucht. In Luthers Familie beſcherte noch 1535 Nikolaus, ein Jahrzehnt ſpäter aber der heilige Chriſt, der nun allein oder mit dem Biſchof zuſammen den Kindern als fromme Märchengeſtalt die Gaben brachte [66]. Nach einer Verfügung des Fürſtlich Hennebergiſchen Landeskonſiſtoriums von 1702 durften die Scholaren beim Umgang am Nikolaustag nur einen einzigen Knecht Ruprecht mitführen, beim Umzug am Weihnachtsabend aber drei Knechte. In gothaiſchen Dörfern, z. B. in Weingarten, erhalten die Kinder vom Nikolaus die vierteilig geflochtenen Nikolauszöpfe, im Kreiſe Sondershauſen, z. B. in Kleinbrüchter, den „Semmelmann".

Der Brauch, in der vorweihnachtlichen Zeit zu Hauſe einen „Adventskranz" aufzuſtellen oder aufzuhängen und ihm an jedem Adventsſonntage ein Licht aufzuſtecken, iſt erſt durch Pfarrer und Lehrer ſeit dem Weltkriege in Stadt und Dorf gefördert worden, in vielen Dörfern und Häuſern aber noch heute unbekannt. Er nimmt den germaniſchen Gedanken von der Überwindung der Winternächte durch das Sonnenjahr auf und ſucht in chriſtlicher Umdeutung germaniſches und chriſtliches Glaubensgut zu verbinden.

Thüringen ist gerade in den Winterbräuchen vor Weihnachten ärmer als manche andere deutsche Landschaft, z. B. Nieder- und Oberdeutschland, aber was an Martins-, Andreas- und Nikolausbrauchtum da ist, bildet einen hoffnungsvollen Auftakt zum Glanz des Weihnachts- und Wintersonnwendfestes.

Brauchtum der Handwerker und Studenten

Von dem reichen Brauchtum der Handwerker, die als Zünfte im Mittelalter ein strenges Zeremoniell ausgebildet hatten, ist heute nur noch in einigen Ständen und Berufsschichten ein Trümmerhaufe vorhanden[67]. So gut wie vergessen ist z. B. das Fahnenschwenken, das die Erfurter Bäckerburschen vorführten und zwar alljährlich am 3. Pfingsttage vor den Häusern ihrer Meister und anderer angesehener Bürger, von denen sie Geschenke erhielten. Der Schäfflertanz, den die Böttchergesellen „einer alten Sitte zufolge alle sieben Jahre hielten" und den sie 1789 vor der mainzischen Statthalterei in Erfurt am 25. Dezember[68] und vor Napoleon anläßlich des Fürstenkongresses 1808 aufführten, wurde 1894 in Erfurt auf der Gewerbeausstellung zum letzten Male gezeigt. Bei dem Schwingen des Reifens durfte von dem Wein, der in drei auf den Reifen gesetzten Gläsern enthalten war, nichts verschüttet werden[69]. Das meiste haben sich in Thüringen, wie es auch in ganz Deutschland zu beobachten ist, die Zimmerleute von ihrer Gemeinschaftsgebundenheit und ihren Gepflogenheiten bewahrt. Haben sie das Dachgebälk bei einem Hause aufgerichtet, so befestigen sie am Vordergiebel eine mit Blumen und bunten Tüchern geschmückte Fichte; im Orlagau auch einen Birkenbusch. Die norddeutsche Krone findet erst neuerdings durch niederdeutsche Zimmergesellen Eingang. Dann läuten die Gesellen mit ihren Äxten, die sie im Takte aufschlagen, oder sie „schlagen im Viertakt zusammen" (Lippersdorf bei Stadtroda); der Zimmermeister oder sein Polier hält die Richtrede. Der Abend vereint alle am Bau beteiligten Handwerker mit dem Bauherrn zum Richtschmaus im Gasthofe, wo sie gewöhnlich Klöße mit Sauerbraten verzehren. In Ostthüringen (Kr. Altenburg) spricht man vom „Hebefest". Zerbricht das Glas, das der die Richtrede haltende Meister, nachdem er aufs Wohl des Hauses und Bauherrn getrunken hat, hinabwirft, so gilt es als glückliches Vorzeichen. Zerbricht es nicht, so wird das Glas von jungen Müttern aufgehoben, die ihre kleinen Kinder daraus trinken lassen, um sie vor Krämpfen zu schützen (Lindenau bei Hildburghausen). Die am Richtbaum befestigten seidenen Tücher erhält der Meister und der Sprecher, die kattunenen bekommen die übrigen Handwerker. In einigen mittel- und südthüringischen Dörfern werden die Bauleute mit den Nachbarn, die durch Fuhren mitgeholfen haben, nach erfolgtem Einzug ins neue Haus geladen und mit Bier und Zigarren bewirtet. Man nennt dieses häusliche Fest „Herd-

begießen" (Langewieſen bei Ilmenau). Wer den Maurern zuſieht, dem werden „die Schuhe geputzt", und dafür muß der Betreffende, der natürlich auf ſeine Zahlungsfähigkeit vorher geprüft iſt, ein Trinkgeld zahlen (Hundeshagen bei Worbis); oder „ſie ſchnüren ihn", d. h. ſie umwinden ihn mit einer Schnur, und er muß ſich loskaufen (Stanau bei Neuſtadt a. d. Orla, Langewieſen bei Ilmenau), indem ſie ihn mit dem Verſchen anſprechen:

„Wir ſchnüren hier auf dieſem Bau Kaiſer, Könige und Fürſten.
Es wird Ihm bekannt ſein, daß Maurer und Zimmerleut oft dürſten.
Drum kann Er ſich löſen durch Bier oder Wein,
Es kann auch ein blanker Taler ſein!"

Derſelbe Brauch wird von den Frauen geübt, die im Walde die Schläge bepflanzen (Paulinzella), auch beim Dreſchen und ganz vereinzelt am Geburtstage. Dieſes Binden mit dem Strohband, urſprünglich mit vollen Ähren, ſollte keineswegs eine „bannende" Wirkung haben, ſondern vielmehr mit dieſem ſinnbildlichen Tun Fruchtbarkeit und Segen auf den Gebundenen übertragen.

Ein Stellmacher, der einem Bauern oder Handelsmann einen neuen Wagen baut, bekommt einen Bohrſchnaps, wenn er das erſte Rad des neuen Wagens durchbohrt hat (Urnshauſen bei Eiſenach). In Werningerode (Kr. Nordhauſen) zogen im 19. Jahrhundert die Stellmacher, Schmiede und Böttcher zu Faſenacht unter Vorantritt der Muſikkapelle durchs Dorf. In Altendorf am Kyffhäuſer hielt am gleichen Tage die Dreſchergilde, die den Winter über das Getreide der Bauern ausdraſch und mit Faſenacht ihre Arbeit abſchloß, einen Umzug. Auf der Schulter einen Stock, auf dem ein Gänſefittich, der „Flederwiſch", befeſtigt war, begaben ſich die Dreſcher im Zuge zu den einzelnen Herren. Der Gildemeiſter hielt eine launige Anſprache und ſchloß mit einem Hoch auf den Arbeitgeber, worauf dieſer ein Geldgeſchenk in die von zwei Dreſchern getragene Innungslade legte[70].

Auch die Flößer, die auf der Saale noch immer hinter der Saaletalſperre ihre Holzflöße flußabwärts führen – die älteſte Nachricht von der Saaleflößerei ſtammt aus dem Jahre 1393 laut Urkundenbuch der Stadt Jena I, Nr. 491 – ſchmücken das Floß, das als erſtes im Frühjahr ſaaleabwärts gewöhnlich bis Köſen fährt, mit einer Fichte; an deſſen Stamm und Zweigen befeſtigen ſie die kleinen Liebesgaben. Wo die Flößer nämlich halten, gehen ſie mit ihrer Fichte in den Ort und klopfen die Wirtſchaft, den Kaufmannsladen und einzelne Bauernhöfe ab: Lebensmittel, Wurſt, bunte Tücher, Tabak, alles iſt ihnen erwünſchte Gabe[71].

Hat ein Handwerker ſeine Meiſterprüfung beſtanden, muß er natürlich die prüfenden Innungsmeiſter bewirten (Marktgölitz bei Saalfeld). Bei Beendigung ſeiner Lehre pflegt der zum Geſellen beförderte Lehrling „Frei-

bier aufzutischen" (Buchbach bei Gräfenthal). Die Polierer und Schleifer um Suhl herum erteilen den Gesellenschlag mit dem Besen.

Wenn in Treffurt a. d. Werra im Herbst zum erstenmal vor Arbeitsschluß Licht gebrannt wird, schmücken die Mädchen in den Zigarrenfabriken die Lampen mit Grün und Blumen, und es gibt in den Arbeitsräumen Kaffee und Kuchen oder Krapfen und Wein.

Um ein Dienstmädchen auf ihre Ordentlichkeit und ihre Tüchtigkeit zu prüfen, legt man ihm einen Besen in den Weg. Hebt es ihn auf, dann hat es die Prüfung bestanden. Früher muß man auch einen Löffel hingelegt haben; denn noch heute hört man in Lausha die Redensart: „Die is so faul, daß sie noch nicht mal den Löffel von der Stubensbrücke (Türschwelle) aufheben mag."

Nach 1933 ist in Thüringen am Johannistag das Gautschen der Buchdrucker wieder aufgenommen worden. Der Gautschmeister verliest den Gautschbrief des Lehrlings, der Geselle geworden ist, läßt einem jeden von ihnen eine kleine Scheibe Brot mit Salz in den Mund schieben und die Wassertaufe ad posteriora vornehmen, wobei die Packer den neu Ausgelernten mit dem Hinterteil des Körpers in den mit Wasser gefüllten Bottich tauchen; gleichzeitig versieht ihn der Schwammhalter mit einer kräftigen nassen Abreibung auf dem Kopfe. Die „durstige Seele" aber wird mit einem tüchtigen Schluck Bier bedacht. Zum Teil ist diese Buchdruckertaufe von der früheren akademischen Deposition der Studenten beeinflußt. Der Depositionsbrauch wird in Deutschland zuerst in den Statuten der Erfurter Universität vom Jahre 1447 erwähnt. Hervorragende Zeugnisse für diesen Erfurter Brauch haben wir in drei lateinischen Abhandlungen, die im Jahre 1578 von dem Erfurter Drucker Esaias Mechler gedruckt worden sind. Es ist eine Rede des Professors Dinckel, die er im collegium Saxonicum, der Universität, „über Ursprung, Ursache, Brauch und Hergang der Deposition" gehalten hat. Dieser Rede ist Luthers Urteil über die an den Universitäten geübte Deposition beigegeben. Schließlich bietet Friedrich Widebrand eine poetische Beschreibung der Zeremonie[72].

Die Jenaer Akademie wandte sich schon im Jahre 1548, sofort nach ihrer Stiftung, durch die beiden Professoren Striegel und Stiegel an die Söhne des von Karl V. gefangen genommenen Kurfürsten Johann Friedrich mit der Bitte, ihr die förmliche Deposition zu gestatten, damit es sich zeige, daß Jena eine rechte Hochschule sei. Die Jenaer Universitätsstatuten von 1558 sehen in ihr eine Aufnahmeprüfung und nennen sie „eyne frey und ungefehrliche ceremonia". Es heißt in diesen ältesten Jenaer Statuten: „Depositionsritus soll insofern beibehalten werden, daß die zuerst auf die Universität kommenden Studenten geprüft und, wie sie die lectiones besuchen sollen,

von Rektor und einem Professor der philosophischen Fakultät angewiesen werden möchten."

Die Zeremonie spielte sich zunächst im 15. Jahrhundert wohl in der Burse (Studentenheim) ab und verfolgte nur den Zweck, den Neulingen etwas Geld für den Bursenvorsteher abzuknöpfen. Denn im 8. Abschnitt der Erfurter Universitätsstatuten von 1447, der „über die Pflichten der Bursenvorsteher" betitelt ist, heißt es ausdrücklich: „Vom Bean soll er für die Deposition nicht mehr als den dritten Teil eines rheinischen Gulden einziehen oder eintreiben lassen." Bald darauf aber nahmen die Deposition die älteren Studenten selbst in die Hand, und zwar nicht nur mit Billigung der akademischen Behörde, sondern diese nahm auch offiziell, durch den Dekan der Artistenfakultät oder einen Professor vertreten, an der Feier teil.

Der Ankömmling, der die schmückenden Beiwörter Gelbschnabel oder später Fuchs, Haushahn, Mutterkalb, Säugling, Bachant, Bean, Spulwurm, Hausunke usw. erhielt, hatte sich gewöhnlich mit anderen Leidensgenossen am bestimmten Orte einzufinden. Hier hatten sie auf Anweisung des Depositors, eines älteren Studenten oder des Universitätspedells, allerlei buntfarbige Kleider als Narrengewänder anzuziehen. Oft wurden ihnen noch lange schwarze Mäntel lose über die Schulter geworfen. Die Gesichter wurden den Gelbschnäbeln geschwärzt. An den Hüten, deren Krempen heruntergebügelt waren, befestigte man lange Ohren und Hörner. In die Mundwinkel setzte man ihnen lange Schweinszähne ein, die ihnen wie Tabakspfeifen aus dem Munde hingen. Stockschläge brachten Widerspenstige zum Gehorsam. Der Depositor schnitt ihnen Fratzen, machte stumme Verbeugungen vor ihnen, verspottete sie wegen ihrer ungehörigen Kleidung und hielt ihnen dann in ernsthafter Ansprache ihre Jugendsünden und Laster vor. Nur durch Studieren würden sie abgeschliffen, gezüchtigt und gebessert. Die Neulinge hatten Rede und Antwort zu stehen. Freilich, mit den Schweinszähnen im Munde konnten sie nicht deutlich sprechen: das brachte ihnen die Anrede „Schweine" und leichte Schläge ein. Die Zähne, sagte ihnen der Depositor, bedeuteten die Unmäßigkeit, durch die ihnen der Verstand verfinstert werde. Mit einer hölzernen Zange, die beliebig zu verlängern und zu verkürzen war, drückte er ihnen den Hals zusammen und zerrte sie so lange hin und her, bis ihnen die Zähne aus dem Munde fielen. Wären sie gelehrig und fleißig, würden sie den Hang zur Unmäßigkeit und Gefräßigkeit ebenso verlieren wie die Schweinszähne.

In Jena wurde dem jungen Studenten der große Eberzahn, der sogenannte „Bachantenzahn" gezogen, womit „dem neuen Studioso alle wilden, beißenden, fressenden Qualitates", besonders der Zahn der Lästerung, mit ausgenommen sein sollten. Dann riß der Depositor den Beanen die lan-

gen Ohren ab, indem er sie darauf hinwies, daß sie ohne fleißiges Studium Esel bleiben würden. Die Hörner nahm er ihnen ab, um ihnen die tierische Roheit und Störrigkeit zu nehmen. Den nötigen „Schliff" brachte er ihnen durch Abschleifen auf einem großen Schleifstein bei. Auf einer Holzbank oder am Boden liegend, mußten sie sich mit einem Holzbeil wie grobe Klötze behauen und von allen Seiten mit einem Hobel glätten lassen, Literatur und Kunst würden ihren Geist glätten. Mit einem Bohrer bearbeitete man ihnen den „anständigsten" Körperteil; so sollten sie es lernen, die dicken Bretter der schönen Künste zu bohren. Die Haare wurden mit einem ungefügen Kamme gekämmt und mit einer langen Schere geschnitten, der meist angemalte Bart recht kräftig abgekratzt, der Schmutz mit Löffeln aus den Ohren geholt. Nach einem langen Sündenbekenntnis, das sie nachsagen mußten, wurden die Beane schließlich mit Wasser begossen und recht unsanft mit grobem Tuch abgerieben und abgetrocknet. Die also gehobelte, gestriegelte und gewaschene Gesellschaft sollte ein neues Leben anfangen, böse Neigungen bekämpfen und schlimme Gewohnheiten ablegen, die ihren Geist ebenso entstellten, wie die verschiedenen Teile der Verkleidung ihren Leib entstellt hätten. Zuletzt prüfte sie kurz der anwesende Dekan der philosophischen Fakultät in einigen wissenschaftlichen Fächern und reichte schließlich den demütig knieenden Gelbschnäbeln in Angleichung an die kirchlichen Sakramente das Salz der Weisheit und den Wein der Fröhlichkeit. In Jena goß er den Novizen den Wein der Reinigung aufs Haupt. An dem „Absolutionsschmaus", dessen Kosten natürlich die Deponierten zu tragen hatten, nahmen die Veranstalter, Dozenten und Studenten teil. Aus dem Beanen war nun ein Pennal geworden. Die jambischen Dimeter, die, wie schon gesagt, der poetischen Beschreibung Widebrands angefügt sind, enthalten sicherlich ein Eröffnungslied des Schmauses und Trinkgelages. Einige Verse seien in deutscher prosaischer Übersetzung wiedergegeben:

„Seid gegrüßt, ihr fröhlichen Gäste und glücklichen Zechgenossen, laßt euch schmecken, was reichlich der Neuling aufgeboten."

„Es ist der schmutzige Bean, erkenntlich an seinen langen Hörnern, der als junger Studio den Aufwand bestritten."

„Den rohen Klotz, den hobeln wir; den groben Bauer behauen wir; was krumm ist, sieh, das beugen wir; was hoch steht, nehmen herunter wir" (womit wohl die „Hochnäsigkeit" abgetan werden soll. Darum mußte der Bean seine Nase auf den Schleifstein legen).

„Daß diesen Neuling oder krummen Rekruten wir bringen in unseren edlen Stand und den Tölpel bilden zur Weisheit der Pallas Athene" (zu ergänzen: dazu dient die Zeremonie).

War die Deposition für die älteren Studenten ein in jeder Beziehung er-

freulicher Fux, so hielten doch auch die Professoren noch lange an dem Brauche fest, da er ihnen mancherlei Einnahmen brachte. Der Jenaer Professor Valentin Hoffmann sang noch 1675 in seiner Schrift „Laus depositionis beanorum" ein Loblied auf den Brauch.

Fürsorgliche Eltern ließen an ihren Söhnen, um ihnen später die lästige Zeremonie zu ersparen, schon frühzeitig die Deposition von herumziehenden Depositoren, die von der Universität anerkannt waren, vornehmen und erhielten gegen Geldzahlung den Depositionsschein ausgestellt. Diese Umgehung setzte den Wert der nachweislich vom 15. Jahrhundert bis zum Ende des 17. Jahrhunderts geübten Deposition natürlich wesentlich herab, und so konnte dieser Brauch um 1700 allgemein auf den Hochschulen abgeschafft werden. Die Marterinstrumente wurden den jungen Studenten später nur noch vorgezeigt und ihr Zweck „nebst einer guten Erinnerung" erklärt. Es schwand damals auch an den thüringischen Universitäten der andere Brauch, der sogenannte Pennalismus, der die jungen Studenten anderthalb Jahre viel übler mitnahm als die einmalige Zeremonie der Deposition.

Heute lebt die Deposition noch in den Fuchstaufen der einzelnen Kameradschaften in Jena fort. Der Humor ist noch ebenso grotesk, wenn auch die Grausamkeit stark gemildert ist. Im ausgehenden Mittelalter wurde der Brauch in ähnlicher Weise auch von Handwerkern bei der Gesellenweihe und von Fuhrleuten (Hänseln) und Schiffern übernommen. Auch auf die nur in den abgelegenen thüringischen Dörfern Udestedt und Ollendorf bei Vieselbach und Obertrebra bei Apolda vom 16. bis 19. Jahrhundert nachweisbare Sitte, wonach sogar Bauern eine derartige Weihe für Burschen bei Aufnahme in die Burschengesellschaft[73] vornahmen, sei aufmerksam gemacht. Auch der Volksmund hat sich eine Erinnerung an den alten Brauch der Deposition (cornua deponere = die Hörner ablegen) bewahrt, und zwar in der Redensart: „Er hat sich die Hörner abgelaufen."

Jedenfalls war eine solche Sitte trotz aller derben, lustigen Verzerrung besser als die Nachäffung studentischen Lebens und Treibens durch Bauernburschen. Wie unecht und unbäurisch, wenn sich noch manchmal Bauernburschen zusammenfanden mit Band und bunter Mütze, mit dem Bierzipfel an der Uhrkette, sich nach studentischem „Komment" anprosteten und gar verächtlich herabschauten auf die „ungehobelten", aber eigenstolzen und ursprünglichen Bauern!

Bei dem Übergang in die Industriewelt konnten die überkommenen Formen des Volkslebens, welche die vom Lande stammenden Arbeiter kannten und pflegten, natürlich nicht bleiben; denn einerseits litten sie bereits an Lebensschwäche, andrerseits waren sie auf eine andre, eben die ländliche Welt zugeschnitten. Die neuen Formen, die in den Industriestädten entstan-

den, waren zunächſt unter dem Einfluß der bürgerlichen Geſellſchaft liberaliſtiſche und individualiſtiſche, jedenfalls keine Sitten einer Gemeinſchaft. In Jena z. B. äußerten ſie ſich bei den Zeißianern in einem hohen Bildungsſtreben, in einem Drang zu den Kulturgegebenheiten und -einrichtungen, die als Schöpfungen der bürgerlichen Führung und damit kulturmächtigſten Schicht eine gewiſſe gleichmäßige Ausrichtung im Geiſtigen erzeugten. Gemeinſchaftsfühlen und verantwortungsvolles Gemeinſchaftsſchaffen im Rahmen des völkiſchen Ganzen wurde erſt durch den Nationalſozialismus angebahnt. Für die künftige „Feierſtunde" ſinnbildhafte Feiern zur ſinnvollen Gliederung des Arbeitsjahres zu ſchaffen, hat ſich beſonders die Organiſation „Kraft durch Freude" zur Aufgabe geſetzt[74].

XIV. Der thüringiſche Stammescharakter

Unter Stammescharakter verſtehen wir das im Wechſel der Zeiten und Schickſale einigermaßen Beſtändige in der Weſensart eines Stammes[1]. Der Charakter einer leib-ſeeliſchen Einheit, die wir als Stamm bezeichnen, hängt von der Raſſe, dem Lebensraum, der Boden, Landſchaft und Klima umfaßt, und der fortlaufenden Einwirkung geſchichtlicher und kultureller Kräfte ab. Er iſt alſo nicht nur Erbe, ſondern auch Ergebnis der Erziehung. Als Spiegelbild des thüringiſchen Stammescharakters können gelten: die Kultur, welche die Thüringer verwirklicht haben; die Lebensformen, in denen ſich ihr Denken, Fühlen und Wollen bewußt oder unbewußt bewegt; die Anſchauungen, die von ihnen vertreten wurden oder vertreten werden; das praktiſche Verhalten, das ſie an den Tag legen. Durch die länger als ein Jahrtauſend feſtzuſtellenden Kultureinflüſſe iſt das Herzland Deutſchlands zu einer Kulturprovinz ſchlechthin geworden.

Wie ſchon der einzelperſönliche Charakter ſelten ohne Spannungen und Widerſprüche iſt, ſo kann man auch beim Stammescharakter nicht alles auf den gleichen Nenner bringen. Es handelt ſich nur darum, die verſchiedenen Strebungsrichtungen der Thüringer in der Ebene und auf dem Walde aufzudecken und verſtändlich zu machen.

Die Thüringer ſind als ein im Hügellande lebender Stamm nicht ſo einheitlich wie einer, der ſich in der weiten Tiefebene oder auf der Hochebene niedergelaſſen hat. Vor allem hat die Stammesbildung in der deutſchen Mitte aus dem Grundſtock der Hermunduren im Oſten und in der Mitte Thüringens, der cheruskiſchen Siedler im Weſten, ſowie der Angeln und Warnen und ſchließlich aus der Zuwanderung von Franken, Heſſen, Schwaben, Frieſen, Niederſachſen und ſlawiſchen Sorben ein Gemiſch geſchaffen, das längere Zeit zur einheitlichen Weſensbildung brauchte als ein Stamm, der großen völkiſchen Auseinanderſetzungen ferner ſtand. Als Durchzugsland hat Thüringen vom Mittelalter bis zur Gegenwart noch manche Volksſplitter aufgenommen und ſeiner Bevölkerung angeglichen. Dieſe bunt zuſammengewürfelten Stammesteile, die zum thüringiſchen Stamm zuſammenwuchſen, haben erſt allmählich einen Ausgleich der Eigenſchaften und Merkmale ermöglicht.

Die raſſiſchen Unterſuchungen der thüringiſchen Bevölkerung durch zuſtändige Forſcher, vor allem durch das thüringiſche Landesamt für Raſſeweſen, ſind noch keineswegs abgeſchloſſen. Aber ſchon jetzt läßt ſich erkennen, daß

die nordiſche Raſſe bei den Thüringern vorherrſchend auftritt, daß ſie als führend und entſcheidend anzuſehen iſt. Im Thüringer Walde begegnen uns zwar an einigen Stellen mittelmeerländiſch ausſehende Geſtalten – ſie mögen Nachkommen der in der Sage oft erwähnten „Venezianer" ſein, die uns zu Tambach, bei Maſſerberg und Neuſtadt a. R. ſicher bezeugt ſind – aber das ſind Ausnahmen, die zahlenmäßig gar nicht ins Gewicht fallen. Ferner iſt hie und da oſtiſcher Einſchlag feſtzuſtellen, wenn auch nicht rein. Gerade im thüringiſchen Oſterlande haben ſich Franken und Thüringer zu Beginn des 2. Jahrtauſends ſo zahlreich feſtgeſetzt, daß die vorhandenen Sorben, die nach neueren Forſchungen ſchon germaniſch durchſetzt geweſen ſein ſollen, ſo gut wie aufgeſogen worden ſind. In den Frauen – im Gegenſatz zu den hochgewachſenen Männern – iſt der oſtiſche Einſchlag unverkennbar. In mittelthüringiſchen Dörfern fällt auf, daß die Arbeiter und unter der bäuerlichen Bevölkerung Frauen den oſtiſchen Typ in höherem Maße bewahrt haben als die Männer. Sie ſind vielfach von geringerer Körperhöhe und breitnaſig[2]. Die von Einhard als Grenze zwiſchen Germanen und Slawen bezeichnete Saale fällt immer wieder Forſchern als Scheide zwiſchen langköpfigen Menſchen, die weſt- und nordwärts wohnen, und kurzköpfigen, die oſt- und ſüdwärts ſitzen, auf[3]. Sicher hängt das oſtiſche Gepräge mit dem Vorſtoß der Sorben zuſammen, die im 7. Jahrhundert von Oſten und Nordoſten in Oſtthüringen einbrachen und vom Saaletale auch ein Stück in die kleinen Seitentäler, vor allem im Rinnetale bis in den Längwitzgau bei Arnſtadt vordrangen, z. T. auch noch im 2. Jahrtauſend als Hörige bis zur Werra im Weſten und Helme im Norden angeſetzt wurden. Das Erſcheinungsbild wechſelt in Thüringen ſo raſch wie die Mundart. Trotzdem iſt für den geſchulteren Beobachter, der immer auch das Zuſammengehörige erkennt, erſichtlich, daß phyſiologiſch bei den Thüringern eine weitgehende Gleichartigkeit beſteht.

Die Erhebungen[4], die vor mehr als einem halben Jahrhundert über den blonden und braunen Typus angeſtellt und von Fritz Regel[5] in ſeinem Geographiſchen Handbuche „Thüringen" kartographiſch dargeſtellt ſind, dürfen nur mit größter Vorſicht verwertet werden. Denn die Beobachtungen ſind an Schulkindern, die bekanntlich ſehr leicht nachdunkeln, vorgenommen und dann im Durchſchnitt nach Hundertſätzen für die damaligen ſtaatlichen Gebiete in Thüringen feſtgelegt worden. Bei den weit auseinander liegenden Landesteilen der früheren Herzogtümer und Fürſtentümer iſt das ein ganz unmögliches Verfahren. Immerhin wird daraus erſichtlich, daß der braune Typ am ſtärkſten in den mittelthüringiſchen Landesteilen, wo aber ſo oft benachbarte Dörfer unausgeglichen die größten Verſchiedenheiten zeigen, und vor allem im oberen Saaletale vorherrſcht. Die Blonden nehmen nach Norden, die Brünetten nach Süden zu. Der rein nordiſche Teil der Bevölkerung

iſt ſtärker in Nordthüringen, der oſtiſche im Saale-, Ilm-, Schwarza-, Rinnetale, aber auch nördlich und ſüdlich des Thüringer Waldes vertreten, beſonders aber in Oſtthüringen; der dinariſche, wenn auch dünner, auf dem Walde, wohl beſonders durch Einwanderer aus Böhmen und Bayern verbreitet, nach K. Saller[6] auch in Oſtthüringen ziemlich ſtark, allerdings ohne Berückſichtigung der Farbmerkmale. Die Band- und Schnurkeramiker in Thüringen gehörten zur ausgeſprochen langſchädeligen Raſſe, während die Pfahlbauleute der Jungſteinzeit und die Träger der folgenden Kultur, wie die bronzezeitlichen Hügelgräber und die eiſenzeitlichen keltiſchen Gräber beweiſen, kurzſchädelig waren. In den zahlreichen Reihengräbern des frühen Mittelalters ſind hochgewachſene, langſchädelige und ſchmalgeſichtige Menſchen rein nordiſcher Raſſe gefunden worden.

Ein gemeinſames Erſcheinungsbild, das ſich körperlich und ſeeliſch kundtut, freilich nicht ausſchließlich aus idiotypiſchen Merkmalen zuſammengeſetzter und gemiſchter Art erklärt wird, iſt jedoch den Thüringern eigen. Es mögen, ohne daß hier ein Beweis erbracht werden kann, Wirkungen der Umwelt, wie lange Anſäſſigkeit in der Ebene oder auf bewaldeter Höhe, Arbeit in den bodenſtändigen Gewerben durch Geſchlechter hindurch, ſippenmäßige Gebundenheit in der Wohn- und Lebensweiſe, das Ihre beigetragen haben, die phänotypiſche Entwicklung zu beeinfluſſen und die gemiſchtraſſigen Vertreter zur ſtammlichen Einheit zuſammenzuſchließen.

Es nimmt alſo nicht wunder, daß die Thüringer durchweg Menſchen von mittlerem Höhenmaß ſind. „Klenner" und „Großer" oder „Langer" ſind, wie ſchon G. Brückner in ſeiner Meiningiſchen Landeskunde richtig bemerkt, Spitznamen, alſo ſeltene, auffallende Erſcheinungen, Ausnahmen gegenüber den Mittelgroßen. Während vor dem Weltkriege in Mecklenburg 35 %, in Niederſachſen 30 % eine Körpergröße von 176 cm hatten, waren es in Thüringen und der Provinz Sachſen nur 20 %. Tauglich waren in Thüringen vor dem Weltkrieg 73,1 % (an zweiter Stelle, nur von Oſtpreußen mit 73,2 % übertroffen), in Sachſen 68,8 %, in der Provinz Sachſen 67 %, in Berlin nur 56 %[7]. Der Wachstumsſtoß in der Generation ſeit dem Weltkrieg, der in ſeinen Urſachen ganz verſchiedenartig erklärt wird und darum als ungeklärt gelten muß, iſt auch in Thüringen feſtzuſtellen; die Kinder wachſen ihren Eltern in ſehr vielen Fällen über den Kopf. In nord- und mittelthüringiſchen Bezirken werden in Erinnerung an die rieſenhaften Koloniſten aus dem Weſten größere, etwas plumpere Menſchen noch „flämiſche Kerle" genannt. Da, wo ſie heute ſeit Generationen mit Hammer, Amboß hantieren, vor allem im Thüringer Wald, ſind ſie ſchmächtiger von Geſtalt, allerdings ſehnig. Während die Bewohner der Ebene zur Beleibtheit neigen, ſind die Wäldler in der Regel ſchlanker, meiſt auch zäher und

wetterfeſter. Maſſige, ſtarkſchrotige Menſchen trifft man öſtlich der Saale und in der Goldenen Aue.

Die Frauen in der Stadt haben, von einigen mittel- und oſtthüringiſchen Kreiſen abgeſehen, in größerer Zahl höheren Wuchs und oft blonden Typ. Auf dem Walde altern ſie ſehr bald, da ſie ſich mit dem Tragen großer Laſten abrackern müſſen und gewöhnlich auch einer größeren Zahl von Kindern das Leben ſchenken. Nur zur Kirmſe und an den hohen Feſttagen kehren die jungen Frauen mit welkem Geſicht und knochigem Körper zur allzu kurzen Sorgloſigkeit und Liebesluſt des erſten Ehejahres zurück. In hügeligen und ebenen Strichen, und zwar in Stadt und Land, bewahren die Frauen länger als die Männer ihre Jugendfriſche, während man z. B. im rhein-mainfränkiſchen Gebiet das Gegenteil beobachten kann.

Der Dreißigjährige Krieg hat in vielen Teilen Thüringens und zwar in gleicher Weiſe ſüdlich wie nördlich des Thüringer Waldes die Männer verſchlungen. Die Armut des Waldlandes und die kärglich nährende Arbeit, wovon die geſchichtlichen Quellen häufig berichten, die dürftigen Wohn- und Lebensverhältniſſe mit großer Tuberkuloſeerkrankung und Kinderſterblichkeit wirkten verheerend und fanden erſt durch die ſtarke Induſtrialiſierung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein bedeutſames Gegengewicht in einer günſtigeren ſozialen Lage. Dieſe Entwicklung, die von der anderer Stämme und Landſchaften ſtark abweicht, wird nur zu häufig überſehen.

Über den Altersaufbau des thüringiſchen Stammes liegt noch keine neuere Statiſtik vor. Nach einer Erhebung im Landesarbeitsamtsbezirk Mitteldeutſchland vom 25. Juni 1938 machen in der Landwirtſchaft die Jugendlichen bis zu 24 Jahren nur rund 32 % (im Reich 37 %) aus, im Bergbau nur 5 % (im Reich 11 %), ſo daß hier der Nachwuchs fehlt, während er im Nahrungs- und Genußmittelgewerbe viel ſtärker iſt. Wenn auch hier rechtzeitige Beratung und Leitung den notwendigen Ausgleich herbeiführen kann, verraten dieſe Zahlen doch etwas von der Berufsneigung der Jugendlichen in Thüringen bzw. Mitteldeutſchland.

Die ſozialen Verhältniſſe ſind, wie S. 70, 82, 93 ff. gezeigt iſt – ebenſo wie die geſundheitlichen – gut, auch bei den oft auf engem Raum zuſammenwohnenden Heimarbeitern des Thüringer Waldes, die ja vielfach nicht dauernd beſchäftigt ſind und während einer kurzen alljährlichen Arbeitsloſigkeit in ihren Wäldern einen Jungborn haben. Weniger günſtig ſind ſie nur bei den Schieferbruch-, Glashüttenarbeitern und z. T. noch bei Drückerfamilien, die Spielwaren und Ausſtellungsgegenſtände fürs Schaufenſter aus kalkig-erdiger Maſſe drücken.

Wie jedes Volk und jeder Stamm iſt auch der thüringiſche Stamm durch

seinen rassischen Aufbau raumbedingt und raumgebunden, er ist abhängig vom Lebensraum, der Boden, Klima und Landschaft umfaßt.

Die Gesteinsschichten sind in Thüringen außerordentlich mannigfaltig. Für die Formung des Menschen und seines Wesens ist nun sicherlich der Boden im eigentlichen Sinne, das Verwitterungsprodukt der verschiedenen Gesteinsböden, von Einfluß. Auf fruchtbaren Böden sind die Menschen nicht nur bodenständiger, sondern zeigen auch einen Hang zu einer gewissen Behäbigkeit, während magerer Boden die Bewohner zu angestrengter harter Arbeit zwingt. Im Gebiet des nordthüringischen Alluviums und Diluviums, in der Goldenen Aue, in den Niederungen der Unstrut und der unteren Saale, wo Korn, Wein und Obst gedeihen, wo so viele entscheidende Schlachten um Deutschlands Geschick geschlagen worden sind, sind die Bauern zu Wohlstand gekommen, der sich im Hausbau und in der Kleidung kundtut. Auch die Keuperlandschaften, die sich in den Kreisen Mühlhausen, Langensalza, Weißensee anschließen, lassen ihre Bewohner im allgemeinen ruhig, friedlich und gemütlich erscheinen. Muschelkalk umfaßt den größten Teil Thüringens. Wo fruchtbare Kalkböden, wie bei Gotha, Erfurt, Weimar, Apolda, Jena, unter 250 m Höhe liegen, ist Wohlstand und Reichtum vorhanden, unfruchtbares Gelände hat Arbeitsamkeit ausgebildet. Granit und Glimmerschiefer haben der Bewohnerschaft der Metallindustriestädte Ruhla, Zella-Mehlis und Suhl ihren Charakter aufgedrückt.

Die tiefer gelegenen Landschaften an der Unstrut, besonders südlich des Kyffhäusers, an der unteren Gera und mittleren Saale sind bei einem Jahresmittel von 8° und mehr die wärmsten Teile des thüringischen Landes; die kältesten sind Thüringer Wald und Rhön mit 5° Jahreswärme[8]. Im Unterschied zu Deutschland ist Thüringen um 150 mm zu trocken, vor allem die im Regenschatten der Gebirge liegenden Gebiete; nur die Flußtäler der Ilm, Saale und Elster gelten als feucht. Aber im Vergleich mit dem niedersächsischen Raum, der viel nebel- und regenreicher ist, ist die Feuchtigkeit mit 85–90% gering, in dem innerthüringischen Trockengebiet geht sie bis auf 60% herab. Die weit größere Zahl von Sonnentagen läßt die Thüringer auch sonniger und heiterer erscheinen als die Bewohner nördlich des Harzes.

Wenn wir (mit Hellpach[9]) unter Landschaft die Boden- und Himmelsgestalt des Lebensschauplatzes, wie sie mit dem Auge wahrgenommen wird, verstehen, so mag mit der Vielgestaltigkeit des Landschaftsbildes, mit seinen Bergen, Höhenzügen, Hügeln, Flußauen, mit der Begrenzung des Blickes in den Tälern und mit der Weite der Sicht von den Bergen, mit der Fülle der Pflanzen- und Tierwelt auf den verschiedensten Gesteinsböden, mit dem dauernden Wechsel an Eindrücken die Mannigfaltigkeit und Fülle der viel-

seitigen Begabungen die rein äußerliche und geistige Beweglichkeit, die hohe Schaukraft seiner Bewohner, das durch Phantasiekraft gekennzeichnete künstlerische Schaffen und die heitere Feierfreude mit einem anderen Stämmen unbekannten Übermaß von Festen im Laufe des Jahres, die seelische Tiefe, aber zugleich auch die partikularistische Enge der letzten Jahrhunderte zusammenhängen. Natürlich nicht in dem Sinne, daß die Umweltkräfte diese Veranlagung geschaffen hätten, sondern nur in dem, daß sie von auslösender und verstärkender Bedeutung sind. Für die Zusammenhänge, die sicher bestehen, können freilich Beweise noch nicht erbracht werden, da die Forschung über die Entwicklung des Bodens, des Klimas und der Landschaft auf den Charakter des Menschen noch in den ersten Anfängen steckt.

Jedenfalls erklärt sich die größere Gelassenheit, Bedachtsamkeit und Nüchternheit der nordthüringischen Bewohner durch den starken Einschlag der niedersächsischen und flämischen Siedler und durch die größere Fruchtbarkeit des Bodens, wiewohl den Niedersachsen selbst bei den ihnen näherstehenden Bewohnern südlich des Harzes sofort der mildere – „thüringische" sagen sie – Zug auffällt. Sie bilden den Übergang zu den Norddeutschen, wie die derberen, in Wort und Witz schlagfertigeren und verstandesschärferen fränkischen Bewohner südlich des Waldes hinleiten zu den Süddeutschen. Die aufs Praktische gerichteten und dem materiellen Genuß nicht abholden Ostthüringer, besonders im Altenburger Kreise, stehen bei allem Sinn für den Fortschritt auf landwirtschaftlichem und auf industriellem Gebiete den lebendigeren Obersachsen nicht so nahe, wie es ihre Nachbarschaft eigentlich erwarten ließe; sie sind fester und massiger. Die Ostthüringer im Geraer und Greizer Kreise kommen mit ihrer wirtschaftlichen Organisationsfähigkeit und ihrer ausgesprochen industriellen Kraft den Obersachsen schon näher, wie sie es ja auch schon sprachlich kundtun. Die Schleizer Oberländer und die im Oberlauf der Saale wohnenden Thüringer am Nordabhang des Frankenwaldes ähneln wieder mehr den Thüringer Wäldlern, nur daß ihnen viel weichere, stimmungsvolle Züge eigen sind, die den ostischen (slawischen) Hang zum schwermütigen wie auch leidenschaftlich bewegten Lied bei aller Ergebung ins harte Arbeitsschicksal verraten. Dumpfe Verbissenheit, die manchmal durch dauernd harte Arbeit ausgelöst wird, ist bei den Thüringern jedoch so gut wie unbekannt; zuletzt kommt die heitere und zukunftsgläubige Stimmung doch wieder hoch. Die mittelthüringische Bevölkerung im mäßig bewegten Hügellande zwischen mittlerer Saale und Thüringer Wald bis hinauf zur Unstrut darf als der thüringische Kern gelten; sie hat seit der Bronzezeit in ihrem bevorzugten Lebensraum Hochkulturen entwickelt, auf dem Schauplatz größter politischer und völkischer Entscheidungen Geschichte erlebt und die Kräfte des Gemüts und seelischer Tiefe in geistigen Ge-

ſtaltungen entwickelt. Von dieſem Kern ſei im folgenden hauptſächlich die Rede.

Nimmt man weiter hinzu, daß ſich am Thüringer Walde mehrere Kulturkreiſe, der thüringiſche, fränkiſche und heſſiſche, berühren oder auch überſchneiden, ſo braucht man ſich über die Aufnahmefähigkeit, Wendigkeit und Umſtellungsfähigkeit und den für den Thüringer Wäldler ſo kennzeichnenden Formenreichtum nicht zu wundern; freilich auch nicht über die Fülle der Spannungen und Ideen gerade an den Berührungspunkten von Feld und Wald, alſo im Vorland des Thüringer Waldes.

Auf die ſtarke Blutmiſchung des thüringiſchen Stammes, deſſen Grundſtock Einſchüſſe aus vielen Stammesteilen erfahren hat, iſt ſicherlich eine ganze Reihe ſeiner Charaktereigenſchaften zurückzuführen. Durch die fortwährenden neuen Verbindungen, die er einging, iſt das Blut nicht zur Ruhe gekommen, iſt zu aufgeregt geblieben. Dieſe Miſchung hat die Beweglichkeit, Lebhaftigkeit, Erregbarkeit der Gefühle, den ſchnellen Ablauf und Wechſel der Vorſtellungen, die leichte Reizbarkeit des Willens mit ſich gebracht, die bei vielen geiſtig-ſeeliſchen Fragen durchaus in die Tiefe des Gewiſſens, der Seele und des Herzens gehen, bei äußeren Angelegenheiten aber, welche Beſonnenheit und Überlegung erfordern, Ruhe und Mäßigung vermiſſen laſſen und einen äußeren Erfolg immer wieder in Frage ſtellen, zumal die Willenstriebe zwar ſtark, aber ſelten längere Zeit auf ein Ziel gerichtet ſind.

Stärke, Einfachheit, Geſchloſſenheit, Feſtigkeit im Guten und im Böſen iſt kennzeichnend für die Bewohner der etwas abſeitigen Ebene, wie z. B. für die Frieſen, die ſich verhältnismäßig rein in ihrem Blut erhalten haben. Dagegen hat die Blutmiſchung die Thüringer zu der ſtarken Empfindlichkeit für das Äußere und Neue geführt, zu der geiſtigen Beweglichkeit, die ſich in zahlreichen Erfindungen und Geſtaltungen äußert, aber leicht auch in Hemmungsloſigkeit und Haltloſigkeit ausartet. Sehr klar hat Nietzſche den Charakter der Thüringer erkannt. Er hat einmal geurteilt, wie mir ſeine Schweſter und der ihm verwandte Nietzſcheforſcher Oehler bezeugten, ohne daß ſich in ſeinen Briefen aber bisher dieſe Äußerung nachweiſen läßt: „Die gefährlichſte Gegend in Deutſchland iſt Sachſen und Thüringen; nirgends gibt es mehr geiſtige Rührigkeit und Freigeiſterei.“ Heinrich von Treitſchke nennt ſie mit gleicher Sicherheit „friedliche Anarchiſten“, und der Hiſtoriker Guſtav Droyſen[10], der von 1851–1859 in Jena Profeſſor war, hat ſich, wie er ſelbſt ſchreibt, ernſtlich bemüht, dem „windigen Volk der Thüringer, die überdies durch den Unſinn von 1848 völlig aus dem Gleiſe waren, etwas Ernſt und Herbigkeit zu erwecken“! Für neue Ideen waren die Thüringer allezeit bereitwillig zu haben und vertraten ſie mit Begeiſterung. Das ſchnelle Entflammtſein glich allerdings häufig einem Strohfeuer, das raſch verloſch.

Ihre Haltung und Taten ſind, wenn es ernſt wird, gewöhnlich viel beſſer, als ihre unüberlegt und in Erregung hingeworfenen Worte vermuten laſſen. Von den Worten zur Tat iſt bei ihnen ein weiter Weg. Ihr Inſtinkt wacht darüber, daß aus unbeſonnenen Worten nicht unbeſonnene Taten werden. Aus ihrem Nörgeln und Schimpfen darf nicht ohne weiteres auf Unzufriedenheit geſchloſſen werden. Im allgemeinen ſind ſie gutmütig und allem menſchlichen Radikalismus abgeneigt. Die Beweglichkeit und Sprunghaftigkeit iſt jedoch ein unleugbares Kennzeichen thüringiſchen Weſens.

Wie das Land nach allen Seiten offenliegt, ſind auch die Bewohner für alles Fremde aufgeſchloſſen. Bei ihrer Beweglichkeit zieht ſie es, wenigſtens für einige Zeit, hinaus in die Ferne. Für die Einſamkeit und Zurückgezogenheit ſind ſie nicht geſchaffen, dazu ſind ſie viel zu lebendig und geſellig. In der Fremde bleiben ſie jedoch nicht gern für die Dauer. Denn von ihrem Walde und ihren Bergen kommen ſie ebenſowenig los wie die Tiroler oder Schweizer. Die Sehnſucht nach dem grünen Wald mit ſeinen Singvögeln bricht ungehemmt bei allen in der Fremde Weilenden, beſonders bei den früher ſo zahlreichen Auswanderern in Amerika, durch. Zu laut hat der Wald ihnen ſchon an der Wiege ſeine Freiheitslieder in die Ohren geſungen, als daß ſie ſich dieſem Zauber entziehen könnten. Lieber begnügen ſie ſich daheim mit einem entſagungsvollen Leben in Enge, als daß ſie auf ihre ſchöne Waldheimat verzichten wollten. Alljährlich erhalten z. B. die Bewohner des Schwarzatals Beſuch von ihren Verwandten aus Amerika. Die in deutſchen Großſtädten lebenden Thüringer haben ſich zu Heimatvereinen zuſammengeſchloſſen und bekräftigen ihr Thüringertum oft mit Vorträgen über die alte ſchöne Heimat, durch Thüringer Lieder und nicht zuletzt auch durch den Genuß Thüringer Klöße oder Roſtbratwürſte.

Zu den fremden Beſuchern ſind die Thüringer freundlich und vertraulich. Auch die Alemannen in Oberdeutſchland gelten als entgegenkommend und unterhaltſam, aber während ſie über Äußerlichkeiten leicht zu plaudern wiſſen und äußere, ehrlich gemeinte Liebenswürdigkeit aufbringen, erſchließen die Thüringer – noch mehr die Oberſachſen – bald ihr Inneres und legen geradezu Bekenntniſſe ab. Der Gebundenheit des alemanniſchen Temperaments ſteht die Entbundenheit des thüringiſch-ſächſiſchen gegenüber.

Andere deutſche Stämme ſagen den Thüringern oft eine gewiſſe Weichheit nach. Dieſes Urteil hat ſeinen Grund zunächſt in der weichen Sprache. Die Thüringer ſelbſt reden nur vom harten d (= t) und weichen d, vom harten b (= p) und weichen b. Noch entſcheidender iſt jedoch die ſingende Betonung, die melodiöſe Art, einen Satz aufzubauen. Auch in der plaſtiſchen Geſtaltung und ihrer Haltung iſt dieſe Weichheit zu beobachten, wiewohl es gerade hier viele Gradunterſchiede gibt.

Im Weſten Thüringens ſind die Bewohner etwas wendiger, ſchneller mit dem Wort und Urteil fertig, ſtets zu ſpitzem Spott aufgelegt, weil mit ſchärferem Verſtande ausgeſtattet. Im Oſten iſt die Bevölkerung ſchmiegſam, entgegenkommend, nicht immer wortgewandt und zuverläſſig, da die Kräfte des Gemüts und die Stimmungen ſtark in Erſcheinung treten, ja manchmal ſind ſie ſogar urteilslos und entſcheidungsſcheu. Häufig wird die Stellungnahme des oſtthüringiſchen Gemeindevorſtehers in mannigfachen Abwandlungen angeführt, der ſeine Unklarheit und Unentſchloſſenheit in die Worte kleidete: „Ech ſag nech ſu un a nech ſu, daß Ihr nacher nech ſage kunnt, ech hätt' ſu geſagt!" Raſche Entſchlußkraft und Beſtimmtheit in der Haltung iſt nun einmal nicht thüringiſches Merkmal. Klare und beſtimmte Anweiſungen der politiſchen Führung ſind für die Thüringer alſo notwendig und werden auch meiſtens willig hingenommen, wenn ſich auch bäuerliche Menſchen dem Menſchenwillen weniger gern fügen als dem Naturgeſetz. Manche thüringiſche Fürſten nahmen ſich mit Vorliebe für die Leitung ihres Miniſteriums einen Preußen oder Franken, als Finanzminiſter einen im gewerblich führenden Sachſen oder Oſtthüringen bewährten Bürgermeiſter und als Innenminiſter einen Thüringer, meiſt ein Landeskind, der bei der allzu genauen Kenntnis der „inneren" Verhältniſſe und dem allzu großen Verſtändnis für die Landsleute den energiſchen Arm des „auswärtigen" Miniſterpräſidenten brauchte!

Auf die Relativität im Urteil ſpielt wohl Nietzſche an, wenn er ſich im „Ecce homo" in gleicher Weiſe charakteriſiert wie ſeinen genialen Lehrer und Landsmann Friedrich Ritſchl, den Erfurter Paſtorsſohn: „Er beſaß jene angenehme Verdorbenheit, die uns Thüringer auszeichnet und mit der ſogar ein Deutſcher ſympathiſch wird: Wir ziehen ſelbſt, um zur Wahrheit zu gelangen, noch die Schleichwege vor. Ich möchte mit dieſen Worten meinen näheren Landsmann, den klugen Leopold von Ranke, durchaus nicht unterſchätzt haben." Nur muß man hierbei beachten, daß der Grund dieſer Haltung nicht in Feigheit, ſondern in tieferer Einſicht, verſtehender Schau, die zur Zurückhaltung nötigt, zu ſuchen iſt. Beſonders bei dem, was nicht faßbar, nicht ohne weiteres begreifbar iſt, macht der Thüringer halt, indem er mundartliche Umſchreibungen und Verſchleierungen für die Worte der Schriftſprache wählt. Die Thüringer ſind alſo in Klarheit nicht ſofort durchſchaubar, ſondern mit Gefühl beladen, mit Vorbehalten ausgerüſtet, ſie richten den Blick auf allerlei entgegenſtehende Blöcke, die andere überhaupt nicht ſehen, oft auch in die Tiefe. Für Fremde wirken ſie darum manchmal „falſch" oder wenigſtens „nicht gerade", relativ in ihrem Urteil, wenn auch menſchlich entgegenkommend und gutmütig, liebenswürdig einen Ausgleich ſuchend und dabei letztlich doch wahr, weil echt. Die ausgleichende

Haltung, die ſie zwiſchen Nord und Süd einnehmen, gibt ihnen auch heute noch eine rein menſchlich und vor allem volklich bedeutſame Schlüſſelſtellung, die nicht leicht überſchätzt wird. Es erſcheint mir bedeutſam, daß ein ausgezeichneter ſudetendeutſcher Volksforſcher, Emil Lehmann[11], bei dem Begleiter des ſchwäbiſchen Wanderburſchen, der nach der humorvollen Erzählung „das Leberlein gefreſſen" hat, an einen Vertreter des thüringiſchen Stammes denkt. „Man könnte bei der ruhig verſtehenden, geduldig erziehenden Art, bei dem feinen zurückhaltenden und überlegenen Weſen auf den Stamm raten, der, in Deutſchlands Mitte gelegen, geradezu dadurch ausgezeichnet iſt, daß er mit den meiſten anderen Stämmen nicht nur Berührung hat, ſondern ihnen gegenüber auch mit einem bereitwilligen Verſtehen aufgeſchloſſen iſt. Das iſt der Thüringer."

Die Thüringer gelten als intellektuell gut veranlagt. Sie huldigen im allgemeinen aber nicht dem Intellektualismus; ſie ſpüren gar kein Verlangen, die Welt in kühler Begrifflichkeit zu bewältigen, nehmen vielmehr vom Gemüt, mit dem Herzen Stellung zu den Erſcheinungen in Natur und Menſchenleben. Politiſche Kraft haben die Thüringer – von der Zeit abgeſehen, da ſie Grenzmärker waren und Deutſchland gegen die weſtwärts vordringenden Slawen und Ungarn zu verteidigen hatten – früher nie bekundet. Hermann von Salza hat ſich bei allen Verdienſten für den deutſchen Ritterorden, deſſen Hochmeiſter er war, mehr als Vermittler zwiſchen Kaiſertum und Papſttum betätigt. H. v. Treitſchke iſt auf Grund von Beiſpielen und Belegen zu dem – allerdings nicht ganz haltbaren – Urteil (S. 521) gekommen[12]: „Faſt alle anderen Stämme nahmen doch irgendeinmal einen Anlauf nach dem Ziel politiſcher Macht, die Thüringer niemals; unſere Cultur verdankt ihnen unſäglich viel, unſer Staat nichts." Staatsmänner und Feldherren voll unbedingter Willensrichtung – Bernhard von Weimar iſt bei aller Begabung als Feldherr auch nicht zum politiſchen Ziele gelangt! – hat nicht Thüringen, ſondern beſonders der preußiſche Nordoſten für Deutſchland geſtellt. Praktiſche Staatsmänner großen Formats ſind aus dem thüringiſchen Stamm nicht hervorgegangen.

Die geiſtige Geſtalt thüringiſchen Stammestums darf nicht nur aus den geſchichtlichen Leiſtungen des Stammes erſchloſſen werden, ſondern kann auch aus den Schöpfungen und Leiſtungen der großen genialen Perſönlichkeiten, die aus dem thüringiſchen Stamme hervorgegangen ſind, abgeleitet werden; nämlich dann, wenn wir ſie als Vertreter des Stammes auffaſſen, in denen alles das Form und Geſtalt gewonnen hat, was in der Menge mehr oder minder unbewußt ſchlummert.

Der thüringiſch-ſächſiſche Stamm iſt auf Grund jahrhundertelanger Leiſtungen der muſikaliſchſte aller deutſchen Stämme. Er hat die meiſten

ganz großen Tonſchöpfer hervorgebracht: außer dem frühen, in Creuzburg a. d. Werra geborenen Meiſter Prätorius einen Heinrich Schütz, 1585 in Köſtritz bei Gera geboren, einen Johann Sebaſtian Bach, 1685 in Eiſenach geboren, unter einem halben Hundert begabter Muſiker im Geſchlecht der thüringiſchen Bache den genialen Meiſter, Georg Friedrich Händel, 1685 in Halle geboren, Robert Franz, 1815 in Halle geboren, Robert Schumann, 1810 in Zwickau geboren, und Richard Wagner, 1813 in Leipzig geboren. Welch Preislied Luther auf die Frau Muſika angeſtimmt, wie er ſelbſt durch ſeine Liedſchöpfungen dieſem Bedürfnis Genüge getan hat, iſt allgemein bekannt. Der heimattreue und feinſinnige Dichter Otto Ludwig und ebenſo Friedrich Nietzſche haben in der Muſik mehr als eine Lieblingsneigung geſehen und bei ihrem muſikaliſchen Talent geſchwankt, ob ſie ſich ihr nicht ganz in die Arme werfen ſollten. Vom lutheriſchen Choral an, der „als der erſte dionyſiſche Lockruf die Zukunftsweiſe der deutſchen Muſik" in ſich trage, begeiſtert ſich Nietzſche für Schumanns Romantik, der Triſtan gewinnt den Sechzehnjährigen für Wagner. Er kennt und ſchätzt Bach, in deſſen Muſik er „eine Art Gegenreformation" ſieht, Heinrich Schütz, den Begründer der deutſchen Oper, und den unbeugſamen, männlichen und freien Händel, deſſen kühne, „dem Heroiſchen zugeneigte" Kunſt der Dichter des Zarathuſtra liebt, und zwar dieſe letzten drei als „Deutſche der ſtarken Raſſe". Die Weſensverwandtſchaft mit der neueren, eben der thüringiſchen Muſik, deren „religiöſe Herkunft" er klar erkennt, vermag er nicht abzuſtreifen, wie ſehr er ſich auch ſpäter gegen Luther und Wagner wehrt. Als Nietzſche in der Karwoche 1870 dreimal Bachs Matthäus-Paſſion gehört hat, ſchreibt er an Erwin Rohde: „Wer das Chriſtentum völlig verlernt hat, der hört es hier wirklich wie ein Evangelium." Für ihn als „alten Muſikanten" gibt es nur „Troſt in Tönen". Wie der nordthüringiſche myſtiſche Dichter Novalis ſich von den Klängen der Muſik in den Tod hinüberwiegen läßt, ſo ſchreibt Nietzſche noch bei Beginn der Nacht, die ſeinen Geiſt befällt, an ſeinen Muſikfreund Peter Gaſt in Venedig: „Singe mir ein neues Lied: Die Welt iſt verklärt, und alle Himmel freuen ſich." Ganz offenbar klingt die für Nietzſche unbewußt ererbte heimatliche Tonart an, wie ſie gerade den Thüringern unter den deutſchen Stämmen als Religion und Muſik in enger Verbindung beſonders eigen iſt, ſo wie er ſie früher einmal in der „Zukunft unſerer Bildungsanſtalten" bewußt bekannt hat: „Um ſo feſter halten wir an dem deutſchen Geiſte feſt, der ſich in der deutſchen Reformation und in der deutſchen Muſik offenbart hat." Und gerade bei dem echt deutſchen Weihnachtsfeſt, das andere Völker mit all der Heimlichkeit und Innigkeit überhaupt nicht kennen, zeigt ſich, daß nicht nur das thüringiſche Kinderparadies Sonneberg und die vielen Thüringer Walddörfer die Weihnachtsſtimmung mit dem glitzernden

Baumſchmuck erhöhen und mit den zahlloſen Weihnachtsartikeln die Augen der Menſchen erfreuen, ſondern daß vor allem Thüringer die Weihnacht muſikaliſch erlebt und geſtaltet und mit ihren Liedſchöpfungen die deutſchen Herzen erobert haben. Michael Prätorius gab dem echt deutſchen „Es iſt ein Roſ' entſprungen" die gültige Faſſung; das Weihnachtskinderlied des gothaiſchen Pfarrers W. Hey „Alle Jahre wieder" vertonte der aus Goldlauter ſtammende Lehrer Ernſt Anſchütz, der auch in tiefer Sehnſucht nach dem heimiſchen Wald zum alten Volkslied „O Tannebaum" die 2. und 3. Strophe hinzudichtete. Dem ganzen Lied gab ſchließlich der aus Stadtſulza ſtammende Gottfried Wilhelm Fink die endgültige Form; in Weimar war es, wo der Danziger Johannes Falk eine zweite Heimat gefunden hatte und wo er das unvergängliche Lied „O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit" ſchuf. An Martin Luthers „Kinderlied auf die Weihnacht Chriſti 1535: Vom Himmel hoch" und an Joh. Seb. Bachs Weihnachtsoratorium mit dem Lutherterte ſei nur erinnert, um darzutun, wie innig und tief thüringiſches Weſen mit Weihnacht als deutſchem Familienfeſt und dem Fruchtbarkeits- und Heilsſymbol des grünen Lichterbaums verknüpft iſt.

Ebenſo bedeutſam und auffällig iſt das religiöſe Schaffen einiger großer Thüringer und die religiöſe Anteilnahme des Stammes zu allen Zeiten. Freilich zeigt dieſe Begabung neben einem myſtiſchen Zug einen „proteſtierenden" Einſchlag. Denn die großen religiöſen Genies Deutſchlands, die uns die Thüringer Heimat geſchenkt hat, Meiſter Eckehart, Luther, mit einiger Einſchränkung auch Ludwig Feuerbach, deſſen Vater Anſelm in Hainichen bei Dornburg a. d. Saale geboren iſt, und Friedrich Nietzſche, zeigen alle dieſen proteſtierenden Zug, ſie ſind alle als „Ketzer" empfunden worden, ſie haben alle eine große Umwertung der alten Werte herbeigeführt. Auch Friedrich Fröbel, der große Erzieher aus Oberweißbach, iſt, obwohl er einen innerlichen Zuſammenhang der Welt und Gott verkündet, obwohl ihm alles auf Gott zurückgeht, obwohl er alle Erziehung auf die Religion gründet, doch durch das politiſche Verbot ſeiner Kindergärten in Preußen für viele Zeitgenoſſen als Ketzer, als gefährlicher Umſtürzler, als „Herold des Sozialismus und Atheismus" (auf Grund einer Verwechſlung mit dem politiſchen Revolutionär Karl Fröbel) abgeſtempelt worden. Nietzſches Urteil, der Proteſtantismus verflüchtige das Chriſtentum durch Verinnerlichung, kann mit einigem Recht als Lob, als „Feſtigung" ausgelegt werden. Auch Goethe, der Halbthüringer, bekannte ſich in Weimar tapfer zur proteſtantiſchen Freiheit, zum „thüringiſch-ſächſiſchen" Chriſtentum, wenn er ſchrieb:

„Dem deutſchen Mann gereicht's zum Ruhm,
Daß ſie gehaßt das Chriſtentum,

Bis Herrn Karolus leidigem Degen
Die edlen Sachſen unterlegen.

Doch haben ſie lange genug gerungen...
Doch haben ſie immer einmal gemuckt...
Wir proteſtieren all' mit Luſt."

Oder:

„Dreihundert Jahre hat ſich ſchon
Der Proteſtant erwieſen,
Daß ihn von Papſt und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe ſinnt und ſchleicht,
Der Prediger ſteht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Iſt aller Deutſchen Sache.

Auch ich ſoll gottgegebene Kraft
Nicht ungenützt verlieren
Und will in Kunſt und Wiſſenſchaft
Wie immer proteſtieren."

Auf dem Baſeler Konzil forderten die vier Vertreter der Erfurter Univerſität auch dann noch, als ſich die übrigen Univerſitäten den Wünſchen der päpſtlichen Kurie gefügt hatten, die Durchführung der kirchlichen Reform, in ihrer Haltung ſicherlich beeinflußt von dem freiheitlichen Geiſt des ſtädtiſchen Gemeinweſens, das die Univerſität begründet hatte und erhielt. Die Erfurter Humaniſten waren mit an den Geiſt und Schärfe atmenden Dunkelmännerbriefen beteiligt, die der Scholaſtik der Dominikaner ſo arg mitſpielten. Und hier holte ſich auch Martin Luther das geiſtige Rüſtzeug für ſeine reformatoriſche Lebensaufgabe. Seine Reformation wurde in Thüringen beſonders freudig begrüßt und ſchoß teilweiſe über Luthers Ziel hinaus bei Thomas Münzer und Karlſtadts kirchlich-ſozialen Verſuchen in Orlamünde. Der größte deutſche Geſchichtsſchreiber des 19. Jahrhunderts, der preußiſche Thüringer Leopold von Ranke, der ſeine geſchichtlichen Darſtellungen mit beſonderer Liebe gerade der Reformations- und Papſtgeſchichte, alſo religiöſen Themen, widmete, bekannte 1830 in einem Brief: „Das philoſophiſche und religiöſe Intereſſe iſt es ganz allein, das mich zur Hiſtorie getrieben hat." Auf ſeeliſchem, religiöſem Gebiete haben ſich die Thüringer, die den inneren Fragen unerbittlich ans Herz griffen, ſtets entſchieden und radikal gezeigt. Hier iſt von Weichheit nicht das Geringſte zu ſpüren. Ebenſo entſchieden iſt ihr Wirken auf ſozialem Gebiete, das die praktiſche Ergänzung des Religiöſen iſt. Ernſt Abbe hat den dem Thüringer eigentüm-

lichen Sinn für ſozialen Ausgleich bewieſen in dem Jenaer Zeißwerk, das mit der außerordentlich weitreichenden Arbeiterfürſorge und dem achtſtündigen Arbeitstag Schule in ganz Deutſchland gemacht hat.

Auf die Erziehungsweiſe des ganzen deutſchen Volkes übten zahlreiche Thüringer einen außerordentlich großen Einfluß aus. Luther legte mit ſeiner Aufforderung an die Bürgermeiſter und Ratsherren aller Städte Deutſchlands, chriſtliche Schulen zu errichten, für die folgenden Jahrhunderte dem Staate die Pflicht einer allgemeinen Volksbildung auf. Herzog Ernſt der Fromme machte die gothaiſchen Bauern klüger, als anderswo die Edelleute waren. Salzmann ſchuf in Schnepfenthal eine noch kaum überholte Familienerziehung, Fröbel wurde der Begründer der Kindergärten und der Vorkämpfer für eine innere Kultur. Von Comenius und dem in Gotha wirkenden Ratichius beeinflußt, ſetzte ſich, ebenfalls in Gotha, Reyher in vorbildlicher Weiſe für die Hebung des höheren Schulweſens ein; Reyhers Einfluß wieder wirkte auf den durch ſeine väterlichen Ahnen aus Thüringen ſtammenden und in Gotha herangewachſenen A. H. Francke, deſſen gewaltige Schöpfungen, ein Stadtteil von Erziehungsanſtalten, durch die Schuld der Erfurter nicht Thüringen, ſondern Halle zugute kamen. Sachſen-Weimar war der erſte deutſche Staat, der 1619 den Schulzwang einführte und damit, wie Theobald Ziegler in ſeiner Geſchichte der Pädagogik ſchreibt, den erſten Stiftungsbrief der allgemeinen deutſchen Volksſchule ausſtellte. Als führende Pädagogen des 19. Jahrhunderts wurden in Jena Tuiskon Ziller (aus Waſungen), Volkmar Stoy und Wilhelm Rein von beherrſchender Stellung für die Methodik und Didaktik des Unterrichts. Sachſen-Meiningen ſchließlich war um die letzte Jahrhundertwende als das fortſchrittlichſte Land der Volksſchulen bekannt. Nietzſche, der ſehr wohl wußte, daß man es in Thüringen mit „den geiſtigen Feldwebeln Deutſchlands und ſeinen Lehrmeiſtern im Guten und Schlimmen zu tun habe", bezeichnete ſich ſelbſt als „Lehrer der ewigen Wiederkunft". Aus allen ſeinen Briefen und Werken leuchtet die gewaltige pädagogiſche Leidenſchaft auf: immer will er erziehen. Sein Erziehungseifer bricht unverhüllt durch, von der „Zukunft unſerer Bildungsanſtalten" und den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" an über die „Fröhliche Wiſſenſchaft" zum „Alſo ſprach Zarathuſtra". In der grobderben Satire gegen den Sprachſudler David Friedrich Strauß glauben wir ſeinen Landsmann Luther, der ſich nicht minder deutlich und derb auch gegen erlauchte Geiſter wandte, zu hören!

Die Liebe zum Kinde und Kindlichen, zum Kleinen und Spieleriſchen hat nicht nur Friedrich Fröbel bekundet, der ja das Spiel in ſeiner Bedeutung für die Geſamterziehung des Kindes als einen unantaſtbaren Beſtandteil aller zukünftigen Erziehung erſt entdeckt hat, ſondern ſie findet ſich auch bei

vielen anderen Thüringern. Wie Fröbel als Systematiker des Spiels anzusehen ist, wie ihm „die Spiele die Herzblätter des künftigen Lebens sind", so hat auch Nietzsche das Spiel sehr hoch geschätzt. Schon der junge Nietzsche „betrieb das Spiel mit fast doktrinärem Eifer, so daß er z. B. über fast alle Spiele kleine Büchlein schrieb und sie seinen Freunden zur Kenntnisnahme vorlegte"; sein ganzes geistiges Schaffen und Kämpfen, die Kunst hat er später als höchstes geistiges Spiel aufgefaßt. Ja, er konnte von sich sagen: „Ich kenne keine andere geistige Art, mit großen Aufgaben zu verkehren, als das Spiel." Aus diesem starken geistigen Spieltrieb heraus stieß er die alten Werte um, trieb er boshaften Scherz mit Heiligem und Hohem, karikierte, ja zog er sogar sich selbst in dieses Spiel hinein. Denn „alles, was tief ist, liebt die Maske". Wilhelm Heys „Fabeln für Kinder" mit ihrer wahrhaft kindlich-schlichten, gemütvollen und anschaulichen Ausdrucksweise, in vielen hunderttausend Stücken in deutscher und fremder Sprache verbreitet, zaubern vielen Erwachsenen die Jugendzeit mit der vollen Frische einer liebevollen Erinnerung wieder lebendig ins Gemüt. Freilich wissen die wenigsten, daß die schönen Lieder, wie „Weißt du, wieviel Sternlein stehn" und „Seht den Mann, o große Not, wie er mit dem Stocke droht", eben dem aus Leina bei Gotha stammenden Pfarrer Hey zu danken sind. Die immer wieder Alte wie Junge entzückenden Märchendichtungen des Jenaers Musäus aber halten sich in ihrer wundervollen phantastischen Gestaltung mit den (leider überarbeiteten) Sagen- und Märchensammlungen Ludwig Bechsteins (geb. in Weimar, wirkend in Meiningen) als dauernde freudige, innere Belehrung der Kinder. Wie oft ließ sich Luther, welcher der Natur tatsächlich wie ein Kind gegenüberstand, vom Spiel der Phantasie treiben, ob er in seinen Briefen von der Feste Coburg den Reichstag in Augsburg mit schwarzem, räuberischem Gesindel von Dohlen und Krähen verglich oder seinem Sohn Hänschen das lustige Paradiesgärtlein schilderte! Für die thüringischen Musiker ist phantasiebeschwingtes Schaffen eine selbstverständliche Voraussetzung. Diese außerordentlich reiche Phantasie hat auch gerade im thüringischen Stamme Ausdruck gefunden in einer Fülle von Kinderliedchen, neckischen Versen und Reimereien. Und der zum ersten Male das deutsche Kinderlied und Kinderspiel bearbeitet hat, war wieder ein Thüringer, Franz Magnus Böhme aus Willerstedt bei Apolda.

Dieselbe auf der reichen *Phantasie* beruhende *Schöpferkraft*, wie sie in der volkstümlichen Musik, Dichtung und Spielzeugherstellung festzustellen ist, beobachten wir auch beim thüringischen Volksschrifttum, das im Schatten des ungemein hoch entwickelten literarischen Schaffens (vgl. S. 65 ff.) steht. Die thüringischen Volksschriftsteller wenden sich an die breitesten Massen des Volkes und können dies tun, weil sie nie Individuelles und Hoch-

kulturelles, sondern allgemein Verständliches und Wirkungsvolles bieten, weil sie es verstehen, verstandesmäßig zu gliedern und zugleich mit ausländischer Schaukraft sentimentalische Begierden zu stillen. Neben dem Obersachsen Karl May stehen die Thüringerinnen Marlitt aus Arnstadt und Courths-Mahler aus Nebra a. d. Unstrut, die doch mindestens, wie man auch immer zu ihren Erzeugnissen stehen mag, das Verdienst für sich beanspruchen dürfen, weite Massen des Volkes von den schmutzigen Lieferungen und Magazinen weggezogen und sie überhaupt erstmalig für das Buch als Lesestoff gewonnen zu haben. Mit 43 Übersetzungen schlägt nach dem Index translationum von 1935 die Courths-Mahler jeden Wettbewerb; denn die Brüder Grimm haben es bloß auf 14, Goethe nur auf 12 Übersetzungen gebracht. Das lebendige Erzählgut des thüringischen Stammes machen im allgemeinen aber weder diese Gesellschaftsromane noch Sagen und Märchen aus, sondern Schnärzchen und Schlänker, Schnozeln und Hotzeln, immer in thüringischer Mundart und mit viel unfreiwilligem Humor.

Dichterische, dramatische Gestaltungskraft in höherem Maße ist nur bei Otto Ludwig aus Eisfeld zu finden. In seinem „Erbförster" hat er die Tragödie des Thüringer Waldes geschrieben und durch seine drei großen Novellen, die er selbst „Thüringer Naturen" nannte, allen Deutschen zu Herzen gesprochen. Sicher ist bei Ludwig, ähnlich wie bei Goethe, dessen Vorfahren väterlicherseits und z. T. auch mütterlicherseits Thüringen entstammen, der fränkische Einschlag von Bedeutung. Die Thüringer scheinen zu sehr in ihrer eigenen Subjektivität befangen zu sein, um dramatisch gestalten zu können. Die Auslösung der inneren Erlebnisse ist mehr eine musikalische und lyrische. Als Lyriker wirkt Nietzsche durch die wohllautende Musik seiner Verse wahrhaft ergreifend. Heute lebende Thüringer, wie z. B. Börries von Münchhausen, Erika von Watzdorf-Bachoff und Fritz Fink, stehen als Lyriker sogar mit an der Spitze lyrischen Schaffens in Deutschland.

Philosophische Köpfe hat Thüringen nicht hervorgebracht, wenn man bei Philosophie hauptsächlich an erkenntnistheoretische Erörterungen denkt oder den Ehrennamen Philosoph nur denjenigen zuerkennt, die ein System begründet haben. Nein, alle großen Männer Thüringens, von Meister Eckehart über den allerdings unphilosophischen Luther bis Nietzsche, sind keine systematischen Denker gewesen. Über ein systematisches Werk haben es die Meister Eckehart (opus tripartitum) und Martin Luther (Von der Unfreiheit des Willens), die so viel geschrieben und gepredigt haben, nicht hinausgebracht, eben wegen der Fülle der Gedanken und der Ehrlichkeit und Tiefe ihres inneren Erlebens. Auch Nietzsche hat außer der „Geburt der Tragödie" kein zusammenhängendes, geschlossenes Werk verfaßt. Er war aller Systematik feind. Der Wille zum System ist ihm ein Mangel an Rechtschaffenheit, dar-

um warnt er: „Vorsicht vor den Systematikern!“ Nietzsche ist immer Bekenner, und darum redet er ohne alle Rücksicht, frei von der Leber weg, was sein Innerstes, Persönlichstes bewegt. Was sind Bachs Präludien anderes als „Bekenntnisse“? Gerade Nietzsches kurze Sprüche, seine Aphorismen zeigen, daß er mit seinen feingeschliffenen Worten wie mit spitzen Pfeilen sicher und wirksam zu treffen weiß. Nietzsche liebte besonders die „Fragmente“ des Romantikers Novalis, die „musikalischen Epigramme“ Robert Schumanns. Die aphoristische, unsystematische, bekenntnismäßige Form gehört zu den thüringischen Merkmalen.

Indessen hat sich das philosophische, genauer metaphysische Interesse der thüringischen Persönlichkeiten in ihrer Einstellung auf das „Leben“ in hervorragendem Maße gezeigt. Wenn die Philosophen, die der Osten Deutschlands hervorgebracht hat, wie Kant, Fichte, Schopenhauer, dem Willen, der „praktischen Vernunft“ eine Vorrangstellung gewähren und als „Voluntaristen“ anzusprechen sind, wenn die südwestdeutschen Philosophen, wie Nikolaus von Kues, Schelling, Hegel, Stirner, Wundt, den Hauptwert auf das reine Denken legen und dementsprechend als „Intellektualisten“ bezeichnet werden, so nehmen die thüringischen Philosophen Eckehart, Nietzsche, Goethe, Novalis, Fröbel den Ausgangspunkt zumeist beim Leben selbst, nehmen dieses zum Ziel ihres Denkens, erkennen die Gemütswerte als außerordentlich hohe Werte an und gehen immer, vielleicht manchmal etwas zu schnell, auf das Ganze, was das Leben, die Welt im Innersten zusammenhält. Wir bezeichnen sie daher vornehmlich als „Lebensphilosophen“. Nietzsche hat es ganz offen ausgesprochen: immer kommt ihm der Instinkt vor dem Intellekt, das Leben vor der Wissenschaft.

Die künstlerische Gestaltungskraft hat sich vorwiegend der Kleinkunst in Plastik und Keramik, dem Aphorismus, den Fragmenten und musikalischen Epigrammen, dem Kinderlied zugewandt. Bei den mittelalterlichen Pieta-Darstellungen oder sonstigen kirchlichen Plastiken, die wir in Thüringen finden, fällt der mystische Einschlag auf. Das Starke und Derbe, von auswärts Angenommene gestalten die thüringischen Meister ins Kleine, Zierliche, Liebliche und Kindliche um und erfüllen es mit einer gewissen Wärme und Innerlichkeit.

Formale Fähigkeiten sind erst in den letzten Jahrzehnten entwickelt und ausgebildet worden. Die Begabung des Thüringers für das Nahe und Kleine, die Kunst, aus dem Kleinen oder stofflich Wertlosen etwas Hochwertiges zu schaffen, kennzeichnet die Leistungen des Zeißwerkes in Jena, das mit seinen Planetarien, Mikroskopen und Apparaten die feinste Präzisionsarbeit auf optisch-physikalischem Gebiete darstellt, weiter das Schaffen der Glaswerke von Schott u. Genossen in Jena und auf dem Thüringer Walde,

die medizinisch-pharmazeutische Gerätschaften und Gläser aller Art für Laboratorien und Krankenhäuser anfertigen, und schließlich das Werk der Büchsenmacher in Suhl, Zella-Mehlis und Sömmerda, die beim Bohren des Laufes die allergrößte Genauigkeit üben. Männer, wie Nikolaus von Dreyse in Sömmerda, der das Zündnadelgewehr erfand, Heinrich Ehrhardt in Zella-Mehlis, der ein besonderes Preßverfahren für das glühende Metall erfand und nur Rücklaufgeschütze herstellte, Johann August Röbling aus Mühlhausen, der in Amerika die ersten und größten Brückenbauten schuf, und in jüngster Zeit Fritz Hoffmann aus Kölleda, dem es nach jahrzehntelangen Versuchen gelang, aus Steinkohlenteer den synthetischen Gummi (Buna) herzustellen – diese Thüringer haben mit ihrer „formalen" Begabung und Erfindungskraft dem ganzen deutschen Volke wirksame Abwehrmittel, zumal im „totalen Krieg", und Antriebe zum wirtschaftlichen Aufschwung gegeben.

Eine dieser formalen, künstlerischen Begabungen verlangt aber noch eine besondere Hervorhebung: die sprachschöpferische. Wenn die Männer genannt werden, die der deutschen Sprache Anschaulichkeit und Innerlichkeit, scherzende Leichtigkeit und musikalischen Klang gegeben haben, dann sind es Meister Eckehart, Luther, Goethe und Nietzsche, in einigem Abstande auch Otto Ludwig. Nietzsche hat der deutschen Sprache, wie kein anderer zuvor, erst den musikalischen Klang und Rhythmus, das Zeitmaß, gegeben. „Herzhaft und mit Wärme", wie alle thüringischen großen Männer, versteht auch er den Sprechstil des Kanzelredners zu finden; er weiß als Nachkomme von Predigern, „was eine Silbe, was ein Wort wiegt, inwiefern ein Satz schlägt, springt, stürzt, läuft und ausläuft, er allein hat Gewissen in seinen Ohren". In diesem hörbaren Stil schreibt er stets. Darum ist ihm „das Meisterstück der deutschen Prosa billigerweise das Meisterstück ihres größten Predigers: die Bibel war bisher das beste deutsche Buch". Wie Luther den Leuten aufs Maul sah, so bekennt auch Nietzsche-Zarathustra: „Mein Mundwerk – ist des Volks. Zu grob und herzlich rede ich für die Seidenhasen." Wie verständlich-sachlich, unpersönlich, unmusikalisch schreiben im Gegensatz zu den genannten Thüringern andere deutsche Geistesheroen der letzten Jahrhunderte, z. B. der Preuße Kant mit seinen zwar klaren, aber kaum übersehbaren Satzungeheuern, der Schwabe Schelling mit seiner Verworrenheit und sein Landsmann Hegel mit seinen sprachlichen Gewalttaten! Wie der Thüringer Meister Eckehart mit seiner Seelentiefe zwingende Logik verband und die schwersten Fragen, die eine Menschenseele bedrängen, in neuen deutschen Worten, Bildern und Gleichnissen bezwang, so entwickelte auch schon der Student Nietzsche sein Programm in einem Briefe an seinen Freund von Gersdorf: „Vor allem müssen einige muntere Geister in meinem Stile ent-

feſſelt werden, ich muß darauf wie auf einer Klaviatur ſpielen lernen, frei phantaſieren, ſo frei wie möglich, aber doch immer logiſch und ſchön." Über Luther und Goethe iſt Nietzſche inſofern hinausgekommen, als er die Sprache muſikaliſch beſeelt hat. Er hat die Aufgabe gelöſt, die der ihm ſo verwandte Novalis in ſeinen „Fragmenten" ſtellte: „Unſere Sprache war zu Anfang viel muſikaliſcher und hat ſich nur nachgerade ſo profaniert, enttönt. Es iſt jetzt mehr Schallen geworden, Laut, wenn man dieſes ſchöne Wort ſo erniedrigen will. Sie muß Geſang werden." Und mag auch Fröbels Schreibweiſe durch die ſcheinbar endloſen Wiederholungen etwas ermüdend auf den Leſer wirken, in ſeiner eigenartigen Sprachführung iſt doch auch die myſtiſche Strömung ſpürbar und zwar muſikaliſch; wie in einem Kanon wird das leitende Motiv oder die Idee immer wieder aufgenommen und rhythmiſiert. Alle dieſe Männer, welche die deutſche Sprache am meiſten bereichert haben, ſind als Thüringer anzuſprechen. Das iſt mehr als ein Zufall. Der Drang, die inneren Erlebniſſe, die aus dem Herzen und der Seele quellen, zu formen, Innerlichkeit, Phantaſie und Muſik haben hier den entſcheidenden Bund geſchloſſen. Rudolf Hildebrandt, der ſich ſelbſt als Halbthüringer bezeichnete, weil ſein Vater aus Arnſtadt ſtammt, hat wie kein anderer Gelehrter in neuerer Zeit mit ſeinem Buche „Vom deutſchen Sprachunterricht" vom Katheder herab „nationale Seelſorge" geübt, hat uns gelehrt, unſere deutſche Mutterſprache in all ihrem Glanz und Reichtum zu verſtehen, er hat „der Schule den Zauberſtab gereicht, der alles Lernen der Sprache durchſtrahlt mit der Freiheit und Freude des Spiels". Es ſei auch daran erinnert, daß in Weimar die (in Köthen gegründete) „Fruchtbringende" oder „Deutſche Geſellſchaft" als erſte dieſer Sprachgeſellſchaften für deutſches Sprachempfinden gewirkt hat. Erfolgreich und vorbildlich für ganz Deutſchland hat ſie von hier aus ihre ausgeſprochen vaterländiſche Abſicht verwirklicht, das Hochdeutſche in ſeinem Weſen und in ſeinen Lauten zu ſchützen, von fremden Eindringlingen zu reinigen und freizuhalten.

Die hervorragenden muſikaliſchen und religiöſen Anlagen der Thüringer wenden ſich hauptſächlich an Herz und Gemüt der Menſchen, wie ſie ja auch ihren Quellpunkt darin haben. Die pädagogiſche und ſprachſchöpferiſche Begabung ſind eine Grundlage, um dieſen inneren Werten den künſtleriſchen Ausdruck zu geben. So iſt es kein Wunder, daß Thüringer vor allem berufen waren, die auseinanderfallenden Deutſchen immer wieder zur Einigung zu bringen; nicht in praktiſcher Geſtaltung. Die unbedingte Willensrichtung und rückſichtsloſe Machtanwendung auf politiſchem Gebiete geht den Thüringern weithin ab, ſo entſchieden ſie ſich in geiſtigen und ſeeliſchen Fragen gezeigt haben und zeigen. Indeſſen haben die Thüringer – und das iſt vielleicht noch grundlegender und weſentlicher – die tatſächliche völkiſche Eini-

gung vorbereitet durch das ſprachliche und muſikaliſche Band, das ſie um alle Deutſchen ſchlangen. Unzweifelhaft iſt die neuhochdeutſche Schriftſprache[13], die in ihren weſentlichen Beſtandteilen in Thüringen, an den Toren des Kolonialandes, im alten Schnittpunkt der fränkiſchen und der ſächſiſchen Kultur, in der Mitte zwiſchen Süden und Norden geboren iſt, die durch Luthers Bibelüberſetzung allen deutſchen Stämmen gebracht wurde, das beſte einende Verſtändigungsband geworden, gerade in einer Zeit, da die Reformation das erſte Reich der Deutſchen endgültig vernichtete und Raum für eine deutſche politiſche Geſtaltung gab. Neben der Sprache iſt die deutſche Muſik, die ja eigentlich erſt Joh. Seb. Bach zu danken iſt, als tiefſtes ſeeliſches Einigungsmittel für uns Deutſche zu nennen, da wir uns zum guten Teil von unſeren Gefühlen leiten laſſen. Da im Ton, im Lied das Unausſprechliche zum Ausdruck kommt, iſt hierin über alles in Worten Trennende hinweg ein ausgleichendes und verſöhnendes Moment von unerſetzlicher Kraft gegeben. Auf thüringiſchem Boden, auf dem Kyffhäuſer mit ſeiner alten Wotanskultſtätte, ſchlummerte „der gute Kaiſer Friedrich" (urſprünglich Kaiſer Friedrich II., nicht Kaiſer Friedrich I. Barbaroſſa), der hier neu erſtehen und Deutſchland wieder zu Einheit und Größe führen ſollte. Stand der Kyffhäuſer zunächſt im Wettbewerb mit vielen anderen Bergen, ſo wurde er ſeit dem Ende des 14. Jahrhunderts immer häufiger in den Geſchichtsquellen genannt und kam ſchließlich allein als Barbaroſſaberg in Betracht. Im Herzen Deutſchlands gelegen, durch die Pfalzen der Kaiſerherrlichkeit berühmt, weithin ſichtbar, als Wetterberg vom Volke beachtet, durch die Sage, die des Volkes Sehnen mit germaniſcher Götterſage zwanglos verbindet, wurde der Kyffhäuſer zum Sinnbild deutſcher Kraft und Einigkeit erhoben. Er wurde zum Wallfahrtsort der Frontkämpfer in der Zeit des Niedergangs nach dem Weltkriege, bis dem Deutſchen Reich wieder ein Führer zur Einigkeit und Freiheit erſtand. In Jena riß Profeſſor Luden in der Zeit des Rheinbundes durch ſeine geſchichtlichen Vorleſungen zum begeiſternden Einſatz für Deutſchlands Freiheit und Größe hin und wurde zum Wegbereiter des Befreiungskrieges und der national-freiheitlichen Burſchenſchaftsbewegung, die in Jena ihren Ausgang nahm. Rudolf Zacharias Beckers „Nationalzeitung der Deutſchen" in Gotha verfolgte als einſame Ruferin mit Geſchick und leidlichem Glück um 1800 dasſelbe Streben, die Gegenſätze zwiſchen Nord und Süd auszugleichen, das deutſche Volk zu einigen. Die Thüringer dachten von jeher mehr völkiſch als ſtaatlich. Das hat Treitſchke in einer Zeit, da der Geſchichtsſchreibung nur die Staatsgeſchichte, nicht die Volksgeſchichte am Herzen lag, überſehen, wenn er ſagt, unſere Kultur verdanke den Thüringern unſäglich viel, unſer Staat gar nichts; er hat dabei die vorbereitende und grundlegende geiſtige Arbeit für die deutſche

Einigung nicht berücksichtigt. Bismarck[14] hat die Thüringer in seiner Ansprache auf dem Jenaer Bahnhof am 30. Juli 1892 treffender bewertet: „Der Ruhm Jenas und Thüringens beruht auf ihrem deutschen Herzen. Thüringen, selbst im Herzen Deutschlands, hat stets ein warmes nationales Empfinden bewiesen, trotz seiner verschiedenen Territorien. Diese Spaltung ist auch eine echt deutsche Eigentümlichkeit und ein Zeichen unserer nationalen Kraft, aber sie hat die Thüringer nie dem Gefühl für das große Allgemeine entfremdet."

Thüringen wird wegen seiner geographischen Lage als „grünes Herz" Deutschlands gefeiert, es ist aber aus innerster Berechnung schlechthin als Herz Deutschlands anzusprechen, auch dann noch, wenn in der Mittellage eine Verschiebung eintreten sollte. Denn die genialen Vertreter des Stammes, der sich durch ungewöhnlichen Formenreichtum, durch Reichhaltigkeit und Vielgestaltigkeit im wirtschaftlichen und geistig-seelischen Leben, durch Seelentiefe und gemütvolle Durchdringung alles Schaffens und Gestaltens auszeichnet, haben dem deutschen Volke gerade die inneren Werte geschenkt, die von hier aus den ganzen deutschen Volkskörper durchströmt haben.

Der thüringische Stamm ist zwar heute einer der kleinsten deutschen Stämme, aber seine reichen Kräfte hat er überallhin als eine Art Sauerteig abgegeben: durch seine starke Beteiligung am ostdeutschen Siedlungswerk nach Sachsen, Schlesien, Preußen, Südbrandenburg und nach Übersee, etwas schwächer nach den Alpenländern, Siebenbürgen und dem Balkan, nicht zuletzt durch die zahllosen, tiefe Ursprünglichkeit und Echtheit atmenden Kulturleistungen seiner genialen Vertreter. Thüringen und Obersachsen haben sich mit der starken Strahlungskraft des mitteldeutschen Gebietes als „deutsche Kulturumschalter" erwiesen[15].

Die großen schöpferischen Thüringer sind nun nicht nur Träger der Stammeseigenschaften gewesen, sondern sie haben teilweise auch in einem ausgesprochenen Spannungsverhältnis zum Stamm gestanden; bei Goethe und Nietzsche mit ihrem Einschuß anderen Blutes ist dies der Fall.

Das gutmütige, arbeitswillige, freilich auch eigenwillige Herz kann der strengen Geistesschulung und harten Willensbildung nicht entbehren. Politische Führer sind den Thüringern oft von außen gekommen oder von den Mächtigen ins Land geholt worden, oft Männer eines freiheitlichen Geistes. Aufgabe der Staatsführung wird es sein, die guten Anlagen des thüringischen Stammes weiter zu pflegen und in ihrer Entfaltung zu fördern, dagegen schädliche Haltungen und Erbanlagen zu beseitigen oder wenigstens einzudämmen. Thüringen ist seit Jahrhunderten nicht durch den Mangel an Wesenseinheit als vielmehr durch das Fehlen einer einheitlichen Wil-

lensprägung seiner Bewohner gekennzeichnet. Die Thüringer sind ebenso trutzig-freiheitsliebend wie dem Besonderen, Individuellen ergeben. Sie lieben weder das Gleichmaß der Dinge und Formen noch die Herstellung von Massenware, sie wollen besondere, originelle Formung und Prägung. Wer über den Thüringer Wald und sein Vorland wandert, dem tritt dieser thüringische Hang für das Besondere nicht nur in der Mundart und im Brauchtum, die fast jedes Dorf in besonderer Weise entwickelt hat und pflegt, hervor, sondern auch in der Arbeit an Glas und Porzellan, Holz und Ton, Eisen und Stahl, da fast jeder Ort seine Besonderheiten herstellt. In Spottnamen und Neckversen, mit denen sie sich voneinander abheben, unterstreichen sie diese individualistische Haltung noch, die ihnen allen gemeinsam ist und die sie alle eint. Dieser thüringische Hang zum Besonderen mag in der starken Blutmischung deutscher Stammesteile, in der Fülle der geologischen Formationen, des Pflanzenlebens, in dem Wechsel von Berg und Tal, Höhe und Aue begründet sein, der Mangel an einheitlicher Willensprägung ist einzig und allein auf das Fehlen einer einheitlichen politischen Führung zurückzuführen. Denn wenn sich auch 1920 die thüringischen Staaten, nach dem Ausscheiden Coburgs, zum Lande Thüringen zusammenschlossen, überwunden war damit der vielhundertjährige Partikularismus der Länder noch nicht gänzlich, da die Abgeordneten der Länder vielfach weiter Sonderinteressen vertraten. Erst seit dem Jahre 1933 ist Thüringen in einem Gau, der ziemlich alle Thüringer umfaßt, unter einer Führung zusammengefaßt worden; erst mit diesem Jahre konnte die einheitliche Willensprägung in Angriff genommen werden.

Die Thüringer als Gefühlsmenschen mit aller Empfindlichkeit und Reizbarkeit, Vertrauensseligkeit und Gemütstiefe, mit ihrer religiös grüblerischen und musikalischen Veranlagung brauchen ganz besonders besonnene Überlegung und Anspannung ihres Willens. Nur ein klarer Kopf ist imstande, die aus dem Herzen quellenden heißen Gefühle zu kühlen. Das Gemüt braucht die Läuterung und Regelung durch den Verstand. Herz und Hirn müssen in gesundem Ausgleich zusammenwirken, damit eine große Kultur gedeiht und beständig bleibt, damit sich der Stamm nicht nur im Alltag bei ruhigen Zeitläuften, sondern auch in entscheidenden und gefahrvollen Wendepunkten des gesamten völkischen und staatlichen Daseins bewährt und zeigt, daß er wirklich „Charakter" hat.

Belege und Anmerkungen

Zur Geſchichte der volkskundlichen Forſchung in Thüringen (S. 11–14)

1. Vgl. Chriſtian Gottlieb Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexicon (Leipzig 1750) 1, Sp. 920/21 und Chronologus Jenensis, herausgeg. von Herbert Koch (Jena 1914) S. 16, 17, Anm. 11. Vgl. jetzt auch Engelhart Frhr. v. Weichs, Studien zum Handwerkerrecht des ausgehenden 17. Jhdts. unter beſonderer Berückſichtigung der Schriften von Adrian Beier. Jur. Diſſ. Königsberg 1938.

2. Über Friedrich Frieſe unterrichtet Georg Fiſcher, Friedrich Frieſe und die deutſche Volkskunde. Mitteld. Bl. f. Vkde. 6 (1931) S. 209ff.

3. Neuerdings hat Salzmann eine gute Würdigung gefunden durch Ilſe Breddin, Volkskunde und Volksideal bei Chr. Gottl. Salzmann (Göttinger Studien zur Pädagogik. H. 29) 1937. Die Schrift iſt allerdings mehr pädagogiſch als volkskundlich gerichtet.

4. Vgl. Heinrich Weinel, Marthe Renate Fiſcher. Monatsſchr. Thüringen I (Weimar 1925) S. 90.

I. Die Bildung des thüringiſchen Stammes (S. 17–57)

1. Fritz Regel, Thüringen. Ein geographiſches Handbuch. I–III. Jena 1892–96. Ernſt Kaiſer, Landeskunde von Thüringen. Erfurt 1933. Ernſt Kaiſer, Thüringen als geographiſcher Raum. Thür. Fähnlein 6 (Jena 1937) S. 462ff. Rudolf Kötzſchke, Thüringen in der Siedlungsgeſchichte. Feſtſchr. f. Armin Tille. Weimar 1933. S. 1ff. Willy Flach, Stamm und Landſchaft Thüringen im Wandel der Geſchichte. Bl. f. deutſche Landesgeſch. Jg. 84 (1938) S. 171ff.

2. Vgl. Otto Dobenecker, Einleitung zu ſeinen Regesta historiae Thuringiae. Jena 1896.

3. ... Salam fluvium, qui Thuringos et Sorabos dividit. Einhardi vita Karoli M. cap. 15. ed. Holder-Egger. SS. Schulausgabe (Hannover-Leipzig 1911) S. 17.

4. Vgl. Götze-Höfer-Zſchieſche, Die vor- und frühgeſchichtlichen Altertümer Thüringens. Würzburg 1909. Walter Schulz, Geſchichte der Bevölkerung Mitteldeutſchlands von der jüngeren Steinzeit bis zum Untergang des Thüringer Reiches. Mannus, 5. Erg.-Bd. (Leipzig 1927) S. 19ff. Gotth. Neumann, Die Epochen der deutſchen Vorgeſchichte im Raume Thüringen. Thür. Fähnlein 6 (1937) S. 457ff. Derſelbe, Die Vor- und Frühgeſchichte Mitteldeutſchlands. Thür. Fähnlein 7 (1938) S. 362ff. Walter Schulz, Vor- und Frühgeſchichte Mitteldeutſchlands. Halle 1939.

5. Albim qui Semnonum Hermundurorumque fines praeterfluit. Die Vorgeſchichtler, die ein Vordringen der Hermunduren nach Thüringen ſchon um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. d. Z. annehmen, gehen gewöhnlich an dieſem Zeugnis vorüber.

6. Alfred Kirchhoff, Thüringen doch Hermundurenland. Leipzig 1882. S. 11.

7. Ludwig Schmidt, Geſchichte der deutſchen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung (Berlin 1915) II, 326, ſcheidet die Hermunduren ſüdlich des Thüringer Waldes in Bayern ſcharf von den nördlich des Waldes ſiedelnden Hermunduren und nimmt an, daß die bayriſchen Hermunduren zu einem ſelbſtändigen Volke erwuchſen.

8. O. Dobenecker, Regesta I, Einleitung S. VII. Die von Luden, Gaupp, Werneburg, Devrient u. a. vertretene Anſicht, daß ganz Thüringen zum Cheruskerland gehört habe, bedarf alſo der Einſchränkung auf den Weſten, und auch hier iſt nur bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts cheruskiſche Beſiedlung anzunehmen; danach auch hermunduriſche.

9. Ernſt Devrient, Hermunduren und Markomannen. Neue Jahrb. f. d. klaſſ. Altert. Jg. 1901, S. 51–62.

10. Widukind, Sächſiſche Geſchichte I, 46. Die Geſchichtsſchreiber der deutſchen Vorzeit X. Jahrh. 6. Bd. (Berlin 1852).

11. Dieſe Meinung vertreten Dobenecker, Hauck, Dopſch, während F. Jahn, F. Stein, L. Hertel, E. Devrient, L. Schmidt (Geſch. d. deutſchen Stämme II, 2, S. 331) ſich entſchieden gegen die Ausdehnung des Thüringer Königreiches bis zur Donau wenden.

12. Die Schrift des Flavius Vegetius Renatus über die Pferdeheilkunſt, worin er neben den hunniſchen Pferden die burgundiſchen und thüringiſchen als beſonders ausdauernd gelobt hat, iſt nicht zu Anfang des 5. Jahrhunderts verfaßt, ſondern als ein erſt um 1200 entſtandenes Machwerk erkannt worden. Vgl. F. Stein, Geſchichte Frankens. Schweinfurt 1885. II, S. 209 Anm. Bei Schneider-Tille, Einführung in die Thüringiſche Geſchichte (Jena 1931) S. 1, noch unbeachtet.

13. Apollinaris Sidonius, Paneg. Avito Augusto socero dictus c. IV, 323 (ed. Baret). Paris 1878. S. 504.

14. E. Förſtemann, Deutſche Ortsnamen. Nordhauſen 1862. S. 244ff.

15. Wilhelm Schoof, Der Name Thüringen. Ein Beitr. z. Flurnamenforſchung. Geogr. Anzeiger XXIV. Gotha 1923. S. 209ff.

16. Much, Deutſche Stammeskunde S. 58/59.

17. A. Werneburg, Die Wohnſitze der Cheruſker und die Herkunft der Thüringer. Jb. d. Akad. gem. Wiſſ. zu Erfurt. NF. XII. Erfurt 1880. S. 119/20.

18. Ludwig Schmidt, Geſchichte der deutſchen Stämme II, S. 341.

19. Fritz Regel, Thüringen. Ein geographiſches Handbuch II. Jena 1895. S. 491, im Anſchluß an Globus Bd. 63 (1893) S. 95.

20. Procop, Hiſt. I, 12: Θόριγγοι. Jordanes, Get. 55: Thoringos und Toringos. Gregor von Tours, hist. Franc. II, 9: Thoringia und Thoringi. Apollinaris: Toringus und Thoringi im Schreiben des Oſtgotenkönigs Theoderich an den Thüringer König bei Caſſiodor, Var. III ep. III; IV ep. I: Thoringia. Eugippius: Thoringi uſw.

21. Ernſt Devrient, Angeln und Warnen. Neue Jb. f. d. klaſſ. Altertum, Geſch. u. d. Lit. u. f. Päd. Jg. 1901, S. 432.

22. Tacitus, Germania 40.

23. Jakob Grimm, Geſchichte d. deutſchen Sprache II, S. 597.

24. Edward Schröder im Niederſächſ. Jb. f. Landesgeſch. X (1933) S. 12/13.

25. Korreſpondenzbl. d. Geſamtvereins d. deutſchen Geſch. u. Altertumsvereine Jg. 1903, S. 86.

26. Von welchem Zeitpunkt an die Sachſen bei der Niederwerfung der Thüringer beteiligt waren, iſt zweifelhaft. Die ſächſiſche Überlieferung hat die Vorgänge reichlich ſagenhaft ausgeſchmückt.

27. Vgl. Julius Boehmer, Frieſenfeld und Hosgau. Thür.-ſächſ. Ztſchr. f. Geſch. u. Kunſt V (1915) S. 100ff.

28. Fredegar, Chron. 15.

29. Fredegar, Chron. III, 68.

30. Fredegar, Chron. IV, 87.

31. Annal. Einhardi MG. SS. in us. schol. S. 61. Vita Caroli, cap. 15. MG. SS. in us. schol. S. 18.

32. M. Wähler, Die einſtigen ſlawiſchen Nebenſiedlungen in Thüringen. Eine ſiedlungsgeſchichtl. Betrachtung der windiſch-, wünſchen-, wenigen-, klein-Dörfer. Feſtſchr. f. O. Dobenecker. Jena 1929. S. 17–36. Derſelbe, Zur thür.-ſächſ. Ortsnamenforſchung. Sachſen und Anhalt XV (1939) S. 227ff.

33. Thüringen iſt die erſte deutſche Landſchaft, die eine methodiſche Behandlung in der Ortsnamenforſchung durch P. Caſſel in Erfurt fand. I. Bd. der wiſſ. Berichte der Erfurter Akad. gem. Wiſſ. (1854 u. 1858). Dann hat der Fürſtl. Stolbergiſche Bibliothekar Ernſt Wilhelm Förſtemann ein noch heute unentbehrliches rieſiges Material in ſeinem dreibändigen Werke „Altdeutſches Namenbuch", das 1850–59 in Nordhauſen herauskam, bereit geſtellt; 1863 ließ er eine Geſamtdarſtellung „Die deutſchen Ortsnamen" folgen. Erſt auf Grund dieſer beiden Werke aus der Landſchaft zwiſchen Thüringer Wald und Harz unternahm dann der Marburger Rechtshiſtoriker W. Arnold den Verſuch, „die Anſiedlungen und Wanderungen

der deutſchen Stämme" zu erfaſſen, 1874–76. Seinen Anregungen folgte der Erfurter Oberforſtmeiſter A. Werneburg, der „Die Namen der Ortſchaften und Wüſtungen Thüringens" im 12. Band der Jahrbücher der Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt (1884) zuſammenſtellte und beſprach.

34. Vgl. W. Arnold, Anſiedlungen u. Wanderungen der deutſchen Stämme, u. vor allem O. Schlüter, Die Siedlungen im nordöſtlichen Thüringen. Berlin 1903. In der Zuweiſung einzelner Ortsnamengruppen an beſtimmte Stämme iſt Arnold freilich manchmal fehlgegangen, aber ſeine Aufſtellung über die zeitliche Schichtung der Ortsnamen bleibt im großen und ganzen in Geltung.

35. Edward Schröder, Deutſche Namenkunde. Göttingen 1938. S. 136.

36. Seelmann, Zur Geſch. d. deutſchen Volksſtämme Norddeutſchlands u. Dänemarks. Jb. d. Vereins f. niederdeutſche Sprachforſchung (1887) XII, S. 1–94.

37. O. Schlüter, Die Siedlungen im nordöſtl. Thüringen. S. 179/80.

38. H. Helmbold, Über Ortsnamen des Eiſenacher Landes. Mitt. d. Eiſenacher Geſchichtsvereins. 1926. 2. Heft, S. 15.

39. Zum erſten Male hat darauf aufmerkſam gemacht Oskar Bethge, Fränkiſche Siedlungen in Thüringen, auf Grund von Ortsnamen feſtgeſtellt, in „Wörter und Sachen" VI (Heidelberg 1914–15), der freilich mit Unrecht die heim-Orte in ganz Deutſchland den Franken zuweiſt. Was er über die thüringiſchen heim-Orte, die mit den Bezeichnungen der Himmelsrichtungen verbunden ſind, ausführt, iſt richtig.

40. Vgl. Karl Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungsſyſtem im deutſchen Volkslande. Bielefeld u. Leipzig 1904. Derſelbe, Fränkiſche Siedelungen. Ztſchr. f. Thür. Geſch. NF. XXII (1913). Paul Höfer, Die Frankenherrſchaft in den Harzlandſchaften. Ztſchr. des Harzvereins f. Geſch. u. Alt. 40 (1907).

41. R. Sebicht, Die Ciſtercienſer und die niederländiſchen Koloniſten in der Goldenen Aue. Ztſchr. des Harzvereins 21 (1888) S. 1 ff. Louis Naumann, Die flämiſchen Siedlungen in der Prov. Sachſen. Neujahrsbl. 40. Halle 1916. K. Meyer u. R. Rackwitz, Der Helmegau. Mitt. d. Vereins f. Erdkunde zu Halle 1889, S. 117 ff.

42. Vgl. Louis Naumann, Zur Siedlungsgeſchichte der Finne. Deutſche Geſch. Bl. X (1909) S. 85–87.

43. Robert Holtzmann, Hochſeeburg und Hochſeegau. Sachſen u. Anhalt III (1927) S. 47 ff. u. IV, S. 366 ff.

44. Martin Wähler, Die einſtigen ſlaw. Nebenſiedlungen. Anm. 32.

45. Friedrich Schmidt, Flurnamen in Nordoſtthüringen. Mitt. d. Ver. f. Geſch. u. Nat. Sangerhauſen 22 (1932) S. 24.

46. Die gleiche Umbildung (Radanza = Regnitz, Paganza = Pegnitz) hat Erich Frhr. v. Guttenberg, Grundzüge der Territorienbildung am Obermain, Neujahrsbl. 16 (Würzburg 1925) S. 11 ff., für Oberfranken und die Oberpfalz nachgewieſen.

47. Dobenecker, Reg. I, 50.

48. J. Kober in Theutoniſta. Ztſchr. f. deutſche Dialektforſchung u. Sprachgeſch. II (1925/26) S. 55 ff.

49. Martin Wähler, Die auf ingerode endigenden Ortsnamen am Harz. Sachſen u. Anhalt 9 (1933), S. 86 ff. u. Bd. 15 (1939) S. 224 ff., wo er ſich gegen die unhaltbare, auch von Edward Schröder im Niederſächſ. Jb. f. Landesgeſch. 15 (1938) S. 229 zurückgewieſene Auffaſſung wendet, die Franz Boegehold, Die Ortsnamen auf ingerode (Weimar 1937), vertritt.

50. „Aus dem Land zu Schwaben ſind Glasmacher im Frühjahr 1525 alher gezogen ins Amt Schleuſingen." Das waren Hans Greiner und ſein Gehilfe Gotthilf Jacob Poſſinger, genant Jöckle; es kamen hinzu Knorle und Schott. Felix Piſchel, Thüringiſche Glashüttengeſchichte. Weimar 1928. S. 8 nach E. Koch, Glashütte zu Langenbach. Meiningen 1908. Über die Beſiedlung des Thüringer Waldes: Fritz Regel, Die Entwicklung der Ortſchaften im Thüringer Walde, 1884, und U. Rottſtädt, Beſiedlung und Wirtſchaftsverfaſſung des Thüringer Waldes, 1914.

51. Walter Uhlemann, Flurnamen u. Flurgeſchichte. Sachſen u Anhalt 4 (1928) S. 250ff. Für die gerade in Oſtthüringen häufigen ſorbiſchen Namen kann hier nur auf Oskar Weiſe, Die ſlaviſchen Anſiedlungen im Herzogtum Sachſen-Altenburg, Gymn. Progr. Eiſenberg 1883, und Ernſt Mucke, Wörterbuch der niederwendiſchen Sprache u. ihrer Dialekte, Prag 1928, beſ. Bd. 3, verwieſen werden, die beide freilich nur mit großer Vorſicht zu benutzen ſind. R. Kötzſchke, Die Quellen der ſlawiſchen Namenforſchung in Thüringen u. Sachſen. Z. f. ſlav. Phil. III (1926) S. 438.

52. Fr. Hoßfeld, Geſchichte des Dorfes Achelſtädt. Kranichfeld 1905. S. 103. G. Landau, Die thüringiſche Feldordnung. Korreſpondenzbl. d. Geſamtvereins 12 (1864) S. 9ff. Alfred Kirchhoff, Die älteſten Weistümer der Stadt Erfurt. Halle 1870. S. 257. Louis Naumann, Die alte thüringiſche Ackerflur. Skizzen u. Bilder zu einer Heimatkunde des Kreiſes Eckartsberga II (1900) S. 116–123.

53. Ferdinand Mentz, Von deutſchen Flußnamen. Die Mutterſprache 51 (1936) S. 179f.

54. Korreſpondenzbl. d. Geſamtvereins 61 (1913) Sp. 361/362.

55. Edward Schröder, Deutſche Namenkunde S. 257, iſt aus rein ſprachlichen Gründen geneigt, den Namen Erphesfurt mit einem älteren Namen der Gera, nämlich Erfeſa neben dem häufigen Flußnamen Erfa, in Verbindung zu bringen.

56. Ztſchr. f. Ortsnamenforſchung 9 (1935) S. 3.

57. G. Neumann, Eine Gliederung der thüringiſchen Vor- und Frühgeſchichte nach neuen Geſichtspunkten. Thür. Fähnlein 8 (1939) S. 134ff. Aus Rückſicht auf die literariſche Überlieferung weiche ich nur in wenigen Punkten von dieſer beachtenswerten Gliederung ab.

II. Die politiſche und kulturelle Entwicklung Thüringens (S. 58–68)

Schneider-Tille, Einführung in die thüringiſche Geſchichte. Jena 1931.

E. Devrient, Thüringiſche Geſchichte. Berlin u. Leipzig 1921².

E. Devrient, Grenzen und Stammesgebiete Thüringens in der Geſchichte. Erfurt 1919.

W. Schmidt-Ewald, Grundlagen und Wendepunkte der thüringiſchen Geſchichte. Jena 1934.

E. Jacobs, Geſchichte der in der preußiſchen Provinz Sachſen vereinigten Gebiete. 1884.

E. Maſchke, Thüringen und das Reich. Ztſchr. f. Thür. Geſch. NF. 32 (1937) S. 289ff.

Willy Flach, Stamm und Landſchaft Thüringen im Wandel der Geſchichte. Bl. f. Landesgeſch. Jg. 84 (1938) S. 171ff.

E. Frhr. v. Künßberg, Rechtsſprachgeographie. Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wiſſ. Phil.-hiſt. Kl. Jg. 1926/27.

R. Reichard, Die deutſchen Stadtrechte des Mittelalters in ihrer geographiſchen, politiſchen u. wirtſchaftlichen Begründung. 1930.

K. Frölich, Rechtsgeographie. Vjſchr. f. Soz. u. Wirtſch. Geſch. 27 (1934) S. 40ff.

Michel Hofmann, Die Nordgrenze des mainfränkiſchen Rechtsgebietes. Arch. d. Hiſtor. Ver. f. Unterfranken 69 (1934) S. 143ff.

H. Meyer, Mühlhäuſer Reichsrechtsbuch. 1934².

K. Fr. v. Strenge und E. Devrient, Die Stadtrechte von Eiſenach, Gotha und Waltershauſen. Thür. Geſch. Quellen IX.

A. Günkel, Die Städte des ehemaligen Herzogtums Sachſen-Meiningen. Zeulenroda 1934.

R. Kötzſchke, Stadtrechte. Kulturräume und Kulturſtrömungen im mitteldeutſchen Oſten. Halle 1936. S. 150ff.

M. Wähler, Thüringens Stammes- und Kultureinheit. Die Einheit Thüringens. Erfurt 1933. S. 17ff.

W. Greiner, Die Kultur Thüringens. Eine deutſche Stammesleiſtung. Gotha 1937. In dieſem Buche, das mehr die kulturſchöpferiſchen Menſchen Thüringens als den Kulturniederſchlag behandelt, wird die gewaltige Fülle der vielſeitigen Begabungen in Thüringen klar erſichtlich.

H. S. Ziegler, Kulturland Thüringen – ein Theaterland. Das deutſche National-Theater Weimar. Jahrſchau 1937/38. S. 15ff.

III. Die ſoziale Schichtung der Thüringer Bevölkerung (S. 69–95)

1. Wirtſchaft und Statiſtik 19. Jg., 1939, Nr. 13, S. 499–500.

2. Statiſtik des Deutſchen Reiches Bd. 451, 2.

2a. Wirtſchaft und Statiſtik. 20. Jg., 1940, Nr. 16.

3. K. Kermann, Thüringer Wald und thüringiſche Rhön. Kämpfendes Land H. 1. Berlin 1934. S. 47ff.

4. Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringiſchen Landpfarrer. Gotha 1885. S. 250.

5. M. Wähler, Der Thüringer Wäldler. Thür. Fähnlein 2 (1933) S. 257ff.

6. A. Elſäßer, Oberweißbach und der Olitätenhandel. Monatsbl. f. wanderfrohe Nachbarn II, Heft 4 (Jena 1925).

7. Das Schirrmachergewerbe im Thüringer Holzland (Studentiſche Landſchaftsarbeit H. 3. Weimar 1939).

8. Urkundenbuch der Stadt Jena I, Nr. 491. Vgl. Hans Apel im Thür. Bauernſpiegel 8 (1931) S. 100.

9. Herbert Kühnert, Urkundenbuch zur Thüringiſchen Glashüttengeſchichte. Jena 1934. S. 30.

10. Das Büchſenmacherhandwerk und Kleineiſengewerbe im Thüringer Wald (Studentiſche Landſchaftsarbeit H. 2. Weimar 1938). S. 102.

11. M. Wähler, Schmiedefeld a. R. Die Geſchichte eines Induſtrie- und Kurortes auf dem Thüringer Wald. Erfurt 1939. S. 102. Staatsarch. Magdeburg Rep. C 53 Schleuſingen Nr. 105: Abhülfe des Notſtands im Kreiſe Schleuſingen.

12. Thüringens Weg vom Elendsgau zum geſunden, frohen, ſtarken Trutzgau Hitler-Deutſchlands. Herausgeg. von Fritz Sauckel. Weimar 1938.

13. Wieſel, Die wirtſchaftliche und ſoziale Entwicklung des Wirtſchaftsgebietes Thüringen ſeit 1933. Reichsarbeitsblatt 19 (1939) Nr. 1, II S. 12ff. A. Seifert, Das Bluterbe des ſächſiſch-thüringiſchen Wirtſchaftsmenſchen. Z. f. Geopolitik 1937, S. 188ff.

14. Fr. Schomerus, Die ſoziale Betriebspolitik der Zeißwerke mit beſonderer Berückſichtigung der Carl-Zeiß-Stiftung. In: Probleme der ſozialen Betriebspolitik. Berlin 1930.

IV. Siedlungsweiſe und Bevölkerungsbewegung (S. 96–119)

Über die Siedlungsformen und Bevölkerungsbewegung unterrichten:

Otto Schlüter, Die Siedlungen im nordöſtlichen Thüringen. Berlin 1903.

Joſeph Sempert, Die Siedelungen in der Oberherrſchaft von Schwarzburg-Rudolſtadt. Rudolſtadt 1909.

Johannes Müller, Frankenkoloniſation auf dem Eichsfeld. Halle 1911.

Alfred Wandsleb, Die deutſche Koloniſation des Orlagaues. Z. f. Thür. Geſch. 4. Suppl.-Heft. Jena 1911.

Herbert Schönebaum, Die Beſiedlung des Altenburger Oſtkreiſes. Leipzig 1917.

H. Horn, Beiträge zur Siedlungskunde des oberen Werragebietes. Ungedr. Diſſ. Marburg 1917.

Fr. Tamß, Die dörflichen Grundrißformen im weſtl. Teil des Thüringer Beckens. Ungedr. Diſſ. Jena 1920.

J. v. Wißleben, Die ländlichen Ortsformen im Oſtteil des Thüringer Beckens. Ungedr. Diſſ. Jena 1921.

H. Heinze, Beiträge zur Siedlungskunde Südthüringens und Mainfrankens. Ungedr. Diſſ. Halle 1922.

W. Schnellenkamp, Beiträge zur Entſtehungsgeſchichte der Thüringer Waldſtädte und ihrer Nachbarſtädte. Diſſ. Jena 1929.

E. Bauer, Beiträge zur Siedlungsgeographie des oſtthür. Schiefergebirges. Diſſ. Jena 1931.

W. Gollhardt, Tambach. Beitrag zur Siedlungsgeographie des Thür. Waldes. Diſſ. Jena 1931.

E. König, Landes- und volkskundliche Beiträge zur Verkehrs- und Siedlungsgeographie Thüringens. Jb. d. Akad. gem. Wiss. Erfurt Bd. 51 (1932).

G. Leinhose, Bevölkerung und Siedlung im Schwarzagebiet. Diss. Halle 1890.

G. Großkopf, Die Herren von Lobedaburg bei Jena. Diss. Jena 1929.

G. v. Geldern-Crispendorf, Kulturgeographie des Frankenwaldes. Halle 1930.

E. Winter, Die dörflichen Siedlungen des Eisenacher Landes. 1932.

E. Bromme, Oelknitz. Ein Beitrag zur Siedlungsgeographie Thüringens. Jena 1933.

H. Buschendorf, Die Flurformen der Rodesiedlungen im oberen und mittleren Eichsfeld. Mitt. d. Ver. f. Erdkunde Halle 1933/34. S. 34ff.

Weiteres Schrifttum bei Werner Emmerich, Stand und Aufgabe vergleichender Erforschung der ländlichen Siedlungsgeschichte Thüringens. Z. f. Thür. Gesch. 33 (1939) S. 307ff.

1. Flurkarte im Staatsarchiv Greiz.

2. Viktor Jakobi, Forschungen über das Agrarwesen des altenburgischen Osterlandes, mit besonderer Berücksichtigung der Abstammungsverhältnisse der Bewohner. Leipzig 1845.

3. M. Weber, Wehrhafte Kirchen in Thüringen. Beitr. z. Thür. Kirchengeschichte 3. Bd., S. 174–280. 1934/35.

4. Vgl. M. Wähler, Die dörfliche Gemeinschaft. Soziale Arbeit u. Gemeinschaft. Ein Beitrag zur 3. Internat. Konf. f. soz. Arbeit in London 1936. Karlsruhe 1936. S. 37ff.

5. Chr. Junker, Ehre der Gef. Grafschaft Henneberg IV, 344 (Handschr. Staatsarchiv Meiningen).

6. K. Meyer u. Rackwitz, Der Helmegau. Mitt. d. Vereins f. Erdkunde zu Halle a. S. 1889. S. 90ff.

7. M. Wähler, Das Erfurter Gericht als Flurbezeichnung in den thüringisch-sächsischen Landen. Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. von Erfurt 48 (1932) S. 27ff.

8. M. Wähler, Bild und Sinnbild bei den Thüringern. Mitteld. Bl. f. Volkskunde. 11 (1936) S. 132ff.

9. Ebenda S. 130f.

10. K. Meyer u. Rackwitz, Der Helmegau. 1889, S. 100ff.

11. Heinrich Heß in Ztschr. f. Thür. Gesch. NF. 10 (1897) S. 284ff.

12. M. Wähler, Schmiedefeld a. R. Die Gesch. eines Industrie- u. Kurortes auf dem Thür. Walde. Erfurt 1939. S. 13.

13. Friedrich Lütge, Die Ablösung der grundherrlichen Lasten in Mitteldeutschland. Jb. f. Nationalök. u. Stat. Bd. 142 (Jena 1935) S. 282, 393ff., und Derselbe, Die mitteldeutsche Grundherrschaft. Jena 1934.

14. B. Sigismund, Landeskunde des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt. Rudolstadt 1882.

15. K. H. Lübben, Beiträge zur Kenntnis der Rhön in medizinischer Hinsicht. Correspondenzbl. d. Allgem. Ärztlichen Ver. v. Thüringen Bd. 10 (1881) S. 166.

16. Wilh. Engel, Thüringer Auswanderer. Monatsschr. Thüringen 5, S. 73ff.

17. G. Kurth, Rasse und Stand in vier Thüringer Dörfern. Jena 1938. S. 12.

18. Dominikus, Erfurt und das erfurtische Gebiet I, S. 135. Gotha 1793. M. Wähler, Die Bevölkerungsbewegung in Erfurt während der letzten Jahrhunderte (Sonderschriften d. Akad. gem. Wiss. zu Erfurt, H. 15) S. 25, 27/28. Erfurt 1940.

19. Will, Briefe über eine Reise nach Sachsen. Altdorf 1785. S. 78. Ursula Richter, geb. Jancke, Die unterschiedliche Fruchtbarkeit in den einzelnen Jenaer Bevölkerungsschichten (med. Diss. Jena 1937) hat für die in Jena lebenden Frauen, die vor dem 1. Juli 1935 das 45. Lebensjahr erreicht haben, berechnet, daß von ihnen durchschnittlich 2,91 Kinder je Ehe geboren wurden, von denen heute noch 2,44 Kinder leben.

20. Diese Angabe verdanke ich der freundlichen Mitteilung F. Thierfelders.

21. E. Tunmann, Bevölkerungsstatistische Entwicklung dreier ostthüringischer Dörfer in 125 Jahren. 78/79. Jber. d. Ges. v. Freunden d. Naturw. in Gera. Gera 1937. S. 47–51.

22. G. Wilmanns, Drei Geschlechterfolgen von Bauernfamilien, ein Spiegelbild bevölkerungsdynamischer und sozialanthropologischer Vorgänge. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie 28 (München 1934) S. 129ff.

23. F. Körner, Beiträge zur Geopolitik und Bevölkerungsgeschichte des mittleren Saalegebietes. Jena 1935. F. Thierfelder, Altenburger Ostkreis, seine Bevölkerungsentwicklung und -verschiebung von 1816–1925. Altenburg 1930. Derselbe, Die Altenburger Landwirtschaft und der Braunkohlenbergbau in ihrer Bedeutung für die Bevölkerungsbewegung des Altenburger Ostkreises. Mitt. d. Ver. f. Erdkunde. Halle 1933. G. Kurth, Rasse und Stand in vier Thüringer Dörfern. Jena 1938. G. Bartholomäus, Die Bevölkerungsbewegung im Eisenacher Land seit dem 16. Jahrhundert. Z. f. Thür. Gesch. 20. Beiheft. Jena 1939. Weitere Arbeiten zur Bevölkerungsgeschichte Thüringens wie zur Geschichte der thüringischen Auswanderung sind inzwischen von der Anstalt für geschichtliche Landeskunde an der Friedrich-Schiller-Universität Jena in Angriff genommen worden.

V. Wohnweise (S. 120–142)

G. Landau, Der Bauernhof in Thüringen und zwischen Saale und Schlesien. Beilage zum Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins 1862 (Jan.).

K. Rhamm, Dorf und Bauernhof in altdeutschen Landen. 1890.

W. Möller, Das Bauernhaus und das Industriehaus im Kreise Schmalkalden. Neue Beitr. z. Gesch. d. deutschen Altertums Bd. 30. Meiningen 1920.

W. König, Der Frankenhof in Thüringen. Ungedr. Diss. Jena 1927.

F. Rollberg, Das westthüringische Bauernhaus. Kaltennordheim 1937.

1. Rhamm, Dorf und Bauernhof in altdeutschen Landen. 1890. S. 67ff.

2. E. Fritze, Dorfbilder (Fünfzig Jahre eines Frankendorfes) II, S. 26, 69. Neue Beitr. z. Gesch. deutschen Altert. 25. Lief. Meiningen 1913.

3. Über die Umgebindehäuser und ihre Verbreitung unterrichten K. Sommer, Mitteld. Bl. f. Vkde. 6 (1931) S. 229ff.; 8 (1933) S. 97ff., 137ff. Schnell, ebenda 9 (1934) S. 80ff. B. Schier, ebenda 12 (1937) S. 94ff. Günter Keil, Thür. Fähnlein 8 (1939) S. 249ff.

4. Kratzmuster im Lehmputz als Beispiele alter Handwerkskunst. Monatsschr. Thüringen 5 (Neustadt-O. 1929/30) S. 2ff.

5. Jenaische Stadtordnung des 16. Jahrhunderts, § 52. Z. f. Thür. Gesch. NF. 2 (1882) S. 299.

6. Vgl. H. Wagener, Thür. Monatshefte (Pflüger) 6 (Flarchheim 1929) S. 149.

7. M. Wähler, Ztschr. f. Volkskunde NF. 4 (1933) S. 214.

8. W. Hävernick, Stand und Fragen der thüringischen Bauernhausforschung in Z. f. Thür. Gesch. NF. 33 (1938) S. 27ff., gibt eine verdienstliche Übersicht und kritisiert scharf die frühere und naturgemäß zum Teil überholte Forschung. Meines Erachtens führt nur eine Besprechung weiter, die den Stand der Bauernhausforschung vom Wirklichkeitsbilde aus auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse in ganz Thüringen beurteilt. Die 1. und 2. fränkische Kolonisation in Thüringen (im 6./7. Jahrhundert und zu Beginn des 2. Jahrtausends) hält H. nicht auseinander. Auch hat er meine Ausführungen über die heutige Verbreitung von Gemeindebackhaus und Privatbackofen insofern mißdeutet, als er mich die Entstehung dieser beiden Formen auf Germanen (Franken) und Slawen (Sorben) zurückführen läßt. Das habe ich nie behauptet. Der Backofen ist doch allen Völkern als Frühform bekannt. Für Thüringen kann nur erwiesen werden, daß die Sorben überall da, wo sie als Siedler oder als Hörige saßen, länger am Privatbackofen festgehalten haben als die germanischen Bewohner. Die Verschiedenheit der Entwicklungsstufen ist allerdings wichtig für den Gemeinschaftsgeist, der hinter der Verwendung von Gemeindebackhäusern steht. Die Franken, die zu Beginn des 2. Jahrtausends von Ostthüringen Besitz ergriffen, haben hier nicht, wie wahrscheinlich die fränkischen Siedler nach dem Zusammenbruch des Thüringer Königreichs, das Gemeindebackhaus eingeführt. Die sehr kleinen Dörfer, wie sie im Kreise Altenburg noch jetzt häufig sind, machten eine solche Einrichtung wohl gar nicht

nötig und ließen ein ſtärkeres Gemeindebewußtſein nicht aufkommen, zumal da die Franken hier vielfach mit den ſorbiſchen Altſiedlern zuſammenſaßen.

9. Er iſt ſchon K. Rhamm, Die altgermaniſche Wirkgrube auf ſlawiſchem Boden, Z. f. Volkskde. 21 (1911) S. 47f., aufgefallen.

10. R. Kötzſchke, Thüringen in der Siedlungsgeſchichte. Feſtſchr. f. A. Tille (1930) S. 2.

VI. Volksnahrung (S. 143–159)

Dieſes Kapitel iſt zum Teil an meinen früheren Vortrag „Thüringiſche Volksnahrung" in Z. f. Volkskde. NF. 4 (1933) S. 203ff. angelehnt.

1. W. H. Riehl, Land und Leute I, S. 271.

2. Allgemein brauchbares Kochbuch von Joh. Chriſtian Eupel, Conditor zu Gotha. Erfurt 1823.

3. Auguſt Witzſchel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen. Wien 1878. S. 134.

4. Handſchrift der Staats-Univ.-Bibliothek Breslau I, F. 332 (aus der Mitte des 15. Jahrhunderts).

5. Chr. Juncker, Ehre der Grafſchaft Henneberg IV, S. 32.

6. Ordnung der Heringer von 1426. Stadtarchiv Erfurt A II, 1, fol. 14a.

7. M. Wähler, Leckereien auf dem Thüringer Walde um 1634. Mitteld. Bl. f. Volkskde. 5 (1930) S. 173.

8. Lepſius, Kleine Schriften I, S. 253.

9. Der Stadt Erffurd Erneuerte vnd verbeſſerte Ordnung, wie es darinnen bey ihren Bürgern, Einwohnern vnd Vnterthanen hinfüro mit den Gevatterſchafften vnd Kindtäufen ſol gehalten werden. 1611.

10. Verbeſſerter E. E. Raths der Stadt Erffurdt Anſchlag die Müntz betreffend ſamt ergäntztem Text der Victualien vnd Wahren . . . 1622.

11. v. Tettau in Mitt. d. Ver. f. Geſch. von Erfurt 2 (1866) S. 167.

12. Auguſt Witzſchel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen. S. 173.

13. M. Höfler, Weihnachtsgebäcke. Ztſchr. f. öſterreich. Vkde. Suppl.-Heft 3. Wien 1905. Tafel VIII, Fig. 42.

14. Laurentius Dieffenbach, Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis. Frankfurt a. M. 1857, S. 51 sub verbo: artocopus.

15. D. C. Stieler, Der teutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs – oder teutſcher Sprachſchatz (776) . . . Nürnberg 1691. Vgl. auch Otto Kürſten, Daniel Caſpar Stieler als thüringiſcher Lexikograph, in Heimat und Bildung. Feſtſchr. f. Joh. Biereye. Sonderſchr. d. Akad. gem. Wiſſ. zu Erfurt. H. 6 (1935) S. 44.

16. A. Götze, Frühneuhochdeutſches Gloſſar. Bonn 1920, u. d. W. hornaff.

17. M. Höfler, Ztſchr. f. Volkskde. 11 (1901) S. 193.

18. Auguſt Witzſchel, Sagen, Sitten u. Gebräuche, S. 148.

19. Walther Tröge, Schlänker on Schnärze. Ein Leſebuch in nordoſtthüringiſcher Mundart. Weimar 1930. S. 4.

VII. Volkskunſt und Volkstracht (S. 160–173)

Eine Überſicht gibt Edwin Redslob, Deutſche Volkskunſt: Thüringen (mit 242 Bildern). München 1926. Wie gering der Beſtand an altgermaniſchen Sinnbildern in der Volkskunſt Thüringens im Vergleich mit der Niederdeutſchlands, Heſſens und ſogar Brandenburgs iſt, wird klar beim Leſen von E. O. Thiele, Sinnbilder und Brauchtum der Volkskunſt in einem deutſchen Gau (Brandenburg). Potsdam 1937; K. Th. Weigel, Lebendige Vorzeit rechts und links der Landſtraße. Berlin 1934; A. Spamer, Heſſiſche Volkskunſt. Jena 1939.

1. K. Neumann, Spielzeugland Sonneberg. Gotha 1939.

2. Vortreffliche Abbildungen in der Monatsſchrift Thüringen 6 (1930/31) H. 9.

3. E. Redslob, Deutſche Volkskunſt: Thüringen. Abb. 45–52.

4. Dieſe und viele andere Sprüche bei Barbara Piſchel, Die thüringiſche Glasbläſerei. Weimar 1937. S. 60ff.

5. Georg Hummel, Thüringiſche und heſſiſche Geſchirrtöpferei. Thür. Allgem. Ztg. vom 14. 8. 1926.

6. Hans Malberg, Volkskunſt in der Rhön. Thür. Fähnlein 8 (1939) S. 147f. Erich Sperling, Das Rhönlandleben. Ein Holzſchnitzwerk Werner Kieſers. Thür. Fähnlein 8 (1939) S. 152f.

7. Glaſewald und Naumann, Trachten, Sitten und Gebräuche der Altenburger Bauern. Meerane 1927.

8. Luiſe Gerbing, Die Thüringer Trachten. Erfurt 1925.

VIII. Volksſprache (S. 174–232)

1. Annalista Saxo, M. G. H. SS. VI, 713: Venientes ergo ad silvam, que Thuringiam dirimit a Francia.

2. L. Hertel, Thüringer Sprachſchatz. Weimar 1895.

3. O. Kürſten, Die Thüringer Mundarten. Flarchheim 1930. Mit einem Schrifttumsverzeichnis. Derſelbe, Bunte Heimatflur der Thüringer Mundarten. Proben aus allen Teilen des Thüringer Sprachgebietes. Langenſalza 1937.

4. E. Förſtemann, Kleine Schriften S. 57ff. über Nordhäuſer Perſonennamen. H. Silberborth, Geſchichte der freien Reichsſtadt Nordhauſen I, S. 252/53.

5. A. Overmann, Urkundenbuch der Erfurter Stifter und Klöſter. I–III. Magdeburg 1926–1934. Derſelbe, Erfurter Namen und Spottnamen im Mittelalter. Thüringen. Beilage z. Thür. Allgem. Ztg. I, Nr. 3 (31. 10. 1926).

6. S. Feiſt, Thüringiſche Runenfunde. Z. f. deutſche Philologie 45, S. 117ff.; 47, S. 7; 49, S. 4ff. Literar. Zentralbl. 1914, Sp. 319, 391, 422f. Kurt Schmidt, Radegunde (Gotha 1940) S. 8f.

7. H. Hill, Decknamen und Spottnamen in einem thüringiſchen Dorfe. Monatsſchr. Thüringen V, S. 90f. Neuſtadt-Orla 1930.

8. A. Joch, Über Hausnamen in Oberländer Bauerndörfern. Feierſtunden. Sonderbeilage der Sonneberger Zeitung III, Nr. 7 u. 8 (20. u. 27. 2. 1926).

9. E. Wetzel, Die Hausnamen in Oſtthüringen. Thür. Lehrerzeitung 22 (Weimar 1933) S. 337ff.

10. A. Böhm hat über einige dieſer Lauſchaer Doppelnamen Aufſchluß gegeben in Thür. Monatsbl. 43 (Eiſenach 1935) S. 102ff.

11. H. Töppe hat 1897 ein Gedicht veröffentlicht, in deſſen beiden erſten Strophen von dieſen Doppelnamen die Rede iſt. Wartburgherold 1897, III, Nr. 3.

12. Vgl. auch A. Schlothauer-Ruhla, Der Humor in den Thüringer Spitznamen. Thür. Allgem. Ztg. vom 5. u. 12. Juli 1931. Derſelbe, Die Ruhlaer Familien-, Haus- und Spitznamen. Ruhlaer Ztg. 1909 und 1910. Wieder einmal etwas über altruhlaiſche Spitznamen. Ruhlaer Ztg. Jan. u. Febr. 1929.

13. Ztſchr. d. Ver. f. hennebergiſche Geſch. u. Landeskunde in Schmalkalden 15, S. 58.

14. A. F. C. Vilmar, Idiotikon von Kurheſſen. 1868. S. 412.

15. Das Scatſpiel von J. F. L. H(empel). Altenburg 1848.

16. Oſterländiſche Blätter Nr. 30 (Altenburg 1818) S. 238.

17. Vgl. auch M. Volk, Die Wäldler und das Kartenſpiel (in Südthüringen). Thür. Fähnlein 8 (1939) S. 82f.

18. Vgl. z. B. A. Bach, Deutſche Mundartforſchung. Heidelberg 1934. Fr. Maurer, Volksſprache. Heſſ. Bl. f. Volkskde. 26 (1927) S. 157ff. Derſelbe, Volksſprache als Teil der Volkskunde. Ztſchr. f. deutſche Bildung 8 (1932) S. 337ff. Derſelbe, Volksſprache. Abhandlungen über Mundarten und Volkskunde. Erlangen 1933. Fritz Stroh, Stil der Volksſprache. Heſſ. Bl. f. Volkskde. 29 (1930) S. 229ff. Derſelbe, Der volkhafte Sprachbegriff. Halle 1933. W. Will, Die Volksſprache. Peßlers Handbuch der deutſchen Volkskunde III, S. 301ff. B. Martin, Die deutſche Volksſprache. München 1939.

1. Walther von der Vogelweide. Altdeutſch und übertragen von W. Bulſt. 1926. S. 46/47.

2. Adrian Beier, de iure prohibendi, von der Zünffte-Zwang. Jena 1687. Nr. 645.

3. Konrad Hörlein, Herdengeläute und ſeine Beſtandteile. Heſſ. Bl. f. Volkskde. 15 (1917). K. Ahrendt, Die Schellenſchloſſerei in Kleinſchmalkalden. Heimatbuch für den Kreis Schmalkalden 1936. S. 73ff.

4. M. Opfermann, Das Muſikantengewerbe von Hundeshagen. Unſer Eichsfeld 27 (1932) S. 4ff.

5. H. J. Moſer, Geſchichte der deutſchen Muſik (Berlin 1922) II, 1, S. 226.

6. M. Wähler, Zwei thüringiſche Volkslieder in ihren Wandlungen. Jb. f. Volksliedforſchung 4 (1934) S. 111ff.

7. E. Hartenſtein, Die Rockenſtube. Thür. Volkslieder und Rundas. Jena 1922. Derſelbe, Volkslieder und Rundas zu Schnozelborn I u. II. Gera 1908. Derſelbe, Thüringiſche Volkslieder mit Bildern und Weiſen. Weimar 1933.

8. Rochus von Liliencron, Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen vom 13. bis 16. Jahrhundert. I–IV. Leipzig 1865–1869.

9. Vgl. J. Meier, Die Ballade von der Frau von Weißenburg. Jb. f. Volksliedforſchung 4 (1934) S. 31ff. Fred Quellmalz, Die älteren Melodien zur Ballade von der Frau von Weißenburg. Daſelbſt 4, S. 74. Deutſche Volkslieder mit ihren Melodien. Herausgeg. vom Deutſchen Volksliederarchiv I (Berlin 1935) S. 301ff.

10. Deutſche Allgem. Zeitung vom 23. 1. 1932 aus Paſſau. Vgl. Albert Weſſelſki in A. Spamers Deutſcher Volkskunde I, S. 217f.

11. E. Hartenſtein, Im Garten des Volksliedes. Heft 3. Leipzig 1924. S. 8.

12. Dieſes Spiellied bringt P. Liß im Thür. Fähnlein 5 (1936) S. 44 mit dem altgermaniſchen Mondglauben in Verbindung. – Das Spiel in Kreistanzform gehört zu den Zwei-Welten-Spielen.

13. E. Wagner, Unſere Kinderſpiellieder (aus Kerſpleben, Kr. Weimar). Thür. Lehrerzeitung 19 (22. 2. 1906) S. 61ff. Curt Rücker, Vom Thüringer Kinderlied. Der Thür. Erzieher 5 (1937) S. 84f. Viele thüringiſche Kinderlieder bei Georg Schläger, Nachleſe zu den Sammlungen deutſcher Kinderlieder. Z. f. Volkskunde 17, 264ff., 387ff.; 18, 24ff.

14. Joh. Rothe, Düringiſche Chronik. Herausgeg. von v. Liliencron. Thür. Geſch.-Quellen III. Jena 1859. S. 480.

15. Die Aufzeichnung danke ich Herrn Lehrer Ernſt Tenner in Walldorf.

16. Einiges über die Textgeſchichte gibt Albert Schreiber, Die Entſtehung des ſogenannten Thüringer Volksliedes „Ach, wie iſt's möglich dann". Aus der Heimat. Bl. d. Ver. f. Gothaiſche Geſch. u. Alt. 2 (1899) S. 49ff.

17. Veröffentlicht in „Urania, Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1817". Leipzig u. Altenburg. S. 113, 166.

18. Vgl. dazu A. Schlothauer, „Ach, wie iſt's möglich dann". Thür. Allgem. Ztg. Beilage Schatzkäſtlein vom 19. 1. 1936 (mit wichtigen Briefen als Urkunden) und Karl Fritz Bolt, Das Thüringer Volkslied „Ach, wie iſt's möglich dann". Neue Beweiſe gegen eine Autorſchaft F. W. Rückens. In: Die Muſik 26 (Berlin 1934) S. 849ff.

19. Köhler-Meier, Volkslieder von der Moſel und Saar. Halle 1896. Nr. 116 hat 8 Strophen. Die weſtpreußiſche Faſſung, die aus Treichels Handſchrift ſtammt, hat als 5. Strophe:

Lene, du altes Tier,
Mach nicht ſolch Schafsgeſicht,
Feg aus die Stube mir
Mit der Gänſeflicht!

20. Vgl. Erk-Böhme, Deutſcher Liederhort II, 372, 373M, 548A, 548B.

21. E. Kroker, Luthers Tiſchreden in der Matthefiſchen Sammlung. Leipzig 1903.

22. Fr. Catterfeld, Was der Volksmund ſingt. Thür. Heimatblätter (Pflüger) 5 (1928) S. 126/27.

23. Joh. Ziegenhals, Die älteſte Tanzmuſik der altenburgiſchen Bauern. Das deutſche Volkslied, Heft 4. Wien 1937. Nochmaliger Abdruck der Melodie aus Kronbiegel, Über Sitten, Kleidertrachten und Gebräuche der Altenburgiſchen Bauern (1796).

24. Melodie und Text bei Erich Meyer: Das Dorf als Bildungsſtätte. Herausgeg. von der Volkshochſchule Thüringen 3 (Gotha 1928) S. 16. Eine gute Auswahl „Thüringer Volkstänze" (Volk muſiziert H. 9, Hannover 1938), dreiſtimmig bearbeitet von Curt Rücker.

25. Schottiſch: Hartenſtein, Thür. Volkslieder. Weimar 1933. S. 72. Schieber oder Storcher: „Gehn m'r weng rüber, gehn m'r weng nüber." Daſelbſt S. 67–69. Polka: Wenn die Mädle Polka tanzen. Hartenſtein, Die Rockenſtube S. 28. Tanzlieder: Stock, Stock, Stock ... Lott is tot ... Daſelbſt S. 29. Als der Vater die Großmutter nahm ... Daſelbſt S. 30. Kehraus: Gieht heem, ihr Mädel, gieht heem ... Daſelbſt S. 30. Eine Überſicht über die thüringiſche Muſikliteratur gibt Curt Rücker im Thüringer Erzieher 6 (1938) S. 162–164, 187–190. Im Erſcheinen G. Kraft, Die thür. Muſikkultur um 1600. Würzburg.

X. Volksglaube (S. 281–317)

1. Burckhardt, Geſchichte der ſächſiſchen Kirchen- und Schulviſitationen 1524–1545. Leipzig 1879. S. 87.

2. P. Quenſel, Thüringer Sagen S. 87.

3. W. Bölſche, Drachen. Stuttgart 1929.

4. Staatsarchiv Weimar Reg.Sſ. S. 316.

5. M. Freytag in Mitteld. Bl. f. Vkde. III (1928) S. 84.

6. G. Brückner, Landeskunde des Herzogtums S.-Meiningen. 1853. II, S. 323.

7. Bl. f. Heimat- und Volkskunde. Beilage z. Hildburghäuſer Kreisblatt 5 (1928) S. 77.

8. Loth, Zornzeichen und Warnungszeichen. Jb. d. Akad. gem. Wiſſ. Erfurt NF. 22 (1896) S. 213, mit Bezug auf die Suhler Chronik von Zachariae.

9. W. Schütz, Ein Hexenſpruch vom Jahre 1706. Z. f. Thür. Geſch. 1 (1854) S. 178ff.

10. J. Scheidl, Die Entlarvung des Bilwis durch die Wünſchelrute in „Natur und Kultur" 29 (Innsbruck-München 1932) S. 378–380.

11. L. Bechſtein, Thüringen in der Gegenwart. Gotha 1843. S. 70.

12. Bl. f. Heimat- u. Volkskunde. Beil. z. Hildburghäuſer Kreisbl. 6 (1929) S. 38.

13. Vgl. J. Löbe, Aberglauben und Volksheilmittel aus dem Altenburgiſchen. Mitt. d. Geſch. u. Altert.forſchenden Geſ. d. Oſterlandes 7 (Altenburg 1874) S. 441–457. Volksaberglaube und ſympathetiſche Kuren im Herzogtum Altenburg. Globus 1870. S. 103. V. Lommer, Volkstümliches aus dem Saaletale. 1. Heft: Aberglaube und Volksmittel. Orlamünde 1878. Pfeiffer, Aberglaube aus dem Altenburgiſchen. Z. f. Volkskde. (1890) S. 9–11. O. Weiſe, Aberglaube aus dem Altenburgiſchen. Mitt. d. Geſch. u. Alt.forſchenden Ver. zu Eiſenberg 7 (1892) S. 1ff. und an vielen anderen Orten.

14. Staatsarchiv Weimar B 5016 und Magiſter F. Ch. Lauckhardts Leben und Schickſal, von ihm ſelbſt beſchrieben. Jetzt beſte Bearbeitung von Viktor Peterſen. Stuttgart 1908. I, S. 266/67.

15. R. Hänſel in Oberland 4, H. 3 (1927) S. 34.

16. Aus der Heimath. Sonntagsbl. d. Nordhäuſer Couriers 1887, Nr. 33ff., und Karl Brunner, Ein Nagelſtein aus Naumburg a. d. S. Z. f. Volkskde. 25 (1915) S. 348.

17. Größler, Sagen der Grafſchaft Mansfeld. S. 199.

18. K. Kohlſtock, Wetzzeichen an Kirchen, Grabſteinen, Kreuzen und Profanbauten in Thüringen. Mitteld. Bl. f. Volkskde. 9 (1934) S. 37ff. u. Z. f. Thür. Geſch. NF. 30 (1932) S. 269ff.

19. Prognosticon historicum physicum aufs Jahr 1566, darinnen allerlei künftige Veränderung auf vergangene gleiche Exempla gegründet wurde. Warnungsweiſe geſtellt durch doctorem Johannem Hebenſtreit Erfordenſem der Friedeſtadt Erfordt physicum und Med. lectorem ord. etc. a. 1564.

20. Blutgeſchichte; das iſt kurtzer jedoch gründlicher Bericht, wie es mit dem verfärbten Teichlein zu Rohra und hieſigem Stadtgraben beſchaffen etc. ... von Johannes Rehfeldio

Med. D. und Physico ibidem ordinario. Erfurdt anno Chr. 1636. Weitere Angaben bei R. Loth, Zornzeichen und Warnungszeichen. Jb. d. Akad. gem. Wiſſ. Erfurt NF. 22 (1896) S. 224/25.

21. Loth, daſelbſt S. 224/25.

22. Loth, daſelbſt S. 231 ff.

23. Vgl. M. Wähler, Die Weiße Frau. Vom Glauben des Volkes an den lebenden Leichnam. Erfurt 1931.

24. Loth, a. a. O. S. 233.

25. Vgl. H. J. Niehoff, Der Sinn des Lebens in Sitte und Brauch des deutſchen Volkes (Sonderdruck) S. 3 ff.

26. Vgl. dazu einige Sammlungen, z. B. O. Schön, Wetterregeln und Bauernweisheit aus dem Kreiſe Hildburghauſen. Bl. f. Heimat- u. Volkskunde. Beil. z. Hildburghäuſer Kreisbl. 3, S. 6 f., 12 f., 22 f.; 8, S. 32 aus der Römhilder Gegend. Louis Schmidt, Aus der Heimat (Gotha) 1, S. 183; 2, S. 81, 113 f. und Blätter f. gothaiſche Heimatkunde. Beil. d. Gothaer Neueſten Nachrichten 1896, S. 60. R. Reichhardt, Volksaſtronomie und Volksmeteorologie in Nordthüringen. Z. f. Volkskde 9 (1899) S. 229 ff.

27. Bl. f. Heimat- und Volkskunde. Beil. z. Hildburghäuſer Kreisbl. 2, S. 57.

28. Vgl. M. Wähler, Ein thüringiſches Bauernbüchlein aus der Reformationszeit. Thür. Bauernſpiegel 4 (Weimar 1927) S. 16 ff.

29. Knauers Kalender iſt 1934 in einer ausgezeichneten Ausgabe unter dem Titel „Echter hundertjähriger Kalender" nach der Handſchrift von 1562 von Ernſt Heimeran herausgegeben worden. Heimeran Verlag. München 1934.

30. Vgl. Aus der Heimath. Sonntagsbl. des Nordhäuſer Couriers Nr. 2. 1887.

31. Bericht in der Frankfurter Zeitung vom 24. 8. 1927.

32. Kölniſche Volkszeitung vom 14. Jan. 1933 und Thür. Allgem. Zeitung in Erfurt vom 20. Jan. 1933.

33. Aus der Heimath. Sonntagsbl. des Nordhäuſer Couriers Nr. 2. 1887.

XI. Volksmediziniſcher Glaube und Brauch (S. 318–345)

1. Ztſchr. f. Volkskde. 21 (1911) S. 91.

2. M. Wähler, Der Kindertanzzug von Erfurt nach Arnſtadt im Jahre 1237. Feſtſchr. f. Georg Mentz. Jena 1940. S. 65 ff.

3. H. Wagener in Mitteld. Bl. f. Volkskde. 8 (1933) S. 123.

4. Otto Kürſten, Thüringer Schnozeln. Erfurt 1932. S. 10.

5. R. Matthias, Die Volksheilmittel des Kreiſes Schmalkalden. Ztſchr. d. Ver. f. hennebergiſch-fränk. Geſch. u. Landesk. zu Schmalkalden. 1. Heft (Schmalkalden 1875) S. 44.

6. Zimmermann, Alte Hausmittel und Beſprechungen der Heldburger Gegend. Bl. f. Heimat- u. Volkskunde Hildburghauſen I, S. 8, 23. A. Buff, Heilſprüche und Zauberſegen. Ebenda I, S. 9. Liß, Zauber- und Segensſprüche. Ebenda IX, S. 30. Fr. Hennicke, Volksrezepte und Zauberſprüche. Thür. Monatshefte 4 (1927) S. 524 f. A. Barth, Verſprüche, die noch heute ihre Anwendung finden. Thür. Monatshefte 5 (1928) S. 141 f. Beſprechungsformeln aus der Gegend von Buttſtädt (Kr. Weimar). Thür. Bauernſpiegel 7 (1930) S. 216 f.

7. R. Herrmann, Eine Heil- und Zauberkünſtlerin 1529. Z. f. Thür. Geſch. NF. 30 (Jena 1933) S. 583.

8. Schon 1683 wurde nach dem Kirchenbuche von Frankenhauſen ein Balſamträger aus Königſee, der in der Nähe der Stadt Frankenhauſen plötzlich geſtorben war, auf Befehl der Obrigkeit in dem Graben beerdigt und mit Hacken in ſein Grab gezogen. Da er einen Korb mit gebranntem Waſſer, Spiritus, Vitriol und Balſambüchſen bei ſich hatte, ſcheute man ſich, ihn anzufaſſen. Der Korb wurde auf der Stelle verbrannt!

9. Matthias, Volksheilmittel im Kr. Schmalkalden S. 44.

10. Derſelbe, S. 40.

11. Mitteilung von Fräulein Luiſe Bätz und Herrn Wilhelm Roedel.

12. R. Zaunick, Von Sinn und Unsinn volksmedizinischen Glaubens und Brauches. Gesundheit u. Erziehung Jg. 45 (1932) S. 400–409. Petry, Thüringer Haus- und Heilmittel. Weimar 1936. S. 129.

13. Matthias, S. 40.

14. Ztschr. Die Heilpflanze. Scheiding 1935.

15. Bl. f. Heimat- u. Volkskunde Hildburghausen VI (1929) S. 40, 47.

16. Vgl. auch J. Müller, Die Thüringer Industrie. Jena 1930. S. 99.

17. Matthias, S. 44.

18. Die Pest hielt man früher für ein feindliches Wesen, das als altes, häßliches, unerbittliches Weib umherzog.

19. K. Th. Bluth, Medizingeschichtliches bei Novalis. Abh. z. Gesch. d. Med. u. Nat. H. 2. Berlin 1934. Paul Diepgen, Novalis und die romantische Medizin. Klin. Wochenschr. 13 (1934) Nr. 39.

20. Sigismund, Landeskunde von Schwarzburg-Rudolstadt I, S. 95.

21. Im Grunde genommen ist die Angst vor dem rostigen Nagel nicht so begründet, wie es häufig angenommen wird; denn Metalle lassen die Entwicklung von Bakterien nicht in demselben Maße zu wie andere Stoffe. Aber an dem Rost kleben oft die Leichen kleinster Lebewesen aus dem Tierreich, und diese sind die hauptsächlichsten und gefährlichsten Bakterienträger.

22. E. Schreiber, Der bäuerliche Lebens- und Sittenkreis im oberen und mittleren Feldatale. Würzburg 1935. S. 57.

23. L. Bechstein, Thüringen in der Gegenwart. Gotha 1843. S. 70.

24. R. Loth, Abergläubische Vorstellungen in Erfurt. Thür. Monatsblätter 10 (1903) S. 17.

25. Abbildung bei G. Buschan, Das deutsche Volk in Sitte und Brauch. S. 445.

26. Ein Bauer in Großschwabhausen entdeckte nach dem Dreißigjährigen Krieg einen „Donnerkeil" oder ein Steinbeil und verwandte es auf den Rat seines Paten zu Heilkuren, wobei er Geschwülste und unreines Geblüt an Mensch und Tier bestrich. Später heilte er auch mit Kräutern, meist mit Ackermenge, Schwalbenwurzel und Osterluciae, wurde 1664 der Hexerei und des Teufelsbündnisses und heidnischen Segensprechens angeklagt, jedoch freigesprochen. Wilh. Engel, Ein heilkundiger Bauer zu Großschwabhausen 1664. Thür. Bauernspiegel 7 (1930) S. 32 f.

27. Im Jahre 1725 sammelte das Volk, als in Allerstedt (Kr. Eckartsberga) ein Mörder hingerichtet wurde, das geronnene Blut des Mörders, weil es zur Arznei gut sei. Andere tauchten Flintensteine ins Blut, in der Meinung, daß solche Flinten beim Schießen nie versagten. Kalender f. Ortsgesch. u. Heimatkunde im Kr. Eckartsberga 1903, S. 16.

28. Vgl. Thomas Ring, Wirken Sonne, Mond und Planeten auf den Menschen ein? Europäische Revue Jg. 15, Okt.-Heft.

29. R. Zaunick, S. 407.

30. Zu einem ähnlichen Urteil kommt K. E. Fritzsch im Grundriß der Sächsischen Volkskunde. Leipzig 1932. S. 126.

31. Keßler, Biographie Heims. 1879[3].

32. Völkischer Beobachter Nr. 108 vom 17. 4. 1936.

XII. Brauchtum und Glaube im Lebenslauf (S. 346–401)

1. Gebhardt, Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüring. Landpfarrer. Gotha 1885. Die späteren Auflagen sind auf kirchlichen Wunsch „gereinigt"!

2. Ähnlich urteilt Paul Glaue, Das kirchliche Leben der evangel. Kirchen in Thüringen. Tübingen 1910. S. 351. Vgl. ferner Herrmann, Zur Frage der bäuerlichen Frömmigkeit. Die Dorfkirche I (1907/08) S. 276 ff.

3. Karl Wagner, Volkstümliches aus der Oberherrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt. Thür. Monatsblätter 3 (1896) S. 113–14, u. Sigismund, Landeskunde von Schwarzburg-Rudolstadt S. 69.

4. K. Wagner, Thür. Monatsbl. 3 (1896) S. 113/14.
5. Sigismund, Landeskunde von Schw.-Rudolstadt S. 69.
6. P. Glaue, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen. Tübingen 1910. S. 104.
7. R. Reichhardt, Volksbräuche aus Nordthüringen. Z. f. Volkskde. 1903, S. 387.
8. Osterländische Blätter. Altenburg 1818. S. 313.
9. Über die geschichtliche Entwicklung der Eheschließung in Deutschland vgl. A. Spamer, Sitte und Brauch, in Peßlers Handbuch der deutschen Volkskunde (Potsdam 1937) II, S. 171ff., und Eugen Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche. Jena 1937.
10. Franz Schmidt, Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen in Thüringen. Weimar 1863. S. 12.
11. Juncker, Ehre der Grafschaft Henneberg IV, S. 26b.
12. Franz Schmidt, Sitten ... S. 14.
13. Kunze, Volkskundliches vom Thüringer Walde. Z. f. Volkskde. 6 (1896) S. 179.
14. Bericht des Pfarrers vom Jahre 1842. Z. f. Volkskde. 6 (1896) S. 179.
15. M. Wähler, Zwei thüringische Volkslieder in ihren Wandlungen. Jb. f. Volksliedforschung 4 (1934) S. 113ff.
16. Thea de Haas, Hochzeitsbräuche im Thüringer Dorfe. Thür. Monatsbl. 40 (Eisenach 1932) S. 58.
17. Herausgegeben von Herbert Meyer. 1923[1]. 1934[2]. S. 127.
18. An anderen Orten bezeichnet man mit dem Brautstück eine große Portion der Hochzeitsgerichte, die die Braut einer alten armen Frau des Dorfes schickt.
19. Juncker, Ehre der Grafschaft Henneberg IV, S. 27b.
20. Marthe Renate Fischer, Das Patenkind S. 265.
21. Sigismund, Landeskunde Schw.-Rudolstadt S. 72/73.
22. Franz Schmidt, Sitten ... S. 48.
23. R. Reichhardt, Volksbräuche aus Nordthüringen ... S. 388/89. H. J. Niehoff, Erstes Reis und erstes Ei. Mitteldeutsche Volkheit 1936, S. 113ff.
24. Franz Schmidt, Sitten ... S. 40.
25. Franz Schmidt, Sitten ... S. 46/47.
26. Imhof, Ortsgeschichte von Niederzimmern 3 (1911) S. 61.
27. Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur, Jena 1921, S. 68, und M. Wähler, Die Weiße Frau. Vom Glauben des Volkes an den lebenden Leichnam. Erfurt 1931.
28. Marthe Renate Fischer, Das Patenkind S. 118.
29. J. A. E. Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen u. a. alte Überlieferungen im Voigtlande. Leipzig 1867. S. 255.
30. K. Wüstefeld, Aus der eichsfeldischen Heimat. Duderstadt 1925. S. 126, 130, 140ff.
31. Akten der Superintendentur Kaltennordheim S. XIX, 3 Rep. I, Nr. 16. E. Schreiber, Der bäuerliche Lebens- und Sittenkreis im oberen und mittleren Feldatale. S. 41.
32. M. Wähler, Der Tote Mann in Thüringen. Thür. Allgem. Ztg. Erfurt vom 17. 1. 1932.
33. R. Reichhardt, Volksbräuche aus Nordthüringen. S. 161.
34. Sigismund, Landeskunde ... S. 73.
35. R. Reichhardt, Volksbräuche aus Nordthüringen ... S. 169.
36. R. Hänsel, Eine alte verfallene Sitte. Eine Erinnerung zum Totenfest. Reußischer Erzähler. Unterhaltungsbeilage zur Schleizer Zeitung vom 14. 11. 1926.

XIII. Sitte und Brauch im Jahreslauf (S. 402–501)

1. Vgl. Friedrich Hoppe, Weihnachtsbriefe Naumburger Kinder aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Bausteine z. Naumburger Sippengesch. H. 2 des Naumburger Sippenbundes. Naumburg 1939. S. 48–50.
2. Adolf Spamer, Weihnachten in alter und neuer Zeit. Jena 1937. Paul Mitzschke, Der Christbaum in Thüringen. Thür. Monatsbl. 9 (1901/02) S. 21ff. Seit wann Gothaer

Chriſtbaum? Gothaer Tageblatt 1933, Nr. 300. K. Kuhlmann, Der Weihnachtsbaum in Sitte und Brauch unſerer Saalfelder Heimat. Saalfelder Weihnachtsbüchlein 1934.

3. Nach dem Zeugnis des Erfurter Arztes Dr. Loth. Thür. Monatsbl. 9 (1901/02) S. 113.

4. K. Gleichmann, Abergläubiſche Weihnachts- und Neujahrsbräuche im Meininger Oberland. Monatsſchr. Thüringen 1 (1926) S. 141 ff.

5. Eva Landmann, Strohmänner von Wenigenjena. Mitteld. Bl. f. Volkskde. 11 (1936) S. 17 ff.

6. Erfurter Stadtarchiv XIX a, 3, 4, Bl. 123/124.

7. M. Wähler, Volkstümliche Weihnachtsſpiele und -Umzüge in Thüringen. Monatsſchr. Thüringen 3 (1927) S. 129 ff.

8. P. Quenſel, Thüringer Sagen S. 177.

9. Juncker, Ehre der Grafſchaft Henneberg IV, S. 44 b.

10. M. Wähler, Volkstümliche Weihnachtsſpiele ... S. 129 f.

11. Juncker, Ehre ... IV, S. 26 b.

12. Journal von und für Deutſchland 1789, S. 156 ff.

13. M. Wähler, Volkstümliche Weihnachtsſpiele ... S. 133.

14. A. Witzſchel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen. Kl. Beiträge z. d. Mythologie, Sitten- u. Heimatkunde 2. Teil. Wien 1878. S. 184.

15. Robert Stumpfl, Kultſpiele der Germanen als Urſprung des mittelalterlichen Dramas. 1936. S. 370.

16. R. Reichardt, Z. f. Volkskde. 21 (1911) S. 299.

17. G. Brückner, Landeskunde des Herzogtums Meiningen. Meiningen 1853. S. 15.

18. Joh. Klette, Der Gregoriustag als Einſchulungstag in Deutſchland. Ztſchr. f. Geſch. d. Erziehung u. d. Unterrichts 22 (Berlin 1932) S. 131 ff., und M. Wähler, Das Gregoriusfeſt. Seine Entſtehung und Entwicklung. Monatsſchr. Thüringen 4 (1928) S. 49 ff.

19. K. Bechſtein, Wie Stadtilm das Gregoriusfeſt feiert. Monatsſchr. Thüringen 4 (1928) S. 52 ff.

20. H. Hoßfeld, Der Eiſenacher Sommergewinn. Mitteld. Bl. f. Volkskde. 11 (1936) S. 138 ff.

21. Der Hersfelder Bericht von 1286, den Hermann Güldner in ſeiner Schrift über den Sommergewinn in Eiſenach (1898) erwähnt, wonach eine Prozeſſion am Sonntag Lätare einen ausgeputzten Strohmann durch die Fluren getragen und im Waſſer erſäuft habe, das junge Mannsvolk aber mit Tannenzweigen in den Händen und mit grünen Reiſern an den Hüten und Kappen zurückgekehrt ſei, iſt nirgends belegt zu finden. Es handelt ſich wohl um eine phantaſtiſche Quelle, wird auch von den neueſten Erforſchern des Brauches Helmbold und Hoßfeld nicht anerkannt. Immerhin iſt der Hergang des Brauches, wie er im 17. Jahrhundert in Sachſen und Schleſien begangen wurde, richtig wiedergegeben.

22. Es iſt auffällig, daß Kindervater aus Kelbra in der Goldenen Aue in ſeiner Jenaer Diſſertation „Laetare, vulgo das Todt-Austreiben", 1701, den Brauch zwar in Thüringen und beſonders in Jena und ſeinem Heimatort Kelbra erwähnt, nicht aber in Eiſenach, wo er ſich am längſten erhalten hat. Daß Joh. Heinrich Kindervater der Verfaſſer dieſer Diſſertation iſt und nicht Johann Caſpar Zeumer, wie man bisher allgemein annahm, geht aus dem Titel, wenigſtens dem der meiſten Exemplare, hervor, wo ſich Kindervater ausdrücklich als autor bezeichnet, nicht bloß als reſpondens.

23. Kindervater, Laetare, vulgo Todt-Austreiben, Jena 1701, S. 23/24, und E. P. Kretſchmer, Geſch. d. Gemeinde Langenberg, 1922, S. 13. Bericht des Thieſchützer Pfarrers Nik. Finck 1566 an die Superintendur in Gera, unter III, Von abgöttiſchen Dingen vnd Gebrechen in der Kirchen und Gemeinen.

24. In Köln a. Rh. wirft man an Stelle des alten Todes den Judas ins Waſſer.

25. Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Berlin 1875/76. 2 Bde.

26. O. Almgren, Nordiſche Felszeichnungen als religiöſe Urkunden, 1934, und E. Fehrle, Deutſche Feſte und Jahresbräuche, Leipzig 1936, S. 42 ff.

27. Kinderwater, Laetare ... S. 25.

28. R. Hänſel, Das Verbot eines alten Brauches. Mitteld. Bl. f. Volkskde. 6 (1931) S. 163.

29. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, S. 472–479.

30. Kommiſſariatsarchiv Heiligenſtadt 282, 8; abgedruckt in Unſer Eichsfeld 1915, S. 76.

31. Falckenſtein in ſeiner Hiſtorie von Erfurth (1739) I, S. 184.

32. Sigismund, Landeskunde von Schw.-Rudolſtadt S. 84.

33. Eingehende Schilderungen der pfingſtlichen Feiern in Kirch- und Neunheilingen geben Fritz Krauſe, Nordthüringer Pfingſtbräuche, Mitteld. Bl. f. Volkskde. 1 (1926) S. 33, 49, 65, 81, 97 ff., und Falckner, Heilinger Frühlingsfeſt, Thür. Monatshefte (Pflüger) 4 (1927) S. 271 ff. Ferner H. J. Niehoff, Vom Brauchtum des Jahreslaufes. Mitteld. Volkheit 1935, S. 22 ff. Derſelbe, Räuberfeſte und Ringreiten. Mitteld. Volkheit 1936, S. 14 f.

34. W. Gerß, Der Zug vors Korn. Mitteld. Bl. f. Volkskde. 4 (1931) S. 161 ff.

35. A. Witzſchel, Sagen ... S. 208.

36. H. Silberborth, Vom alten Brauchtum in den Landen zwiſchen Harz und Hainleite. Nordhauſen 1935. S. 42.

37. L. Rothe, Aus der Geſchichte der Stadt Zeitz. Zeitz 1876. S. 252: Im 16. Jahrhundert feierten alle Innungen der Handwerker in Zeitz zu Weihnachten, Faſtnacht und Pfingſten Quaas. Die dabei vorkommenden Ausſchweifungen beſtimmten den Rat im Jahre 1560, dieſelben einzuſchränken. Er verordnete, daß jedes Handwerk nur einmal im Jahre nicht länger als 2 Tage Quaas zu halten berechtigt ſein ſollte.

38. Ratsprotokoll der Stadt Erfurt 1793. Erfurter Stadtarchiv XXI 2, Bd. 69, Bl. 385 b.

39. E. Kruſpe, Sagen der Stadt Erfurt. 1877.

40. Fr. M. Böhme, Geſchichte des Tanzes. Leipzig 1886. S. 155.

41. Paul Grimm, Queſtenberg und Queſtenfeſt. Querfurt o. J. Hilde Deubner, Der Queſtenberg, der Queſtenſtein bei Brotterode und die Queſte bei Schmalkalden. Thür. Monatsbl. 43 (1935) S. 194. D. Hagen, Stand bei Treffurt eine Queſte? Thür. Allgem. Ztg. vom 17. 10. 1937. Fr. Schmidt, Der Kreis Sangerhauſen H. 2, S. 3 ff.

42. Staatsarchiv Weimar B 3018 Kirchen- und Schulviſitation 1655 in Allſtedt. Bl. 79 a ff.

43. L. Bechſtein, Thüringen in der Gegenwart S. 105.

44. Gnädigſt privilegierte Thür. Vaterlandskunde. 1801–1802. F. A. Reimann, Deutſche Volksfeſte im 19. Jahrhundert. Weimar 1839. S. 157–59.

45. K. Wagner, Volkstümliches aus der Oberherrſchaft des Fürſtentums Schwarzburg-Rudolſtadt. Thür. Monatsbl. 3 (1896) S. 116. Thür. Vaterlandskunde 1823, S. 109.

46. Beſchreibung des Kirchen- und Schulſtaates im Herzogtum Gotha. 1761. Theil III, 8. Stück, S. 55.

47. Wolf, Beiträge zur deutſchen Mythologie 2, S. 94.

48. Jahresberichte der Naturwiſſenſchaftl. Geſellſchaft. Gera 1888. S. 215.

49. R. Eiſel, Sagenbuch des Voigtlandes. Gera 1871. Nr. 436, 574.

50. K. Eberlein, Das älteſte Zeugnis für das Brunnenfeſt. Mühlhäuſer Geſchbl. 27 (1927) S. 229. E. Brinkmann, Aus Mühlhauſens Vergangenheit. 1925. S. 148 ff.

51. Marie Kleinſchmidt, Mühlhäuſer Geſchbl. 32 (1933) S. 128. Über Brunnenfeſte, Brunnengemeinſchaften und Brunnenſchmäuſe im Gothaiſchen vgl. L. Schmidt, Aus der Heimat I, S. 168. Rund um den Friedenſtein III, 13–14. Gothaer Tageblatt 1898, Nr. 143–145 und R. Kühn, Rund um den Friedenſtein III, 12; IV, 19.

52. A. Witzſchel, Sagen ... S. 309 f.

53. Sigismund, Landeskunde ... S. 84.

54. Sixtus Braun, Naumburger Annalen vom Jahre 799–1613. Herausgeg. von Köſter u. Fr. Hoppe. Naumburg 1927[2].

55. Lepſius, Die Sage von den Huſſiten vor Naumburg und der Urſprung des Naumburger Kirſchenfeſtes. Zeitz 1811. Vgl. auch E. Borkowſky, Naumburg 1028–1928. Jena 1928. S. 23 ff.

56. A. Witzſchel, Sagen ... S. 341.

57. M. Chriſtian Heinrich Brömels Paſt. Marliſh. Feſt-Tänze der erſten Chriſten ... Jena 1701. S. 57: „Ich weiß nicht, ob es für einen Spott oder Ernſt zu halten, wenn man dieſe feierlichen gemeinen Tänze damit beſchönt, daß ſie jungen Leuten Gelegenheit zu heiraten gäben, wie etwa Spangenberg gedenkt: Unſere Vorfahren haben ſolche öffentliche Freude und Kurzweil darumb auch unter andern Urſachen gehalten, daß lange ihre Kinder und derſelbigen Geberden von anderen Nachahmern möchten beſitzen und zwiſchen denſelbigen und ihren Kindern Eheſtiftungen vorzunehmen und zu machen Urſach, daher in Meißen und anderswo jährliche zu gewiſſen Tagen itzt auf dieſem, dann auf dem andern Dorfe durch die Obrigkeit die Lobe-Tänze gehalten werden ... Iſt ſie aber arm, ſo wird's ihr zum Heiraten nichts helfen, wenn ſie gleich alle Tage zum Tanzen ginge."

58. Hans Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf (Leipzig 1936) S. 150 f.

59. Nachricht von dem Schäfertanze zu Stadtilm, im Jahre 1733 aufgeſetzt. Allgem. Thür. Vaterlandskunde 1823, S. 302 f.

60. Heinrich Schwerdt, Friedrichroda. 1860². S. 98. Kurt Schmidt in Thür. Allgem. Ztg. 29. 4. 1939.

61. Thuringia, S. 37: Der Johannistag in Schöten bei Apolda. Auch Reimann, Deutſche Volksfeſte ... S. 430 ff. Witzſchel, Sagen ... S. 212.

62. K. Hoffmann, Das Roſenfeſt in Dorndorf. Heimatblätter. Beilage zum Pößnecker Tageblatt und zur Orlamünder Zeitung Nr. 4. 1931.

63. A. Witzſchel, Sagen ... S. 220.

64. Teicher, Bärenführen im Bergdorf. Thür. Monatsbl. 42 (1934) S. 147. H. J. Niehoff, Kirmesfeiern. Mitteld. Volkheit 1935, S. 95 ff.

65. Georg Wilke, Die mitteldeutſche Kirmesſchaukel. Mitteld. Bl. f. Volkskde 3 (1928) S. 49 ff.

66. A. Spamer, Sitte und Brauch. In Peßlers Handb. d. d. Volkskunde II, S. 119.

67. Über Innungsbräuche bei Bauhandwerkern und Dachdeckern in Nordhauſen im 19. Jahrhundert. Thür. Monatshefte (Pflüger) 4 (1927) S. 217–219. Vgl. in dieſem Kapitel auch S. 441 u. 466.

68. Konſtantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt. Erfurt 1828. S. 208 (25. 12. 1789).

69. R. Loth, Thür. Monatsbl. 9 (1902) S. 114.

70. R. Reichhardt, Die deutſchen Feſte in Sitte und Brauch. Jena 1911. S. 89.

71. Vgl. die lebensvolle Schilderung bei Marthe Renate Fiſcher, Das Patenkind S. 228 u. 425.

72. Vgl. hierzu Fr. Zarncke, Die deutſchen Univerſitäten im Mittelalter I (1857). W. Fabricius, Die akademiſche Depoſition. 1895. M. Wähler, Ein akademiſcher Aufnahmebrauch. Die Depoſition an den Univerſitäten Erfurt und Jena. Thüringen. Sonderbeilage der Thür. Allgem. Zeitung Erfurt 2. Jg., Nr. 6 (31. 3. 1927). Das Bändchen, das einzig erhaltene, das eine Illuſtration des Brauches in den beigegebenen Holzſchnitten aufweiſt, iſt in der Landesbibliothek zu Wolfenbüttel vorhanden. Th. Lockemann, Zur Geſchichte der Depoſition an der Univerſität Jena. Z. f. Thür. Geſch. NF. 34 (1940) S. 249 ff.

73. Oskar Schade, Über Jünglingsweihen. Ein Beitrag zur Sittenkunde. Weimariſches Jahrbuch 6 (1857).

74. Für die Geſtaltung deutſcher Feſte und Feiern ſei hingewieſen auf Otto Schmidt, Lebensformen der Volkstumsarbeit, und auf Feſte und Feiern im Jahresring. Verlag der Deutſchen Arbeitsfront, Berlin.

XIV. Der thüringiſche Stammescharakter (S. 502–523)

1. Zum Grundſätzlichen vergleiche meinen einführenden Beitrag über Möglichkeiten und Grenzen deutſcher Volks- und Stammescharakterologie in dem von mir herausgegebenen Werke „Der deutſche Volkscharakter. Eine Weſenskunde der deutſchen Stämme und Volksſchläge." Jena 1937. Dieſer Abſchnitt 14 enthält zum Teil auch Ausführungen aus meinem Beitrag „Die Thüringer" im Deutſchen Volkscharakter. Die inzwiſchen vielfach auch von anderen angeführten Stellen zur Charakteriſierung der Thüringer aus Nietzſche u. a.

Geiſtesgrößen Thüringens ſtammen zum größten Teil aus meinem Aufſatz „Nietzſche als Thüringer" in der Monatsſchrift „Thüringen" 2 (1926) S. 110ff. Die ungemein große Zahl der ſchöpferiſchen Thüringer behandelt ausführlich Wilhelm Greiner, Die Kultur Thüringens. Eine deutſche Stammesleiſtung. Gotha 1937.

2. G. Kurth, Raſſe und Stand in vier Thüringer Dörfern. Jena 1938. S. 46.

3. W. Kruſe, Die Deutſchen und ihre Nachbarvölker. Leipzig 1929. S. 524. G. Kurth, S. 42. W. Hellpach hat, wie er mir erzählte, beim Übergang über die Saale bei einer militäriſchen Übung den Plan gefaßt, die geopſychiſchen Einflüſſe zu unterſuchen, da ihm auch die Saale als eine bedeutſame Scheide auffiel.

4. R. Virchow, Archiv für Anthropologie 16 (1886) S. 275ff.

5. F. Regel, Thüringen II, S. 576.

6. K. Saller, Oſtthüringen. Eine anthropologiſche Unterſuchung aus dem Kreis Altenburg i. Thür. Ztſchr. f. d. geſ. Anatomie 15 (1930) 5. H., S. 575. Da ſich Sallers Unterſuchungen nur auf die altenburgiſchen Dörfer hinter der Leina erſtrecken, ſind ſeine Forſchungsergebniſſe nur mit Vorſicht als für ganz Oſtthüringen gültig anzuſprechen.

7. H. Schwiening, Über die Körperbeſchaffenheit der zum Einjährig-Freiwilligendienſt berechtigten Wehrpflichtigen Deutſchlands. Militär-Sanitäts-Weſen H. 40 (Berlin 1909) S. 120, 67.

8. Ernſt Kaiſer, Landeskunde von Thüringen. Erfurt 1933. S. 40ff.

9. W. Hellpach, Einführung in die Völkerpſychologie. Stuttgart 1938. S. 46.

10. J. G. Droyſen. Sein Briefwechſel, herausgeg. v. R. Hübner. Stuttgart 1929. Bd. 2.

11. Emil Lehmann, Volkskunde in der Volksſchule. Leipzig 1938. S. 91.

12. H. v. Treitſchke, Deutſche Geſchichte im 19. Jahrhundert II, S. 395.

13. Fritz Karg, Das literariſche Erwachen des deutſchen Oſtens im Mittelalter. Mitteldeutſche Studien H. 1. Halle 1932. S. 18/19. Th. Frings in Kulturräume und Kulturſtrömungen im mitteldeutſchen Oſten. Halle 1936.

14. Bismarck, Geſammelte Werke 13 (Berlin 1931) S. 466. Von Erich Maſchke, Thüringen und das Reich S. 387, mit Recht hervorgehoben.

15. Adolf Helbok, Was iſt deutſche Volksgeſchichte? Berlin 1935. S. 59.

Die häufig in Klammer geſetzte Ortsangabe ſoll meiſtens nicht bedeuten, daß die betreffende Erſcheinung nur in dem genannten Orte, für den ſie bezeugt iſt, zu finden iſt, ſondern daß ſie in ſeinem Umkreis vorkommt. Auf dieſe Weiſe wird zugleich angedeutet, wo der Brauch oder die volkstümliche Erſcheinung verbreitet iſt, alſo in Nord-, Oſt-, Süd-, Weſt- oder Mittelthüringen.

Abbe, E. 93, 94, 514.
Aberglaube 222f., 281, 316.
Ablaßfeste 426, 460f.
Abzählreime 255.
Ackerbesitzzeichen 107f.
Adventskranz 494.
Alanen 24.
Alemanen 24, 37, 509.
Alpdrücken 291.
Alte, der 473.
Altenburg, M. 233.
Altenteil 125.
Altersaufbau 505.
Altersgliederung 69.
Altweibermühle 461.
Amulette 337.
Analogieglaube 340f.
Andreastag 156, 311, 312, 492f.
Andreaszöpfe 156.
Angeln 25, 26, 29, 35, 36, 57, 502.
Angerdörfer 97.
Anna Amalie 67.
Anschütz, E. 513.
Anwachsen 323.
Aphoristische Form 518.
Aprilscherze 435.
Arier 18, 57.
Aschensack 443.
Aschermittwoch 422.
Aufgeschlossenheit 509ff.
Aufklärung 66, 68.
Augen, künstliche 85.
Aussaat 422.
Ausstattung 368f.
Auswanderung 113ff.

Bach, J. S. 66, 236, 237, 243, 277, 512, 513, 518, 521.
Backhausordnung 145.
Backofen 131f., 143ff.
Backzeichen 145.
Ballwerfen 386.
Bauer 72ff., 101f., 120, 123, 138, 171, 256, 275, 361, 365f., 368, 370, 376, 388, 391f., 414, 421, 422, 440, 477, 479, 500.
Bauernglaube 300, 304, 309, 317, 324, 346, 347, 350.
Bauernhäuser, Alter der 124.
Bauernkantate 238.
Bauernlieder 245, 249.
Bauernmarsch 280.
Baumpflanzung 387.
Bechmann 11.
Bechstein, K. 236.
Becker, R. Z. 66, 521.
Beerenlieder 254f., 257.
Beerenreime 254.
Beerensammeln 78.
Begräbnis 394ff.
Beier, A. 11, 233.
Beileid 395.
Beispielsprichwörter 212.
Bergarbeiter 94.
Bergmannsfest 421.
Bergmannslieder 247.
Bergmannsstückchen 440.
Bernhard von Weimar 511.
Berthar 30.
Beschieferung 129.
Bettenburg 67.
Bevölkerungsbewegung 115.
Beweglichkeit, geistige 508.
Bierstaat 420.
Binsenschnitter 292.
Birnschüttler 277.
Bismarck 521.
Blick, böser 471.
Blitzschlag 299.
Blockhäuser 125.
Blüthner, J. 236.
Blutmischung 508, 523.
Böcklin 67.
Boden 506.
Böhme, Fr. M. 14, 254, 516.
Böhmen 52.
Böhner 260.
Bojochämen 24.
Bornfege 444.
Böttcher 496.
Böttcherlied 246.
Böttger 86.
Bratwurstfest 153.
Brauchtum 346.
Brautball 386, 428f.

Brautecke 374, 378.
Brautgeſchenke 162f.
Brautkleid 370f.
Brautkrone 370.
Brautkuchen 384.
Brautlauf 386.
Brautſchau 459.
Brautſchleier 370f.
Bretterverſchlag 128.
Brezel 157.
Brezeltag 423.
Brömel 13.
Brot 143.
Broyhan 153, 154.
Brückner, G. 11, 504.
Brummeiſen 235.
Brunnen 163.
Brunnenfeſte 452ff.
Brunnenſchmückung 443.
Buchdrucker 497.
Büchſenmacher 88, 519.
Buntſcheckenreiten 451.
Burgunden 24, 25, 57.
Burſchenaufnahme 487.
Burſchengeſellſchaft 500.
Burſchenſchaft 68.
Buzelfeſt 454.

Carl Alexander von Weimar 67.
Carl Auguſt von Weimar 66, 405.
Chatten 23, 24, 28, 35.
Cheruſker 22, 23ff., 26, 28, 29, 57, 502.
Chriſt, der heilige 408f., 494.
Chriſtabend, Pößnecker 407.
Chriſtbaum 404ff.
Chriſtbaumſchmuck 84f.
Chriſtmette 410.
Cotta, J. 237.
Courths-Mahler 517.

Dachdeckerlied 247.
Demelcion 25.
Dengelreime 151.
Depoſition 497.
Detſcher 155.
Dialektgeographie 50.
Dichtung 517.
Diebſtahl 294.
Dienſtmädchen 497.
Dinariſche Raſſe 19, 504.
Donar 441.
Doppelnamen 181.
Dorf, Entwicklung 104.
Dorf, Verfaſſung 104.
Dorfgerichtsplätze 105f.
Dorfmauern 102f.
Dorftore 102f.
Drache 283ff.
Dramatiſche Geſtaltungskraft 517.
Dreikönigstag 416.
Dreſchergilde 496.
Dreſchreime 150f.
Dreyſe, Nik. v. 519.
Drücker 81, 82, 505.

Eckehart, Meiſter 65, 513, 517, 518, 519.
Eckhof 68.
Ehe, Stufen der 365.
Ehrenpforte 371.
Ehrhardt, H. 519.
Eibe 399.
Eierſchittchen 157.
Einbau 137.
Einhard 503.
Einheit, geſchichtliche 64.
Einheit, kulturelle 64ff.
Einigung, Verbreitung der 520.
Einladung zur Hochzeit 369.
Einmauerung 296.
Einzelhöfe 100.
Eiſen 300.
Eiſenbahnreime 256.
Eiſenbart, J. A. 345.
Eiſengewinnung 70.
Eisgebilde 161.
Elbe 22ff.
Elſter 21.
Emanation 341.
Engelin 25.
Entwöhnen des Kindes 359.
Erbsbär 420.
Erbteilung 73.
Erde 297.
Erdkluckelchen 291.
Erdſpiegel 315.
Erk, L. 14.
Erkältung 321.
Erminonen 30.
Ern 130.
Ernſt der Fromme 515.
Ernte 468ff.
Erntefeſt 462, 475.
Erntekranz 475.
Ernteſchokolade 154, 475.
Ernteumzug 469.
Erſatzopfer 297.

Erſcheinungsbild 503f.
Erwerbstätigkeit 69.
Erzählgut 517.
Erziehung 515.
Eſſen und Dreſchreime 150.
Eſſen und Glockenſchläge 150.
Eſſen beim Skatſpiel 151.
Eſſen im Volkslied 150.
Eule 295.

Fachwerkhäuſer 126.
Fahnenſchwenken 495.
Falckenſtein, v. 437.
Falk, J. 513.
Familiennamen 178f.
Faſenacht 419.
Faſenachtsfeuer 422.
Faſenachtstanz 420f.
Fayencekrüge 167.
Fehlgeburt 352.
Feierſtunde 501.
Fenſter 135.
Feſte des Jahres 402.
Feſte, Übermaß 507.
Feuer 297.
Feuerbach, L. v. 513.
Feuerſegen 297f.
Fink, Fritz 517.
Fink, G. W. 513.
Fiſcher, M. R. 13, 283, 284, 291, 294, 295, 298, 315, 372, 467.
Flamen 17, 32, 43, 44, 57, 98, 504, 507.
Flohbrunnen 163, 195.
Flößer 79, 113, 496.
Flößerlied 247.
Flur des Hauſes 130.
Flurbegehungen 440.
Flurbereinigung 75.
Flurnamen 53ff.
Flurrichter 107.
Flurzwang 107.
Flußnamen 56, 57.
Flußopfer 465.
Formale Fähigkeiten 518.
Francke, A. H. 66, 515.
Franken 30—32, 38ff., 45, 57, 58, 144, 502, 503, 507.
Franz, R. 512.
Freizügigkeit 112f.
Fremdwörter 225f.
Freytag, G. 68.
Friedhof 398.
Friedrich I., II., Kaiſer 521.
Frieſe, Fr. 12, 72.
Frieſen 31, 32, 44, 45, 57, 502.
Fröbel, Fr. 513, 515, 516, 518, 520.
Fronleichnam 462.
Froſchfeſt 451.
Frühlingsbräuche 435ff.
Frühlingskräuter 437.
Fuhrleute 148, 500.
Fuhrmannsdörfer 148.
Fuhrmannslieder 246.

Gaſſendörfer 97.
Gautſchen 497.
Gebhardt 14, 76.
Geburtstag 361.
Gehöft, Altenburger 134.
Gehöft, mitteldeutſches 120.
Geißler, H. 84.
Geiſter 291.
Geiſterglaube 293.
Gelegenheitsdichtung 231.
Gemeindebackhaus 131f., 143ff.
Gemeinſchaftsarbeiten 108.
Genügſamkeit 145.
Georg II. von Meiningen 68.
Gerafege 444.
Geratal 21.
Gerbing, L. 172, 398.
Gericht, Erfurter 107.
Gericht, Nürnberger 107.
Germanen 20ff., 32, 56, 58, 503.
Geſellenweihe 500.
Geſpenſter 291.
Geſundbeter 320.
Geſundheitliche Verhältniſſe 505.
Gewalt (Gerichtsſtätte) 106.
Gewehrmacher 88.
Glasarbeiter 83f.
Glasbläſer 84, 167f.
Glasharmonika 235.
Glashüttenarbeiter 505.
Glasinduſtrie 71.
Glasſpinner 85.
Gleichberge 310.
Glockenreime 204, 256.
Goethe 67, 68, 239, 241, 405, 513, 517, 518, 519, 520.
Gottesvorſtellung 347.
Grabbeigaben 394.
Grabdenkmäler 165f.
Grabpflege 399.
Gregoriusfeſt 423.
Greiner, Gotthelf 86.

Greiner, Joh. Georg 235.
Gretchentanz 277.
Grüner Donnerstag 433.
Grüner Montag 466.
Gruppen im Dorf 110f.
Gutsweiler 96.

Hahnschlagen 473f., 488.
Halmenbusche, die letzten 473.
Hammerklavier 236.
Händel, G. Fr. 512.
Handweberei 92.
Handwerkerbrauch 495.
Handwerkslieder 246.
Harfe, chromatische 236.
Harmonicon 236.
Hartenstein, E. 240, 262, 280.
Harzer 77.
Haselrute 296.
Haufendorf 96.
Haus 120ff.
Hausgeist 296.
Hausinschriften 140ff.
Hausnamen 182ff.
Hausrat 166.
Hausschmuck 136, 139.
Hausverse 231f.
Hautitry 276.
Hebefest 495.
Heer, wütendes 408.
Heiliger Abend 410.
Heilmagnetismus 339.
Heiltage 325.
Heilweise, magische 332.
Heilweise, natürliche 325.
Heim, E. L. 345.
Heimarbeiter 80ff., 505.
Heinse, W. 66.
Heiratsmarkt 459.
Heiste 129.
Heitlappen 172.
Heldrastein 413.
Hellwig, Chr. 309.
Henneberg, Grafschaft 60.
Herdbegießen 495.
Heringsfest 462.
Heringsnasen 148f.
Hermanfried 30.
Hermann v. Salza 511.
Hermunduren 21, 22ff., 26, 28, 30, 57, 502.
Herrenpartien 442.
Herrschekloase 407, 493f.
Herrscheruppert 494.
Herrscheruppriche 493.
Heruler 28.
Herzland 522.
Hessen 38, 44, 45, 57, 59, 60, 502.
Hexenausklatschen 436.
Hexenglaube 288, 320, 323, 332, 436f.
Hexenprozesse 288.
Hey, W. 513, 516.
Hildebrandt, R. 520.
Hillebille 77.
Himmelfahrtstag 441f.
Himmelsbrief 299, 350.
Hinläuten des Toten 390.
Hirt 74f.
Hochzeit 364ff.
Hochzeitsfeier 367ff.
Hochzeitsgeschenke 380ff.
Hochzeitskleidung 370.
Hochzeitskuchen 370.
Hochzeitsmahl 377ff.
Hochzeitsordnungen 378.
Hochzeitstage 368.
Hochzeitstanz 382ff.
Hochzeitswetter 374.
Hochzeitszug 375.
Höfe, gemeinsame 137.
Hoffmann, Fritz 519.
Hofkapellen 68, 237.
Holländer 32, 44.
Holle, Frau 157, 408, 412, 413, 416, 463, 474.
Holzarbeiter 77.
Holzgerechtigkeiten 74.
Holzhauerfest 421.
Holzschnitzer 79, 170f.
Holzverarbeitung 78.
Hörselberg 243, 408, 413, 416.
Hosgau 44.
Huckauf 291.
Hufe, deutsche 100.
Hufe, wendische 100.
Hufeisen 157, 300, 453.
Hufeland, Chr. W. 345.
Hühnerhochzeit 369.
Hullefra 407.
Humanismus 65, 68, 514.
Hüpfländer 280.
Hussiten 451.
Hutzelfeuer 422.

Illyrier 20, 57.
Indianerfeste 440, 445.
Industrialisierung 505.

Induſtrie, Anſiedlung neuer 91.
Ingväonen 30.
Jagd, wilde 412.
Jäger, wilder 408, 435.
Jägerlieder 247.
Jägerprinz 445.
Jahresanfang 403f.
Johannisblume 464.
Johannisfeiern 463, 465.
Johannisfeſt 454.
Johanniskranz 464.
Jungfrauen, drei 292.

Kaffee, deutſcher 149.
Kalender, 100jähriger 309f.
Kalukonen 24.
Karfreitag 434.
Karneval 419f.
Kartenſchlägerin 314.
Kartoffelkoſt 146.
Kautabak 72.
Keller 132.
Kelten 20, 34, 57.
Kettenklaus 493.
Kielflügel 236.
Kienrußer 77.
Kinder, Herkunft der 348f.
Kinderlieder 253f.
Kindermantel 172.
Kinderreime 253f.
Kinderſpiele 253ff.
Kindervater 13.
Kinderzahl 116ff.
Kirchenmantel 172.
Kirchner 263.
Kirmesrede 482ff.
Kirmesſchaukel 489.
Kirmesſchmaus 485.
Kirmestanz 484.
Kirmeswalzer 485.
Kirmſe 477ff.
Kirmſe, blinde 478.
Kirmſe zu Himmelfahrt 460.
Kirmſebegraben 488.
Kirſchfeſt 423, 454ff.
Kittel, J. Chr. 237.
Klappern 436.
Kleinbürger 95.
Kleineiſengewerbe 87.
Kleinkunſt 518.
Klingeln 407.
Klingeltag 409.
Klöße 146f., 509.
Kloßtage 147.
Kloſterbäckereien 155.
Knecht Ruprecht 493, 494.
Knoſpentreiben 430.
Kohlenſchlagen 429f.
Kohlenſchöpfen 332.
Köhler 77.
Kometen 301.
Konfirmation 362f.
Korngeiſt 472f.
Körpergröße 504.
Kraft durch Freude 501.
Krankheit 318.
Krankheit, Meſſen der 331.
Krankheit, ſelbſtändiges Weſen 334.
Krankheit, Übertragung von 334f.
Krankheit, Verhältnis zur 321.
Krankheit, Verknoten der 336.
Krankheitsvorſtellung 318.
Krankheit, Wanderung der 323.
Kranzſtechen 443, 445.
Kräpfel 157.
Kräutermann, W. 335, 340, 341.
Kräuterſonntag 461.
Kriemhildenſtuhl 427.
Küche 130.
Kuchen 143, 146, 154f., 158, 159.
Kuchenbretter 166.
Kuchenſänger 480.
Kücken 260.
Kuckuck 306.
Kuhſchellen 74.
Kuhſchwanzfeſt 452.
Kulturkraft 63.
Kulturkreiſe, thür. 508.
Kulturprovinz 64.
St. Kümmernis 164.
Kurpfuſcher 344.
Kürſten, O. 175, 322.
Kußtanz 277.
Kyffhäuſer 310, 412, 446, 449, 463, 464, 506, 521.

Landfriedensgericht 59.
Landgrafenhof Wartburg 65, 68.
Landſchaft 506.
Langfirſtbauten 137.
Langobarden 22, 25.
Längwitzgau 32.
Lappenſchießen 459f.
Laube, fränkiſche 130.
Laubmann 448ff.
Lebensbrauchtum 346ff.

Lebensphiloſophie 518.
Lebensraum 506.
Lehmann, E. 511.
Lehmhäuſer 137.
Leichenmahl 399.
Leichenzug 396.
Leiten 54.
Lichtenhainer Bier 154.
Lichtmeß 417.
Liebelei (Feſt) 459f., 461.
Lieder 242ff.
Links 304.
Linſenbarth 280.
Liſzt 67, 261.
Löbichau 67.
Luden 521.
Ludwig, Aug. 490.
Ludwig, Otto 512, 517, 519.
Luiſe Dorothea 66.
Luren 234.
Luther 66, 263, 274, 427, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 519, 520, 521.
Lux 260.
Lyrik 517.

Macheleid, G. H. 86.
Mädchenhandel 434.
Mahl (Gerichtsplatz) 106.
Mahlſchatz 366.
Mahrdrücken 291.
Mai, Kommen des 435.
Maibaum 438ff.
Maienfeſt 440.
Maienſpiel 440.
Maifeier 438.
Maifeuer 436.
Main 22ff.
Maiſingen 435.
Malkatern 407.
Mangelhölzer 163.
Männerkindbettsglaube 351f.
Marbod 22, 24.
Marientag 467.
Markomannen 22ff.
Marlitt 517.
Marſchhufendörfer 97.
Martinsbrötchen 156.
Martinshörnchen 156, 158.
Martinstag 491.
Maskenmacher 83.
Maßeinheiten 55.
Maultanz 277.
Maurer 495f.
Maurerlied 246.
Meiſterprüfung 496.
Merwigslindenfeſt 441.
Metallinduſtrie 70.
Meteore 301.
Methfeſſel 237.
Milchtanz 277.
Millionär-Tanz 278.
Miſchdorf 119.
Miſtſtätte 135.
Mittelthüringiſche Bevölkerung 507.
Mond 302, 309, 339f.
Morgenſegen 486.
Müllchestanz 277.
Münchhauſen, Börries v. 507.
Mundart 174ff.
Muſäus 67, 405, 516.
Muſikalität 511ff.
Muſikantendorf, wanderndes 236.
Mutzbraten 153.
Myſtiſcher Einſchlag 518.

Nachgeburt 295.
Nachhochzeit 384f.
Nachrufe 399f.
Nächte, Zwölf 411.
Nagelſchmiede 87.
Nagelſchmiedlied 247.
Nagelſteine 300.
Namengebung 353.
Namenhäufigkeit 179.
Nationalgericht, thür. 146.
Naturerſcheinungen 301f.
Neandertal-Raſſe 18.
Neckereien bei der Hochzeit 379.
Neckverſe 200ff.
Neithardt, A. H. 237.
Neujahr 412ff.
Neujahrsgeſchenke 415.
Neujahrstag 311ff.
Neumarck, G. 275.
Neuſchülerfeſt 423.
Niederſachſen 57, 502, 507.
Nietzſche 9, 508, 510, 512, 515, 516, 517, 518, 519, 520.
Nietzſche-Archiv 67.
Nikolaustag 493.
Nikolauszöpfe 156, 494.
Niſteltag 418.
Nordalbingier 50.
Nordſchwaben 31, 37, 57, 512.
Notfeuer 320.
Novalis 334, 512, 518, 520.

Oberländer Schleizer 507.
Oberlandesgericht 64.
Oberstock 133.
Ochsen (Basaltkegel) 20.
Odalsrune 163.
Olitätenhändler 76, 326
Orakeltage 311.
Orgelbau 236.
Ortsnamen 26, 33ff.
Ortsneckereien 193ff.
Osterbaum 433.
Osterei 432f.
Osterfeuer 430f.
Osterhase 432.
Ostern 430ff.
Ostertanz 434.
Osterwasser 431f.
Ostischer Einschlag 503, 504.
Ostthüringer 507, 510.

Pachelbel 237.
Palmsonntag 313.
Paracelsus, Theophrastus 335, 337, 340.
Paracelsus, Theophrastus, der thüringische 331, 335.
Paten 354f.
Pechsieder 77.
Peinberg 106.
Peitschenflechterei 92.
Pelzruppriche 493.
Pennalismus 500.
Perlenindustrie 85.
Peterstag 418f.
Petry, G. 326.
Pfannen 156.
Pfannkuchen 158.
Pfefferkuchenreiter 156.
Pfefferreime 151.
Pfingstbraut 445.
Pfingstfest 442ff.
Pfingstlaube 444f.
Pfingstochse 442f.
Pfingstquase 441, 444.
Pfingsttau 443.
Pfingstwasser 443.
Pfingstweide 442.
Phantasie 516.
Philosophie 517.
Pianoforte 236.
Pilze 151.
Planeten 300, 301f., 310.
Platzdörfer 96.
Polierer 497.
Polterabend 372, 373.
Polterabendgesang 373f.
Porzellan 167.
Porzellanarbeiter 86.
Pranger 111.
Prangerstein 164.
Prätorius 237, 512, 513.
Protestierender Zug 513.
Punktierbuch 311.
Puppen 80.
Puppenkleidnäherin 81f.

Quensel, P. 293, 296.
Questenberge 446f.
Questenfest 446.

Ramschelfest 437.
Rangen 54.
Ranke, L. v. 514.
Rasse 502f., 512.
Rasse, nordische 503.
Räuberfeste 440, 445.
Rechen (Minnegeschenk) 162.
Recht der Thüringer 27.
Rechts 304.
Redensarten, vergleichende 205ff.
Reformation 66, 68.
Reformationsbrötchen 156.
Refugiés 33.
Regel, Fr. 11, 503.
Regenbogen 302.
Reichart, Chr. 328.
Rein, W. 515.
Reiterspiele 440, 445, 452.
Religiosität 513.
Rennsteig 18.
Reudigner 29.
Reyher 515.
Richtschmaus 495.
Ringstechen 443.
Ritschl, Fr. 510.
Rittergutsbesitzer 111.
Röbling, J. A. 519.
Romantik 239.
Rosenfeste 466.
Rosentopf 464.
Rostbrätchen 152.
Rostbratwurst 152f., 509.
Rousseau 239.
Rumkaffee 154.
Rumpuff 276.
Rundlinge 99.
Ruprecht 409, 410.

Saale 17, 18, 21, 144, 503.
Sachſen 26, 28, 30, 31, 44, 45, 58ff.
Sachſenname 63.
Sachſenſpiegel 62.
Säftelehre 330, 338.
Salzmann, Chr. G. 13, 398, 406, 515.
Sängerkrieg 233.
Schade 14.
Schäfertanz 462.
Schäfflertanz 495.
Schalmei 234.
Schandpfahl 111.
Schauſpiel 65, 68.
Schellenbögen 166, 235.
Schellengeläute 234f.
Scheunen 139.
Schieferarbeiter 88, 505.
Schieferdeckerlied 246, 264.
Schiewecker 151.
Schiffchenſchnitzer 81.
Schiffer 500.
Schimpfnamen 192ff.
Schindeldächer 129.
Schirrmacher 78.
Schlachtfeſt 152, 490.
Schlafkammer 134.
Schlammühler 277.
Schleifer 280, 497.
Schleifnäpfchen 301.
Schleifrillen 301.
Schmiede 496.
Schoßmaier 448.
Schott 71.
Schröer, G. 293.
Schrotholzhäuſer 125.
Schuleintritt 361.
Schulentlaſſung 362ff.
Schumann, R. 512, 518.
Schuſterwalzer 278.
Schütz, H. 66, 237, 511.
Schutzbriefe 297.
Schwaben 31, 44, 45, 52, 502.
Segensbindung 471, 496.
Semnonen 22, 25.
Siebenſprung 277.
Sigismund, B. 11, 252, 295, 296.
Silveſter 311, 312, 412f.
Skat, Entſtehung des 213.
Skatausdrücke 213ff.
Slawen 31, 45, 99, 144, 503, 511.
Sommer, A. 147, 153, 454, 476, 480.
Sommergewinn 423ff.
Sommerſonnwende 462.
Sonnenlage des thür. Hauſes 122.
Sonnenräder 160.
Sonnwendfeuer 463.
Sorben 32, 45ff., 57, 144, 502.
Soziale Verhältniſſe 505, 514f.
Spanſchachteln 162.
Speiſeordnung 149f., 156.
Spende (Feſt) 460.
Sperling, E. 171.
Spiel 515f.
Spielwaren 80, 167.
Spielwareninduſtrie 71.
Spielzeug, Sonneberger 161.
Spinett 236.
Spinne 306.
Spinnſtuben 240.
Spitznamen 149, 150, 188ff.
Spottreime 256.
Spottverſe 200ff.
Sprache 509.
Sprachgeſellſchaft 520.
Sprachſchöpferiſche Begabung 519.
Sprechenlernen 360f.
Sprichwörter 205ff.
Springer Mühler 277.
Stadtrechte 62.
Stammesgemeinſchaft 64.
Stammesherzogtum 58.
Stammesrecht 62.
Steckenpferdreiten 433.
Stein, Frau v. 95.
Steingräber, Th. 236.
Steinhauerlied 247.
Steinsburg 20.
Stellmacher 496.
Sterben 390.
Sternſingen 416.
Stirnhölzer 166.
Storch, Ludwig 277.
Storchſchnabel 315.
Stoy, V. 515.
Straßendörfer 97.
Streichmänner (-frauen) 339.
Strobel, H. 460.
Strohdächer 129.
Strohmänner 408.
Strohwickel 420.
Stube, hohle 133.
Studenten 497.
Sturm, J. 274.
Sweben 20, 23, 37, 38, 57.

Tabakbau 75.
Tage, glückliche 307.
Tannhäuser 243, 408.
Tanzkrankheit 320.
Tatern 33, 54.
Taubenschlaghäuser 135, 163.
Taufe 553ff.
Taufe, blinde 359.
Taufschmaus 358.
Teller, hölzerne 298f.
Tempel (Gerichtsplatz) 106.
Terpodion 236.
Teufel 282f., 324, 464.
Teurier 20, 28.
Teuriochämen 24.
Theaterkultur 68.
Thiersch, B. 237.
Thoringe 29.
Thoringe am Niederrhein 28.
Thulingi 28.
Thurgau 28.
Thüringen, Dorf 28.
Thüringen, fränk. Grenzmark 58.
Thüringen, Gau 63, 69.
Thüringen, Kirchenprovinz 61.
Thüringen, Landgrafschaft 59.
Thüringen, Name 29, 30, 62, 63.
Thüringer 26ff.
Thüringer Königreich 26, 30, 58.
Thürungen 27, 502, 503.
Thyra 27.
Tiere im Stall 295.
Tischgemeinschaft 143.
Tod 387ff.
Todaustreiben 426.
Töpfer 87, 168ff.
Torbögen 134.
Torhäuser 135.
Toringi 29.
Totengedenktag 465.
Toter Mann 398.
Trachten 171.
Tragbänder 167.
Trauerkleidung 392f.
Träume 311.
Trauung 63, 74.
Treitschke, H. v. 508, 511, 521.
Tretenburg 21.
Trinitatissonntag 461.
Tröge, W. 159.
Truthahn 151.
Tschirch 331.
Tuchmacher 92.
Türen 135.
Turonen 24.
Tuschkastenmacher 81.

Umschreibung 223.
Umtaufen von Orten 53.
Ungarn 511.
Universität Erfurt 65.
Universität Jena 64.
Unstrut 17.
Uranion 236.
Urfried 106.

Venezianer 502.
Verlobung 366f.
Verschleierung, sprachliche 223.
Versehen 321, 349.
Verziehen 322.
Vesperbrot 151.
Vibilius 24.
Volksglaube 281.
Volksheilkunde 318ff.
Volkshumor 208.
Volkslied 233ff., 238, 268.
Volksliedmelodik 272.
Volkslied, das thüringische 259ff.
Volksmusik 233.
Volksrätsel 228ff.
Volkssprache, thüringische 226ff.
Volkstanz 276ff.
Vornamen 178ff.
Vornamen, älteste 179.
Vorzeichen 303ff.

Wachstumsstoß 504.
Wagner, R. 67, 512.
Wahl (Gerichtsstätte) 103, 105f.
Wahrsagerin 315.
Wahrzeichen 164.
Waldfeier 416.
Waldfrau 88f.
Waldgerechtigkeiten 108ff.
Waldhufendörfer 98.
Wäldler 76ff., 90f., 327.
Walpermännchen 436.
Walperzug 437.
Walpurgisnacht 436.
Walther, Joh. 275.
Wandalen 21, 24, 57.
Warnen 25ff., 31, 35, 57, 502.
Warnzeichen 303.
Wartburg-Maientage 67.
Wasser 297, 472.

Waſſernixe 292.
Waßdorf-Bachoff, E. v. 517.
Wecke 158.
Wehrkirchen 103, 163.
Weihnachten 403ff.
Weihnachtsbaum 400ff.
Weihnachtsbaum für alle 406.
Weihnachtsbeſcherung 411.
Weihnachtsfeuer 411.
Weihnachtskrippen 406.
Weihnachtspyramide 406.
Weihnachtsſpiele 409.
Weihnachtsſtollen 156f.
Weiße Frau 303.
Wenden 32, 43, 45, 51, 58, 131, 144.
Werinofeld 25.
Werner, H. 68.
Werra 17, 23.
Weſenseinheit 522.
Weſtthüringer 510.
Wetterberg 310.
Wetterbrettchen 128.
Wetterdächer 129.
Wetterprophezeiungen 307ff.
Wettiner 60.
Wichtelmann 473.
Wilder Mann 126, 163.
Wilhelm, H. 237.
Willensprägung, einheitliche 523.
Winkler, H. A. 280.
Winterſonnwende 404.
Wipperfege 73, 108.
Witzſchel 11.
Wöchnerin 350f.
Wohnbau der Stadtbürger und Arbeiter 139.
Wohnform 120.
Wotan 158, 337, 473, 474, 521.
Wunderblume 463.
Wunderdoktoren 345.
Wünſchelrute 293, 463.
Wuſtungen 101.

Zahlen 307.
Zahnen des Kindes 360.
Zapfenſteiger 77.
Zaubermedizin 324f.
Zauberſprüche, Merſeburger 319.
Zaubertanz 320.
Zeiß 71.
Zeißianer 93f., 501.
Zeißwerk 515, 518.
Zellſtofferzeugung 92.
Zentgericht 106.
Zettelandres 492f.
Zeumer 13.
Ziegeldächer 129.
Ziegenkäſe 72, 151.
Zigarrenarbeiterinnen 497.
Zigeuner(innen) 33, 54, 297, 325, 360.
Zigeunerfeſte 440.
Ziller, T. 515.
Zimmerleute 495.
Zinngeſchirr 167.
Ziſterzienſer 32, 41, 43, 97.
Zither, thüringiſche 235.
Zornzeichen 303.
Zuckertüte 361.
Zug vors Korn 441.
Zukunft, Erforſchung der 304ff.
Zunftfeſte 441, 466.
Zuzügler im Dorf 110.
Zwiebelkirmes 478.
Zwölferſtuhl 106.
Zylinderhut 371.

Abbildungen



1. Burbach am Hörselberg. Zwei geschlossene mitteldeutsche Gehöfte



2. Altenburger Gehöft in Mehna (Kr. Altenburg)



3. Umgebindehaus in Burkersdorf bei Neustadt a. d. O.



4. Schieferhaus eines Glasbläsers in Schmiedefeld a. R.



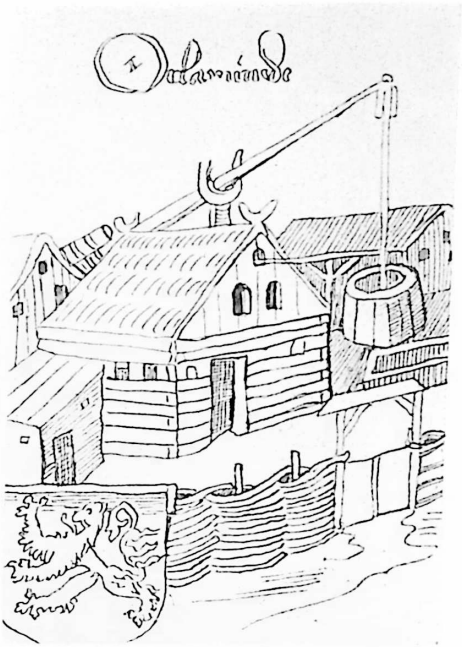
5. Bauernhaus mit „Wildem Mann" in Wernshausen (Kr. Meiningen)



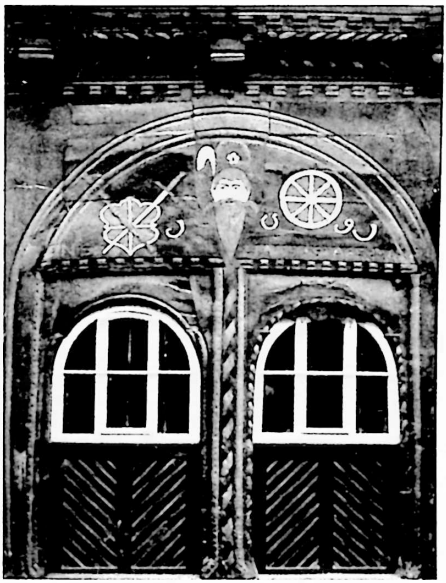
6. Mit Tabakblättern behängtes Haus in Breitungen (Kr. Meiningen)



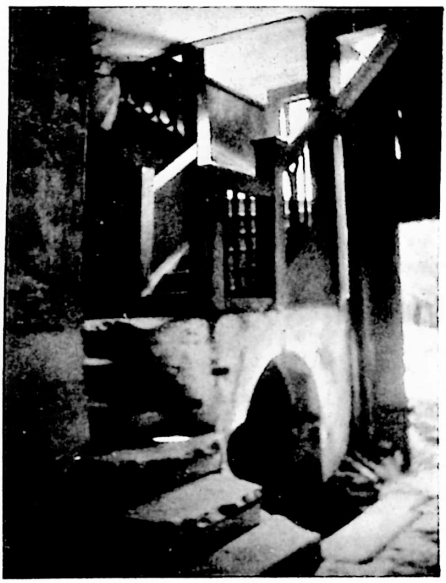
7. Rathaus in Heinrichs bei Suhl



8. Holzhäuser mit Flechtwerkzäunen in Orlamünde 1486



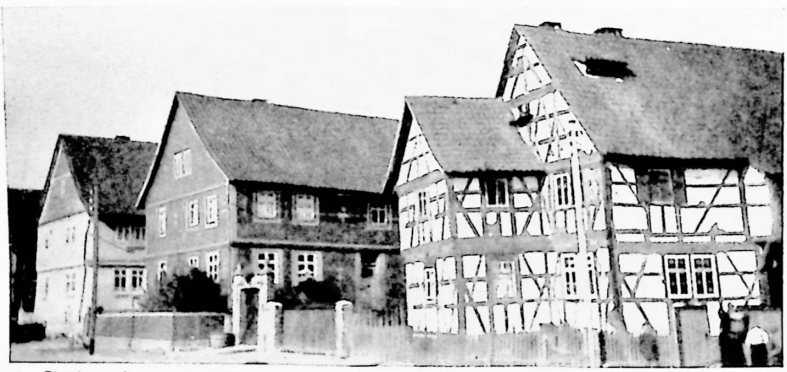
9. Niederdeutsch beeinflußte Schmuckweise eines Hauses in Bernterode (Kr. Worbis)



10. Treppenaufgang eines Torfahrthauses in Heinrichs bei Suhl



11. Langfirstbauten (Einhäuser) im Schleizer Oberland



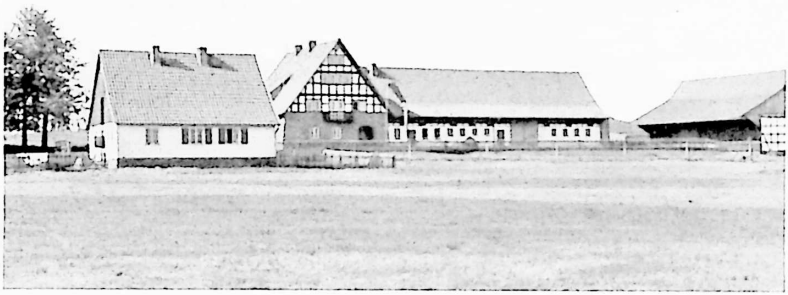
12. Fachwerk- und Schieferhäuser in Übereckstellung zu Milz (Kr. Hildburghausen)



13. Fachwerkhaus mit Wetterdächern in Rohr (Kr. Schleusingen)



14. Bauer und Bäuerin zwischen Oberhof und Crawinkel beim Holen von Waldstreu



15. Der Marschlerhof in der Rhön, ein neuer thüringischer Musterhof



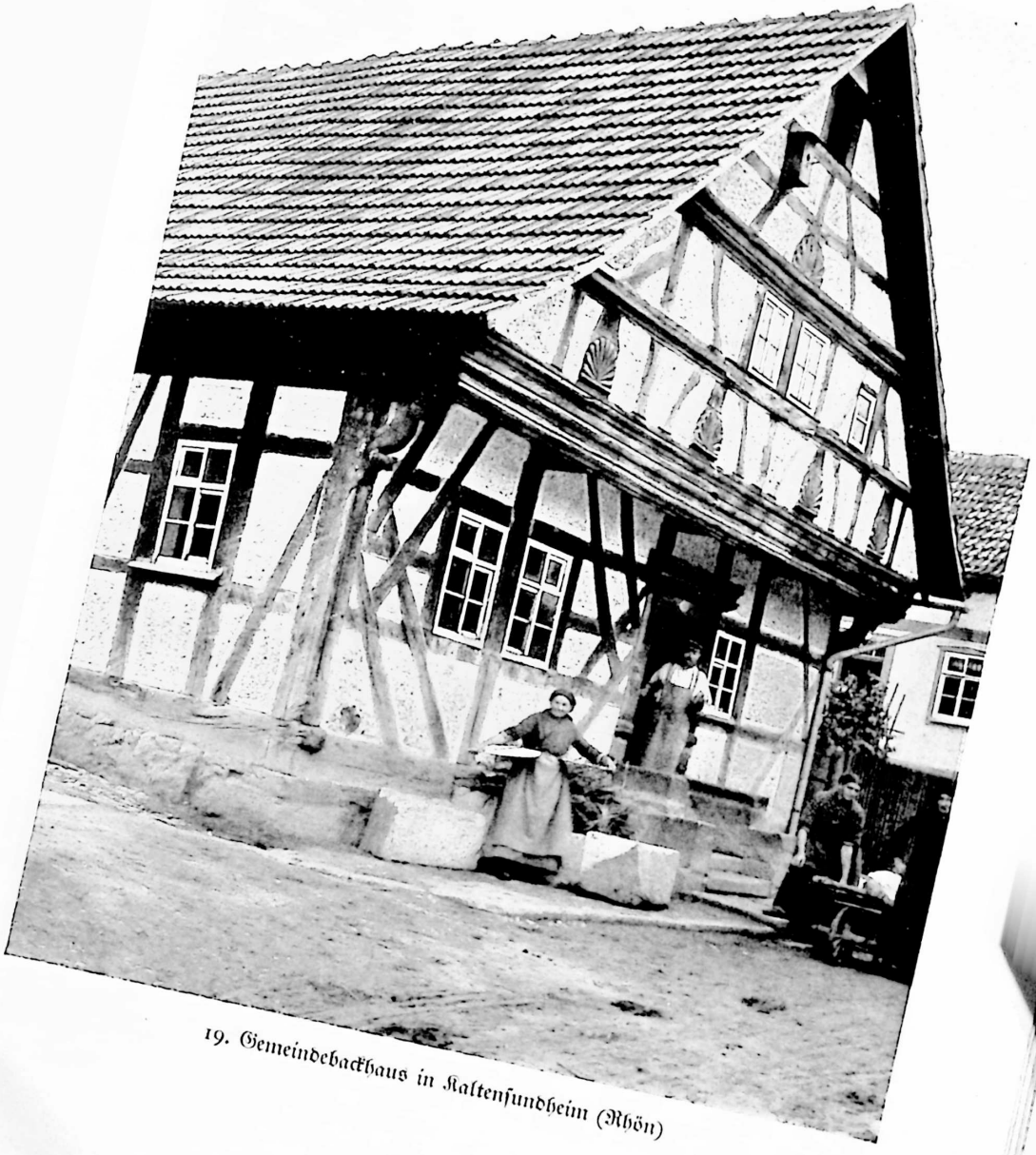
16. Schieferhäuser in Ölze im oberen Schwarzatal



17. Bauernhaus in niederdeutſcher Bauweiſe mit germaniſchen Sinnbildern und Altenteilwohnung in Remſchütz bei Saalfeld



18. Bauernhäuſer in Veilsdorf (Kr. Hildburghauſen) in Übereckſtellung, z. T. mit fränkiſcher Laube



19. Gemeindebackhaus in Kaltensundheim (Rhön)



20. Gemeindebackhaus in Oberndorf (Kreis Hildburghausen) mit Gemeindeschmiede, Gemeindestube und Taufstübchen



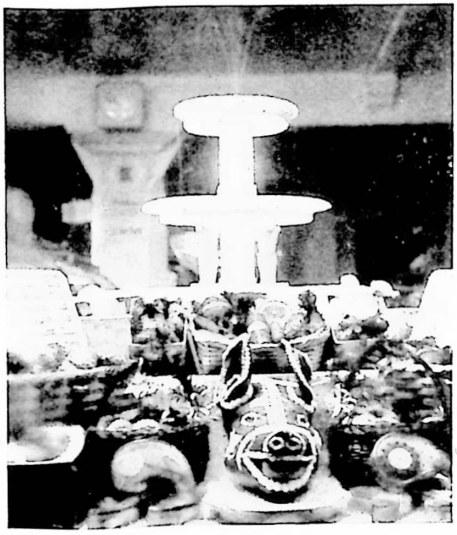
21. Überdachter Backofen in Hörschel (Kreis Eisenach)



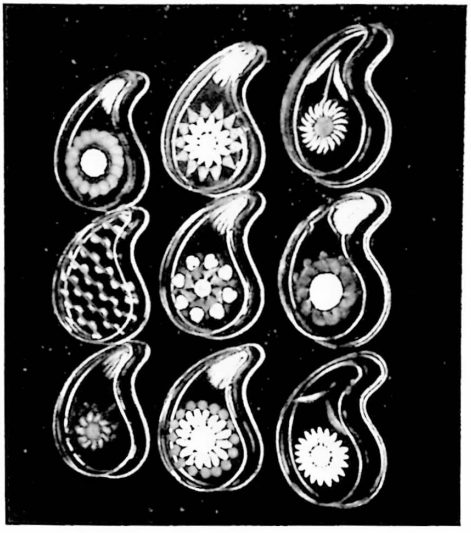
22. Unterscheidungszeichen an Broten im Kr. Gotha



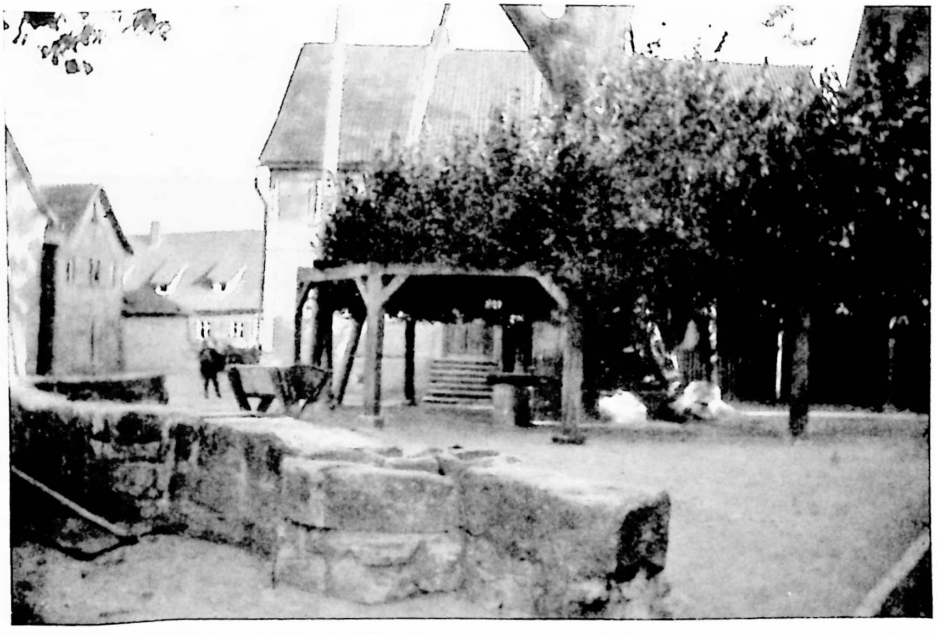
23. Frauen mit Weihnachtsstollen am Thüringer Wald



24. Springbrunnen aus Talg, verzierter Schweinskopf



25. Fleischfülzestücke mit volkstümlichen Schmuckformen im Schaufenster eines Erfurter Fleischermeisters



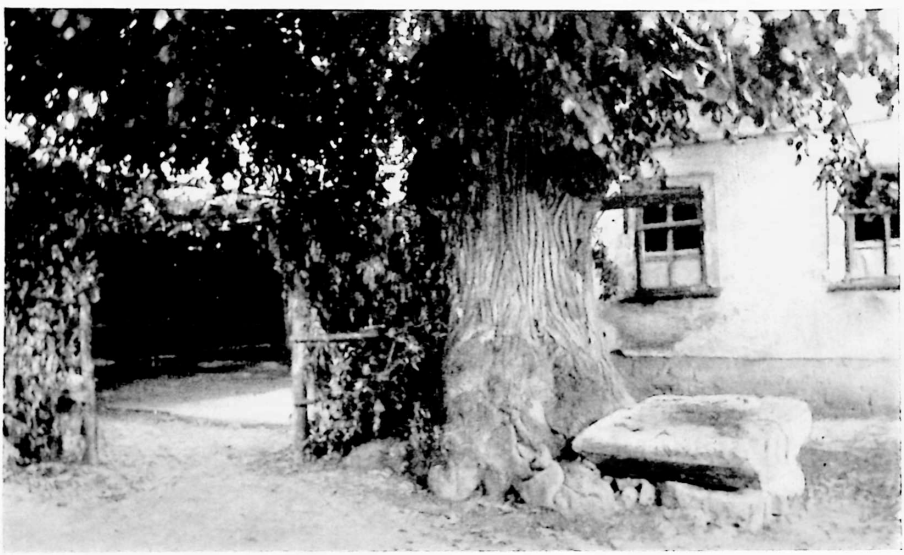
26. Dorflinde in Obermaßfeld bei Meiningen mit Steintisch und Steinbänken. Hohlmaße in der Angermauer



27. Gerichtsſtein im ummauerten Anger zu Hörſchel bei Eiſenach



28. Der Dorfhammer in Döbritz bei Pößneck



29. Die Tanzlaube in Münchenroda bei Jena neben der Gerichtslinde mit Halseiſen



30. Roland in Queſtenberg bei Wallhauſen



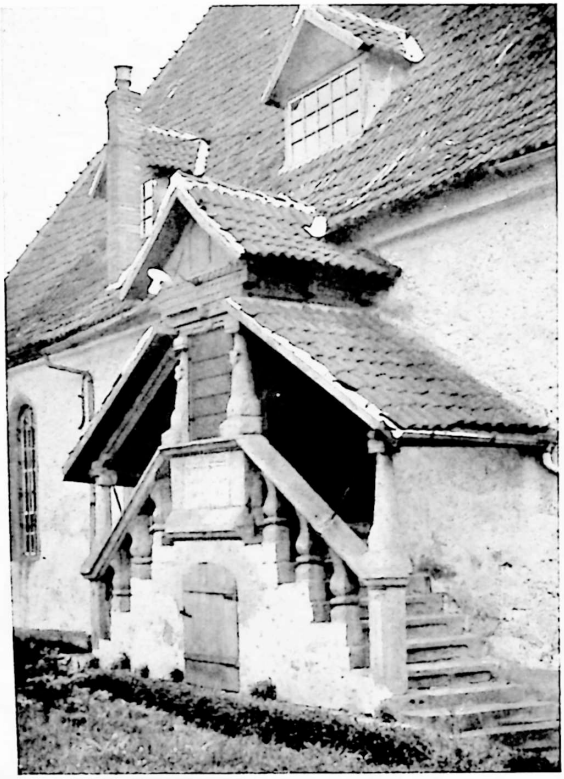
31. Steinkröte (Prangerſtein) am Rathaus zu Neuſtadt a. d. O.



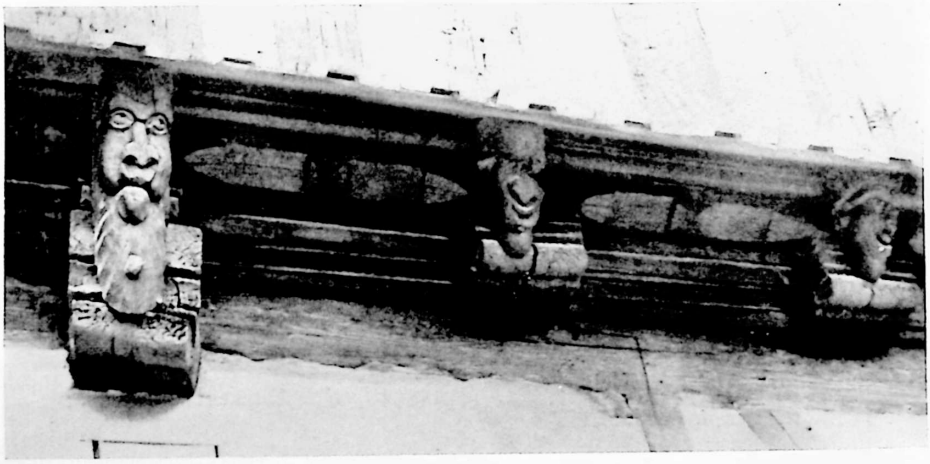
32. Tanzlinde mit 3 Lauben übereinander in Friedrichsanfang (Kr. Gotha)



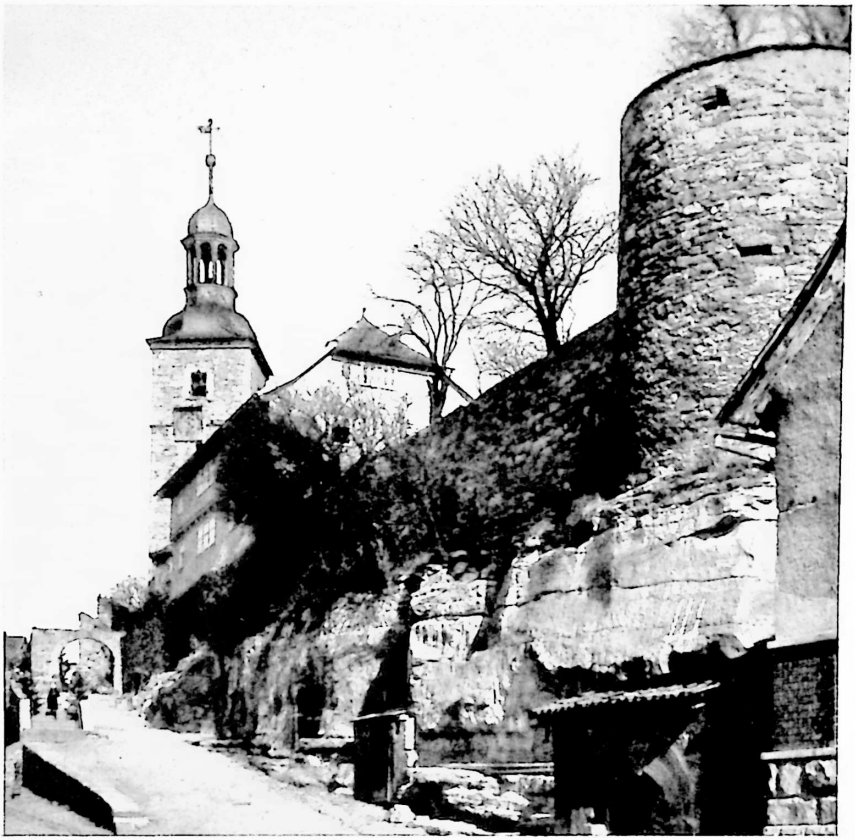
33. Der Flohbrunnen in Aſchara bei Gotha



34. Überdachte Freitreppe der Kirche zu Kirchheilingen (Kr. Langensalza)



35. Balkenköpfe am „Hölzerkopfhause" in Mihla (Kr. Eisenach)



36. Aufgang zur Wehrkirche in Walldorf bei Meiningen



37. Taufstein in Wipfra (Kr. Arnstadt) 1596 mit germanischen Sinnbildern



38. Säule in der Form eines germanischen Gabelkreuzes im Portal der romanischen Kirche in Griesheim (Kr. Arnstadt)



39. Germanische Sinnbilder im Kirchenportal zu Griesheim (Kr. Arnstadt)



.. Plaſtiſche Darſtellung des Gekreuzigten (Hl. Kümmernis) an der Johanniskirche in Saal- l.d a. d. S. Vom thüringiſchen Volk iſt der Gekreuzigte als eine Nonne gedeutet, deren Leiden — echt thüringiſch — ein Spielmann zu mildern ſucht



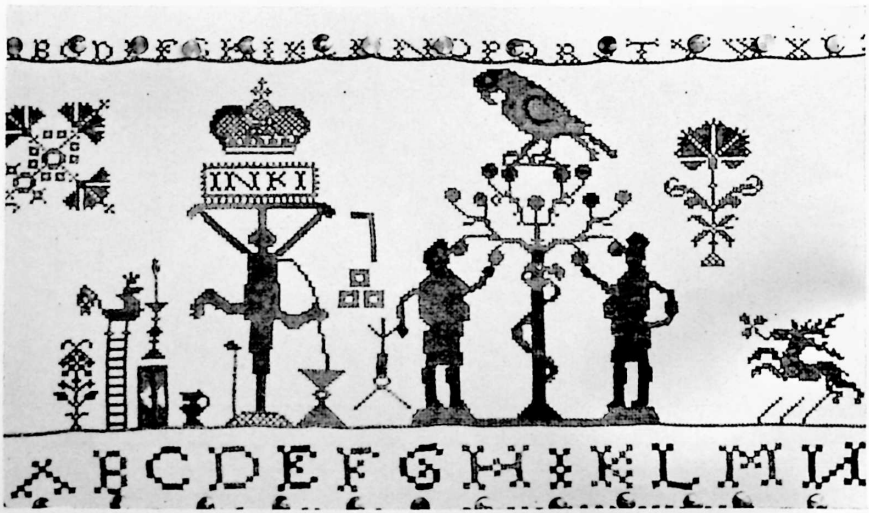
38. Säule in der Form eines germanischen Gabelkreuzes am Portal der romanischen Kirche in Griesheim (Kr. Arnstadt)



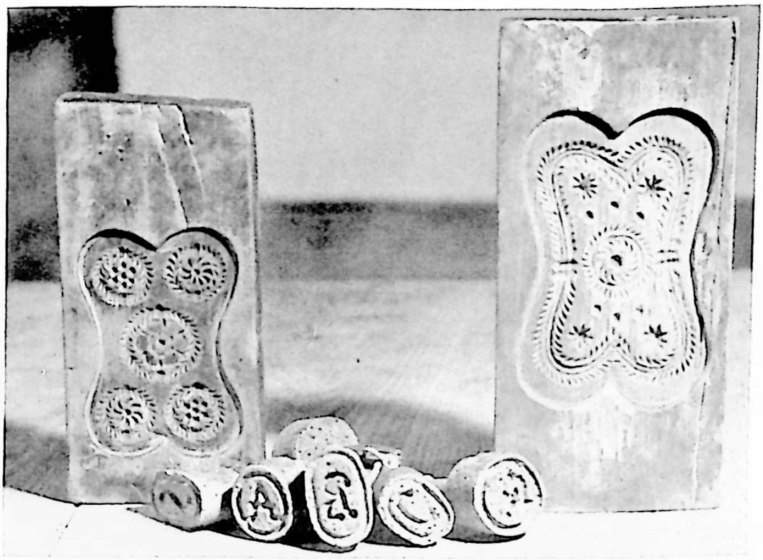
39. Germanische Sinnbilder am Kirchenportal zu Griesheim (Kr. Arnstadt)



41. Grabmal eines Junggesellen und Bräutigams in Niederdorla (Kr. Mühlhausen)



42. Altes Handstickmuster aus Molschleben bei Gotha



43. Buntdruckformen mit Sonnenwirbeln. Heimatmuseum zu Gerstungen



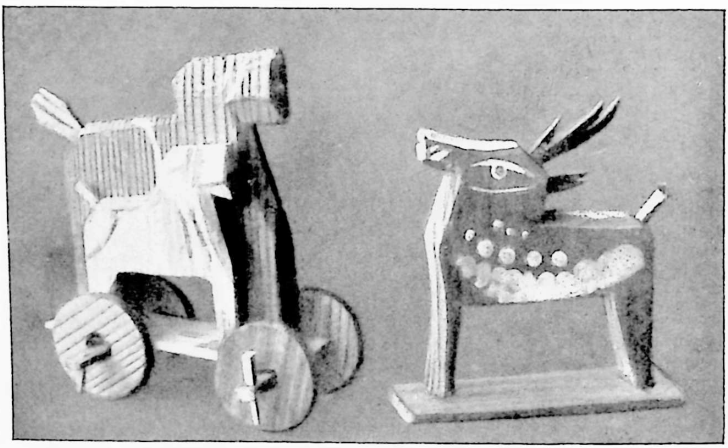
44. Reiter mit Sonnensinnbildern auf dem Roß. Abguß einer Backform im Thüringer Museum zu Eisenach



45. Hebebrett zum Aufwinden der Staubretter am Saalewehr in Saalfeld a. S.



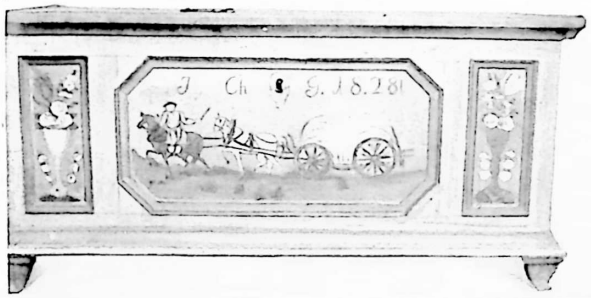
46. Alte Stirnhölzer mit Sinnbildern. Muntſcha (Kr. Greiz)



47. Älteſtes Sonneberger Holzſpielzeug (Pferd mit Fohlen, Hirſch)



48. Sonneberger Holzdocken und Dockenmöbel um 1800



49. Die Lade eines Fuhrmanns in Buchbach (Kr. Saalfeld)



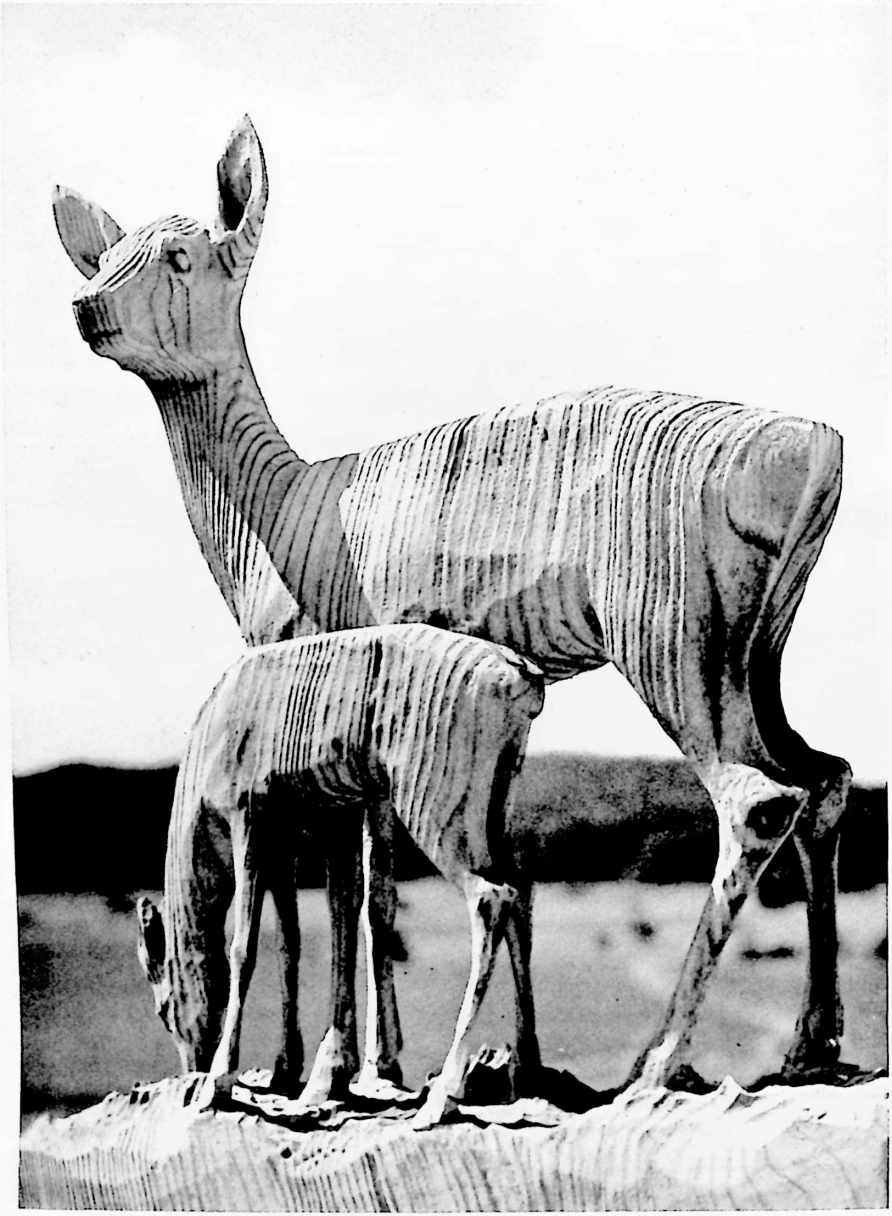
50. Mannesgestalt mit Doppelspiralen an einem Gasthofe zu Wasungen



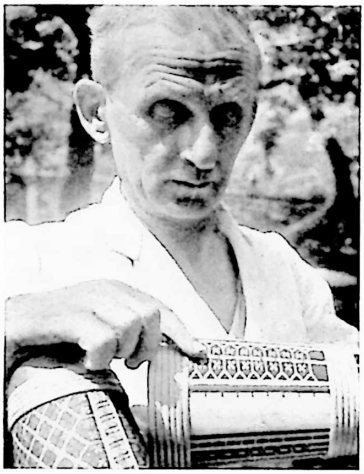
51. „Kartoffelernte" des Rhönschnitzers R. Schäfer, Empfertshausen



52. „Rhönschäfer" des Rhönschnitzers W. Kieser, Empfertshausen



53. Rehe. Holzschnitzerei des Rhönschnitzers G. Möller



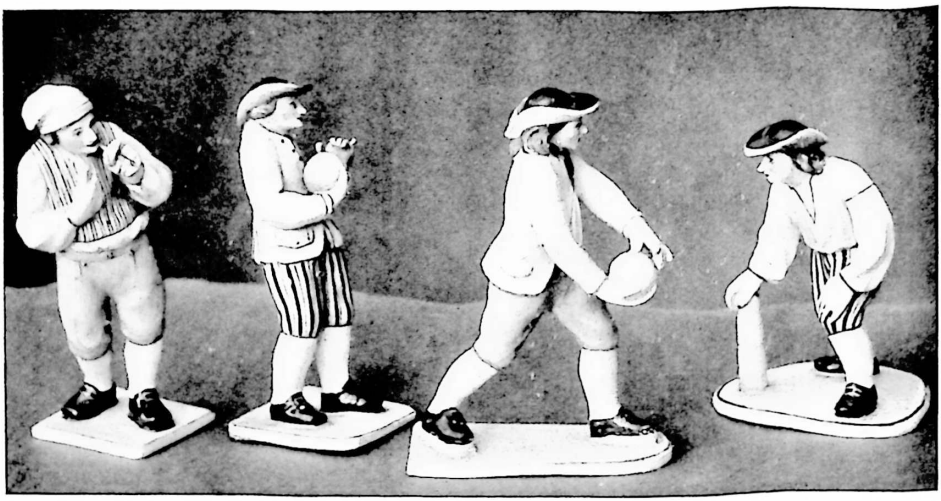
54. Der einzige Meister, der noch Lichtenhainer Bierkannen anfertigt



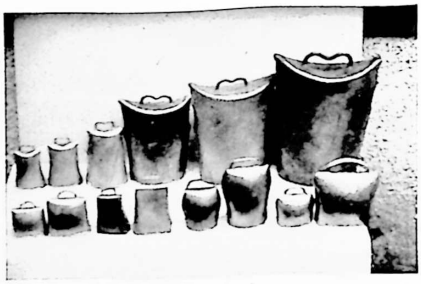
55. Gerstunger Tonwaren



56. Tongeschirr der Bürgeler Töpfer



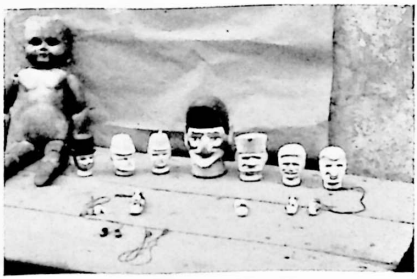
57. Keglergruppe in Thüringer Porzellan. Kloſter Veilsdorf 18. Jahrhundert



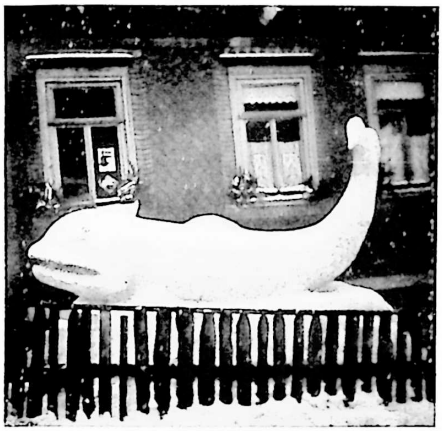
59. Kuhglocken aus Kleinſchmalkalden
Thüringer, Harzer, Schweizer,
amerikaniſche, ſpaniſche und Tiroler Formen



58. Mahlſchatz mit Goldkreuz
aus Großengottern



60. Holzſchnitzereien aus Crock
(Kr. Hildburghauſen)





61./62. Schneeplastiken in Lauscha bei Sonneberg



63. Nachgeburt eines Pferdes an der Scheunenhinterwand in Kupferfuhl bei Eisenach



64. Kräutersammlerinnen im Thüringer Wald



65. Frauen in Rad- und Kindermänteln auf dem Topfmarkt in Schmalkalden



66. Kirmesmädchen mit ihren buntfarbigen Brusttüchern in Birkenfeld, Kr. Hildburghausen



67. Ein südthüringischer Kirmesbursch holt sein Mädchen ab



68. Brautleute in Frankenheim/Rhön



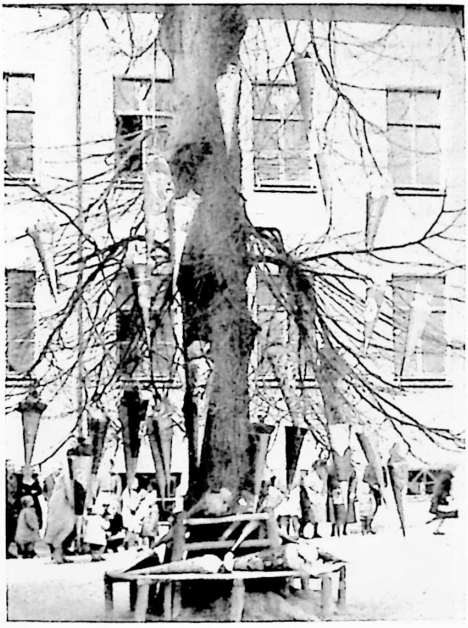
69. Hormetjungfern in Meucha bei Altenburg



70. Alte Frau mit Heitlappen und Kindermantel beim Rostbratwurststand in Meiningen



71. Kiepe eines Königseer Balsamträgers. Museum Erfurt



72. Zuckertütenbaum auf dem Schulhofe in Eckartsberga



73. Hochzeitspforte im Landkreis Greiz



74. Aufhalten des Hochzeitspaares mit einem Balken. Täler bei Stadtroda



75. Ballwerfen des jüngstverheirateten Paares in Niedersachswerfen (Kr. Nordhausen)



76. Eierbaum vom Sommergewinn in Eisenach



77. Aufrichten des Maibaumes in Burkersdorf bei Schwarzburg



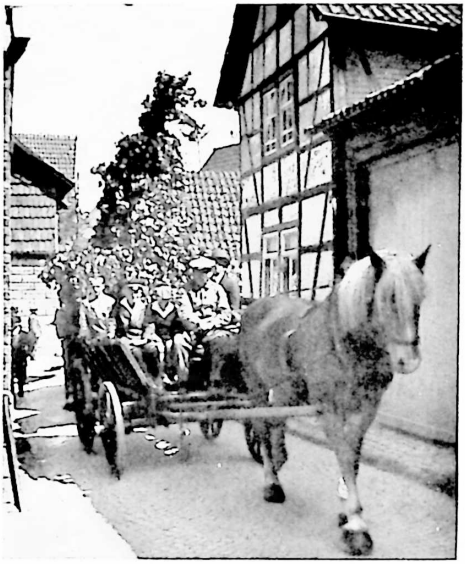
78. Brunnenschmuck zu Pfingsten in Martinroda bei Ilmenau



79. Der Froschkönig beim Froschfest in Thüringen bei Kelbra



80. Der Laubmann in Weingarten (Kr. Gotha)



81. Der Schoßmaier in Langula (Kr. Mühlhausen)



82. Der „Lappen" beim Lappenschießen in Kettmannshausen (Kr. Arnstadt)



83. Steckenpferdreiten in Molschleben (Kr. Gotha)



84. Aufziehen des Queſtenkranzes auf dem Queſtenberg



85. Fahnenſchwingen beim Zug vors Korn in Großengottern



86. Pferdewallfahrt bei Steinbach (Kr. Worbis)



87. Kinderauszug beim Kirschfest in Naumburg



88. Schwedenhieb bei Graitschen (Camburg)



89. Mühlhäuser Brunnenfest am Popperöder Quell



90. Altweibermühle beim Ablaßfest in Thamsbrück (Kr. Langensalza)



91. Der Marientag in Schwerstedt (Kr. Weißensee)



92. Jägerprinz und Jägermädchen in Thüringenhausen (Kr. Sondershausen)



93. Kinderumzug am Johannisfest in Schöten bei Apolda



94. Zwiebelmarkt (Zwiebelkirmes) in Weimar



95. Kirmes in Reurieth bei Hildburghausen



96. Fasenachtsumzug der Burschen in Volkmannsdorf (Kr. Schleiz)



97. Kirmesbaum in Mühlhausen (Thür.)

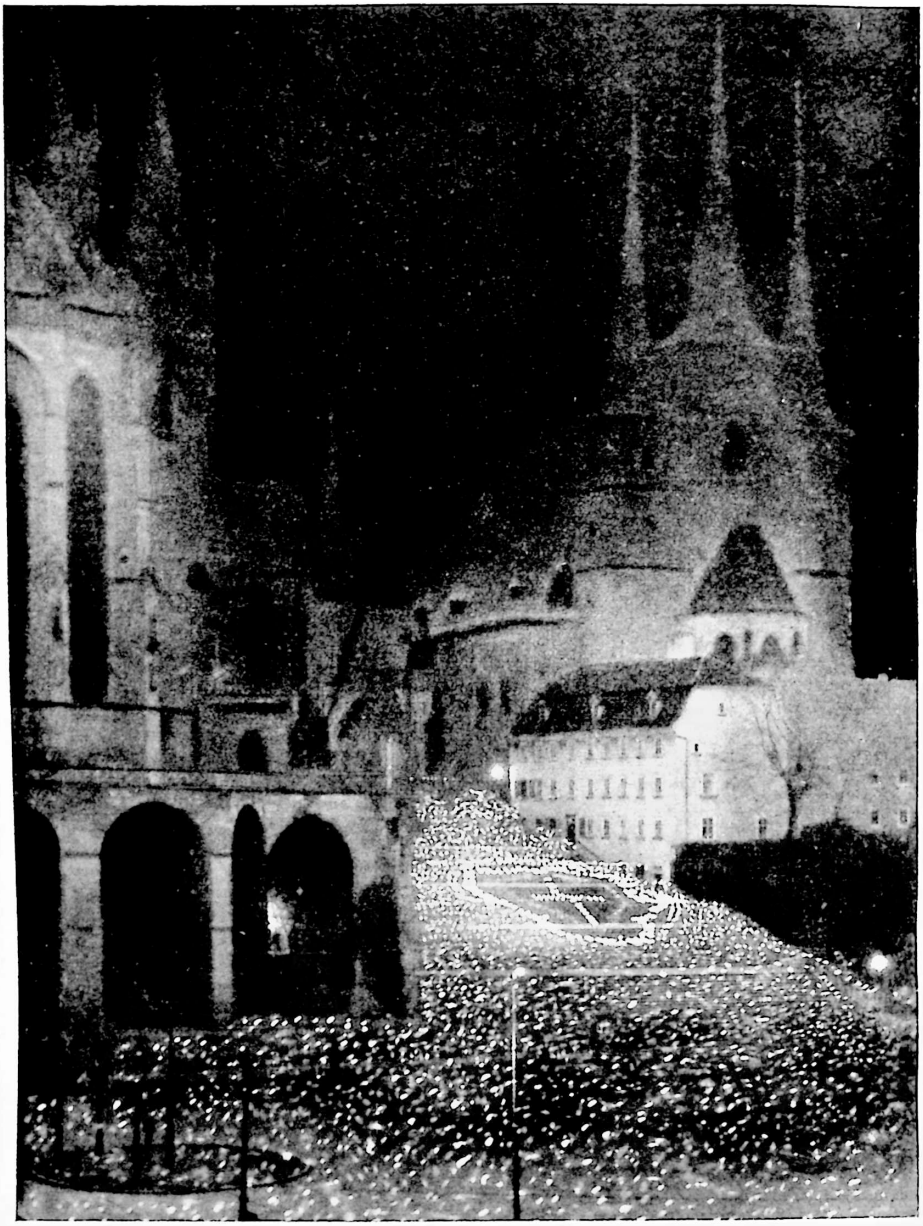








98—101. Akademiſche Depoſition. Der „ſchmutzige, krumme" Student wurde bei ſeiner Aufnahme gereinigt, gehobelt und geſchliffen



102. Der Schülerchor singt am Martinsfest in Erfurt auf den Domstufen
Die Lutherrose ist von Laternen gebildet



103. Kinderfeſt zu Steinach bei Sonneberg



104. Kleinbauer und Weber in Urnshauſen (Rhön) und ſeine Frau am Tage ihrer eiſernen Hochzeit



105. Bauer in Metzels (Kr. Meiningen)



106. Holzleserinnen bei Großfurra (Kr. Sondershausen)



107. Die Kühe tragen ein von der Bäuerin gehäkeltes Stirnnetz als Fliegenschutz. Vessertal (Kr. Schleusingen)



108. Kleinbauer am Thüringer Walde (Crawinkel) beim Heueinfahren



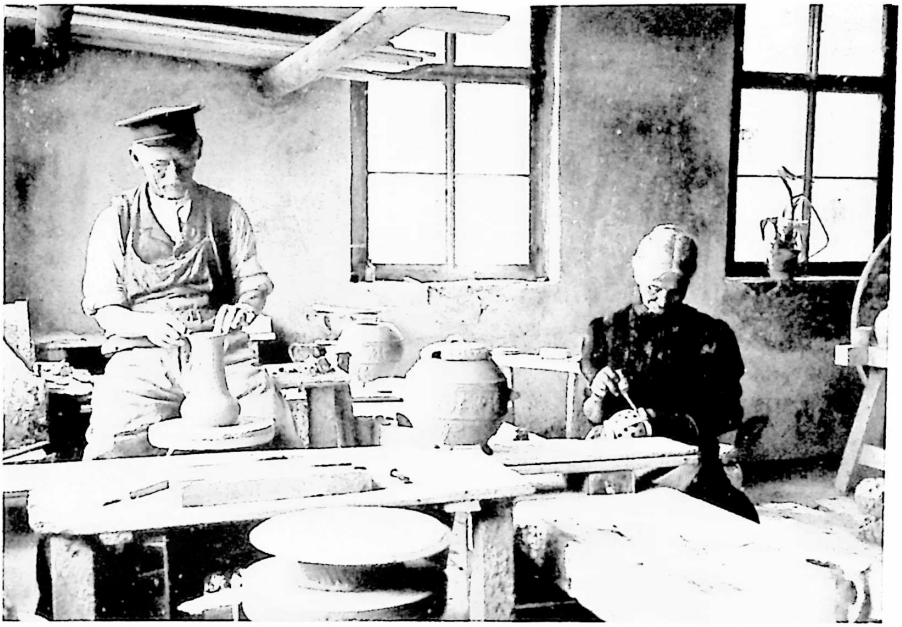
109. Beim „Vogel-Tobias" auf dem Thüringer Walde



110. Köhler am Schneekopf mit der Thüringer Wald-Zither



111. Die Flößer fahren über das Saalewehr bei Orlamünde



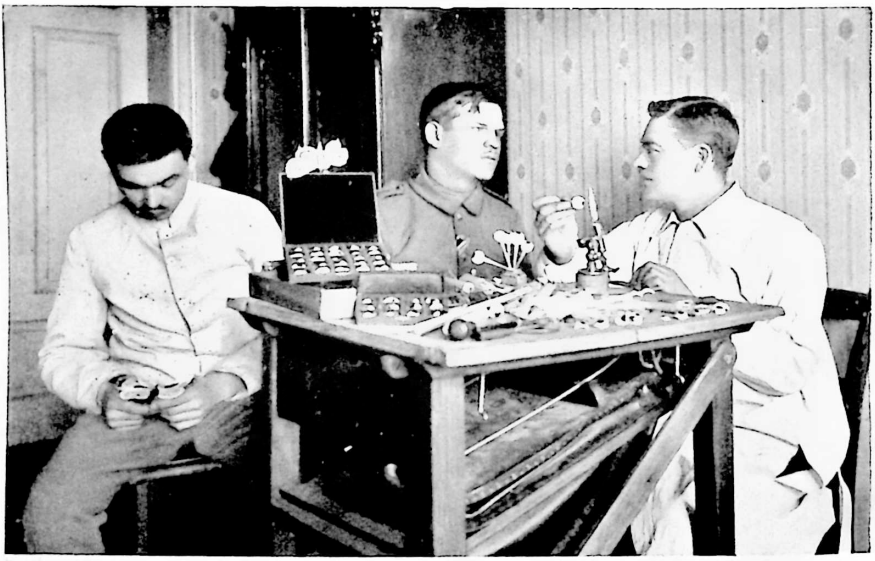
112. Alte Handtöpferei in Bürgel (Kr. Stadtroda)



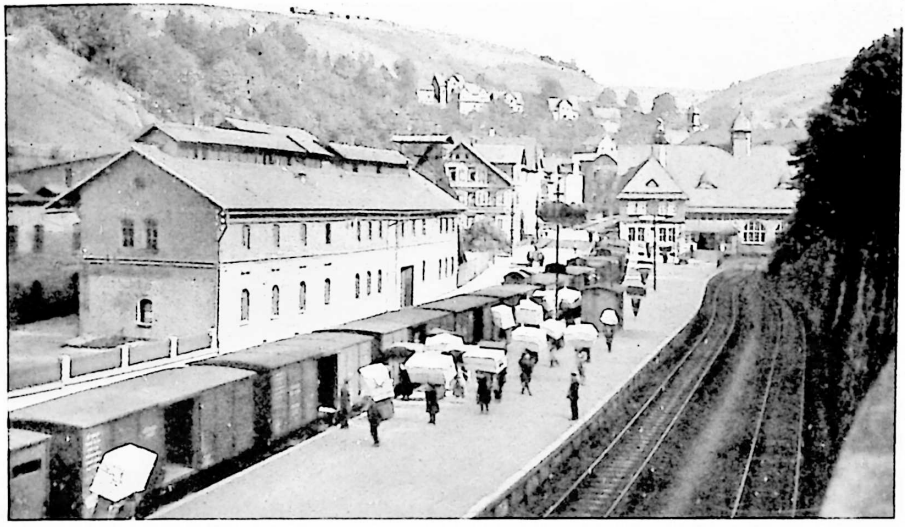
113. Dachschieferbearbeitung in der Hütte zu Lehesten (Kr. Saalfeld)



114. Alle Familienangehörigen sind mit der Herstellung von Christbaumschmuck beschäftigt



115. Beim Verfertiger künstlicher Augen in Lausch a



116. Liefertag in Lauscha bei Sonneberg



117. Kinder in Brennersgrün im Frankenwald bei Filetarbeiten



118. Das Heller-Werk — Werkzeug- und Maschinenbau — in Schmalkalden



119. Geo-Justierwerkstatt des Zeiß-Werkes in Jena



120. Thüringiſcher Bauer
zwiſchen Erfurt und Arnſtadt



121. Bäuerin (in Tracht und mit Mahlſchatz) und Bauern
in Winterſtein (Kr. Gotha)



122. Der Thüringer mit dem Hering („Heringsnaſe", vgl. S. 148). Die früheſte ſinnbildliche Darſtellung des Thüringers im Sachſenſpiegel (14. Jhdt.)

Bildernachweis

Das Thüringer Landesamt für Denkmalpflege und Heimatschutz: 1, 2, 3, 19, 31, 32, 35, 36, 37, 40, 42, 44, 45, 46, 50, 54, 56, 57, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 94, 105, 106, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117.

Der Konservator der Denkmale der Prov. Sachsen: 34.

Das Thüringische Wirtschaftsministerium: 15.

Die Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle: 75, 76, 79, 81, 83, 84, 85, 86, 87, 89, 90, 92, 93, 97.

Die Landesbauernschaft Thüringen: 43, 58.

Das Spielzeugmuseum in Sonneberg: 47, 48.

Die Staatliche Rhönschnitzschule in Empfertshausen: 51, 52, 53.

Dr. Ehrlicher, Neustadt a. d. O.: 28.

Realoberlehrer Apel, Lauscha: 61, 62.

Pfarrer Zimmer, Lippersdorf: 74.

Oberlehrer i. R. Kleffel, Gräfenthal: 49.

Oberlehrer Schlegelmilch, Weingarten: 89.

H. Schoepf auf Schloß Colmdorf bei Bayreuth: 88.

Pfarrer Bauß, Urnshausen: 104.

Heller-Werk, Schmalkalden: 118.

Carl Zeiß-Werk, Jena: 119.

Frau M. Bethke: 120

Prof. Dr. Wähler: 4, 5, 6, 7, 10, 12, 13, 14, 16, 17, 18, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 29, 30, 33, 38, 39, 41, 55, 59, 60, 63, 72, 73, 77, 78, 82, 91, 95, 96, 102, 103, 107, 108 und die beigegebenen Karten.

Die Holzschnitte 98—101 stammen aus F. Widebrand, carmen de typo depositionis 1578 (Landesbibliothek Wolfenbüttel); Bild 8 aus K. Chl. Frhr. von Reitzenstein, Regesten der Grafen von Orlamünde. Bayreuth 1869–1871; Bild 122 aus dem Sachsenspiegel. Bilder aus der Heidelberger Handschrift. Eingeleitet und erläutert von Eberhard Frhrn. von Künßberg. Insel-Verlag.

Der deutsche Volkscharakter

Eine Wesenskunde der deutschen Stämme und Volksschläge

Herausgegeben von Martin Wähler. in Leinen 18.50

Von den Sammel- und Gemeinschaftswerken, die die volkskundliche Forschung in den letzten Jahren in größerer Anzahl hervorgebracht hat, ist dies sicherlich das bedeutsamste und für die fortschreitende Forschung fruchtbarste. Denn hier wird nicht so sehr ein weitverzweigtes und kaum übersehbares Wissen zusammengefaßt, wie etwa in den volkskundlichen Wörterbüchern, hier ist auch nicht die Einheit der Volkswelt in eine Anzahl von Sondergebieten auseinandergefallen, sondern hier liegt ein gemeinsamer Versuch vor, wie er bisher noch nicht unternommen worden ist. Die Volkskunde gewinnt einen neuen Anstoß. Wer eine Wesenskunde des deutschen Volkstums zeichnen will, wird zunächst seiner vielfältigen Gliederung begegnen. In diesem Buche ist der richtige Weg, über die Darstellung der Volksgruppen zur Gesamtsicht des deutschen Volkstums zu gelangen, beschritten. *Berliner Börsenzeitung*

Das Sammelwerk, zu dem 36 berufene Kenner die Darstellungen der jedem als Heimat und Arbeitsgebiet besonders vertrauten Stämme und Landschaften beigetragen haben, stellt eine vertiefte, von dem mannigfaltig gegliederten Volkstum aus gesehene Deutschlandkunde und in diesem Sinne eine deutsche Volkskunde dar, die nun wirklich einmal das deutsche Volk als ein Ganzes in seiner reich entfalteten Einheit zu erfassen sucht. Die Stämme sind für Wähler „Ordnungsglieder des Volksganzen", seine Einleitung deutet auch die nationalen Berufe der Stämme und damit den Gedanken an, der die vielen Einzelbeiträge zu einer Einheit zusammenfassen müßte. Das Werk will keine abschließende Zusammenfassung geben, es weist vielmehr in die Zukunft und stellt neue Aufgaben. Hier ist ein eindringliches und überzeugendes Bild des deutschen Volkstums gestaltet worden, das ein unentbehrlicher Führer zum Erlebnis des Reichtums deutscher Volksart in der Einheit des volksdeutschen Reiches ist. *Zeitschrift für Deutschkunde*

Thüringische Stammeskunde

Herausgegeben von Paul Quensel

Mit 20 Tafeln und 54 Textabbildungen. geb. 5.80

Die Sage begleitet das Leben des Thüringers von der Geburt bis über das Grab hinaus; sie führt aus den Niederungen des Lebens mit dem Zauberband, das sie um Kyffhäuser und Wartburg, um Luther und Faust schlingt, zu den Höhepunkten der Geschichte und verknüpft das Sinnliche mit dem Mythischen, Übersinnlichen. Diesen geradezu überquellenden Reichtum der Thüringer Sagenwelt nach großen einheitlichen Gesichtspunkten geordnet und zugleich in eine die Ursprünglichkeit volkstümlicher Redeweise bewahrende Form gebracht zu haben, ist das Verdienst Paul Quensels. Vor den älteren Thüringer Sagensammlungen hat sein auch würdig ausgestattetes Buch den Vorzug des weiteren Gesichtsfeldes, der größeren Abwechslung und lebhafteren Darstellung. Wer sich erst einmal in all die geheimnisvollen Spuk- und Gespenstergeschichten, in die derben Schwänke und die volkstümliche Auffassung des großen historischen Geschehens vertieft hat, den läßt das ebenso kurzweilige wie nachdenkliche Buch so bald nicht wieder los; auf jeder Seite zeigt es ihm neue und oft überraschende Züge in dem so vielfältigen Antlitz des Thüringer Volkscharakters. *Thüringer Allgemeine Zeitung*

Adolf Spamer, Hessische Volkskunst

Mit 292 Abbildungen. in Leinen 7.50

Diese Betrachtung der hessischen Volkskunst ist die erste zusammenfassende Gesamtübersicht. Das erforderte einen Reichtum von Einzelangaben, wobei jedoch das Sinnvolle und Zusammenhängende nicht aus dem Auge gelassen worden ist. Ein Schlußkapitel dieser außerordentlich lesenswürdigen Veröffentlichung zieht die Folgerung aus dem Wissen um die in ihrem Entwicklungsablauf als „Wechselspiel zahlloser Teilkräfte, eingebettet in das geschichtliche Werden von Einzelstämmen und Gesamtvolk" charakterisierte hessische Volkskunst. Bei allen diesen Dingen handelt es sich um immer noch wirksame und für ein neues Gemeinschaftsleben zu nutzende Ausdrucksformen. Es kommt dieser Darstellung merklich zugute, daß sie auf jahrelangen Wanderungen entstanden ist. Was der Verfasser über Land und Menschen, Bauten, Möbel, Geräte, Textilien, Töpferwaren, Handwerk und freies Kunstschaffen berichtet, trägt so den Stempel des Erlebten. *Atlantis*

Volksart und Brauch

Jeder Band geb. 1.60

Um das Leben des Volkes aus der lebendigen Fülle seiner Erscheinungsformen zu verstehen, ist diese wohlfeile, von Adolf Spamer herausgegebene Reihe entstanden. Die Bände geben Aufschluß über die vielen Formen deutschen Brauchtums, die das Volk sich für die Arbeit, Gemeinschaftspflege und Festtage, für den Jahreslauf, für Bindungen in Beruf und Stand geschaffen hat.

Adolf Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche. Mit 16 Abbildungen

Albert Becker, Osterei und Osterhase. Mit 22 Abbildungen

Adolf Spamer, Weihnachten in alter und neuer Zeit. Mit 33 Abb.

Eugen Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche. Mit 26 Abbildungen

Volkswerk

Jahrbuch des Staatlichen Museums für deutsche Volkskunde

Herausgegeben von Konrad Hahm

Mit Beiträgen von H. Harmjanz, A. Spamer, S. Erixon, J. O. Plaßmann, E. Jung, Carl und W. Schuchhardt, Bruno Schier, E. Petrich u. a.

gebunden 7.50

In diesem Bande, der anläßlich des 50jährigen Bestehens des Staatlichen Museums für deutsche Volkskunde in Berlin erschien, sind zahlreiche Aufsätze erster Fachkenner des In- und Auslandes zum Thema der Volkskunst vereinigt. Zum ersten Male tritt hier eine verhältnismäßig noch junge Forschung geschlossen hervor, der eine große Zukunft sicher ist. Neben grundlegenden Fragen der Volkskunstforschung selbst sind eine große Anzahl von Einzelfragen behandelt, die jedem, der Freude an der bunten Vielfalt alten Volksgutes hat, unmittelbar interessieren. Besonders umfangreich ist der Bildteil, der über 200 Abbildungen in vorzüglicher Reproduktion wiedergibt. Ein Buch, das sich über die Forschung hinaus an alle Kreise wendet, die sich mit den Fragen volkstümlicher Kunst befassen.

Eugen Diederichs Verlag Jena

Das vorliegende Werk ſtellt die erſte zuſammenfaſſende Würdigung thüringiſchen Volkstums dar, die auf einer in jahrelanger Forſchungstätigkeit erarbeiteten und überall durch eigene Anſchauung begründeten Kenntnis thüringiſchen Volkslebens beruht. Sie umfaßt das geſamte thüringiſche Gebiet vom Harz bis nach Südthüringen und von der Werra bis zur Pleiße. Der Verfaſſer zeichnet hier ein geſchichtlich begründetes Wirklichkeitsbild des thüringiſchen Stammes in der Gegenwart, das allen Seiten des Volkslebens gerecht wird. Der harte Alltag mit ſeinen mannigfachen Arbeitsverrichtungen findet dabei in gleicher Weiſe Berückſichtigung wie die allgemeinen Lebensgewohnheiten und Volksbräuche in Feſt und Feier.

Die Darſtellung dieſes Stoffes iſt umfaſſend und vielſeitig zugleich. Dem Überblick über die Entwicklung der thüringiſchen Stammesgeſchichte folgt die Unterſuchung der ſozialen Verhältniſſe, die dem Lande ihr beſonderes Geſicht geben. Da erfährt man vielerlei Neuartiges von alter Handwerksübung und beſonderen gewerblichen Fähigkeiten, die noch heute für die Induſtrie beſtimmend ſind. Gibt die Siedlungsweiſe Aufſchluß über

die Entwicklung des thüringischen Dorfes, so zeugten Volkstracht und Volkskunst von dem besonderen Kunstsinn, der sich aus den dörflichen Gemeinschaften entwickelte. Besonders charakteristisch sind die Eigentümlichkeiten der Sprache, die Wähler aus zahlreichen Beispielen aus allen Gegenden des Landes aufzeigt. Volkswitz und saftiger Humor würzen die mannigfachen Redensarten, wie sie in Thüringen besonders zahlreich im Schwunge sind. — Eine Bereicherung erfährt die Darstellung durch einen umfassenden Bildteil, der in charakteristischen Beispielen ein Bild von Land und Leuten vermittelt.

Im Gegensatz zu einer nur die Einzelheiten registrierenden Fachliteratur geht es Wähler um Darstellung des lebendigen Menschen und um die Erweckung aller jener Volkskräfte, die heute die Grundlage völkischer Gemeinschaft zu bilden berufen sind. Das Buch wendet sich an alle Kreise, die heute in der lebendigen Volkstumsarbeit stehen, es wendet sich vor allem aber an das thüringische Haus selbst, für das es eine Fundgrube lebendigen Wissens bedeutet. Bei aller sachlichen Gründlichkeit ist die Darstellung so flüssig und abwechslungsreich, daß jeder das Werk mit Genuß lesen wird.